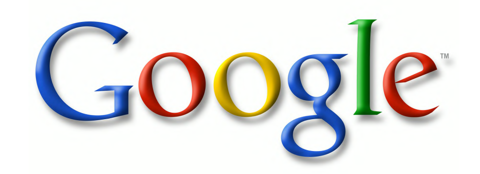


Historisch [illegible] ter

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1878

Erster Band.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

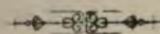
herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Einundachtzigster Band.



München 1878.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Die eisernen Jahrzehnte des Säkulums . . . 1

II. Peter Palladius.
Ein Zeitbild aus der dänischen Reformations-Geschichte 17

III. Zur Geschichte des Predigtamts in den Bisthümern Mainz und Worms während des 15. Jahrhunderts 34

IV. Friedrich August von Klinkowström . . . 48

V. Naturforschung und Bibel 68

VI. Kunst und Alterthum in der Erzdiöcese Freiburg 75

VII. Peter Palladius.
Zweiter Artikel 81

		Seite
VIII.	Onno Klopp's Geschichte Westeuropa's von 1660 bis 1714.	
	Dritter Artikel	102
IX.	Briefe eines Amerikaners.	
	Innere und äußere Reichspolitik aus der Vogelperspektive	116
X.	Frankreich unter Gambetta	128
XI.	Zeitläufe.	
	I. Die Rajah-Conscription und die „Fahne des Propheten"	148
	II. Das Griechenthum beim Zusammensturz der Türkei	154
XII.	Erinnerungen von Dr. von Ringseis. XX. .	161
XIII.	Das neueste Handbuch der allgemeinen Kirchen-Geschichte	181
XIV.	Onno Klopp's Geschichte Westeuropa's von 1660 bis 1714.	
	Vierter Artikel	204
XV.	Vor dem Friedensschluß.	
	(Aus Oesterreich)	220
XVI.	Zur Geschichte der Jesuitenschule	235
XVII.	Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen .	241
XVIII.	Peter Palladius und sein Visitationsbuch . .	260

Seite

XIX. Die Metamorphosen des belgischen Liberalismus.
I. Partei-Verhältnisse früherer Zeit . . . 282
II. Liberale Entwicklung gegen die Constitution . 295

XX. F. Falk's Heiliges Mainz 311

XXI. Zeitläufe.
Die türkische Liquidation 313

XXII. Pius der Neunte nicht mehr! 327

XXIII. Erinnerungen von Dr. von Ringseis. XXI. . 329

XXIV. Von Chiusi nach Monte Oliveto.
Von Sebastian Brunner 349

XXV. Die Metamorphosen des belgischen Liberalismus.
III. Die unmittelbare Gegenwart . . . 366

XXVI. Die Schule von Großkarlbach in der Pfalz.
Eine bayerische Landtags-Frage.
Von einem Juristen 383

XXVII. Ueber den vormaligen Weinbau im deutschen und brittischen Norden 409

XXVIII. Ueber das politische Verhalten der Katholiken in Italien 413

XXIX. Peter Palladius und sein Visitationsbuch.
Schluß-Artikel 426

XXX. Kirche und Staat unter dem neuen Pontifikat . 453

Seite

XXXI. Zeitläufe.
Rückblick auf den bayerischen Landtag . . . 480

XXXII. Zur Geschichte des Bauernkrieges . . . 491

XXXIII. Die Protestanten im Kampf um die Ehe . . 497

XXXIV. Rückblick auf die eilfhundertjährige Jubelfeier des Benediktiner-Stiftes Kremsmünster . . . 509

XXXV. Der zweite Band der Brentano-Biographie . 529

XXXVI. Zeitläufe.
Der beabsichtigte Orient-Congreß und seine Aussichten 537

XXXVII. Schweizer Brief.
Das neue Fabrik-Gesetz und sonstige sociale Zustände 554

XXXVIII. Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Staats-Kirche.
I. Ansicht eines anglikanischen Bischofs . . 565

XXXIX. Die Protestanten im Kampf um die Ehe.
(Schluß) 582

XL. Ueber das politische Verhalten der Katholiken in Italien.
Zweiter Artikel 596

XLI. Sühnung eines Todtschlags.
(Zur Sittengeschichte des 15. Jahrhunderts) . 609

Seite

XLII. Zeitläufe.
Was ist los in Berlin? 615

XLIII. Bilder aus Südengland 631

XLIV. Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Staats-Kirche.
II. Kritik der Ansicht des Bischofs von Gloucester und Bristol 641

XLV. Onno Klopp's Geschichte Westeuropa's von 1660 bis 1714.
Fünfter Artikel 657

XLVI. Aus der Petersburger Gesellschaft . . . 678

XLVII. Ueber das politische Verhalten der Katholiken in Italien.
(Schluß-Artikel) 690

XLVIII. Zeitläufe.
Die „Culturkampfs" - Müdigkeit vom protestantischen Gesichtspunkt 707

XLIX. Onno Klopp's Geschichte Westeuropa's von 1660 bis 1714.
Sechster Artikel 721

L. Aeltere und neuere Reisewerke über Italien . 732

LI. Zur Charakteristik der Fürstin Galitzin.
(Nach ihren Tagebüchern) 744

LII Die Reformation im Gau Tullifeld . . 759

		Seite
LIII.	Zur Charakteristik der republikanischen Parteiregierung in Frankreich	765
LIV.	Die Kirchenverfolgung in der Schweiz . .	790
LV.	Erinnerungen von Dr. von Ringseis. XXII. .	801
LVI	Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Kirche.	
	III. Die protestantische Entwicklung im Anglikanismus	823
LVII.	Janssen's nachmittelalterliche Geschichte des deutschen Volkes	841
LVIII.	Der italienische Exminister Minghetti über die Trennung von Kirche und Staat . . .	850
LIX.	Zeitläufe.	
	Was ist abermals los in Berlin? . . .	861
LX.	Letztes Wort zur bayerischen Fraktions-Differenz	875
LXI.	Die Katholiken in Persien	883
LXII.	Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Kirche.	
	IV. Anglikanismus und Ritualismus . .	885
LXIII.	Der italienische Exminister Minghetti über die Trennung von Kirche und Staat.	
	(Schluß)	900
LXIV.	Erinnerung an Pater Haßlacher . . .	913
LXV.	Culturkampf und Beamtenthum . . .	935
LXVI.	Zeitläufe.	
	An der Schwelle des orientalischen Congresses .	952





I.

Die eisernen Jahrzehnte des Säkulums.

Will man ehrlich seyn und die Auflösung und allgemeine Verwirrung, von der die Menschheit mit jedem Jahre mehr gequält wird, auf den kürzesten und unmittelbar praktischen Ausdruck bringen, so muß man sagen: es ist der Geist erbitterten Kampfs gegen die katholische Kirche, welcher unsere Zeit und ihre Erscheinungen charakterisirt. Eines verhältnißmäßig glücklichen Zustandes erfreuen sich noch diejenigen Völker, bei welchen diese Tendenz noch nicht zum Durchbruch gelangen konnte. So namentlich England. Aber alle die Länder, deren innere Leiden von den Zeitungen tagtäglich angezeigt werden, zeichnen sich auch aus als Vorkämpfer gegen den Geist der katholischen Kirche. Das gilt vor Allem von Preußen, dessen Volk nie so elend daran war und dessen Regierung nie rathloser dastand, als seitdem man in Preußen, nach allen den großen Siegen und blutigen Triumphen, der ganzen katholischen Welt den Vernichtungskrieg machen zu müssen glaubte, auf nationalem und internationalem Wege.

Der Kampf ist allerdings alt. Er existirt solange, als es Feinde der christlichen Weltordnung gab und gibt. Die katholische Kirche war die Schöpferin dieser christlichen Weltordnung und sie ist ihre Seele geblieben auch noch in den *Trümmern, die in unsern Tagen* übrig geblieben sind.

Mag diese Thatsache bei den getrennten christlichen Confessionen anerkannt werden oder nicht, die Feinde aller göttlichen Influenz in den Ordnungen dieser Welt anerkennen die Thatsache und haben sie stets anerkannt. Und wenn sie der christlichen Weltordnung eine andere Cultur als Erzeugniß ihrer souveränen Vernunft entgegensetzen wollten, so hatten sie immer das bestimmte Bewußtseyn, daß diese ihre Cultur im unversöhnlichen Gegensatz gegen die katholische Kirche stehe. Der Gedanke des „Culturkampfs" ist also nicht neu, aber die Macht zur offenen Kriegserklärung hat er erst in und mit der neuen Aera Preußens gefunden.

Man wird uns nicht einwenden: aber die französische Revolution? So schreckhaft diese Erscheinungen am Ende des vorigen Jahrhunderts waren, so blieben sie doch territorial beschränkt; sie waren ein verfrühter und bloß lokaler Ausbruch und wurden wenigstens äußerlich bald wieder überwunden. Bedeutsam mag es allerdings erscheinen, daß unter den mächtigern Fürsten jener Zeit nur Einer den damaligen Trägern des Culturkampfs freundschaftlich huldigte, und zwar der preußische König welcher der eigentliche Schöpfer der traditionellen Politik seines Reiches geworden ist. Aber in Preußen selbst folgte darauf eine lange Periode der Inconsequenz.

Der zweite große Ansturm feiert im kommenden Jahre sein dreißigstes Geburtsfest. Aber auch jetzt noch bot sich keine bedeutendere Macht zur Hülfeleistung an, und die sogenannte „Solidarität zwischen Thron und Altar," wo sie momentan gestört worden war, wurde bald wieder hergestellt. Leider noch mehr als vorher bloß äußerlich. Die Feinde der christlichen Weltordnung hatten nicht nur ihren Anhang gewaltig vermehrt, sondern sie traten jetzt in einem neuen Gewande auf, worin sie den Mächtigen der Erde nicht nur ungefährlich erschienen, sondern sogar gerne gesehene Gäste bei Hofe *werden* konnten. Nur an Einem nicht — am österreichischen.

Es war das Gewand des Nationalismus, worin die Bewegung von dem idealeren Standpunkt des Kosmopolitismus herabstieg.

Selbst ihre Todfeinde vermögen der katholischen Kirche nicht abzustreiten, daß sie in allen Jahrhunderten eine treue Bewahrerin des Sonderlebens der Völker war; aber sie hat andrerseits alle geeinigt durch das gemeinsame Band der christlichen Weltordnung. Dieses Band sollte und mußte gesprengt und zerrissen werden, um für die neue Cultur der selbstherrischen Vernunft Platz zu schaffen. Bei dem Prozeß konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Idee der allgemeinmenschlichen Gemeinsamkeit immer mehr zurücktrat; denn diese Idee war die wesentlich christliche, sie war im direkten Gegensatze zu der jüdischen und heidnischen Weltanschauung in der katholischen Kirche verkörpert[1]). Indem der Natio-

1) Zur Erläuterung führen wir nachstehende Aeußerung eines protestantischen Autors an: „Man kann in liberalen Zeitungen oft mit der ihnen eigenen Unkenntniß behaupten hören, es sei charakterlos von den Katholiken, die Verurtheilung der Trennung von Staat und Kirche durch den Syllabus anzuerkennen und diese Trennung doch praktisch anzustreben. Man vergißt dabei, daß der Syllabus nur eine Reihe von Urtheilen, von Protesten enthält, welche in's Positive übersetzt das Ideal der menschlichen Vergesellschaftung zur Darstellung bringen. Und zu diesem Ideal gehört ganz nothwendig die Ueberordnung der Einen christlichen Kirche als eines religiösen Universalorganismus über die Staaten. Man erschrecke nur nicht! Dieß ist und bleibt das Normale, auch für den gläubigen Protestanten, d. h. universelle Organisation der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Sittlichkeit. Mehr ist principiell nicht nöthig, aber weniger ist ebenfalls undenkbar, der Theorie nach für den Christen überhaupt, allein als praktisch zu erstrebendes Ziel auch jetzt noch für jeden wahren Katholiken, der in seiner Kirche die Eine wahre der Christenheit sieht. Für uns Protestanten dagegen hat sich praktisch die Lage der Dinge seit der Reformation völlig geändert. Uns ist der normale Standpunkt der Dinge so sehr entschwunden,

nalismus das Glück hatte ganze Völker und Staaten in den Vernichtungskampf gegen Christenthum und Kirche hineinzuziehen, hat er der allgemein-menschlichen Gemeinsamkeit selbst den tödtlichen Schlag versetzt. So ist unsere Zeit die Zeit des Kriegs Aller gegen Alle geworden und das hat die Nationalitäten-Politik gethan, wenn auch allerdings erst in letzter Instanz.

Das neue deutsche Reich steht an der Spitze des Culturkampfs und es steht gleichzeitig an der Spitze des bellum omnium contra omnes. In den ungeheuren Heeren, die es unterhält, findet der permanente Kriegszustand seinen Ausdruck und durch seinen Vortritt sind alle Reiche des Welttheils gezwungen die gleiche Rüstung anzulegen. Das war bei der Gründung des Reiches nicht vorgesehen; im Gegentheil lauteten die ersten Ansprachen des Kaisers ganz anders. Auch der berühmte Staatsmann ist augenscheinlich nicht mit Absicht und Bewußtseyn in diese Bahn eingetreten. Er hatte dereinst ganz entgegengesetzte Grundsätze bekannt, und vollständig scheint es ihm bis zur Stunde nicht gelungen zu seyn, die alte Seele durch die neu eingedrungene Seele aus Kopf und Herz austreiben zu lassen. Daß es so kam, ohne daß die nothwendige Folge zum voraus erkannt worden wäre, lag in der unerbittlichen Logik der Thatsachen, nach-

daß wir den thatsächlichen als den normalen zu fassen uns mehr und mehr gewöhnt haben, zum größten Schaden einer richtigen klaren Beurtheilung der Dinge, wie einer sichern und übereinstimmenden Handlungsweise." Dr. E. F. Wyneken: „Conservative Ziele für die Gegenwart und die Bedeutung des Vereinswesens für die Zukunft." Gotha bei Perthes 1878 S. 43. — Wir werden die Leser noch auf eine andere der kleinen Schriften des Herrn Wyneken, Rektors in Stade, aufmerksam machen. Diese Schriftchen, ursprünglich aus zu Hamburg gehaltenen Vorträgen hervorgegangen, zeichnen sich durch geistigen Tiefblick und außergewöhnliche Unbefangenheit aus.

dem man sich nun einmal, zu eigenem Nutz und Vortheil, dem Geist des Nationalismus verschrieben hatte. Der besteht auf seinem Schein. Auch ist es kein Zufall, sondern in der geschichtlichen Entwicklung von mehr als dreihundert Jahren begründet, wenn dieser Geist gerade in Deutschland seinen absoluten Herrscherthron aufschlagen konnte; und darum ist die Erscheinung des neuen deutschen Reiches in Wahrheit eine hochtragische.

Deutschland ist ja das Land der Reformation. Damit ist in der That Alles gesagt. Es wäre irrthümlich, wenn man in der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts nur eine Erhebung des eigenwilligen Subjektivismus gegen die Autorität der Kirche erblicken wollte; vielmehr wurde auch damals schon der Nationalismus gegen die in der Kirche verwirklichte christliche Weltordnung angerufen. Allerdings wurden die Consequenzen nicht sofort gezogen, sondern eher wieder zurückgedrängt; und heute noch gibt es ehrenwerthe Männer in großer Zahl, welche sich mit verzweifeltem Muthe gegen diese Consequenzen wehren. Gerade wieder die Zerwürfnisse in der preußischen Landeskirche geben davon Zeugniß. Aber es ist Alles umsonst: wo der Subjektivismus des Individuums in der Reformation siegte, da war der Triumph des Nationalismus über die gesammte Weltanschauung nur mehr die Frage der Zeit[1]). Wie der Protestantismus als Religion und Kirchenwesen sich von Anfang an auf den Standpunkt der Nationalität gestellt hat, so hat er zum Schluß sogar eine „na-

1) Dr. Wyneken in der Schrift: „Die weltgeschichtliche Bedeutung des modernen Socialismus" (Gotha, Perthes 1876): „Was werden wird zu wissen, ist dem Menschen verborgen; aber das ist offenbar, daß nur zwei wahrhaft internationale Strömungen die Welt durchziehen, der Katholicismus und der Socialismus. Keine von beiden beherrscht die Welt; aber was gegenwärtig die Welt völkerrechtlich beherrscht, das ist die Anarchie, und alle bisherigen Versuche vom Boden des nationalen Prote-

tionale Wissenschaft" aus sich geboren. Wenn endlich auch die unabhängige Wissenschaft nicht mehr Sache der allgemein-menschlichen Gemeinsamkeit, sondern „national-deutsch" seyn sollte, dann mußten allerdings bei uns die Zeiten ihrer Erfüllung nahe seyn.

So wollen die deutschen Freunde des Culturkampfs verstanden seyn, wenn sie die „Vollendung der Reformation" als ihren Zweck und als die unabweisliche Aufgabe des zum deutschen Reich ausgewachsenen Staats Preußen angegeben. Unter Anderen hat ein gelehrter Professor, als

---

stantismus — wir sagen des politisch-nationalen Protestantismus — derselben zu steuern, haben ein klägliches Ende genommen, vom westfälischen Frieden bis zur ‚heiligen Allianz' ... Was allein schon entscheidend ist, um den gegenwärtigen völkerrechtlichen Zustand eine Anarchie politischer National-Spekulation zu nennen, das ist einerseits daß solchen Allianzen immer sehr bald andere gegenüberstehen, andererseits daß dieselben in keiner Weise Bestand über die Lebens- oder Herrschafts-Dauer derer, die sie abgeschlossen haben, in Aussicht stellen. Ganz natürlich; weil keine internationale Idee zu Grunde liegt, geschweige eine solche, welche zur Erzeugung eines über den Wechsel erhabenen internationalen Organismus irgendwelche Aussicht böte" (S. 36).

Zum Beweise, wie weit es von diesem Standpunkte, und insbesondere vom preußisch-protestantischen Standpunkt aus, mit der Abkehr von der Idee der allgemein-menschlichen Gemeinsamkeit gekommen sei, führt Hr. Wyneken die grundlegende Schrift des Gründers der „deutsch-conservativen Partei" an. „Wir", sagt er, „würden es für einen der verhängnißvollsten Mißgriffe halten, falls eine auf dem Christenthum basirende Partei, wie sie dort in Aussicht genommen wird, die a. a. O. ausgegebene Parole: ‚Jede internationale Partei erscheint als eine auswärtige Macht, deren Angriffe zurückzuweisen die gemeinsame patriotische Pflicht aller Parteien ist' — in ihr Programm aufnähme. Das eben ist das Traurige am Protestantismus, daß er von Anfang an national wurde, daß er auch gar nicht einmal den ernsthaften Versuch einer internationalen Verbindung gemacht hat" (S. 46).

preußischer Abgeordneter noch dazu unter den Culturkämpfern, nach dem Zeugniß des Hrn. Dr. Windthorst, einer der milderen, jüngst öffentlich erklären können: „Wir wußten im Voraus, daß wir einen furchtbaren, unabsehbaren Kampf begannen, von dem diese fünf Jahre nur ein kleiner Theil sind. Wir nehmen das Werk wieder auf, das in der Reformation unvollendet geblieben ist; denn so lange die päpstliche Fremdherrschaft im Lande noch nicht vollkommen beseitigt ist, kann von der Vollendung der Reformation nicht gesprochen werden." Dafür soll Preußen nach der Meinung des Professors einen dreißigjährigen Krieg führen, wenn es seyn müsse. Zur päpstlichen Fremdherrschaft würde es z. B. gehören, wenn ein Gelehrter, der die alte Kirche gegen ihre historischen Verläumder vertheidigt, vom Cultusminister an eine Universität befördert würde; und aus dem gleichen Grunde will Dr. Virchow alle nur denkbaren Freiheiten erkämpfen, die Eine aber nie und nimmermehr gewähren, daß die Katholiken zur Pflege der Wissenschaft eine eigene Hochschule haben sollten. Das Alles hat man jüngst in einer Sitzung der preußischen Abgeordneten erfahren.

Es hat uns nicht an tiefblickenden Männern gefehlt, welchen längst ein ungefähres Bild des jetzt eingetretenen Zustandes vorschwebte. Zeugniß dafür gibt das bekannte Wort von der großen Schlacht der Geister „auf dem brandenburgischen Sande." Aber der gesammte Zusammenhang der Dinge wird in der Regel doch erst nach geschehener Sache erkannt. Sonst hätte man sich bei uns nicht so sehr wundern können, als die Schlagworte einer bekannten Presse aus der Zeit des Bruderkrieges von 1866 allmählig auch aus hohem Mund zu hören waren. Die Rede des kaiserlichen Botschafters in London gegen die „Dunkelmänner von Rom" ist unvergessen, worin dieser Vertreter des Monarchen erklärte, man fürchte eben in Rom, daß „man in Ländern, wo der nationale Geist sich entwickelt, wie im großen protestan-

tischen Kaiserreich, unvermeidlich zu einer Nationalkirche schreite". Unvergeßlich ist die kurz vorher gehaltene Rede des Fürsten Bismarck im preußischen Herrenhause: der Papst sei ein Feind des Evangeliums und deßhalb ein Feind des preußischen Staats, er bedrohe die Seligkeit der evangelischen Christen. Damals — auf den Brief des Kaisers an Graf Russel vom 18. Februar 1874 wollen wir hier nicht zurückkommen — damals hat Hr. Dr. Windthorst in der Kammer (19. April 1875) gesagt: „Wie kommt der Herr Minister-Präsident, der zu gleicher Zeit Reichskanzler ist, dazu eine solche Rede zu halten vor ganz Deutschland, wo verbündete katholische Fürsten sind und wo der erheblichste Theil des südlichen Deutschlands unseren Glauben theilt?"

Gewiß, man hat auch diese Rücksicht sorgfältig beobachtet, solange bis der Geist des Nationalismus alle Bedenken überwunden und der Muth verliehen war, die Worte sofort in Thaten umzusetzen. Ehe dieser Geist den landläufigen Liberalismus tingirt hatte, würde auch die liberale Partei selber solche Reden nicht vertragen haben. Auch sie hätte sich gesträubt gegen das neue Staatsprincip, daß der Katholik in Deutschland zum unbegränzten und unbedingten Gehorsam nicht nur gegen die bestehenden, sondern unbesehen auch gegen alle zukünftigen Gesetze verpflichtet sei. Niemals hätte ein liberaler Gerichtsvorstand billigend erklären können: „wir stellen allerdings die Geistlichen vor die Alternative des Hungers oder des Meineids, aber wir müssen dieß thun, um unsern Zweck zu erreichen." Solange noch Eine katholische Macht aufrecht stand, waren solche Anschauungen wenigstens verläugnet. Dann erst haben sich in kurzen Jahren die Anschauungen und Gefühle der tonangebenden Classen in diesem Reich auch nach außen geändert.

So hat man es nun erreicht, daß die Parteien im Lande wie zwei fremde Nationen sich gegenüberstehen, daß die verhetzten Protestanten, wo sie früher friedlich mit den Katho-

liken zusammenwirkten, jetzt mit Mißtrauen und Argwohn erfüllt sind, und daß die Andersgläubigen im „protestantischen Kaiserreich“ kaum mehr als Nations-Genossen, geschweige denn als Reichsfreunde, betrachtet werden. Das Orakel, das zu diesem innern Kriege rieth, hat aber den Fragenden auch noch heimtückisch betrogen. Es hat gesagt: „wenn du über die Grenze gehst, wirst du eine große Kirche zerstören“. Und siehe da! es ist die eigene protestantische Landeskirche, welche von der Zerstörung betroffen wird. Die neue Cultur kann nun einmal nicht bloß nach der katholischen Seite hin gegen den Begriff einer göttlich gestifteten Kirche und christlichen Weltordnung mit den Mitteln der Staatsgewalt zu Felde ziehen, ohne den Rest dieser Begriffe in den protestantischen Genossenschaften, die mit dem Staate vermischt und von seinen Organen regiert sind, doppelt schwer zu treffen. Es hilft auch nichts zu sagen, daß man den Culturkampf keineswegs so principiell und im Sinne der alten und neuen Feinde der christlichen Weltordnung, sondern ausschließlich nur „gegen Rom“, verstanden und gewollt habe. Die Mächte, welchen man bloß den Finger zu diesem Kampfe zu geben vermeinte, ziehen immer die ganze Hand an sich.

Aber auch diesen Mächten selber folgt die Nemesis auf dem Fuße. Um zur Herrschaft aufzusteigen, mußten sie durch den Nationalismus das gemeinsame Band der christlichen Weltordnung sprengen, und von Neuem eine allgemein-menschliche Gemeinsamkeit herzustellen, liegt weder in ihrem Wollen noch in ihrem Können. Nun macht sich aber in den breiten Volksmassen die Lücke schmerzlich fühlbar, und zwar abermals am schmerzlichsten in Deutschland. Die alte christliche Weltordnung hat nicht nur die Völker und Nationen mit dem gemeinsamen Bande ausgleichend umfaßt, sondern auch die Classen und Stände des einzelnen Volkes; sie hat das Volk im Ganzen umfaßt mit dem Band der heiligen Liebe. Die neue Cultur besitzt davon nichts, das Gemein-

gefühl ist ihr überhaupt fremd. Es ist im Gegentheile eine bekannte Genealogie: das in der Reformation emporgekommene Princip des Individualismus hat den Liberalismus erzeugt und der Liberalismus ist der Vater der Socialdemokratie. Nirgends hat diese neue Partei so tief und weit um sich gefressen, nirgends ist sie zu intensiverer Ausbildung, ja bis zur Bedeutung einer neuen Wissenschaft gelangt als in Deutschland, insbesondere in Preußen, und durch Deutsche. Ist es aber auch geschichtlich nicht leicht erklärbar, daß die Socialdemokratie nun als Krönung der „deutschen Wissenschaft" erscheint?

Der deutsche Socialismus steht als reine Vernunft-Wissenschaft ganz auf dem Boden der liberalen Cultur, und er schaut dem Eifer der Culturkämpfer in Wegräumung aller Reste der christlichen Cultur seelenvergnügt zu. Aber die Stelle will er nicht leer lassen, damit der gierige Individualismus sich nach Herzenslust auf dem abrasirten Terrain herumtreibe. Er will der Ausbeutung der Schwachen durch die Starken wehren durch Herstellung einer neuen allgemeinmenschlichen Gemeinsamkeit. Was einst die religiöse Richtung des Menschen gethan, das soll jetzt das starre Gebot der unabhängigen Vernunft ersetzen; anstatt der Liebe der Zwang. Das ist, wenn man der Verläumdung auf den Grund sehen will, der sogenannte Bund der „rothen und der schwarzen Internationale". Der Socialismus ist der äußerste Gegensatz zu dem Kosmopolitismus der katholischen Kirche; aber er ist die menschlich-vernünftige Correktur des Nationalismus und die logische Consequenz des modernen Liberalismus, womit wir allerdings nichts Neues sagen.

Seitdem diese zwei Häresien der neuern Zeit sich im „Nationalliberalismus" zusammengefunden hatten und zur aktuellen Macht gelangt waren, hat alsbald auch der äußere Friede Abschied genommen von der Erde und haben die eisernen Jahrzehnte des Säkulums begonnen. Bis die Reihen-

folge der politischen Kriege geschlossen seyn wird, hat die sociale Bewegung alle Aussicht dermaßen zu erstarken, daß der innere sociale Krieg nur mehr die Frage eines zufällig losgehenden Schießgewehrs seyn wird. Das ist die Zukunft, welche der abendländischen Menschheit — und zwar keiner Nation mehr als der deutschen — allem Anscheine nach in Aussicht steht; und durch eine merkwürdige Fügung wird eben jetzt auch noch die ganze Slavenwelt in den Wirbel unserer Entwicklung hineingezogen.

Nur Ein Weg würde betreten werden können, um die traurigen Geschicke abzuwenden, und das wäre die Herstellung einer neuen internationalen Rechtsordnung und die Vereinigung aller großen Mächte Europa's zum Schutze des neuen Weltvertrags, unter gegenseitiger Entwaffnung der Armeen, welche jetzt von jeder Nation gegen die andere auf dem Mobilisirungsfuß erhalten werden und die den Völkern das Mark aussaugen. Die große Frage des Orients ist in unaufhaltsamem Fluß, und man sollte meinen, gerade dieses ungeheure Problem müßte zur Herstellung eines von allen Mächten garantirten neuen europäischen Staatensystems drängen. Besaß ja der Welttheil schon einmal eine solche internationale Rechtsordnung, warum soll sie nicht abermals möglich seyn? Die Antwort warum nicht? liegt nur zu nahe. Die Mächte und Elemente, welche sich zum Culturkampf vereinigt haben, können nicht einigen, sondern nur spalten und stören. Sie sind von Natur aus separatistisch.

Es lag in der logischen Wechselwirkung innerer und äußerer Politik, daß der Culturkampf, untrennbar verbunden und getragen von dem Geiste des Nationalismus wie er ist, sich auch auf alle internationalen Beziehungen übertrage. Gerade in dieser Verbindung liegt aber ein unerträgliches Odium. Betrachten wir nur, wie diese Thatsache im neuen deutschen Reiche liegt. Im Namen der Nationalität und des deutsches Geistes führt man den Kampf für die neue

Cultur und zur „Vollendung der (deutschen) Reformation“ gegen die alte christliche Weltordnung und gegen die katholische Kirche als deren Trägerin[1]); und von allen andern Nationen verlangt man, bei Strafe aufzukündigender Freundschaft, daß sie nicht nur diesen nationaldeutschen Kampf in keiner Weise stören, sondern sogar als ernsthafte Mitkämpfer daran theilnehmen. Sicherlich ist eine internationale Stellung dieser Art nie zuvor erhört worden.

So hat sich das neue deutsche Reich gegen Oesterreich gestellt, wenn auch mehr latent; offenkundig ist dieselbe Stellung gegen Frankreich. Wir wollen nicht wieder bis auf den „kalten Wasserstrahl“ zurückgreifen; aber erinnern wir uns nur, was jüngst wieder zu Tage getreten ist, als die Möglichkeit bestand, daß die französischen Neuwahlen den conservativen Parteien eine Mehrheit bringen würden! Sofort erschien der italienische Kammerpräsident Crispi in Berlin als Botschafter in partibus, um, wie er selbst verrieth, die Aktion des Culturkampfes bezüglich der nächsten Papstwahl zu bereden; und gleich darauf erklärte das nahestehende Organ in Berlin, eine aktuelle Allianz sei dieß noch nicht, aber sie würde aktuell werden, wenn aus den französischen Wahlen eine „klerikale“ Regierung hervorginge; denn ein klerikales Frankreich sei eine permanente Drohung gegen Italien. Es war ein liberales Blatt, welches diese Erklärung mit folgendem Commentar versehen hat: „Das ist ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Damit wird Frankreich in die Lage versetzt, sofort nach den Wahlen, wer immer in der Wahlschlacht auch siegen möge, durch unzweideutige Beweise darzuthun, daß die klerikalen Elemente wohl nach der Herrschaft trachten, dieselben aber nicht zu erringen vermochten. Fehlen

1) Das und nichts Anderes ist der wahre Sinn der Schlagworte: man kämpfe ja nur „gegen Rom“ und „gegen den Ultramontanismus“.

diese Beweise, so steuern wir direkt einem verhängnißvollen Zusammenstoße entgegen"[1])! Es ist auch kein Zweifel, daß bei den französischen Wahlen das Schreckensgespenst einer abermaligen deutschen Invasion eine einflußreiche Rolle gespielt und insbesondere die Bildung eines Kabinets aus der Senatsmehrheit vereitelt hat.

Das neue französische Ministerium besteht überwiegend aus protestantischen Mitgliedern, und ihrem Führer rühmt man nach, daß er, geborener Engländer, mit dem deutsch Bunsen'schen Geiste sogar durch Familien-Bande verwandt sei. Es wäre ja nicht abzusehen, warum nicht auch Protestanten Minister in Frankreich seyn sollten. Aber sie sind an die Spitze der Geschäfte gelangt im Bunde mit dem Radikalismus und in Folge einer Wahlbewegung, welche den Kampf für die neue Cultur offen auf ihre Fahne geschrieben hatte. Sie bilden ein Ministerium, vor dem sich der Protestant Guizot entsetzt haben würde. Und jetzt erst erklären sich die nahestehenden Berliner Organe zufrieden mit dem Zustande in Frankreich, und sie machen kein Hehl daraus, daß eine Regierung von entgegengesetzter Farbe den Bruch zwischen Deutschland und Frankreich zur Folge gehabt haben würde.

Dahin ist es mit der Politik eines Reiches gekommen, das als nationale Einigung entstanden ist und das um so eher Grund hatte sich gegen jede Einmischung in die innern Angelegenheiten anderer Nationen feierlich zu verwahren, wie auch in der ersten kaiserlichen Thronrede geschehen ist. Es ist die natürliche Wirkung des Culturkampfs-Princips auf dem Gebiete der äußern Politik, daß, wo die constituirten Gewalten dessen Zwecken, sei es aus einem Rest kirchlicher Pietät oder aus Selbsterhaltungstrieb, nicht dienen wollen, die oppositionellen und selbst die äußersten

1) Berliner „Germania" vom 9. Oktober 1877.

Parteien an ihre Stelle gewünscht werden. Niemand konnte dem Abgeordneten Windthorst widersprechen, als er am 22. Nov. d. J. bei der Ausführung, wie der Culturkampf von Preußen nicht mehr allein im Innern geführt werde, sondern auch die Grundlage der äußeren Politik geworden sei — die Aeußerung that: „Gambetta und Crispi, das sind Ihre Hauptfreunde, das sind Ihre Hauptallianzen, ähnlich wie im Jahre **1866** Klapka und Garibaldi.“

Als am **22.** Juli **1871** in der französischen National-Versammlung die Petitionen der Bischöfe wegen Sicherung der Unabhängigkeit des heiligen Stuhles behandelt wurden, da hat Herr Thiers eine seiner prächtigsten Reden gehalten. Darin hat er gesagt: „Wir haben die hundertjährige Tradition Frankreichs aufgegeben und die Strafe für dieses Aufgeben sind heute grausame Unglücksfälle; in einem Augenblicke des Wahnsinns halfen wir das europäische Gleichgewicht zerstören, um das System der Nationalitäten zu proklamiren“. Das hat Napoleon III. aus Furcht vor den Dolchen der italienischen Verschwörer gethan; aber er hat sich wohl gehütet die letzten Consequenzen zu ziehen, die der Geist des Nationalismus erheischt. Dagegen hat er demselben durch den Bund mit dem revolutionären Italien, allerdings unabsichtlich und widerwillig, zum vollständigen Siege auf dem reformatorischen Boden Deutschlands verholfen.

Er aber wollte noch den Congreß und den Aufbau eines europäischen Staatensystems auf neuer Grundlage anstatt der durchlöcherten und zerrissenen Grundverträge von **1815.** Seitdem hingegen der Geist des Nationalismus in Deutschland seinen Herrscherthron aufgeschlagen hat, wird fast schon die Idee eines neuen europäischen Grundvertrags als „reichsfeindlich“ angesehen. Man schlägt an sein starkes Schwert und damit Punktum. Und nun will es das Mißgeschick, daß gerade in einer solchen Lage Europa's einer der bedeutsamsten Momente der Weltgeschichte eintritt — der unaufhaltsame Zusammen-

sturz der türkischen Herrschaft, die Lösung der orientalischen Frage.

Man will, wie verlautet, in Berlin vor Allem keinen Congreß zur Regelung der Verhältnisse im Orient. Ich glaube das vollständig, denn das Gegentheil würde nicht zum System passen. Folgerichtig will man auch keine Vermittlung der Mächte, sondern Rußland und die Türkei sollen ihre Angelegenheit durch einen Separatfrieden unter sich abmachen. Noch im Jahre 1856 hätte kein Mensch in Europa einen solchen Gedanken gewagt, Preußen selbst hat sich damals in die Pariser Conferenz eingedrängt, obwohl es dem Kriege völlig fern gestanden war. In den Separatfriedens-Verhandlungen Rußlands mit der Türkei soll sich jetzt keine Macht einzumischen haben, außer daß vielleicht Preußen darüber wachen würde, daß die Interessen Oesterreichs dabei nicht zu kurz kämen. Wer diese Interessen zu definiren haben würde, ist bis jetzt nicht gesagt; man weiß nur soviel, daß Oesterreich Mitglied des Dreikaiserbundes ist und bleibt. Neuerlich hat in Berlin sogar verlautet, daß durch den Dreikaiserbund auch die Interessen Englands, ohne daß diese Macht zu den russisch-türkischen Friedensabmachungen beigezogen zu werden brauchte, besorgt werden könnten. Frankreich fällt aus der Rechnung ohnehin vollständig aus, und so ist es klar, daß im Orient künftig Rechtsordnung seyn und werden soll, was Rußland und Preußen haben wollen.

So entwickelt das neue System seine letzten Gedanken und dafür starrt Europa in Waffen! In Oesterreich erhebt sich bereits die Frage sehr ernst, ob denn ein solches Resultai auch der Kosten und des Volkruins werth sei, der die unausbleibliche Folge dieser militärischen Ueberwucherung seyn muß. Aber auch die Schwäche der deutschen Stellung selber tritt in einer solchen Combination nur allzu deutlich zu Tage. Rußland ist eben doch das Zünglein an der Wage, als ob alle Siege und Erfolge Preußens seit 1864, und insbeson-

dere die Zerstörung des alten deutschen Bundes, denn doch nur auf diesen Zweck berechnet gewesen wären. Wir citiren im Folgenden die Worte eines Journals, das in der Beräucherung der Bismarck'schen Politik von Wien aus sonst wahrhaft Unglaubliches geleistet hat: „Unerquicklich ist heute auch die deutsche Politik und sie zerstört so manche Hoffnung in Deutschland selbst. Eine Macht, die zur Verwirklichung der stolzesten Träume berufen schien, die Schleppe des Czaren-Mantels tragen zu sehen, ist kein erfreulicher Anblick. Nicht nur das Ausland, auch mancher deutsche Patriot hat Anderes erwartet, als vor bald sieben Jahren die alte Herrlichkeit des deutschen Reiches im Versailler Königsschlosse von den Todten auferstand"[1]).

Aber das war eben die Täuschung. Das alte deutsche Reich repräsentirte die allgemein-menschliche Gemeinsamkeit auf Grund der christlichen Weltordnung. Einen wenn auch dürftigen Rest der Idee wollte die „heilige Allianz", und nach ihr der Wiener Congreß wie der alte deutsche Bund, in das 19. Jahrhundert herüber retten. Im neuen deutschen Reich aber ist, dem Charakter seiner Vormacht gemäß, der vollendete Separatismus zum Ausdruck gekommen, und der berühmte Dreikaiserbund bildet nur die Brustwehr dieses Separatismus. Das ist der Geist, der die eisernen Jahrzehnte des Säkulums über die abendländische Menschheit heraufbeschworen hat, wer weiß auf wie lange?

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 27. Nov. 1877.

II.

Peter Palladius.

Ein Zeitbild aus der dänischen Reformationsgeschichte.

I.

Von allen protestantischen Historikern wird Peter Palladius als ein Mann gerühmt, der wie kaum ein Anderer seinen Platz ausfüllte und durch seine unermüdete Thätigkeit in einer schwierigen Zeit sich die größten Verdienste um Kirche und Staat erworben habe; und doch hat dieser Mann bis jetzt noch keinen Biographen gefunden, wie so manche Andere seinesgleichen, die an Bedeutung weit hinter ihm zurückbleiben. Namentlich sind auch in den kurzen Lebensskizzen, die man von ihm hat, seine zahlreichen Schriften so gut wie ganz unbenützt geblieben. Dieß mag wohl seine Erklärung in demselben Grunde finden, aus dem bis in die neueste Zeit die wichtigsten Quellenwerke in den königlichen Bibliotheken und Geheimarchiven zu Kopenhagen sorgfältig verwahrt wurden, damit die Reformation in Dänemark nur in dem günstigsten Lichte erscheinen und ja kein dunkler Schatten auf dieselbe fallen sollte. Da in letzterer Zeit dieser Bann gebrochen ist, und in Folge einer objektivern Geschichtsauffassung eine Menge der wichtigsten Dokumente aus dem Staube gezogen und veröffentlicht wurden, so hat auch der „erste protestantische Bischof" von Seeland die Aufmerksamkeit der Historiker wieder mehr auf sich gezogen, nicht bloß durch eine etwas ausführlichere Lebensskizze, welche Pastor Heiberg in der theolo-

gischen Zeitschrift[1]) von diesem Manne gab, sondern namentlich durch die Auffindung und Veröffentlichung seines Visitationsbuchs. Da durch diese und andere Entdeckungen der neuesten Geschichtsforschung die Zeit, welche unmittelbar auf die gewaltsame Durchführung der Reformation durch Christian III. folgt, neues Licht erhält und uns ein ziemlich genaues Bild der damaligen Zustände und Kämpfe in Dänemark gewährt, so dürften einige Andeutungen über die allseitige und einflußreiche Thätigkeit von Peter Palladius und namentlich über seine Kirchenvisitationen, wie sie uns in seinem Visitationsbuch vorliegen, in diesen Blättern nicht ohne Interesse seyn.

Peter Palladius, oder eigentlich Plade, wurde im Jahre 1503 in Ribe von ziemlich armen Eltern geboren. Wahrscheinlich in der Hoffnung auf größere Unterstützung verließ er die blühende Lateinschule seiner Vaterstadt und begab sich nach Assens, wo er, wie er selbst sagt, sein Brod erbetteln mußte. Seine höhern Studien machte er zuerst auf der damals fast ganz in Verfall gerathenen Universität zu Kopenhagen[2]), da es in Folge einer Verordnung von König Johann (1498), die von Christian II. 1513 — 23 erneuert wurde, Niemand erlaubt war, eine ausländische Universität zu beziehen, bevor er an der einheimischen studirt hatte. Sein Namen wird in der Geschichte zum erstenmale erwähnt im Jahre 1531, wo er Schulmeister und Rektor an der Lateinschule zu Odense war[3]). Und wie es scheint legte er schon in diesem Jahre seine Stelle nieder, um die berühmten Lehrer Luther

---

1) Theologisk Tidsskrift. Udgivet af Dr. Scharling og Dr. Engelstoft IV. Bd. II Hefte. Kjöbenhavn 1840.

2) In der Stiftungsurkunde, wodurch die Universität als eine protestantische 1539 wieder hergestellt wurde, heißt es: Deprehendimus, Universalem Scholam Haffniensem ... per bella, quae post acciderunt, ante regnum et sub regno et post regnum Frederici I.. . vastatam atque ita collapsam, ut nullae fere reliquiae ejus superessent.

3) Danske Magazin I. 26.

und Melanchthon in Wittenberg zu hören und persönlich kennen zu lernen. Die Bürgermeisterswittwe Michels von Odense gab ihm die nöthigen Mittel dazu. Palladius blieb ungefähr sechs Jahre in Wittenberg und erwarb sich die besondere Gunst von Bugenhagen und Melanchthon, der auch seinen Namen Plade in Palladius verwandelte, wohl „weil er in diesem Namen ein Omen erkannte, daß dieser talentvolle junge Mann dereinst in seinem Vaterlande ein Palladium der göttlichen Wahrheit gegen die Papisten werden sollte"[1]). Seinen Verkehr mit den Wittenberger Reformatoren schildert Palladius selbst mit den Worten: „Illa cognitio (die er vom Hörensagen von ihnen hatte) fere nulla erat ad illam alteram, quando meis oculis vidi eos, audivi legentes et concionantes, fruebar illorum doctissimis et suavissimis colloquiis, versabar inter studiosos et doctos"[2]). Im Jahre 1533 wurde er mit seinem Landsmann Svaningius, dem spätern Lehrer Friedrich's II., zum Doktor der Philosophie creirt[3]). Nach Pontopp.[4]) wurde er 1535 von Christian III. zurückgerufen, und auch Suhm[5]) berichtet, daß er im folgenden Jahre 1536 in Dänemark war. Denn als der König das Grab des berühmten Bischofs Absalon in Sorö plünderte, und dem vielversprechenden Palladius dessen Siegelring, einen in Gold gefaßten Edelstein, gab, warf ihn Palladius in's Grab zurück, indem er sagte, daß es nicht recht sei, die Todten zu plündern. Beidemal jedoch scheint sein Aufenthalt in Dänemark nur von kurzer Dauer gewesen zu seyn, und wahrscheinlich auf Bugenhagen's Betrieb durfte er seine theologischen Studien in Wittenberg fortsetzen, um

1) Pontoppidan, Annales III. 90.

2) In seiner: Explicatio Orationis Christi Joan. 17.

3) In den Universitätsmatrikeln von Wittenberg heißt es: Sub decanatu Magistri Johannis Holsatiensis anno Domini MDXXXIII d. 25. Sept. in artium magistros rite promoti sunt Petrus Palladius Cimber, Johann Svaningius Danus.

4) Ann. III. 90.

5) Danmarks Historie VIII. 584.

sich für die hohe Stellung, die ihm vom König zugedacht war, noch besser vorzubereiten. Denn aus dem intimen Briefwechsel, den Bugenhagen mit Christian III. führte, geht hervor, daß dieser mit ihm über die künftige Stellung von Palladius verhandelte und wollte, daß letzterer vor seiner Abreise von Wittenberg auch noch Doktor der Theologie würde. Darüber schreibt Bugenhagen dem König in einem Brief vom ersten Adventsonntag 1536 von Wittenberg aus: „Um Euer Majestät zu sagen, was das kosten würde, habe ich mich mit Philipp Melanchthon berathen. Das Doktorat mit den dazu gehörigen Graden erfordert 100 Gulden. Und zudem ist es räthlich, daß er noch ein Jahr oder etwas darüber hier bleibe — man muß auch eine günstige Zeit zu reisen abwarten — und Kleider und besonders Bücher hat er auch noch nöthig, und die Heimreise fordert gleichfalls noch einen Zehrpfennig, so daß er bis dahin wohl noch 200 Gulden braucht, und wir wollen dafür sorgen, daß er davon nicht mehr sonderlich viel nach Dänemark zurückbringt. Deßhalb glauben wir, wie gesagt, daß er 200 Gulden nothwendig habe. Mehr soll er von Euer Majestät nicht verlangen, bevor er nach Hause kommt, und da werden Eure Majestät schon gnädigst für seine Zukunft sorgen, denn er ist ein solcher Mann, daß er mit der Zeit ein gutes Salarium verdienen kann"[1]). Der König, der auch dessen Bruder Nikolaus Plade, welcher 1552 Bischof von Lund wurde, während seiner Studien in Wittenberg unterstützte, muß die verlangte Summe bewilligt haben; denn im folgenden Jahre wurde Peter Palladius mit Tilemann von Hussen, später Bischof in Schleswig, den 1. Juni Licentiat und am 6. Juni Doktor der Theologie[2]). Am

---

1) Gelehrter Männer Briefe an die Könige in Dänemark I. Th. S. 4 ff.

2) Von Luthers eigener Hand geschrieben heißt es in Wittenbergischen Universitätsakten: „Anno 1537 sub D. Martini Lutheri continuato, ita volentibus Patribus conscriptis praeter morem, die 1. Junii

5. Juli kam er mit Tilemann von Hussen und wie es scheint zugleich mit Bugenhagen in Dänemark an.

In welch' hohem Grade Palladius das Vertrauen des Königs besaß, wohl hauptsächlich auf die Empfehlung der Reformatoren hin, denen der König in Religionssachen unbegrenztes Vertrauen schenkte, geht daraus hervor, daß er, obwohl erst 34 Jahre alt, und ohne vorher irgend ein geistliches Amt bekleidet zu haben, gleich zu den höchsten und wichtigsten Aemtern bestimmt wurde, indem er nicht bloß einen Katheder der Theologie an der Universität Kopenhagen, sondern auch den ersten Bischofssitz in Dänemark einnehmen sollte. Denn nachdem durch den Staatsstreich vom 12. August 1536 alle früheren Bischöfe in's Gefängniß gesetzt und die katholische Kirche den 30. Oktober desselben Jahres völlig abgeschafft worden war, mußte man an die Organisation der neuen protestantischen Kirche denken und derselben nicht bloß neue Vorstände geben, sondern bei dem großen Mangel an Geistlichen vor Allem auch auf Heranbildung tüchtiger Prediger bedacht seyn.

Sobald daher Christian III. mit der Königin Dorothea den 12. August 1537 durch den Vertrauensmann Bugenhagen in der Frauenkirche zu Kopenhagen gekrönt worden war, ernannte er an die Stelle der sieben abgesetzten katholischen Bischöfe — es war gerade der Jahrestag — die neuen Superintendenten oder protestantischen Bischöfe, wie sie nachher gewöhnlich hießen, nemlich Peter Palladius für das Stift Seeland oder Roskilde, Wormardsen für Lund, Peter Thomasen für Aalborg, früher Börglen, Jakob Schonning für Viborg, Mathias

---

responderunt pro Licentia in sacra Theologia venerabiles viri D. Petrus Palladius Danus et D. Thilomannus N. Licentiatus Lovaniensis. Et admissi sunt. Praesidens fuit D. Mart. Luther. Post die 6. Junii eidem sunt promoti publico more coram tota Universitate et doctoralibus insigniti, dederuntque danda. Promotor fuit D. Justus Jonas. Exhibuerunt quoque prandium benevolenter."

Schade (auch Lange genannt) für Aarhus, Johann Vandal (Slavus) für Ribe und Jensen Sadolin für das Stift Fünen. Bischof Ahlefeldt von Schleswig war der einzige katholische Bischof, der nicht abgesetzt worden war, nicht bloß weil er in seiner „Güte“ alles geschehen ließ, sondern auch weil das was als Grund für die Absetzung der übrigen Bischöfe vorgebracht wurde: nach dem Tode Friedrich's I. die Königswahl verhindert zu haben, auf ihn keine Anwendung finden konnte, da er als schleswig'scher Bischof an der dänischen Königswahl keinen Antheil hatte. Er behielt also den Titel und das Einkommen eines Bischofs, woran ihm allein gelegen war, die Verwaltung des schleswig'schen Bisthums aber wurde dem deutschen Hofprediger Christian's III., Nikolaus Krag, übertragen[1]). Alle diese neuen Bischöfe hatten sich um die Reformation besonders verdient gemacht, und mehrere von ihnen hatten gleich Palladius in Wittenberg studirt, deßhalb nennt sie auch Lintrup: Septemviros religiosos accuratissimo delectu e numeroso regni amplissimi clero edecumatos[2]). Auffallender Weise war der „dänische Luther“ Hans Tausen nicht unter den sieben Auserwählten. Ob sein heftiger Charakter oder seine politische Haltung in der „Grafenfehde“ daran Schuld war, oder was Bugenhagen bei einem andern Anlaß als Grund angibt: „weil man ihn nicht gerne von der Universität wegnehmen wollte,“ ist ungewiß. Da man sich darüber vielfach unzufrieden zeigte, so wurde er später 1541 nach Vandal's Tode Bischof von Ribe.

Mit Ausnahme von Palladius waren die neu ernannten Bischöfe alle entweder wirkliche apostasirte Priester oder doch

---

1) Helveg, Den Danske Kirkes Historie efter Reformationen I. Deel. S. 13 sq.

2) Münter, Symbolae ad illustr. Bugenhagii in Dania comm. p. 44.

nach protestantischer Weise zu Predigern ordinirt worden. Nichtsdestoweniger wollte der König abweichend von der Sitte der übrigen protestantischen Kirchen, die eine eigene Ordination der Bischöfe oder Superintendenten nicht kennen, dieselben zu diesem hohen Amte auch noch eigens „weihen" lassen, um ihnen bei dem noch ganz am „Alten" hängenden Volke das Ansehen wirklicher Bischöfe zu geben. Die Weihe wurde am 2. September 1537 in der Frauenkirche zu Kopenhagen, in Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Reichsraths, von Bugenhagen mit der größten Feierlichkeit vorgenommen, und zwar für alle, Palladius nicht ausgenommen, in gleicher Weise nach dem Ritus, der in der neuen Kirchenordnung eigens dafür festgesetzt war. Diese neue Kirchenordnung, im Jahre 1536 von mehreren Predigern und gelehrten Männern verfaßt, von den Wittenbergischen Theologen begutachtet und vom König und dem Reichsrathe bestätigt, wurde gleichfalls an demselben Tage publicirt. Vollkommene Gesetzeskraft erhielt sie jedoch erst auf dem Reichstage zu Odense 1539, auf dem sie nach einer neuen, von Palladius ausgearbeiteten dänischen Uebersetzung angenommen wurde. Auf demselben Reichstage wurde auch die hauptsächlich von Bugenhagen entworfene Organisation und Umgestaltung der Universität Kopenhagen zu einer protestantischen angenommen und vollendet.

Obwohl nun Palladius, was das Verhältniß zu seinen Collegen angeht, nur primus inter pares war, so besaß er doch ein solches Ansehen bei seinen Collegen und ein solches Vertrauen bei dem Könige, daß er nicht selten auch mit kirchlichen Angelegenheiten außerhalb seines Stiftes sich befassen mußte, und wenigstens faktisch eine Art Oberaufsicht über das ganze Kirchenwesen in Dänemark und Norwegen hatte. In dem zu Dänemark gehörigen Island war ihm die oberste Leitung und Durchführung des reformirten Kirchenwesens auch von Rechtswegen übertragen. Deßhalb „war er für alle Länder und Reiche des Königs, wenn nicht dem

Namen nach, doch in der That Erzbischof[1]"), und wird bisweilen auch so genannt, obwohl Amt und Titel eines Erzbischofs durch die Reformation gänzlich abgeschafft waren.

Um allen Verdacht parteiischer Darstellung zu vermeiden, enthalten wir uns einstweilen noch ein Bild von dem persönlichen Charakter des Palladius zu entwerfen. Er soll sich uns später in seinem „Visitationsbuch" selbst präsentiren, ganz wie er ist; und da wird er uns allerdings in einer so widerlichen Gestalt erscheinen, wie wir ihn niemals zu zeichnen gewagt oder vermocht hätten. In dem Folgenden werden wir also nur seine äußere Wirksamkeit in's Auge fassen, wie sie sich theils aus seinen übrigen schriftlichen Werken ergibt, theils von den protestantischen Historikern selbst — denn andere gibt es nach der Reformation in Dänemark nicht — gewöhnlich dargestellt wird, und werden so zeigen, wie mächtig Palladius in die Schicksale seines Landes eingriff und was er alles that, um die Reformation in Dänemark durchzuführen. Und es ist gewiß nicht zu läugnen, daß Palladius eine ganz außerordentliche Thätigkeit entwickelte nicht bloß als Universitätsprofessor und Bischof, sondern namentlich auch als Schriftsteller. Das einfache Verzeichniß seiner größeren und kleineren schriftlichen Werke füllt bei Heiberg sieben Oktavseiten. Die meisten zeugen jedoch mehr von seinem praktischen Sinn als von einem hervorragenden wissenschaftlichen Talent.

Als Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen war er einer von den drei promovirenden Doktoren und mußte wöchentlich, wenigstens nach den Statuten von 1539, vier theologische Vorlesungen halten, mit Ausnahme der drei Sommermonate, welche für die Visitationsreisen bestimmt waren. Auch sollten viermal im Jahre öffentliche Disputationen gehalten werden über Schriftstellen und theologische Themata von größerer Bedeutung. Er war eigentlich

---

1) *Grundtvig*, Vorrede zum Visitationsbuch des Palladius S. XIX.

der einzige Theologie-Professor, da die ganze Theologie, dogmatische Polemik, in der Exegese aufging und neben ihm nur noch ein Professor für das Griechische und ein anderer für das Hebräische in der theologischen Fakultät angestellt war. Von Kirchengeschichte war gar keine Rede, und auch in Bezug auf die „ältern Kirchenväter" war man sehr zurückhaltend, nur „de spiritu et litera" vom heil. Augustin durfte erklärt werden; dagegen hielt man sich ganz an die „Väter der Reformation"[1]). In den Jahren 1538 und 1543 war Palladius auch Rector Universitatis, 1545 trat er seine Professur dem Dr. Synningius ab, weil er den beiden so wichtigen Aemtern eines Professors und Bischofs zu genügen nicht im Stande wäre. Aber 1550 mußte er auf Ansuchen der Universität seine Professur auf's neue übernehmen und wurde abermals Rektor von 1553—1555. Aus seinen theologischen Vorlesungen mögen wohl seine zahlreichen theologischen Werke, größtentheils exegetischer Natur, hervorgegangen seyn. Merkwürdiger Weise scheint er im Gegensatz zu seinem Lehrer Luther auch ein großer Freund der Philosophie gewesen zu seyn, wenigstens empfiehlt er das Studium derselben sehr eindringlich und hält in Bezug auf das Verhältniß der Philosophie zur Theologie ganz an der scholastischen Auffassung fest: „Theologia, quod ad legem attinet, quatenus humana ratio eam intelligit, ad Ethicam refertur. Evangelium autem sub nulla parte Philosophiae comprehenditur. Est enim doctrina rationi non subjecta, sed divinitus revelata, cui *Philosophia cum omnibus suis speciebus ancillatur*... In studiis bonarum artium et philosophiae texuntur corbes, in quibus Evangelii thesaurus custodietur et populo Christiano fideliter proponetur"[2]).

Da von der Bibel bisher bloß das neue Testament und

---

1) Helveg l. c. S. 28.

2) In seiner Divisio philosophiae, welche der Tabula de exercitiis Scholasticis angehängt ist.

nur einzelne Theile des alten in's Dänische übersetzt waren, so erhielt Palladius mit den übrigen Professoren der Theologie von dem König auch den Auftrag, die ganze Bibel zu übersetzen. Und zwar mußte diese Uebersetzung nach dem ausdrücklichen Willen des Königs nicht aus der Ursprache, sondern nach Luthers deutscher Uebersetzung gemacht werden. Eine Uebersetzung aus der Ursprache bekam Dänemark erst 1607 durch Hans Paulsen Resen. Wie Palladius 1547 selbst bezeugt, arbeitete er an dieser Uebersetzung, welche 1550 im Drucke erschien, namentlich während einer Krankheit, durch die er an das Zimmer gebunden war. „Postquam ... necessitas ipsa postulat, ut domi manere cogar in revidendis Danicis bibliis occupatus"[1]). Jede Kirche sollte zum Gebrauche ihrer Seelsorger sich ein Exemplar von dieser Bibelübersetzung anschaffen, man scheint jedoch dieser bescheidenen Forderung in den ersten Jahren nicht sehr pünktlich nachgekommen zu seyn, da der Befehl 1555 erneuert wurde[2]).

Als Bischof hatte er in seinem Stifte auch die Aufsicht über das übrige Schulwesen, d. h. über die Lateinschulen, von denen sich in jeder Stadt eine finden sollte. Der Plan über Einrichtung, Lehrgegenstände, Lehrbücher und Disciplin war von ihm auch für diese in der Tabula de exercitiis Scholasticis genau vorgeschrieben und wurde allen Rectoren zur pünktlichen Darnachachtung zugeschickt. Da jedoch diese Vorschriften vielfach nicht beobachtet wurden, so mußte Palladius 1551 auf königlichen Befehl alle Lateinschulen seines Stiftes visitiren, und um das Studium der lateinischen Sprache mehr zu fördern, schrieb er selbst eine lateinische Grammatik, die nachher in Dänemark fast überall eingeführt wurde.

Als Bischof mußte er auch zufolge der neuen Kirchenordnung nicht bloß für die Gebildeten Vorlesungen über die

---

1) De vita ministrorum Verbi divini quotidiana.

2) Heiberg l. c. S. 88.

heilige Schrift halten, sondern auch dem Volke das Wort Gottes selbst verkünden, das ganze Stift einmal jedes Jahr visitiren, die Aufsicht über die Geistlichkeit, über ihre Lehre, ihr Leben, ihr Einkommen führen, die anzustellenden Geistlichen examiniren und strenge darüber wachen, daß die königliche Kirchenordonnanz überall genau beobachtet und ausgeführt werde. Die Zuwiderhandelnden sollte er mahnen und strafen und im Nothfalle deren Absetzung durch den König einleiten. Auch die Oberaufsicht über das Armenwesen war ihm zur Pflicht gemacht, und in allen Gewissenssachen sollte er Jedermann mit Rath und That beistehen. Damit aber den neuen Bischöfen ja kein Schatten mehr von einer weltlichen Macht bliebe, war jedem Bischof nach der neuen Kirchenordnung auch noch ein königlicher Amts- oder Lehensmann zur Seite gegeben. Diese Stiftsamtmänner hatten theils alles Weltliche in den vormaligen Lehen der Bischöfe zu besorgen, theils sollten sie mit diesen zugleich die Aufsicht über die Einkünfte der Kirchen, Schulen, Hospitäler und der Prediger im ganzen Reiche führen.

Die Schwierigkeiten, welche der Ausübung des bischöflichen Amtes entgegenstanden, waren Anfangs, wie sich im Laufe dieser Darstellung zeigen wird, nicht gering, aber Palladius ließ sich durch nichts abschrecken und unterzog sich seiner Aufgabe mit einem Eifer und einer Ausdauer, die Anerkennung verdient, wenn man auch vom katholischen Standpunkte aus darüber wenig erfreut seyn kann und auch sonst von seinem leidenschaftlichen Wesen nicht sehr erbaut wird.

Gleich nach seiner Ordination begann Palladius die vorgeschriebenen Visitationsreisen und zwar das erstemal in Begleitung des königlichen Stifsamtmannes, um seinem Auftreten mehr Nachdruck zu geben und den Widerspenstigen die königliche Ueberzeugung beizubringen. „Denn es gab nicht wenige Städte und manche Gegenden auf dem Lande, wo noch nie ein evangelischer Prediger gehört worden war,

und wo also die Bischöfe zuerst das Eis brechen mußten"[1]). Der Zweck dieser Visitation war zunächst, die neue Kirchenordnung überall durchzuführen und die Reste des katholischen Lebens noch völlig zu begraben. Obwohl das Stift Seeland damals 390 Pfarreien zählte, so hatte Palladius doch seine erste, allerdings wie es scheint nur flüchtige, Visitationsreise bereits im folgenden Jahre 1538 so ziemlich durch das ganze Stift gemacht. Ueber den Ausfall derselben berichtete Palladius in einigen Briefen an Bugenhagen, die von diesem auch dem Könige zugesandt wurden mit dem Ersuchen, der König möge sie nur für sich lesen, oder wenigstens doch nicht sehr Viele lesen lassen, „weil solches nicht Allen wohl schmeckt"[2]). Diese Briefe des Palladius wurden natürlich nicht aufbewahrt, wenigstens finden sie sich nicht mehr, aber die wenigen Worte von Bugenhagen geben hinlänglich zu erkennen, daß der Inhalt derselben nicht so rosiger Natur war und bei der Visitation doch nicht Alles so glatt abgelaufen seyn muß. Das Visitationsbuch des Palladius, das erst jetzt entdeckt wurde und von dem wir nachher einen Auszug geben werden, wird mehr Licht darüber verbreiten. Zuerst wollen wir seine übrige Thätigkeit in's Auge fassen und sehen, wie er die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung der Reformation entgegen stellten, zu überwinden bemüht war.

Die erste und nicht geringste Schwierigkeit für die neuen Bischöfe war, hinreichende und taugliche Prediger zu bekommen und den wenigen, die sie hatten, den nöthigen Unterhalt und das erforderliche Ansehen zu verschaffen. Ueber Mangel an tauglichen Predigern wird immer und überall geklagt, da von katholischen Priestern und Ordensleuten verhältnißmäßig nur wenige der Reformation sich anschloßen und ihr Amt als protestantische Prediger fortsetzen wollten.

---

1) Helveg l. c. S. 17.

2) Gelehrter Männer Briefe. I. Th. S. 13.

Und wenn solche Predigerstellen auch sonst von fähigen Leuten wenig gesucht waren, so lag der Hauptgrund wohl darin, daß sie damals äußerst geringe Vortheile und Annehmlichkeiten boten. So gut Anfangs, als die katholische Kirche noch bestand, die protestantischen Prediger in materieller Hinsicht gestellt waren, ebenso schlecht standen sie in dieser Beziehung jetzt, nachdem die alte Kirche abgeschafft war. Der König und der Adel hatten eben den größten Theil der Kirchengüter an sich gezogen, und soviel sonst Christian III. auf die Wittenberger Autorität hielt, so wollte er doch hierin dem Rathe Luther's nicht so ganz nachkommen und von den eingezogenen geistlichen Gütern der Kirche so viel lassen, daß sie gut bestehen konnte. Die Bischöfe waren daher immer bemüht, den Kirchen und ihren Dienern das nöthige Einkommen zu verschaffen, erreichten aber nur wenig. Denn die Reformation hatte auch in Betreff der Kirchengüter alle bestehenden Einrichtungen umgestoßen und überall die größte Verwirrung und Unordnung hervorgerufen[1]). Im Jahre 1546 war man noch nicht so weit, daß man überall wußte, was der Kirche gehören sollte und was Privateigenthum war. Und Bugenhagen schrieb auch noch in diesem Jahre von Wittenberg aus an den König, daß in Dänemark manche Geistliche so schlecht gestellt seien, daß sie nicht leben könnten und ihrem Berufe entsagen müßten[2]). Durch Spenden und königliche Verordnungen suchte man dieser Noth abzuhelfen und der König forderte Adel und Volk zu wiederholten Malen auf, sie möchten bedenken, daß sie Christen wären und für den Unterhalt ihrer Priester und Kirchen zu sorgen hätten, aber trotz aller Ermahnungen und Verordnungen des Königs wollte Niemand mehr etwas für kirchliche Zwecke geben, und die protestantischen Prediger fanden vielfach eine so ungünstige Aufnahme, daß der König Schutzbriefe für sie

---

1) Heiberg l. c. S. 38.
2) Gelehrter Männer Briefe. II. Th. S. 260.

ausstellen mußte. In einem solchen, der den 25. Juli 1538 für das Stift Schonen (Lund) ausgestellt wurde, heißt es[1]): „Wir thun Allen zu wissen, daß wir unsern geliebten Lektor Franz, Superintendent vom Stifte Schonen, und die niedere Clerisei, Seelsorgspriester und Küster, die im genannten Stifte wohnen und nach unserer Ordonnanz sich richten und handeln wollen, in unsern königlichen Schutz und Schirm an- und aufgenommen haben, und wie sie, so auch ihre Frauen, Kinder und Güter... Niemand soll ein Recht über sie haben, und wenn Jemand etwas gegen sie hat, so soll dieß an uns gebracht werden“ 2c.

Helveg sucht zwar die Nothwendigkeit dieser Maßregel damit zu erklären, daß durch die gewaltsamen Eingriffe in die Rechte und das Eigenthum der katholischen Geistlichkeit die alte Ehrfurcht für die Geistlichen überhaupt verschwunden war, und das Volk, welches besonders durch die Hoffnung, von allen Abgaben an die Geistlichkeit frei zu werden, für die Reformation gewonnen wurde, sehr unzufrieden war, weil der Zehnt nicht abgeschafft wurde und auch jetzt noch entrichtet werden sollte (an König, Priester und Kirchen): so wahr nun dieses auch seyn mag, so wird dadurch und durch andere Thatsachen doch constatirt, daß wie die Reformation selbst so auch namentlich die protestantischen Prediger bei dem dänischen Volke keine so günstige Aufnahme fanden, als gewöhnlich behauptet wird. Muß ja doch Helveg selbst gestehen[2]), daß schon die Veränderung der Namen „Bischöfe“ und „Priester“ in „Superintendenten“ und „Prediger“ in Dänemark nicht durchgesetzt werden konnte, da das Volk zu sehr an dem Alten hing. Und die bedeutendsten Historiker räumen heutzutage ein, daß selbst der ziemlich verkommene Adel mit wenigen Ausnahmen der Reformation gegenüber

1) Ny Kgl Saml. IV. 1128.
2) l. c. S. 32.

nicht günstig gestimmt war[1]); daß das Volk „nicht überzeugt, sondern unterdrückt wurde"; daß die Reformation von ihm gar nicht verstanden ward, und „erst nach und nach und sehr langsam im Volke Wurzel faßte, und daß man hauptsächlich an der Aufklärung des heranwachsenden Geschlechtes arbeiten mußte"[2]).

Deßhalb mußte in Dänemark das katholische Bewußtseyn möglichst geschont werden, und durch Beibehaltung alter Einrichtungen und äußerer Formen wurde das Volk vielfach getäuscht. Aus diesem Grunde und besonders um Schulen und Bildungsanstalten für tüchtige Geistliche zu bekommen, wurden denn auch einstweilen, bis vom König und Reichsrath etwas Anderes bestimmt würde, die noch bestehenden Klöster und Domcapitel von Lund, Roskilde, Ribe, Aarhus und Viborg beibehalten (zu Odense und Börglen waren keine eigentlichen Capitel, sondern Benediktiner-Convente vertraten deren Stelle). Die unverbesserlichen Bettelmönche waren alle aus dem Reiche verbannt und ihre Klöster aufgehoben worden, nur die Alten und Kranken konnten noch bleiben und bekamen in einem ihnen angewiesenen Kloster das Gnadenbrod, durften aber nicht mehr betteln und „das Evangelium verspotten", und mußten das Ordenskleid ablegen und jeder priesterlichen Funktion sich enthalten[3]). Die übrigen Herren- und Frauenklöster wurden zwar ihrer Güter beraubt, und Adelige als Lehensmänner in dieselben eingesetzt, aber ihre alten Bewohner durften bleiben, wenn sie wollten. Wollten sie dieß nicht, so sollten sie mit Kleidung, Reisegeld und einem Geschenke entlassen werden. Die Bleibenden sollten ihren Unterhalt von dem Lehensmann bekommen und das gemeinsame Leben fortsetzend dem Gottesdienst und den Studien obliegen. Gesang und Gottesdienst

1) Hist. Tidsskrift IV. Reihe, IV. Bd. S. 2.
2) Heiberg l. c. S. 99.
3) Helveg l. c. S. 36.

mußte nach der neuen Kirchenordnung eingerichtet werden, welche die horas canonicas nur wenig verändert hatte. Und damit die Mönche selbst „tüchtige Prediger" würden und solche auch heranbilden könnten, sollte in jedem Kloster ein gelehrter Theolog predigen und die Bibel erklären — zur größeren Erbauung sollte dieß selbst in den Frauenklöstern von einem verheiratheten Prediger geschehen — und die Gelehrtesten aus dem Kloster oder anderswoher sollten ausgewählt werden, um Grammatik, Dialektik und Rhetorik zu lehren[1]). Dasselbe sollte auch in den Domcapiteln geschehen. Diese „humane und zweckmäßige" Maßregel schien um so weniger gefährlich, als die Klostervorstände dem Könige den Eid der Treue und des Gehorsams leisten mußten, und dieser die Besetzung der erledigten Canonikate sich selbst vorbehalten hatte, wodurch die Domcapitel bald ein ganz anderes Aussehen bekommen sollten.

Aber man sah auch bald, daß man sich verrechnet hatte. Wenn auch hie und da die Prälaten, wenigstens scheinbar, sich in Alles fügten und selbst Lehensmänner ihrer Klöster und sogar Reichsräthe wurden, so ließen sich doch von Ordensleuten und Canonikern nur wenige „bekehren", und die Klöster und Domcapitel waren und blieben die Gegner der Reformation und machten den neuen Bischöfen viel zu schaffen. Die neu eingerichteten Schulen blieben gleichfalls ohne Erfolg, da Niemand mehr studiren, und namentlich Niemand Prediger werden wollte. Deßhalb machte Palladius noch einen letzten Versuch, diese papistischen Schlupfwinkel zu reformiren. Er erhielt 1551 von dem König den Befehl, ganz Seeland zu bereisen und den religiösen Zustand derselben zu untersuchen. Und ein königliches Schreiben an alle Prälaten, Prioren, Canoniker, Vikare und Priester im Stifte Seeland befiehlt ihnen strengstens, sich von Palladius unterweisen zu lassen

1) Helveg l. c. S. 29 und Münter, Kirchengeschichte III. Th. S. 469 u. 497.

und sich in Allem nach dem was er ihnen im Namen des Königs befiehlt zu richten. Und wohl auf den Rath des Palladius schickte der König selbst gleich nachher in alle seeländischen Klöster Lectores Theologiae, welche den Mönchen nicht bloß Vorlesungen halten, sondern auch eine Art Aufsicht über sie führen sollten[1]). Doch auch dieß scheint wenig geholfen zu haben.

Man ließ die Klöster allmählig aussterben und hob sie dann auf. Einige Nonnenklöster, darunter das bedeutendste Mariager, wurden in Stifte für protestantische adelige Damen verwandelt. Am längsten hielt sich das Brigittenkloster in Maribo, das erst 1621 aufgehoben wurde, „weil die Nonnen ein anstößiges (d. h. für die Protestanten, also ein ächt klösterliches) Leben führten, und weder den Katholicismus aufgeben, noch sich nach der ihnen 1596 gegebenen Regel richten wollten“[2]).

Aus diesen Verhältnissen erklären sich denn auch leicht alle weitern Schwierigkeiten, welche in Dänemark mit der Durchführung der Reformation verbunden waren, und welche, wie wir im Folgenden sehen werden, Palladius im vollsten Maße in Anspruch nahmen.

1) Heiberg l. c. S. 126.
2) Münter l. c. S. 469.

III.

Zur Geschichte des Predigtamts in den Bisthümern Mainz und Worms während des 15. Jahrhunderts.

Nachdem die Geschichtsforschung unserer Tage mit glücklichem Erfolge ihre Aufmerksamkeit der lange vernachlässigten Quellenforschung und den großen Ereignissen, deren innerem Zusammenhang und Verlauf zugewandt, erweist es sich als ebenso großes Bedürfniß, dem Leben im Kleinen, der Kunstübung, dem gesellschaftlichen wie kirchlichen Leben die lang entbehrte nöthige Beachtung zu widmen, und auch hierin lassen sich reiche und günstige Ergebnisse verzeichnen. Der Zeitabschnitt des Uebergangs aus der mittleren in die neuere Zeit beansprucht dabei eine besondere Bedeutung. Daß im kirchlichen Volksleben die Verkündigung des göttlichen Wortes mit in vorderster Linie steht, erhellt aus sich. Im Folgenden will ich, was aus neu gefundenen oder alten, aber fast verschollenen Quellen für den Mittelrhein, also die Bisthümer Mainz und Worms, sich schöpfen ließ, zusammenstellen. Die Angaben erfüllen auch hier mit Befriedigung.

Mainz. In Betreff der Metropolitanstadt Mainz läßt sich großer Eifer und gewissenhafte Sorgfalt im Unterrichte des Volkes bezüglich der Heilighaltung der Tage des Herrn und des würdigen Empfangs der heil. Sakramente feststellen. In den letzten Monaten führte mir ein glücklicher Zufall ein (sozusagen) Verkündigungsbüchlein einer Pfarrei in die Hände, aus welchem ersichtlich wird, wie der Pfarrer einer Mainzer Pfarrkirche Sonntag für Sonntag predigte

und was er für die laufende Woche zu verkündigen hatte. Diese schriftliche Aufzeichnung, welche bis zum Jahre 1517 geht, verdiente einen eigenen Abdruck in einem historischen Archive, dessen wir leider noch entbehren. Wie sorgfältig und ausführlich diese Verkündigungen niedergeschrieben waren, ergibt sich aus dem Umstande, daß sie 24 Quartblätter in enger Schrift füllen. Was ist da nicht Alles verkündigt worden!

Der Pfarrer, dessen Fleiß wir die Aufzeichnungen unter dem Titel Registrum seu Liber Consuetudinum et Denuntiandorum in ecclesia parochiali ad S. Christophorum Moguntiae verdanken, war Florentius Diel[1]), gebürtig aus Speier, vom Abt des St. Maximinsklosters[2]) auf die Pfarrstelle St. Christoph 1491 präsentirt. Das Registrum zerfällt in die Verkündigungen des officium de tempore und de Sanctis. Die interessantesten Stellen seien herausgehoben.

Am vierten Adventsonntage heißt es: Das Volk werde erinnert, das kommende Weihnachtsfest recht fromm zu feiern. Wer an diesem Festtage communiciren will, soll sich zur Beichte richten am Tage vorher, wo ich Morgens 5 Uhr zugegen seyn werde, und auch nach der Messe und nach der Mittagsandacht, damit man nicht spät, wo man zur Ruhe gehen soll, also die Beichtväter und sich selbst beschäftigt, oder aber man soll Morgens früh da seyn.

Für Weihnachten war notirt: communicantes in secunda missa finita; notavi quandoque 30 nec pauciores post tertiam missam; sed quandoque etiam pauciores; communicantes hoc festo erant 47 anno 1514, dum propter indulgentias intuitu Rmi Alberti concessas festinamus[3]). —

1) Das Ganze ist den handschriftlichen Additamenten des Pfarrers Severus zu seinem Buche parochiae Mog. auf der Mainzer Stadtbibliothek beigefügt.

2) St. Maximin hatte seit 893 durch König Arnulf das Patronat.

3) St. Christoph war eine der kleinsten Pfarreien der Stadt, wie jetzt noch; nach der Statistik von 1866: 2000 Seelen.

Anno 1517 non putabam, me habiturum 20 communicantes, et accesserunt ultra 30, ut cogerer divellere particulas consecratas, ne deficerent.

Auf *Innocentes* heißt es: fit etiam sermo ad populum in die non nisi Dominico.

Nun folgt die ganze Ordnung für die Fasten- und die österliche Zeit. Auf Aschermittwoch war Predigt. Auf Dominica invocavit heißt es: Praedicato evangelio et annuntiatis sanctorum festis, si quae occurrant per futuram hebdomadam, exhortandus est populus ad celerem confessionem.

Auf Dom. *Reminiscere:* Finito sermone ad populum nuncietur populo futura statio S. Anthonii Dominica futura Oculi celebranda cum devotione. Dann heißt es: finito sermone ad populum sollicitentur etiam nondum confessi, ut non inaniter differant confiteri.

Auf Oculi kam nämlich jährlich ein Mitglied des Klosters St. Antonii von Alzei und predigte, auch setzte er die reliquiae venerandae s. Anthonii zur Verehrung aus (statio). Für Oculi notirte sich der Pfarrer: Ein Priester der Kirche muß sich richten, das Evangelium zu predigen, damit es nicht geht wie 1492 und 1493, wo der Bote aus Alzei nicht eintraf. Hält derselbe aber die Predigt, so soll er sein Anliegen verkünden und auch soll ihm auf einem Zettel aufgeschrieben werden, was für die Pfarrei in der kommenden Woche zu verkünden ist. De stationariis nota, vide statutum provinciale ultimum, quando non sint admittendi.

„Anno 1516 Juni 11 kam Jemand in schwarzem Habit und mit dem Ordenszeichen um den Hals, gab sich als nuntius s. Anthonii aus und bat, in unserer Kirche am nächsten Sonntage zugelassen zu werden, er hat auch einen Brief mit zwei Siegeln quasi mandatum. Ehe ich ihn aufmachte, schlug ich ihm die Bitte ab, damit wir nicht eodem anno duae stationes ejusdem sancti hätten. Als er fort

war, that es mir leid, daß ich die Briefe nicht vorher gelesen."

Dominica *Laetare:* post sermonem facienda exhortatio populi, quod futura dominica Passionis audituri sint, quomodo sit accedendum, et quomodo maiores docere debeant suos minores, quo devote et fructuose accedant.

Dominica *Judica:* An diesem Tage wurde verkündet, wie es vom Palmsonntage an bezüglich der Ostercommunion gehalten werden sollte. Es war eine lange Verkündigung, aber sie gibt uns einen guten Einblick in die pastorelle Thätigkeit jener Tage. Männern, Frauen, Jungfrauen, Allen ohne Ausnahme wurde gesagt, wie sie zur Communion zu gehen hätten. Die Männer sollten cingulos suos in locum tutum legen, die Frauen pallia sua super scapulas ablegen. Die seniores sollten in domibus die juniores unterweisen, quomodo et qualiter se praeparare debeant ad hunc accessum salutarem, was im Einzelnen angegeben wird. Der Hinzutritt solle in Ordnung geschehen, doctis[1]) laici cedant, eos praemittentes quos Deus decoravit doctrina litterarum; seorsim viri, seorsim mulieres. — Pater aut famulus aut amicus cautior manuducat *filium, qui iam prima vice accessurus est,* aut alias adhuc timidum, ut eo modo se bene habeat et gerat, quemadmodum instructus est prius in domo sua. Sic et mater aut famula magis provida ducat *filiam* pusillanimem *prius in domo sua* institutam ad hunc salutarem accessum faciendum. „Lobenswerth sind auch jene Frauen und Mädchen, die ihre Schleier tragen, aber sie bei der Communion zurücklegen, damit sie nicht die heilige Hostie streifen."

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß eine feierliche Kindercommunion in jener Zeit noch nicht stattfand, daß ferner der Schwerpunkt der Anleitung zu religiösen Uebungen

1) Die Universitätsprofessoren trugen besondere Kleidung und waren leicht erkennbar.

naturgemäß noch in der Familie lag. Das Kind ging an der Hand der Mutter zur heil. Communion, die Mutter führte das Kind ein in das höhere Leben der Frömmigkeit. Und das war gut. Heutzutage sieht sich die Familie dieser Mühe überhoben durch das urgirte Schulleben, und jetzt cultivirt der Staat die Schule, und noch hat sich die Familie nicht zurechtgefunden, wie ehedem und immer die hauptsächliche Lehrerin der Frömmigkeit zu seyn.

Am Palmsonntag fand in sermone ad populum eine ganz ausführliche Belehrung über das Gebot der Osterkommunion statt. „Eyn iglich christlich mensch, man, her, fraw, so es ist kommen zu den iaren der vernunft und bescheidenheit (annos discretionis), sall zum wenigsten eynmal im iar alle syne sunden getrewlich bychten, synem eigennen Prister vnd die buß, die im wirt gesetzt, mit synen eigen creften erfullen. Auch sall er entphahen daz Sacrament der guten gnaden zum wenigsten zu osterlicher zit: es sy dann daz uß radt synes eigenen Priestersch uß redlicher sach im gerodten oder gebodten wurdt, sich davon zu enthalten biß zu eyner andern zit. Sequitur poena inobedientium. Wo daz nyt geschee von iemandt, so soll der sumich mensch lebendi bezwungen werden vom ingang der kirchen. Darzu ob er also sturbe, emberen christlicher begrebnuß.“ (Wer die Ostercommunion nicht empfängt, soll im Leben vom Kirchenbetreten abgehalten seyn und nach dem Tode nicht christlich beerdigt werden). Nun folgt in deutscher Sprache die Darlegung der causa hujus publicationis, ferner der conditiones eligendi confessoris, ut quisque eligentium talem quaerat ex animo, quo salutem suam diligit, videlicet scium, discretum etc.; auch von denen ex sua culpa prohibiti.

Ich übergehe anderes und hebe noch hervor, daß auch in der St. Christophskirche die Abhaltung der Predigten in anderen Kirchen verkündet wurde, so auf Jubilate: Am nächsten Sonntage Cantate ist Kirchweihfest in Altenmünster cum sermonibus sero et mane consuetis.

Auf Cantate: Am nächsten Sonntag wird gefeiert Kirchweihfest in der Kirche der Deutschordensherrn, und auch in St. Clara, in quo sermo Dei annuntiatur sero et mane.

Auf Vocem iucunditatis: Am nächsten Sonntag Exaudi ist Kirchweih bei den Augustinern sero et mane praedicando.

Auf ascensio Domini heißt es: in missa in qua non est consuetum praedicari, weil man in Prozession nach St. Stephan ging.

Auf Christi Himmelfahrt mußten die Mädchen sich vor dem Pfarrer sistiren und jedes seinen Kranz crinile für die Fronleichnamsprozession vorzeigen, schriftlich wurde jedem bezeichnet, welches Heiligenbild es tragen durfte, assignantur in scriptis sanctarum imagines deferendae futuro festo corporis Christi. Sehr interessant sind die Notizen für die Fronleichnamsprozession selbst (ein Theil davon herausgerissen).

Ein großer Zulauf nach St. Christoph fand auf St. Valentin und Kirchweihtag statt wegen der Reliquien St. Valentin's. Fiel St. Valentin auf einen Fastensonntag, dann soll nachmittags die Andacht so gehalten werden, daß die Leute noch zur Fastenpredigt in den Dom rechtzeitig eintreffen, ne parochiani impediantur ab audiendo sermone ad populum in summa ecclesia (Dom) solito fieri, et in quatuor ordinibus fratrum mendicantium, adiutorum omnium plebanorum loci quoad eos confirmavit episcopus loci[1]).

Ich schließe mit der Bemerkung, daß man auf Grund dieser Aufzeichnungen für St. Christoph behaupten kann, daß eben so oft als heute gepredigt wurde, daß aber ein reicherer und manchfaltigerer Gottesdienst stattfand als heutzulage in der Stadt Mainz[2]).

---

1) Demnach fanden im Dome sowohl als in den vier Mendikanten-Klosterkirchen Fastenpredigten statt. Auch werden die Mendikanten als treue Aushelfer der Pfarrgeistlichkeit gerühmt.

2) Ueber die Mainzer Domprediger brachten Notizen die Histor.-polit. Blätter 76, 331 (Gabr. Biel, Angelus von Braunschweig, Johann von Lauteren, *Weihbischof* Sifrid).

Von Castel, Mainz gegenüber, haben wir eine Charfreitagspredigt-Stiftung. An der südöstlichen Langmauer der Pfarrkirche hat man die Stiftung in einer Steintafel verewigt. Da sie noch nirgends gedruckt steht, folge sie hier wörtlich:

„Anno 1498 ist der ersam Peter Fluck der ald und Els sin elich hussraw mit hern Ciriaco Dickhut pherner zu castell und den kirchengesworn daselbst uberkomen (übereingekommen), das ein ieder perner oder sin vorweser sall iar ewiglich uf den hēlligen charfritag den passion uff das allerbester vermagk uslegen. Das sollen und nollen ewiglich die kirchengesworn, so iezund sind oder hernach kommen werden, daz solicher passion unuerhindert gehalden und folnbracht werden."

Nach alten Kirchenrechnungen erhielt der Pfarrer für diese gestiftete Predigt 15 Albus jährlich, so 1658; im vorigen Jahrhundert empfing er einen Gulden.

Eines tüchtigen Pfarrers konnte sich im 15. Jahrhundert die Reichsstadt Oppenheim rühmen. Es war Joh. Godfridi, Stiftspfarrer; bepfründet an der Katharinenstiftskirche, hatte er zugleich die Seelsorge[1]); als Pfarrer kommt er schon 1469 in einer Urkunde vor und 1495 in einer von ihm redigirten Brevierausgabe, er stand also lange in seiner Gemeinde als Seelsorger.

Godfridi stammte von Odernheim in Rheinhessen; im theologischen Studium gelangte er zum Magistrat der Philosophie und Baccalaureat der Theologie. Die Gelehrtengeschichte weiß von ihm, daß er in göttlichen und weltlichen Schriften bewandert gewesen vir tam divinis quam profanis

1) Die St. Sebastianspfarrei in derselben Stadt Oppenheim gehörte in's Bisthum Worms. In der Stadt selbst lief also die Bisthumsgrenze. Die St. Katharinapfarrei gehörte zum Erzbisthum Mainz.

scripturis eruditus[1]). Auch als Uebersetzer hat der gelehrte Pfarrer sich hervorgethan; er ist der erste, welcher Augustin's civitas Dei ins Deutsche übertrug. Von ihm haben wir eine dem edlen und gestrengen Herrn Friedrich von Dalberg gewidmete, die Lehren Epikurs behandelnde Schrift: „Ein schons Buchlin von rechtem warem wullust menschlichen Lebens . . . durch Herrn Joh. Godfridi, weiland Pfarrherrn zu Oppenheim verdeutscht, einem jeden Verständigen kurzweilig zu hören und zu lesen." (Ohne Orts= und Jahresangabe[2]). In der Schrift bemerkt er, daß er „nit kleine Förderung gegeben zum Verständniß der Philosophi, sonderlich der Bücher Tullii von der Nature der Götter". Auch sagt er, daß er „mit andern un grossen gescheften beladen" sei.

Die geistlichen Vorgesetzten hatten dem Abte Hermann von St. Jakob bei Mainz und dem Scholastiker Peter Lupi an St. Katharina zu Oppenheim die Reform der Minoriten zu Oppenheim aufgetragen. Dieselben fügten sich der Reform nicht, weßhalb die Commissäre kraft päpstlicher Vollmachten andere Mönche im Kloster einführten, bei welcher Amtshandlung der Pfarrer Godfridi als Zeuge zugezogen war 1469 im Mai, presentibus ibidem honorabilibus, discretis ac honestis viris et dominis magistro Johanne Godfridi de Odernheim, plebano et canonico prebendato collegiate ecclesie S. Katherine, Joh. Itstein ibid. vicario etc.[3]).

Die Brevierausgabe, welche 1495 zu Halle erschien, nennt im Titel unseren gelehrten Pfarrer als Redactor, breviarium mog. anno mccccxcv Hallis, curante Joanne Gottofredo AA. LL. et Phil. mag., ssae theol. baccal., canon. et plebano in Oppenheim. Ein Exemplar dieser Brevierausgabe läßt sich schwer auftreiben, vermuthlich bietet die Vorrede

---

1) Trithemius, cat. illustrium virorum, p. 170, auch Eysengrein, cat. test. verit. Dill.1565. f. 185.

2) Weller, repert. typogr.12.

3) Frank, Geschichte von Oppenheim S. 515.

einen oder den anderen Beitrag zur weiteren Lebensgeschichte Godfridi's.

Godfrid wechselte Briefe mit dem bekannten Abt Trithemius, welcher angibt, er habe an ihn und Andere durch Schönheit der Diction (venustate eloquii) ausgezeichnete Briefe gerichtet; multos veterum auctorum tractatus in vernaculam linguam de latino sermone transvertit . . ., vidi ex his Tullium de natura deorum . . ., Augustinum de civitate Dei . . . transferre incepit et 12 ferme libros consummavit; alia quoque multa scripsit et transtulit, quae suo tempore in lucem ventura sunt. Vivit adhuc senectute bona in Oppenheim varia scribens . . . 1495.

Worauf es hier ankommt, ihn als Prediger kennen zu lernen, so sagt Trithemius ebendaselbst: ingenio subtilis et clarus eloquio, in declamandis ad populum sermonibus celeberrimae opinionis; sermones quoque per anni circulum et de variis materiis multos et elegantes composuit[1]).

Die Predigt wurde allgemein als ein Mittel zur Heiligung der Sonn- und Feiertage betrachtet. Deßhalb heißt es im Beichtbüchlein des Frankfurter Kaplans P. Wolf (Lupi) 1478: „horestu nit predigen und messe an dem sontag und an den andern fyertagen, so dustu widder das dritte Gebot fyertag fyern". Seinen Standesgenossen empfiehlt er Geduld zu haben mit den Beichtkindern, denn wenn sie auch die Predigt besuchten, so hörten doch nicht alle die die Beicht betreffende Predigt. „Item so acht tusent Communicantes in Franckenfurt oder in eyner andern stat sint, vix sex hundert sint dominica presentes in dem selbigen sermon darin man hat geprediget in particulari von den zehen geboten, die andern han vß oder yne alle nit gehort. So denkt dann der prediger, du hast noviter gepredigt u. s. w. — Item in der

1) Trith. cat. illustr. virorum p. 170, Eysengrein l. c. sagt in dieser Hinsicht kurz: sermones elegantes atque doctissimos scripsit.

fasten so ruff ich grulich (greulich), schelde und fechte uff der kantzeln und in der bychte (darüber) daß Niemand kan recht bychten."

Zur selben Zeit wirkte an einem anderen bedeutenden Orte der Mainzer Diöcese ein ebenso gelehrter Freund des Trithemius, Heinrich Kesse zu Bingen. Auch er wirkte lange Zeit in seiner Gemeinde; im Jahre 1477 schon schrieb der genannte Abt einen Brief an ihn als Pfarrer, und 1518 Okt. 13 verzichtet Licentiat Heinrich Kesse von Winzenheim, Erzpriester, Pfarrer und Canoniker am Martinsstifte zu Bingen, auf sein Plebanat und Canonikat zu Gunsten des Magisters Paul Kesse aus Gudenberg (a. d. Nahe[1]).

In dem erwähnten Briefe vom Jahre 1477 schreibt der Abt, der so gerne zum Beten und Studiren ermunterte, seinem Freunde zu Bingen unter Anderem: „Ich höre von dir, und ich freue mich darüber, wie fleißig du seiest im Studiren und wie eifrig im Worte Gottes, wie exemplarisch in Sitten und wie geregelt in deinem ganzen Wesen". Nun eifert er ihn zum beharrlichen Studium an, zeigt, welchen reichen Nutzen es für Zeit und Ewigkeit eintrage, aber er ersucht ihn auch, damit die Liebe zu verbinden, die Liebe nämlich zu Gott, welche das Böse zurückhalte und das Gute fördere. Ohne diese Liebe berge das Studium Gefahr in sich[2]).

Von Bingen kennen wir noch eine Predigtstiftung, die etwas über die Grenze unserer Periode fällt, aber eine Stelle hier verdient. Im Jahre 1527 Jan. 7 bekennen Bürgermeister und Rath der Stadt Bingen, von Magister Nikolaus

---

1) Originalurk. im Staatsarchiv zu Darmstadt, Auszug in Weidenbach, Binger Regesten 594. — Knodt, hist. univ. Mog. p. 56 inter professores theolog. 1521 Henr. Kesse pleb. Bing. bacc. biblic. *Coloniensis*; darnach wäre Kesse ein Kölner gewesen.

2) Epistola XIX. Trith. ad magistrum Henricum oppidi Bing. Pastorem de studio s. scripturae, in opp. spirit. ed. Busaeus. Mog. 1605 p. 937.

Pollich 100 Gulden in Gold sowie von der Frau Ottilie Gelnhäuser 10 Gulden empfangen zu haben, woraus sie jeden Neujahrstag dem Canonikus und Pfarrer, Magister Johann Weber sammt seinen Amtsnachfolgern 5 Gulden für die Sonntagsnachmittagspredigt und dem Glöckner 13 Weißpfennig für das Läuten zur Predigt zu entrichten versprechen[1]).

Derselbe Trithemius hat einen schönen Zug aus Kesses Leben niedergeschrieben, den er in seiner Chronik von Sponheim zum Jahre 1504 (pfalz-bayrische Fehde) mittheilt: „Als der Landgraf von Hessen plündernd die Pfalz durchzog und Emicho Graf von Leiningen, sein Brandmeister, der sich aus Gott und Menschen nichts machte, Städte und Kirchen niederbrannte, ging auch Münster an der Nahe (bei Bingen) in Flammen auf. Als eben das Dorf brannte, rief man den Magister Heinrich, Pfarrer der Binger, daß er das hochwürdige Gut vor dem Feuer rette. Er kam, betrat die schon in den oberen Theilen brennende Kirche, zog das Allerheiligste aus dem Tabernakel, und bitter weinend sprach er zu den Anwesenden: ‚O ihr Gottlosen, die ihr nicht einmal euern Herrn und Schöpfer verschont, glaubt mir, Führer, Fürsten, glaubet mir Alle, Gott wird nicht lange solche Verwegenheit und Gottlosigkeit ungestraft lassen'. Wie wahr er gesprochen, sagt Trithemius weiter, zeigte der Verlauf. Am folgenden Tage wurden die Söldner zu Nieder-Ingelheim in einen Hinterhalt gelockt, überfallen, jämmerlich zerhauen und in die Flucht geschlagen".

Es kann nicht sehr Wunder nehmen, daß Kesse ein so guter Geist beseelte, hatte er doch in Mainz, wo damals an der jungen Universität Frömmigkeit und Wissenschaft blühte, seine Studien gemacht und die berühmtesten Professoren zu Lehrern und Vorbildern gehabt. Zu Letzteren gehörte eben

1) Original in Darmstadt; Auszug in Binger Regesten von Weidenbach 606.

jener Florentius Diel aus Speier, später Pfarrer an St. Christoph, damals Lehrer der hl. Schrift. „Diel hat viele Zöglinge mit der Milch seiner Weisheit großgezogen und genährt; die es am weitesten brachten, waren Nik. Durkhammer, Doctor der Theologie und Decan des Rheingauer Kapitels, ferner H. Kesse, Baccalaureus in der Schrift, nachher Professor der Theologie, Jak. Merstetter, Engin Dichter und Theolog, Rulin aus Minzenberg, jetzt regens collegii majoris, durch deren Talent die Wissenschaft in neuester Zeit wunderbare Fortschritte gemacht hat“ [1]).

Worms. In Betreff der Bischofsstadt Worms und der des Predigtamtes waltenden Geistlichkeit haben wir gute Nachrichten. Der Domdecan (seit 1445) Rudolf von Rüdesheim, einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, predigte vor allem Volke, und zuweilen zweimal an Einem Tage [2]). Rudolf wurde Bischof von Lavant 1463.

Am Anfange des 16. Jahrhunderts sehen wir Jakob Lemp die Domkanzel mit Ehren innehaben. Er war ein hochberühmter Professor der Decretalen und ein sehr beredter und äußerst gewandter Prediger: decretorum professor celeberrimus ac in ecclesia maiori in ciuitate wangionum praedicans facundissimus et graciosissimus [3]).

Im Jahre 1510 begegnen wir dem Domprediger Magister Daniel Zanggenryed, den wir aus einem kleinen Drucke von äußerster Seltenheit kennen. Er schrieb: compendiosus tractatulus praestantissimi doctoris Danielis Zanggenryed, can. et concionatoris cathedr. ecclesiae Worm. de Forma absoluendi per eum tradita dominis poenitentiariis Wormatiae tempore iubilei anno domini M. D. X. (1510).

---

1) Bruchstück aus einer historia mog. ms. bei Severus, parochiae mog. p. 181.

2) Katholik 1876. II. 431.

3) W. Wirt dialogus apologeticus (1506) fol. 29. Lemp war auf dem großen Provinzialcapitel der Minoriten zu Eßlingen 1503.

Es sind 4 Blätter in Quart gothischer Schrift ohne Signatur und Custoden[1]). Vielleicht ist diese Schrift das älteste Erzeugniß der Presse zu Worms. In dem Schlußtitel wird Zangenried praedicatione famosissimus genannt.

Mitten im Gewühle der Reformation wirkte der Kölner Johannes zum Weg (latinisirt J. a via), Licentiat und Pfarrer zu Emeran in Mainz[2]) auf kurze Zeit (um 1554), auch sehen wir ihn 1556 als Domprediger in Worms und 1569 als Prediger am bayerischen Hofe. Im Jahre 1560 erschien seine Uebersetzung der professio fidei catholicae. des Cardinal Hosius (Krakau 1560). Im Kapitel 28 werden die Prärogative des Papstes abgehandelt; der Verfasser scheint unsere Altkatholiken im Geiste gesehen zu haben.

In der Schrift: „Ein demütige ermanung an eyn gemeyne statt von Wormbß"[3]) eifert 1522 ihr Verfasser Ulrich von Hutten weidlich gegen den Domscholaster und Doctor juris Daniel Mauch, der ein Freund des G. Wicelius war, weil Mauch sich stark den Neuerungen, jedenfalls auch auf der Domkanzel, widersetzte[4]).

Außerhalb der bischöflichen Stadt Worms treffen wir berühmte Prediger. Wie die Dome so hatten auch die Höfe ihre eigenen Prediger. Im Heidelberger Schloß, in arce Heydelbergensi, also am Hofe der Kurfürsten der Pfalz sehen wir Stephan Höst aus Ladenburg[5]), Priester und

1) Serapeum XVII. 27; unterhalb des Titels ein Beichtvater im Beichtstuhl, welcher die Rechte auf das Haupt des vor ihm knieenden Beichtkindes legt.

2) Severus, parochiae mog. p. 78; polit. Zeitung Germania (Berlin 1872), Beilage zu Nr. 9 vom 9. Januar 1872.

3) Weller 2105. 2106.

4) Sein Epitaph in Archiv für hessische Geschichte VIII. 295. Dr. Mauch hatte auch mit dem Domherrn Dr. Mich. Westermann Handschriften bereit gestellt zu der Baseler Legessammlung originum ac antiqq. germanic. libri. Basil. 1557 fol.

5) In dieser Stadt hielten sich die Wormser Bischöfe oft auf, so auch in Dirmstein (Rheinpfalz).

Stiftsherr der Speyerer Kirche und Prediger des göttlichen Wortes. Trithemius im Verzeichniß der berühmten Männer S. 162, lobt seine Kenntnisse und nennt ihn in declarandis sermonibus ad populum non minus doctus quam facundus. „Ich fand, sagt Trithemius, eine Uebersetzung der Ethik des Aristoteles, sermones et orationes varias ad populum, clerum et principes.“ Er starb 1471.

Ein Landsmann desselben, Peter Boland, war Pfarrer zu Schriesheim bei Heidelberg. Nach Trithemius a. a. O. S. 172 muß er ein durchaus gebildeter Mann gewesen seyn. Dem Wormser Bischofe Johann von Dalberg widmete er Elegien und Briefe, schrieb unzählige Epigramme, sermones multos et orationes elegantes atque ornatissimas epistolas etc. Vivit adhuc in Schriesheim non longe ab Heydelberga annos aetatis habens 50.

Man bemerkte, wenn in der Predigt eine Darstellung das Zartgefühl verletzte. Ein Gewisser hatte coram omni populo, virginibus et matronis satis inconsiderate über Christus ex omni parte nudus mit Anziehung einer Stelle aus St. Ambrosius gepredigt. Das kam Joh. Kaisersberg zu Ohren, welcher hierauf eine epistola elegantissima J. Keysersbergii de modo praedicandi dominicam passionem et de nuditate Crucifixi mit dem Anhange: defensio et munimenta contra Salassam de nuditate Crucifixi in Druck ausgehen ließ[1]).

---

1) Obige Schrift, sine loco et anno erschienen, verdient auch als archäologische Untersuchung zur Darstellung des Kreuzes Beachtung. Die epistola findet sich der apologetica declaratio Wimphelingii von 1505 beigedruckt.

F. F.

IV.

Friedrich August von Klinkowström[1]).

„Welche Anzahl einsichtsvoller und gebildeter Männer, wie viel Geist und Tüchtigkeit habe ich getroffen und überall stark angelegte Vaterlandsliebe, das heißt Liebe zur Gesammtheit der österreichischen Monarchie, deren Idee im Kaiser ruht!" — so schreibt Friedrich Perthes im Jahre 1816 von Wien. Wenn der patriotische Aufschwung der Befreiungsjahre, wie er in diesen Worten des Hamburger Buchhändlers gezeichnet ist, in der Hauptstadt des großen Kaiserreichs an der Donau im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auch einen Aufschwung des religiösen Geistes zur Folge hatte, der sich wie in Kunst und Wissenschaft, so im kirchlichen Leben manifestirte, so fällt das Verdienst davon zum nicht geringen Theile jenem Kreise vortrefflicher und geistig hochragender Männer zu, welche sich um den Redemptoristenpater Clemens Maria Hoffbauer sammelten. Wir finden da die Namen Adam Müller, Friedrich von Schlegel, Zacharias Werner, Joseph Anton Pilat, Emanuel Veith und Andere. Zu diesem Kreise gehört aber auch Friedrich August von Klinkowström, der Maler, Schriftsteller und Pädagog, der aus seiner pommerschen Heimat auf eigenthümlichen Wegen nach Wien geführt wurde, um dort eine

---

1) Friederich August v. Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biographische Skizze von dessen Sohn Alphons v. Klinkowström. Mit einem Selbstporträt des F. A. v. Klinkowström. Wien, Braumüller 1877. VIII. 439 S.

...en zu erfüllen, die an ihrem Theil mit beitragen sollte ... Befreiung aus den Banden des noch durch alle Schichten ...ſchenden josephinischen Geistes, zur Regeneration des kirch... ...en Lebens in Oesterreich.

Was bisher über das Leben dieses Mannes erschienen, ... meist flüchtige Umrisse, wenn auch bedeutend genug, ... das Interesse für seine Persönlichkeit zu erwecken. Rosen... ...l hat seiner religiösen Entwicklung in den Convertiten... ...dern einige Seiten gewidmet; biographische und Künstler... ...rica verzeichneten einzelne Produkte seiner künstlerischen ...ätigkeit; das Meiste und Anziehendste war in den „Hinter... ...ssenen Schriften von Ph. Otto Runge" (1841) zu finden. Die ...rt mitgetheilten Briefe und sonstigen Notizen zeigten eine ... eigenartige Physiognomie, daß gewiß in manchem Leser ... Wunsch und das Verlangen nach einer ausführlicheren ...ographischen Charakteristik des kunstbegabten Edelmannes ...ch regte. Diesem Wunsche ist nun durch das vorliegende ...erk, welches ein Sohn des Verewigten, Hofrath Alfons ...on Klinkowström, in Wien veröffentlichte, in ebenso schöner ...ls verläſſiger Weise entsprochen. Als Quellen standen dem ...erfasser, außer den erwähnten Schriften, mündliche und ...chriftliche Familientraditionen und Aufzeichnungen von ...reunden des Verewigten, namentlich aber die Briefe des ...etztern an seinen Bruder Karl von Klinkowström, der als ...reußischer Generallieutenant im Jahre 1865 auf Schloß ...rehnow gestorben ist, und später die Briefe an seine Frau ... Gebote. Der Verfasser nennt sein Werk eine biographische Skizze, es ist aber unter seiner pietätsvollen Hand ein lite...rarisches Denkmal geworden, das durch die verständnißvolle Verknüpfung der persönlichen und der zeitgeschichtlichen Vor...gänge zur Bedeutung eines allgemein interessanten Zeitbildes ...rhoben ist. Auch der Moment ist gut gewählt, da das Werk gerade zur hundertjährigen Gedächtnißfeier des treff...lichen Mannes erscheint. Eine *würdigere* Festgabe konnte *kaum geboten werden.*

Klinkowström's Vater, aus altem pommer'schem stammend, war schwedischer Oberstlieutenant und lebte, dem er sich vom Dienste zurückgezogen, auf Schloß Ludn burg, einem stattlichen, nicht weit von Stralsund an Ostsee gelegenen Landsitze in Schwedisch=Pommern. wurde Friedrich August als der zweitälteste Sohn zehn Geschwistern am 31. August 1778 geboren. Schmucke des luxuriös eingerichteten Schlosses diente bloß eine reichhaltige Bibliothek, sondern auch eine erl Gemäldegallerie, und die letztere scheint nicht ohne Ein ung auf die Berufswahl des Sohnes geblieben zu seyn. ein Hang zur Malerei gab sich frühzeitig bei diesem und entzündete in ihm den Wunsch, Künstler zu we Diese Neigung, durch den Maler Quistorp in Greifsw genährt, fand jedoch beim Vater kein Verständniß, Absichten vielmehr dahin gerichtet waren, seinen Sohn dem Beispiel der Voreltern dem Kriegsdienste zu wid Dem väterlichen Willen gehorsam, trat denn auch der zehnjährige Jüngling (1793) als Soldat in ein zu D garnisonirendes Regiment ein, errang sich das Offiziersp und führte während mehrerer Jahre ein sorgloses fr Garnisonsleben. Im J. 1802 aber erbat er sich den Ab aus dem Militär, um nun mit Einwilligung des V — der durch die Erfüllung dieses Wunsches in den A des Sohnes „seiner Güte schönsten Triumph feierte" — Künstlerlaufbahn zu betreten.

Mit 24 Jahren wanderte er zur weiteren Ausbil nach Dresden, dem Sitz der weltberühmten Gallerie, an dem Landschaftsmaler Friedrich aus Greifswalde (17 1840) einen künstlerischen Mentor, noch mehr aber an nem Landsmann Otto Runge (1777—1810) einen s verwandten Kunst= und Strebensgenossen fand. Der Um mit diesem tiefsinnigen, gemüth= und phantasievollen, den höchsten Kunstidealen erfüllten christlichen Maler, *die Romantik in seine* symbolisirende Bildersprache zu

...men und Eindrücken denkt Klinkowström immer zuerst
...ner Freund Otto, auch in der Ferne ist er glücklich,
...reunde „schon in jedem höhern Aufschluß“ zu begegnen,
...reist es immer wieder, daß sie sich „so liebend ver=
...“. Die ernste Richtung, die Alles aus einem höheren
...spunkt betrachtet, machte sich denn auch bei ihm mit
...denheit geltend. Ein anregender Ideenaustausch be=
... Briefe dieser zwei geistvollen, einem edlen Ideal zu=
...ten Künstler.

...inkowströms erstes Bild ist ein St. Georg, eine
...ition von so eigenthümlicher Selbständigkeit und re=
... Auffassung, daß er sich veranlaßt findet, seinen pro=
...schen Freunden gegenüber sich gegen die Vermüthung
... Katholischwerdens“ zu verwahren (S. 33). Gewiß ein
...ristischer Zug und ein merkwürdiges Auspicium für
...tern Convertiten! Auch sonst kommen in seinen Briefen
...s diesen Jahren Aeußerungen und Bekenntnisse vor,
...den geheimen Zug nach einem festern Halt und einer
... Begründung des Glaubens verrathen. So schreibt
...28. Oktober 1804 an Runge: „Auch sehnt sich meine

ung. „Da habe ich denn die Musik in ihrer Größe, Schönheit und Umfang kennen gelernt.“ Diese Vorliebe scheint ihm freundschaftliche Vorwürfe zugezogen zu haben, gegen die er sich eifrig vertheidigt, aber doch wiederum bekennt: daß er die „christliche Kirche wie seine Braut suche“. Im November 1805 spricht er von dem „Ringen des gläubigen Geistes, welches mir manchmal Zustände verursachte, die mein Tod hätten werden können, wenn ich nicht abließ und gedachte: Gott ist ein Gott der Lebendigen, und ein lebendiger Hund besser als ein todter Löwe.“ (S. 30. 43. 55. 285.)

Im zweiten und dritten Jahre seines Dresdener Aufenthalts malte er viel auf der Gallerie und copirte nach Rubens, Pordenone, Velasquez, Vandyck, und seine Betrachtungen, die er dabei anstellt, über das Wesen der Malerei wie über die einzelnen Meister, verrathen den denkenden Künstler. Eine Arbeit, auf die er am meisten Werth legte, war die Copie der berühmten „heiligen Nacht“ von Correggio: „Morgen ist der Tag, an welchem ich mein Werk beginne; bete für mich!“ schrieb er am 26. April 1806, und in solchem Sinne ging er an die Ausführung, die ihn das Jahr über vornehmlich beschäftigte, und von deren stufenweisem Fortgang er dem Hamburger Freunde Bericht erstattet, über das Detail der Technik mit ihm plaudernd, als ob er ihn neben sich hätte, und so eingehend, daß selbst der Laie daraus eine Vorstellung von der Malweise und den Geheimnissen der Farbentechnik erhält. Runge, der darüber an Göthe schreibt, meint, es sei „vielleicht der erste Anfang, der in Dresden gemacht ist, ein Bild durch die Copie verstehen zu lernen.“ Derselbe Runge war es auch, der für das Bild den erwünschten Käufer vermittelte: es kam als Altarbild in die Marienkirche zu Greifswald. Freilich erst nach mehreren Jahren und mancherlei Schicksalen, nachdem es inzwischen bei Runge in Verwahrung gestanden. Noch in späteren Tagen war es dem Maler ein rührender Gedanke, daß der *kranke Runge*, der so früh der Kunst entrissen wurde, noch

[illegible] vor seinem Sterben die Copie der heiligen Nacht, die [illegible] seinem Zimmer stand, sehr hell mit Lichtern erleuchten [illegible] und sie in stillem Sinnen lange betrachtete. (72. 200.)

Die feindliche Invasion nach der verhängnißvollen Schlacht [illegible] Jena nöthigte Klinkowström, im Oktober 1806 in die [illegible]math zurückzukehren und mit den Seinigen die Sorgen [illegible] sehr bedrängten Landwirthschaft im väterlichen Haus[illegible] zu theilen. Nahezu zwei Jahre verbrachte er in der [illegible]merschen Abgeschiedenheit. Inzwischen regte sich die Sehn[illegible] des Künstlers nach der Kunstheimath, nach Rom, nur [illegible]so lebendiger und unwiderstehlicher. Und endlich sollte diese [illegible]nsucht, nach Ueberwindung von verschiedenen Schwierig[illegible], der Erfüllung entgegenreifen. Der Weg führte ihn [illegible] über Paris, damals Sammelplatz aller Kunstschätze, [illegible]e als Beute napoleonischer Raubzüge andern Ländern [illegible]führt worden. Freund Runge, den er auf der Reise in [illegible]burg besuchte — ein Porträt Klinkowströms von Runge [illegible]mt aus diesen Tagen (November 1808) — verschaffte [illegible] Empfehlungsbriefe von Tischbein an französische Künstler, [illegible]nders an David und Girodet, in Paris, wo Klinkow[illegible] im Dezember 1808 eintraf. Er zeichnete in Davids [illegible]hule zwei Monate lang, „um mit dem Verfahren be[illegible]nter zu werden, welches viel Gutes und Leichtes hat“; [illegible] aber hinzu: „Allein sich noch weiter hinzugeben, geht [illegible]t an; indem man hier keinen Sinn hat für das was [illegible] die Kunst ausmacht und diejenige bezeichnen wird, welche [illegible] von Gott hoffen: nämlich das Eigenthümliche.“ (94.) [illegible]ichnung ist mein besonderes Augenmerk“, schreibt er in [illegible]m Briefe vom 14. März 1809, „und sie ist auch gerade [illegible] Vorzug der hiesigen Meister. Dieses liegt in dem [illegible]ffenden ihres Sinnes, denn sonst wäre es bei dem Mangel [illegible] jedem soliden Wissen in Anatomie und Perspektive unnatür[illegible].“ (Aus Runge's hinterlassenen Schriften S. 382[1]). Auch

[1]) Das Künstler-Lexikon von Müller und Seubert (Stuttgart 1864)

in Girodet's Atelier, welcher „der geistigste Kün beste Zeichner ist", sieht er sich um, arbeitet in de und Kupferstich=Kabineten, und macht nebenbei s obachtungen und feine Bemerkungen über Pariser Leben.

Von seinen eigenen Arbeiten und Versuchen berichtet er an Runge: „An meinen Bemühung bisher nicht gefehlt. Du würdest Dich aber wun seltsam sich die besten Anträge zerschlagen haben. Copie der Jardinière von Rafael ist indeß so a daß ich etwas davon hoffen kann. Zwei Miniatur habe ich in Oel gemalt, nur um Bekanntschaft zu Für mich zwei Compositionen in Oel: den Besuch bei Elisabeth auf Holz und Goldgrund, und ein Außerdem mehrere größere in Umrissen. Mir kön hand nichts Lieberes begegnen, als davon welche zu sollen." Die Copie der „Jardiniere" wurd Paris von dem Grafen Metternich um 30 Lou gekauft. (S. 105. 112.)

Das ernste Kunststreben, das ihn fortgezogen ihn auch in der Weltstadt mitten in dem Wirbel lichen Lebens und napoleonischer Festlichkeiten. S enthalten dafür manche Anhaltspunkte. „Wenn doch Zeiten und Gelegenheiten gäbe, zu m glaube das Senfkorn triebe hoch und breit." „Man kann es mit der Welt und der Kunst ni

---

sagt, das thatsächliche Verhältniß verkehrend: „Er (K war ursprünglich ein Schüler von David in Paris, dessen Richtung, als er sich in Dresden ansiedelte und w hänger der Kunstrichtung, welche Wackenroders Pha kunstliebenden Klosterbruders heraufbeschwor und deren mit seiner mystischen Gefühlsschwelgerei ꝛc. war." Wie erhellt, lernte er die Schule Davids erst später kenn in Paris bewahrte er sich dieser Schule gegenüber, erkennung ihrer Vorzüge, eine selbstständige Stellun der erkornen Richtung treu.

n, wenn die erstere so bestimmt das Nichts will wie
(in Paris). Wir hegen gewiß, wenn auch nur in kleinem
n, einen Keim, von dessen Pflege wir uns in der Frist,
s vergönnt ist, durch nichts noch so Imponirendes ab-
machen lassen dürfen, und ehe man die Ueber-
ung von dem Heiligwahren aufgibt, läßt man
eine äußerlich bequemere Existenz fahren." (Aus
s hinterlassenen Schriften S. 392). Er glaubt an
kunft der Historienmalerei, und das edelste Ziel er-
t — ähnlich wie fast um dieselbe Zeit Cornelius —
Monumentalmalerei. „Wenn überhaupt die Kunst
einer unsichtbaren Braut ist, so werden wir von
Staffeleibildern zur bedeutenden Ausfüllung des
gelangen, und ein Ganzes, wie es die Kirche ist,
ern", schrieb er beim Anblick von Rafaels Arabesken
Mai 1809. „Rafaels Transfiguration", bemerkt er
n Brief, „ist doch das alleinzige Bild, Gemälde und
welches die Geschichte aufgestellt hat. Die Ver-
der Welt zu den höheren Sphären, und die Er-
irdischer Verwirrung bis zum Uebergange durch
nkenheit zum Unaussprechlichsten in der Höhe —
n so wunderbarer Schönheit zusammen gebracht,
ielleicht der höchste Zauber des Gegenstandes liegt,
nicht ohne großen Aufschluß davon geht." (S. 101).
nd ähnliche Aeußerungen bezeugen, daß ihm in Wahr-
e Wurzbach in seinem Biographischen Lexikon mit
üller's Worten sagt, die Verherrlichung des Christen-
seiner Alles vereinigenden und durchdringenden Kraft
önheit das Höchste war.

r Pariser Aufenthalt dehnte sich auf beinahe zwei
us. Die letzten Monate wurden besonders verschönert
e Bekanntschaft mit Herrn von Pilat, der sich im
des österreichischen Ministers Grafen Metternich als
rivatsekretär in Paris befand. Diese Bekanntschaft
ir den Künstler folgenreich, denn es knüpfte sich un-

mittelbar daran eine Begebenheit, „welche in ihrer Ent-
lung einen wesentlichen Einfluß auf die Lebensschick
Klinkowströms genommen, ihn schließlich nach Wien ge
und dort seiner Berufsthätigkeit neue Bahnen eröffnet ha
seine Verlobung nämlich mit Fräulein Louise von Menge
hausen aus Göttingen, einer Schwester der Frau von Pil
in deren Begleitung sie mit nach Paris gekommen wa
(S. 114). Seine letzte Arbeit in Paris war das Port
seiner Braut in fast lebensgroßer Kreidezeichnung, das si
noch im Besitz der Familie befindet.

Endlich im September 1810 trat er die geplante Rei
nach Italien an und befand sich seit dem 6. November a
dem Zielpunkt seiner Künstlersehnsucht, in Rom. Er ver-
weilte etwas über ein halbes Jahr in der ewigen Stadt,
im freundlichen Verkehr mit Künstlern wie Thorwaldsen,
Rauch, Riepenhausen, dem ebenfalls erst kurz aus Wien
angekommenen Overbeck und den andern jungen deutschen
Malerbüdern, die sich im alten Kloster San Isidoro zu-
sammengefunden, um der in zopfiger Manierirtheit versunkenen
Kunst neue Bahnen zu bereiten, und die er darum preist,
daß sie, „ihrer Begeisterung treu folgend, glücklich schaffen
und arbeiten." „Die Arbeiten der Künstler haben wirklich
etwas Inspirirtes und wer Rom lange in seinem Herzen
trug, der sieht es darin lebendig geworden." (S. 118.) Auch
mit dem Dichter Zacharias Werner, der bekanntlich in Rom
das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, traf er zu-
sammen, und Klinkowström erinnerte sich besonders eines
Abends, da er mit Werner und mehreren Deutschen einen
Spaziergang durch den Glanz und Duft der italienischen
Landschaft gemacht, „wo die besondere Herrlichkeit der Natur,
die sich an diesem Tage selbst zu überbieten schien, alles in
eine gehobene Stimmung versetzte. Da rief Werner auf ein-
mal in großem Ernste aus:

> Gibst du so viel auf Erden,
> Was soll es erst im Himmel werden!" (S. 126.)

Eindrücke dieser gemeinsamen Wanderung und dieses
blicks der Ergriffenheit blieben Klinkowström unver-
s. Charakteristisch für seine damalige Richtung und
ge Verfassung ist auch die Wahl des Bildes, das er
m zu malen begann. Er arbeitete nämlich an einer
elfahrt Mariä". (S. 121.)
och immer wollte indeß der Glücksstern nicht über dem
rgen beunruhigten äußern Leben des Künstlers auf-
Er mußte seinen Blick wieder nach Deutschland zu-
ten, und so zog er im Sommer **1811** über München
ien, um sich dort eine gesicherte Existenz zu be-
In der That gelang ihm dies unter der hilfreichen
haft seiner Freunde Pilat und Adam Müller in
weit, daß er an eine eheliche Verbindung mit seiner
nannten Braut denken konnte. Die Trauung fand
Nov. **1812** statt.
Wien war damals das Projekt im Werden, ein Er-
nstitut für den höhern Adel zu errichten, dessen
Adam Müller übernehmen sollte. Als zweiter
ward auf Müllers Verwendung Klinkowström vor-
t und angestellt, und er bezog mit seiner jungen
Karoli'sche Haus auf der Wieden, das als Loka-
die Anstalt gewonnen war. Er sollte an derselben
en Kunstunterricht leiten.
aber das Unternehmen selbst, das noch im Stadium
ereitung sich befand, zur Verwirklichung gelangte,
e großen politischen Ereignisse dazwischen, welche
jedes Patrioten entflammten und auch den stillen
und angehenden Pädagogen zunächst in ganz andere
mit fortrissen. Der Befreiungskampf gegen den
tenden Despotismus Napoleons hatte begonnen.
fe des Freiherrn von Stein folgend, der mit der
tion der wiedereroberten deutschen Länder betraut
lte Klinkowström in das Hauptquartier und ward
ge nach der Völkerschlacht bei Leipzig dem Militär-

departement des Generalgouverneurs Fürsten Repnin in Sa
zugetheilt, wo er unter Oberst v. Carlowitz zum Che
bureau mit Hauptmannscharakter ernannt wurde. Als sol
war er nun hauptsächlich bei Organisirung der Landw
speciell des „Banners der freiwilligen Sachsen", viel
thätig, erst in Leipzig, dann in Dresden; das folgende Fr
jahr sah ihn zu ähnlicher Mission in Aachen, wo er d
Staatsrath v. Sack zugetheilt war.

Ueber dieses kurze, aber viel bewegte und alle Geist
kraft anspannende Intermezzo in Klinkowströms Leben si
noch zahlreiche Briefe von ihm an seine Frau vorhande
welche über den Kreis und den Erfolg seiner Wirksamkei
wie nicht minder über die Stimmung des Volkes in jen
großen entscheidenden Tagen anziehendes Detail enthalte
(S. 143—263). Auch über sein inneres Leben, das sic
der bisherigen Entwicklung conform gestaltete, finden sic
darin bedeutungsvolle Aeußerungen.

Mit dem Frieden in Paris war diese Episode seiner civilmilitärischen Mission, die nur eine provisorische gewesen, ebenfalls abgeschlossen, und Klinkowström kehrte im Sommer 1814 nach Wien zurück.

In der Zwischenzeit aber hatte sich in aller Stille ein Ereigniß vollzogen, das auf ihn wie ein im letzten Morgenschlummer erwarteter Weckruf wirkte. Seine Frau hatte, während seiner Abwesenheit, zu Wien in die Hände des P. Clemens Hoffbauer das Bekenntniß des katholischen Glaubens abgelegt. An den Namen Hoffbauer sollte sich auch sein ferneres Geschick knüpfen. Der Zauber, der von dieser außerordentlichen Persönlichkeit ausfloß, ist bekannt. Eine Schaar geistig bedeutender Männer fand für die Gemeinsamkeit ihrer höhern Bestrebungen in ihm ihren belebenden Mittelpunkt. „Das katholische Bewußtseyn Wiens erwachte und nahm unter Hoffbauers Einwirkung und Führung einen sichtbaren Aufschwung", sagt der Biograph, der von seiner Erscheinung und seinem Einfluß auf angesehene Kreise der

bemerkt, „ein sicherer Fingerzeig dafür, daß er selbst be-lich seiner Person sich mit einem ähnlichen Gedanken befreundet hatte, und daß er, nach Wien zurückgekehrt, bald dem Beispiel seiner Frau nachfolgen werde, da es nicht gelungen war, ihr dabei zuvorzukommen".

Wenige Monate nach seiner Heimkehr vom Rhein, 13. Sept. 1814 erfolgte auch Klinkowström's Uebertritt zu katholischen Glaubensbekenntniß, welches er gleich seine Gattin in die Hände des P. Hoffbauer ablegte. Zeugen dieser feierlichen Handlung waren Friedrich von Schlegel und Joseph Anton Pilat. Aus dem Munde von Freunden und Feinden, wie aus dem ganzen Gang seiner innern Entwicklung kann der Biograph begründen, daß die Conversion des kunstbegabten und hochgebildeten Pommern „eine der allergründlichsten und nach allen Seiten hin durchgreifende" gewesen sei. Den heiligen Ernst seines Schrittes, die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Gesinnung hat schon der in seinem Urtheil so unbestechliche Friedrich Perthes hervorgehoben und gegen protestantische Freunde verfochten. Das Nähere darüber findet der Leser auf S. 276—288 unseres Werkes.

Thatsächlich hatte der Schritt auch keinerlei äußeren Vortheil zur Folge. Klinkowström verblieb vielmehr nach dem Friedensschluß drei Jahre lang ohne jede öffentliche Stellung. Er ergab sich, neben der Kunstübung, zunächst einer schriftstellerischen Thätigkeit, indem er sich an dem von Pilat redigirten „Oesterreichischen Beobachter" betheiligte, für den er verschiedene Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts schrieb. Unter dem Pseudonym „Friederich Kindmann" begründete er auch eine eigene illustrirte Wochenschrift mit dem Titel: „Sonntagsblatt für die Jugend", welche, Belehrung und Unterhaltung verbindend und mit vielen colorirten und schwarzen Kupfern versehen, zwei Jahrgänge erlebte und als illustrirte Zeitung wahrscheinlich die erste in *Wien erschienene* war. „Der Text zu den Erzählungen ist

Mission zu erfüllen, die an ihrem Theil mit beitragen sollte zur Befreiung aus den Banden des noch durch alle Schichten herrschenden josephinischen Geistes, zur Regeneration des kirchlichen Lebens in Oesterreich.

Was bisher über das Leben dieses Mannes erschienen, waren meist flüchtige Umrisse, wenn auch bedeutend genug, um das Interesse für seine Persönlichkeit zu erwecken. Rosenthal hat seiner religiösen Entwicklung in den Convertitenbildern einige Seiten gewidmet; biographische und Künstler-Lexica verzeichneten einzelne Produkte seiner künstlerischen Thätigkeit; das Meiste und Anziehendste war in den „Hinterlassenen Schriften von Ph. Otto Runge" (1841) zu finden. Die dort mitgetheilten Briefe und sonstigen Notizen zeigten eine so eigenartige Physiognomie, daß gewiß in manchem Leser der Wunsch und das Verlangen nach einer ausführlicheren biographischen Charakteristik des kunstbegabten Edelmannes sich regte. Diesem Wunsche ist nun durch das vorliegende Werk, welches ein Sohn des Verewigten, Hofrath Alfons von Klinkowström, in Wien veröffentlichte, in ebenso schöner als verlässiger Weise entsprochen. Als Quellen standen dem Verfasser, außer den erwähnten Schriften, mündliche und schriftliche Familientraditionen und Aufzeichnungen von Freunden des Verewigten, namentlich aber die Briefe des Letztern an seinen Bruder Karl von Klinkowström, der als preußischer Generallieutenant im Jahre 1865 auf Schloß Drehnow gestorben ist, und später die Briefe an seine Frau zu Gebote. Der Verfasser nennt sein Werk eine biographische Skizze, es ist aber unter seiner pietätsvollen Hand ein literarisches Denkmal geworden, das durch die verständnißvolle Verknüpfung der persönlichen und der zeitgeschichtlichen Vorgänge zur Bedeutung eines allgemein interessanten Zeitbildes erhoben ist. Auch der Moment ist gut gewählt, da das Werk gerade zur hundertjährigen Gedächtnißfeier des trefflichen Mannes erscheint. Eine würdigere Festgabe konnte kaum geboten werden.

Klinkowström's Vater, aus altem pommer'schem Adel stammend, war schwedischer Oberstlieutenant und lebte, nachdem er sich vom Dienste zurückgezogen, auf Schloß Ludwigsburg, einem stattlichen, nicht weit von Stralsund an der Ostsee gelegenen Landsitze in Schwedisch-Pommern. Hier wurde Friedrich August als der zweitälteste Sohn unter zehn Geschwistern am 31. August 1778 geboren. Zum Schmucke des luxuriös eingerichteten Schlosses diente nicht bloß eine reichhaltige Bibliothek, sondern auch eine erlesene Gemäldegallerie, und die letztere scheint nicht ohne Einwirkung auf die Berufswahl des Sohnes geblieben zu seyn. Denn ein Hang zur Malerei gab sich frühzeitig bei diesem kund und entzündete in ihm den Wunsch, Künstler zu werden. Diese Neigung, durch den Maler Quistorp in Greifswalde genährt, fand jedoch beim Vater kein Verständniß, dessen Absichten vielmehr dahin gerichtet waren, seinen Sohn nach dem Beispiel der Voreltern dem Kriegsdienste zu widmen. Dem väterlichen Willen gehorsam, trat denn auch der sechzehnjährige Jüngling (1793) als Soldat in ein zu Danzig garnisonirendes Regiment ein, errang sich das Offizierspatent und führte während mehrerer Jahre ein sorgloses flottes Garnisonsleben. Im J. 1802 aber erbat er sich den Abschied aus dem Militär, um nun mit Einwilligung des Vaters — der durch die Erfüllung dieses Wunsches in den Augen des Sohnes „seiner Güte schönsten Triumph feierte" — die Künstlerlaufbahn zu betreten.

Mit 24 Jahren wanderte er zur weiteren Ausbildung nach Dresden, dem Sitz der weltberühmten Gallerie, wo er an dem Landschaftsmaler Friedrich aus Greifswalde (1774—1840) einen künstlerischen Mentor, noch mehr aber an seinem Landsmann Otto Runge (1777—1810) einen seelenverwandten Kunst- und Strebensgenossen fand. Der Umgang mit diesem tiefsinnigen, gemüth- und phantasievollen, von den höchsten Kunstidealen erfüllten christlichen Maler, der die Romantik in seine symbolisirende Bildersprache zu über-

tragen versuchte, wirkte bestimmend auf seine ganze Kunstrichtung und Lebensauffassung. Im Verkehr und Wetteifer mit Runge fand er eine hohe geistige Förderung, und als Runge (1803) nach Hamburg zurückgekehrt, wurde dieser Verkehr schriftlich auf's emsigste fortgesetzt. Bei künstlerischen Problemen und Eindrücken denkt Klinkowström immer zuerst an seinen Freund Otto, auch in der Ferne ist er glücklich, dem Freunde „schon in jedem höhern Aufschluß" zu begegnen, und preist es immer wieder, daß sie sich „so liebend verstehen". Die ernste Richtung, die Alles aus einem höheren Gesichtspunkt betrachtet, machte sich denn auch bei ihm mit Entschiedenheit geltend. Ein anregender Ideenaustausch belebt die Briefe dieser zwei geistvollen, einem edlen Ideal zugewandten Künstler.

Klinkowströms erstes Bild ist ein St. Georg, eine Composition von so eigenthümlicher Selbständigkeit und religiöser Auffassung, daß er sich veranlaßt findet, seinen protestantischen Freunden gegenüber sich gegen die Vermüthung „des — Katholischwerdens" zu verwahren (S. 33). Gewiß ein charakteristischer Zug und ein merkwürdiges Auspicium für den spätern Convertiten! Auch sonst kommen in seinen Briefen schon aus diesen Jahren Aeußerungen und Bekenntnisse vor, welche den geheimen Zug nach einem festern Halt und einer tiefern Begründung des Glaubens verrathen. So schreibt er am 28. Oktober 1804 an Runge: „Auch sehnt sich meine Seele nach Erbauung im Glauben und ich erwarte von Dir, durch meine Liebe zu Dir, sehr viel hierin, und wenn ich auch nur Eines aus meinen Ahnungen und ungewissen Glaubensbekenntnissen durch Dich bestätigt finde, so werde ich fröhlicher in meiner Seele werden .... Sollte meine Sehnsucht zur Kunst bloß der Weg gewesen seyn, mir das Auge zu öffnen für das ewige Leben?" Das Schönste, was er in Dresden zu nennen weiß, „das ist der Gottesdienst in der katholischen Kirche", und an der Musik während der Messe findet er ganz besondere Erbau-

ung. „Da habe ich denn die Musik in ihrer Größe, Schönheit und Umfang kennen gelernt.“ Diese Vorliebe scheint ihm freundschaftliche Vorwürfe zugezogen zu haben, gegen die er sich eifrig vertheidigt, aber doch wiederum bekennt: daß er die „christliche Kirche wie seine Braut suche“. Im November 1805 spricht er von dem „Ringen des gläubigen Geistes, welches mir manchmal Zustände verursachte, die mein Tod hätten werden können, wenn ich nicht abließ und gedachte: Gott ist ein Gott der Lebendigen, und ein lebendiger Hund besser als ein todter Löwe.“ (S. 30. 43. 55. 285.)

Im zweiten und dritten Jahre seines Dresdener Aufenthalts malte er viel auf der Gallerie und copirte nach Rubens, Pordenone, Velasquez, Vandyck, und seine Betrachtungen, die er dabei anstellt, über das Wesen der Malerei wie über die einzelnen Meister, verrathen den denkenden Künstler. Eine Arbeit, auf die er am meisten Werth legte, war die Copie der berühmten „heiligen Nacht“ von Correggio: „Morgen ist der Tag, an welchem ich mein Werk beginne; bete für mich!“ schrieb er am 26. April 1806, und in solchem Sinne ging er an die Ausführung, die ihn das Jahr über vornehmlich beschäftigte, und von deren stufenweisem Fortgang er dem Hamburger Freunde Bericht erstattet, über das Detail der Technik mit ihm plaudernd, als ob er ihn neben sich hätte, und so eingehend, daß selbst der Laie daraus eine Vorstellung von der Malweise und den Geheimnissen der Farbentechnik erhält. Runge, der darüber an Göthe schreibt, meint, es sei „vielleicht der erste Anfang, der in Dresden gemacht ist, ein Bild durch die Copie verstehen zu lernen.“ Derselbe Runge war es auch, der für das Bild den erwünschten Käufer vermittelte: es kam als Altarbild in die Marienkirche zu Greifswald. Freilich erst nach mehreren Jahren und mancherlei Schicksalen, nachdem es inzwischen bei Runge in Verwahrung gestanden. Noch in späteren Tagen war es dem Maler ein rührender Gedanke, daß der kranke Runge, der so früh der Kunst entrissen wurde, noch

kurz vor seinem Sterben die Copie der heiligen Nacht, die in seinem Zimmer stand, sehr hell mit Lichtern erleuchten ließ und sie in stillem Sinnen lange betrachtete. (72. 200.)

Die feindliche Invasion nach der verhängnißvollen Schlacht von Jena nöthigte Klinkowström, im Oktober 1806 in die Heimath zurückzukehren und mit den Seinigen die Sorgen der sehr bedrängten Landwirthschaft im väterlichen Hauswesen zu theilen. Nahezu zwei Jahre verbrachte er in der pommerschen Abgeschiedenheit. Inzwischen regte sich die Sehnsucht des Künstlers nach der Kunstheimath, nach Rom, nur um so lebendiger und unwiderstehlicher. Und endlich sollte diese Sehnsucht, nach Ueberwindung von verschiedenen Schwierigkeiten, der Erfüllung entgegenreifen. Der Weg führte ihn aber über Paris, damals Sammelplatz aller Kunstschätze, welche als Beute napoleonischer Raubzüge andern Ländern entführt worden. Freund Runge, den er auf der Reise in Hamburg besuchte — ein Porträt Klinkowströms von Runge stammt aus diesen Tagen (November 1808) — verschaffte ihm Empfehlungsbriefe von Tischbein an französische Künstler, besonders an David und Girodet, in Paris, wo Klinkowström im Dezember 1808 eintraf. Er zeichnete in Davids Schule zwei Monate lang, „um mit dem Verfahren bekannter zu werden, welches viel Gutes und Leichtes hat"; setzt aber hinzu: „Allein sich noch weiter hinzugeben, geht nicht an; indem man hier keinen Sinn hat für das was doch die Kunst ausmacht und diejenige bezeichnen wird, welche wir von Gott hoffen: nämlich das Eigenthümliche." (94.) „Zeichnung ist mein besonderes Augenmerk", schreibt er in einem Briefe vom 14. März 1809, „und sie ist auch gerade der Vorzug der hiesigen Meister. Dieses liegt in dem Treffenden ihres Sinnes, denn sonst wäre es bei dem Mangel an jedem soliden Wissen in Anatomie und Perspektive unnatürlich." (Aus Runge's hinterlassenen Schriften S. 382[1]). Auch

1) Das Künstler-Lexikon von Müller und Seubert (Stuttgart 1864)

in Girodet's Atelier, welcher „der geistigste Künstler und beste Zeichner ist", sieht er sich um, arbeitet in den Antiken- und Kupferstich-Kabineten, und macht nebenbei scharfe Beobachtungen und feine Bemerkungen über Pariser Kunst und Leben.

Von seinen eigenen Arbeiten und Versuchen in Paris berichtet er an Runge: „An meinen Bemühungen hat es bisher nicht gefehlt. Du würdest Dich aber wundern, wie seltsam sich die besten Anträge zerschlagen haben... Meine Copie der Jardinière von Rafael ist indeß so ausgefallen, daß ich etwas davon hoffen kann. Zwei Miniatur-Portraits habe ich in Oel gemalt, nur um Bekanntschaft zu bekommen. Für mich zwei Compositionen in Oel: den Besuch Mariens bei Elisabeth auf Holz und Goldgrund, und einen Georg. Außerdem mehrere größere in Umrissen. Mir könnte vorderhand nichts Lieberes begegnen, als davon welche ausführen zu sollen." Die Copie der „Jardiniere" wurde noch in Paris von dem Grafen Metternich um 30 Louisd'or angekauft. (S. 105. 112.)

Das ernste Kunststreben, das ihn fortgezogen, erfüllte ihn auch in der Weltstadt mitten in dem Wirbel des öffentlichen Lebens und napoleonischer Festlichkeiten. Seine Briefe enthalten dafür manche Anhaltspunkte. „Wenn Gott uns doch Zeiten und Gelegenheiten gäbe, zu malen! Ich glaube das Senfkorn triebe hoch und breit." (S. 102). „Man kann es mit der Welt und der Kunst nicht zugleich

---

sagt, das thatsächliche Verhältniß verkehrend: „Er (Klinkowström) war ursprünglich ein Schüler von David in Paris, verließ aber dessen Richtung, als er sich in Dresden ansiedelte und wurde ein Anhänger der Kunstrichtung, welche Wackenroders Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders heraufbeschwor und deren Haupt Runge mit seiner mystischen Gefühlsschwelgerei &c. war." Wie aus Obigem erhellt, lernte er die Schule Davids erst später kennen, und auch in Paris bewahrte er sich dieser Schule gegenüber, bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge, eine selbstständige Stellung und blieb der erkornen Richtung treu.

halten, wenn die erstere so bestimmt das Nichts will wie hier (in Paris). Wir hegen gewiß, wenn auch nur in kleinem Daseyn, einen Keim, von dessen Pflege wir uns in der Frist, die uns vergönnt ist, durch nichts noch so Imponirendes abwendig machen lassen dürfen, und ehe man die Ueberzeugung von dem Heiligwahren aufgibt, läßt man lieber eine äußerlich bequemere Existenz fahren." (Aus Runge's hinterlassenen Schriften S. 392). Er glaubt an eine Zukunft der Historienmalerei, und das edelste Ziel erblickt er — ähnlich wie fast um dieselbe Zeit Cornelius — in der Monumentalmalerei. „Wenn überhaupt die Kunst Zierde einer unsichtbaren Braut ist, so werden wir von isolirten Staffeleibildern zur bedeutenden Ausfüllung des Raumes gelangen, und ein Ganzes, wie es die Kirche ist, verschönern", schrieb er beim Anblick von Rafaels Arabesken am 11. Mai 1809. „Rafaels Transfiguration", bemerkt er im selben Brief, „ist doch das alleinzige Bild, Gemälde und Faktum, welches die Geschichte aufgestellt hat. Die Verhältnisse der Welt zu den höheren Sphären, und die Erscheinung irdischer Verwirrung bis zum Uebergange durch Schlaftrunkenheit zum Unaussprechlichsten in der Höhe — es ist in so wunderbarer Schönheit zusammen gebracht, worin vielleicht der höchste Zauber des Gegenstandes liegt, daß man nicht ohne großen Aufschluß davon geht." (S. 101). Solche und ähnliche Aeußerungen bezeugen, daß ihm in Wahrheit, wie Wurzbach in seinem Biographischen Lexikon mit Adam Müller's Worten sagt, die Verherrlichung des Christenthums in seiner Alles vereinigenden und durchdringenden Kraft und Schönheit das Höchste war.

Der Pariser Aufenthalt dehnte sich auf beinahe zwei Jahre aus. Die letzten Monate wurden besonders verschönert durch die Bekanntschaft mit Herrn von Pilat, der sich im Gefolge des österreichischen Ministers Grafen Metternich als dessen Privatsekretär in Paris befand. Diese Bekanntschaft wurde für den Künstler folgenreich, denn es knüpfte sich un-

mittelbar daran eine Begebenheit, „welche in ihrer Entwicklung einen wesentlichen Einfluß auf die Lebensschicksale Klinkowströms genommen, ihn schließlich nach Wien geführt und dort seiner Berufsthätigkeit neue Bahnen eröffnet hat": seine Verlobung nämlich mit Fräulein Louise von Mengershausen aus Göttingen, einer Schwester der Frau von Pilat, in deren Begleitung sie mit nach Paris gekommen war. (S. 114). Seine letzte Arbeit in Paris war das Porträt seiner Braut in fast lebensgroßer Kreidezeichnung, das sich noch im Besitz der Familie befindet.

Endlich im September 1810 trat er die geplante Reise nach Italien an und befand sich seit dem 6. November an dem Zielpunkt seiner Künstlersehnsucht, in Rom. Er verweilte etwas über ein halbes Jahr in der ewigen Stadt, im freundlichen Verkehr mit Künstlern wie Thorwaldsen, Rauch, Riepenhausen, dem ebenfalls erst kurz aus Wien angekommenen Overbeck und den andern jungen deutschen Malerbüdern, die sich im alten Kloster San Isidoro zusammengefunden, um der in zopfiger Manierirtheit versunkenen Kunst neue Bahnen zu bereiten, und die er darum preist, daß sie, „ihrer Begeisterung treu folgend, glücklich schaffen und arbeiten." „Die Arbeiten der Künstler haben wirklich etwas Inspirirtes und wer Rom lange in seinem Herzen trug, der sieht es darin lebendig geworden." (S. 118.) Auch mit dem Dichter Zacharias Werner, der bekanntlich in Rom das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, traf er zusammen, und Klinkowström erinnerte sich besonders eines Abends, da er mit Werner und mehreren Deutschen einen Spaziergang durch den Glanz und Duft der italienischen Landschaft gemacht, „wo die besondere Herrlichkeit der Natur, die sich an diesem Tage selbst zu überbieten schien, alles in eine gehobene Stimmung versetzte. Da rief Werner auf einmal in großem Ernste aus:

> Gibst du so viel auf Erden,
> Was soll es erst im Himmel werden!" (S. 126.)

Die Eindrücke dieser gemeinsamen Wanderung und dieses Augenblicks der Ergriffenheit blieben Klinkowström unvergeßlich. Charakteristisch für seine damalige Richtung und religiöse Verfassung ist auch die Wahl des Bildes, das er in Rom zu malen begann. Er arbeitete nämlich an einer „Himmelfahrt Mariä". (S. 121.)

Noch immer wollte indeß der Glücksstern nicht über dem von Sorgen beunruhigten äußern Leben des Künstlers aufgehen. Er mußte seinen Blick wieder nach Deutschland zurückwenden, und so zog er im Sommer 1811 über München nach Wien, um sich dort eine gesicherte Existenz zu begründen. In der That gelang ihm dies unter der hilfreichen Gönnerschaft seiner Freunde Pilat und Adam Müller in Bälde soweit, daß er an eine eheliche Verbindung mit seiner schon genannten Braut denken konnte. Die Trauung fand am 26. Nov. 1812 statt.

In Wien war damals das Projekt im Werden, ein Erziehungsinstitut für den höhern Adel zu errichten, dessen Direktion Adam Müller übernehmen sollte. Als zweiter Vorstand ward auf Müllers Verwendung Klinkowström vorgeschlagen und angestellt, und er bezog mit seiner jungen Frau das Karoli'sche Haus auf der Wieden, das als Lokalität für die Anstalt gewonnen war. Er sollte an derselben zugleich den Kunstunterricht leiten.

Ehe aber das Unternehmen selbst, das noch im Stadium der Vorbereitung sich befand, zur Verwirklichung gelangte, traten die großen politischen Ereignisse dazwischen, welche das Herz jedes Patrioten entflammten und auch den stillen Künstler und angehenden Pädagogen zunächst in ganz andere Bahnen mit fortrissen. Der Befreiungskampf gegen den weltzertretenden Despotismus Napoleons hatte begonnen. Dem Rufe des Freiherrn von Stein folgend, der mit der Organisation der wiedereroberten deutschen Länder betraut war, eilte Klinkowström in das Hauptquartier und ward einige Tage nach der Völkerschlacht bei Leipzig dem Militär-

departement des Generalgouverneurs Fürsten Repnin in Sachsen zugetheilt, wo er unter Oberst v. Carlowitz zum Chef de bureau mit Hauptmannscharakter ernannt wurde. Als solcher war er nun hauptsächlich bei Organisirung der Landwehr, speciell des „Banners der freiwilligen Sachsen", vielfach thätig, erst in Leipzig, dann in Dresden; das folgende Frühjahr sah ihn zu ähnlicher Mission in Aachen, wo er dem Staatsrath v. Sack zugetheilt war.

Ueber dieses kurze, aber viel bewegte und alle Geisteskraft anspannende Intermezzo in Klinkowströms Leben sind noch zahlreiche Briefe von ihm an seine Frau vorhanden, welche über den Kreis und den Erfolg seiner Wirksamkeit, wie nicht minder über die Stimmung des Volkes in jenen großen entscheidenden Tagen anziehendes Detail enthalten (S. 143—263). Auch über sein inneres Leben, das sich der bisherigen Entwicklung conform gestaltete, finden sich darin bedeutungsvolle Aeußerungen.

Mit dem Frieden in Paris war diese Episode seiner civilmilitärischen Mission, die nur eine provisorische gewesen, ebenfalls abgeschlossen, und Klinkowström kehrte im Sommer 1814 nach Wien zurück.

In der Zwischenzeit aber hatte sich in aller Stille ein Ereigniß vollzogen, das auf ihn wie ein im letzten Morgenschlummer erwarteter Weckruf wirkte. Seine Frau hatte, während seiner Abwesenheit, zu Wien in die Hände des P. Clemens Hoffbauer das Bekenntniß des katholischen Glaubens abgelegt. An den Namen Hoffbauer sollte sich auch sein ferneres Geschick knüpfen. Der Zauber, der von dieser außerordentlichen Persönlichkeit ausfloß, ist bekannt. Eine Schaar geistig bedeutender Männer fand für die Gemeinsamkeit ihrer höhern Bestrebungen in ihm ihren belebenden Mittelpunkt. „Das katholische Bewußtseyn Wiens erwachte und nahm unter Hoffbauers Einwirkung und Führung einen sichtbaren Aufschwung", sagt der Biograph, der von seiner Erscheinung und seinem Einfluß auf angesehene Kreise der

noch stark josephinisch verwaschenen Wiener Gesellschaft eine kurze aber treffende Skizze entwirft (S. 267—75). Wir führen aus der Charakteristik nur eine kurze Stelle an: „Eine riesige Glaubensstärke mit unerschütterlichem Vertrauen in Gott und wahrhafter Demuth des Herzens; eine ungewöhnliche Energie der Willenskraft, getragen von echt evangelischem Lebenswandel; dazu begabt mit einem, ich möchte sagen, instinktiven Blick in die Geheimnisse der menschlichen Natur: diesen Eigenschaften verdankt Hoffbauer seine außerordentlichen Erfolge.“ Auch in Pilat's Hause war der ehrwürdige Mann ein häufig und gern gesehener Gast, und bei der ausgesprochenen religiösen Richtung der beiden geistvollen Schwestern, der Frau von Pilat und der bei ihr wohnenden Frau von Klinkowström, wurde er diesen bald ein willkommener Freund und Berather. Die letztere war eine Frau, die „von allen Seiten als ein ungewöhnliches Wesen prädicirt“ wurde. Von beiden Schwestern aber urtheilte später Emanuel Veith: „edlere, frömmere, harmonischer durchgebildete, geistreichere deutsche Frauen gibt es vielleicht nicht oder braucht es nicht zu geben“ (S. 430. 361). Diesen beiden Schwestern erwies sich Hoffbauer als der große Seelenführer, der ihrer aufrichtigen Sehnsucht nach Wahrheit zur Klärung verhalf, so daß ihnen bald gemeinsam der Entschluß reifte, katholisch zu werden. Solches geschah am 1. Juni 1814, als Klinkowström noch in Aachen weilte. Aber auch dieser war in seiner kirchlich-religiösen Richtung, in „dem Ringen des gläubigen Geistes“, das ihn vom Beginn seiner Künstlerlaufbahn an überallhin begleitete, bereits soweit vorgeschritten, daß er auf die Mittheilung seiner Frau, die sich alle Mühe gegeben, „ihren Uebertritt mit besänftigender Vorsicht einzuleiten“, ausrief: „Also ist Louise doch noch früher katholisch geworden als ich!“ (S. 276).

Dieser Ausruf, die Art, wie er den Entschluß „seiner über alles geliebten Louise“ aufnahm, ist, wie der Verfasser

bemerkt, „ein sicherer Fingerzeig dafür, daß er selbst bezüglich seiner Person sich mit einem ähnlichen Gedanken schon befreundet hatte, und daß er, nach Wien zurückgekehrt, alsbald dem Beispiel seiner Frau nachfolgen werde, da es ihm nicht gelungen war, ihr dabei zuvorzukommen".

Wenige Monate nach seiner Heimkehr vom Rhein, am 13. Sept. 1814 erfolgte auch Klinkowström's Uebertritt zum katholischen Glaubensbekenntniß, welches er gleich seiner Gattin in die Hände des P. Hoffbauer ablegte. Zeugen bei dieser feierlichen Handlung waren Friedrich von Schlegel und Joseph Anton Pilat. Aus dem Munde von Freunden und Feinden, wie aus dem ganzen Gang seiner innern Entwicklung kann der Biograph begründen, daß die Conversion des kunstbegabten und hochgebildeten Pommern „eine der allergründlichsten und nach allen Seiten hin durchgreifende" gewesen sei. Den heiligen Ernst seines Schrittes, die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Gesinnung hat schon der in seinem Urtheil so unbestechliche Friedrich Perthes hervorgehoben und gegen protestantische Freunde verfochten. Das Nähere darüber findet der Leser auf S. 276—288 unseres Werkes.

Thatsächlich hatte der Schritt auch keinerlei äußeren Vortheil zur Folge. Klinkowström verblieb vielmehr nach dem Friedensschluß drei Jahre lang ohne jede öffentliche Stellung. Er ergab sich, neben der Kunstübung, zunächst einer schriftstellerischen Thätigkeit, indem er sich an dem von Pilat redigirten „Oesterreichischen Beobachter" betheiligte, für den er verschiedene Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts schrieb. Unter dem Pseudonym „Friederich Kindmann" begründete er auch eine eigene illustrirte Wochenschrift mit dem Titel: „Sonntagsblatt für die Jugend", welche, Belehrung und Unterhaltung verbindend und mit vielen colorirten und schwarzen Kupfern versehen, zwei Jahrgänge erlebte und als illustrirte Zeitung wahrscheinlich die erste in Wien erschienene war. „Der Text zu den Erzählungen ist

größtentheils, die Zeichnungen zu den Bildern sind alle von der Hand des Herausgebers Friederich Kindmann" (S. 289). Auch später noch kam er auf diese Art literarischer Beschäftigung zurück, welche ausgesprochene pädagogische Zwecke verfolgte. So erschienen in rascher Aufeinanderfolge zwei A-B-C-Büchlein zu Wien, das eine mit selbstverfaßten Sinn- und Sittensprüchen in gereimten Versen zu jedem Buchstaben, das andere mit Geschichten des alten und neuen Testamentes; beide ausgestattet mit je 24 illuminirten Kupfern von Klinkowström's Erfindung und Handzeichnung. (S. 381.)

In den letzten Jahren seines Lebens gab er ein Unterhaltungsbuch heraus unter dem Titel: „Vater Heinz, eine Sammlung von Erzählungen und Märchen von einem Erzieher." Dieses Büchlein machte, wie der Biograph mittheilt (S. 382), bei der Jugend volles Glück. Sie rissen sich das Ding aus den Händen, und die Schrift ist, lange nach Klinkowström's Tode, zur dritten Auflage gekommen[1]).

So hatte allmählig die künstlerische Thätigkeit des edlen Mannes vor der pädagogischen in den Hintergrund treten, oder vielmehr richtiger, in den Dienst der letztern treten müssen. Sie sollte das Präludium zu der Hauptbestimmung seines Lebens werden, die Vorübung für eine andere Kunst: statt Maler sollte er Menschenbildner werden. Das eigentliche Künstlerleben hatte nun wohl ein Ende gefunden, aber die glühende Liebe zur Kunst war damit nicht erloschen; nur der Kunsterwerb, „die bürgerliche Handtierung der Kunst", wie er sich auszudrücken pflegte, ward bei Seite gesetzt. Jener blieb er unverbrüchlich treu und gab ihr mit reicher Begabung auch in seiner spätern Berufsthätigkeit bei jeder sich darbietenden Gelegenheit bildenden Ausdruck.

Das von A. Müller geplante Unternehmen einer Erziehungsanstalt für den höhern Adel war nicht in's Leben

---

1) Eine ausgewählte Sammlung dieser Erzählungen hat Führich's Meisterhand mit Zeichnungen ausgeschmückt.

getreten; es scheiterte „an seiner zwar durchdachten, aber den österreichischen Verhältnissen nicht angepaßten Anlage" (298), und wohl auch an dem Widerstreben josephinischer Schulpotentaten. Wie jedoch ein gesunder lebensfähiger Keim immer wieder zum Lichte treibt, so ward auch die Idee, von der die geistigen Gründer jenes Unternehmens beseelt waren, nicht fallen gelassen. Fünf Jahre etwa, nachdem der erste Plan gescheitert, ward er in veränderter Form wieder aufgegriffen. „Galt es doch, dem neubelebten katholischen Bewußtseyn Wiens, vorläufig auf eine Schaar auserlesener Männer beschränkt, in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen und durch ächt christliche Erziehung der Jugend einen Nachwuchs heranzubilden, der in dem Glaubensindifferentismus der Zeit nicht versunken sei, wofür jene geistlichen Orden, die ihrer Institution nach mit dieser Mission betraut sind, seit der Josephinischen Regierungsperiode abhanden gekommen waren. Es mußte nur der rechte Mann gefunden werden, dessen starke Laienhand Ersatz zu bieten und die richtige Aufgabe, ohne wissenschaftlichen Großbau, innerhalb des Rahmens der österreichischen Studienordnung und Unterrichtsgesetzgebung durchzuführen geeignet war" (S. 300).

Auch hier war es wiederum Hoffbauer, der bestimmend in Klinkowström's Leben eingriff. Sein scharfblickendes Auge erkannte in ihm den rechten Mann für eine solche Aufgabe. Die höhere Richtung seines Geistes und Charakters, im Bunde mit vielseitiger und tüchtiger Bildung, Weltkenntniß und Erfahrung, dazu seine künstlerische Begabung und sociale Stellung, das waren allerdings Eigenschaften, die ihn zur Heranbildung junger Leute aus den höheren Ständen vorzüglich befähigen mußten. Auf Anrathen des priesterlichen Sehers und Herzenskenners entschloß sich demnach Klinkowström, eine Erziehungsanstalt für Knaben in Wien zu gründen, und dießmal ließ die staatliche Bewilligung zur Eröffnung derselben nicht lange auf sich warten. Das

Programm gelangte in allen Amtszeitungen des Kaiserstaats zur Veröffentlichung.

Das neue Institut wurde zu Anfang Oktober 1818 eröffnet, und fortan war die Leitung, Sicherung und Hebung der Anstalt die große Herzenssache, der sich ihr Gründer mit seiner ganzen aufopfernden Hingebung widmete. Das Institut zählte in den 16 Jahren seines Bestandes im Ganzen 210 Zöglinge, wovon 143 dem Adel angehörten, darunter vier Fürsten, 59 Grafen, 23 Barone. Es erfreute sich der persönlichen Gunst des Kaisers Franz, der zur Hebung seines Credits in den aristokratischen Kreisen wesentlich beitrug. Auch die Kaiserin gab ein thätiges Wohlwollen bei besonderem Anlaß zu erkennen. Und es verdiente diese Gunst, denn in der That hat die Anstalt einen sehr segensreichen Einfluß ausgeübt auf einen erlesenen Theil der damals heranwachsenden Generation.

Der Verfasser gibt einen einläßlichen, pädagogisch interessanten Bericht über Einrichtung und Stand des in der Alservorstadt gelegenen Instituts (Scheiblauerhaus), ein Verzeichniß der ordentlichen und außerordentlichen Lehrer sowie des geistlichen und hausärztlichen Personals, und ebenso ein alphabetisches Namensverzeichniß der sämmtlichen Instituts-Zöglinge. Es wäre eine Reihe angesehener Namen unter den Zöglingen zu verzeichnen, welche nachmals im öffentlichen Leben sich hervorgethan haben. „Es darf nicht Wunder nehmen", sagt der Verfasser, „daß aus Klinkowström's Hause ein eigenthümlicher Zug zur Diplomatie ging. Denn nicht nur waren mehrere der ältesten und bedeutendsten Zöglinge selbst von diplomatischer Abkunft, es war auch durch Klinkowström's Schwager Pilat, ja durch das Wohlwollen des Fürsten Metternich selbst, dessen Auge mit anerkennendem Wohlgefallen auf der Anstalt ruhte, eine beständige Aufmerksamkeit auf die Staatskanzlei gerichtet. Wir nennen nur einige Namen nach der Zeitfolge ihres Eintrittes in das Institut, wie die Botschafter und Gesandten: Graf

Georg Esterhazy, Freiherr Adolf von Brenner, Freiherr Alexander von Hübner, Graf Albert Crivelli, Freiherr Moriz von Ottenfels-Gschwind, Freiherr Nikolaus von Pottenburg (Zulauf) nebst vielen Anderen, die nur in geringeren Funktionen, wenn auch bis hinauf zu stellvertretenden Gesandtschaftsposten Thätigkeit und Anerkennung gefunden" (S. 318). Aus dem Umstande, daß die Anstalt zum weitaus größeren Theile aus adeligen Pensionären bestand, erklärt es sich, daß die überwiegende Mehrzahl dem Militärstande anheimfiel, während in den geistlichen Stand im Ganzen sechs eingetreten sind, darunter Graf Hugo Gallenberg und der Jesuit Alexander Weninger. Nicht als Priester, aber als muthvoller Streiter der Kirche muß auch Freiherr Eduard von Stillfried hier eingereiht werden, „der in schwerer Zeit das Panier der katholischen Sache mit Unerschrockenheit entfaltet hat." Von den vier Söhnen des Gründers und Leiters der Anstalt, welche ebenfalls hier erzogen wurden, traten zwei, der älteste und der jüngste, Joseph und Max von Klinkowström, in die Gesellschaft Jesu ein, beide als ausgezeichnete Missions- und Kanzelredner in deutschen Landen weithin rühmlichst bekannt und gefeiert; der erstere, geb. 1813, ist leider am 30. März 1876 den Anstrengungen seines arbeitsreichen Berufes erlegen. Ein dritter Sohn, Clemens, k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivar, „der Stammhalter" des Geschlechtes in Oesterreich, hat sich durch ein historisches Quellenwerk: „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei" (Wien 1870) literarisch bekannt gemacht; der vierte endlich ist unser Biograph, Alfons von Klinkowström, k. k. Hofrath, früher Statthaltereirath und Landtags-Deputirter der Markgrafschaft Istrien. Zur Vervollständigung des Familienbildes[1]) sei noch

1) Die Manz'sche Realencyklopädie kennt auch in der zweiten Auflage (Regensburg 1868 ff.) seltsamer Weise nur die protestantische Linie der Grafen Klinkowström in Pommern, von dem nach Oesterreich verpflanzten katholischen Familienzweig weiß sie nichts!

bemerkt, daß die einzige Tochter, Marie von Klinkowström, nach dem Tode ihres Vaters den Schleier genommen und in den Orden der Salesianerinen zu Gleink eingetreten ist.

Höchst anziehend und lehrreich ist der Abschnitt, der sich über das Programm und die Erziehungsmethode, über den einheitlichen Geist, der die Anstalt erfüllte, über die Erfolge, die erzielt wurden, über das Leben und Wirken des Vorstehers überhaupt verbreitet. Der Verfasser, der in edler Bescheidenheit das Wort zur Würdigung Andern einräumt, ist hiebei in der Lage, unbefangene Stimmen ehemaliger Institutsgenossen anführen zu können, deren Urtheil von Gewicht ist und die sich in ebenso geistreicher als sachlich gediegener Weise vernehmen lassen (S. 348 — 378). Die eine dieser Mittheilungen ist der feinen Feder des ehemaligen k. k. Gesandten Freiherrn von Brenner entflossen, während der ungenannte Verfasser der andern wenigstens für den Eingeweihten sich durch den originellen Stil verräth; wir irren kaum, wenn wir sie dem Staatsarchivar Dr. J. Fick zuschreiben, der seinerzeit der Anstalt als Lehrer und Hofmeister angehört hatte. Es sind meisterhafte Schilderungen, die hier von unmittelbaren Zeugen über das Institut zur Ehre seines Gründers und Leiters niedergelegt sind. Die Zeichnung der Gesellschaft in Klinkowström's Haus ist ein kleines Kabinetsstück. In der Hauptsache kommen die Urtheile darin überein, daß das Institut „an Werth und Bedeutung alle damaligen Erziehungsanstalten überragte", daß „für die Entwicklung männlicher und christlicher Charaktere ein tüchtiger Grund gelegt" wurde, und daß dieser Grund sich so gediegen erwies, daß von den Vielen, welche nachher in den verschiedensten Lebenskreisen sich eine ehrenvolle, mitunter hohe Stellung erwarben, „nur äußerst wenige den Grundsätzen untreu wurden, in denen sie dort aufgewachsen sind." Fast Alle bewahrten der Anstalt und ihrem Vorstande, auch nach dem Tode des letztern, „ein lebendiges Andenken unverlöschlicher Dankbarkeit."

zu viel. Die Einen wollten diese, die Andern jene ki
lischen Gebräuche beibehalten wissen, und so herrschte g
Ungleichheit und babylonische Verwirrung. Abgesehen
den rein dogmatischen Fragen über die Transsubstantiat
die Priesterweihe als Sacrament u. s. w., betrafen die w
tigsten praktischen Streitpunkte die Taufe, die B
und das Abendmahl. Bei der Taufe wollten Einige
Exorcismus beibehalten wissen, während Andere ihn
papistischen Mißbrauch verwarfen und nichts als die einf
Taufformel, wie sie im Evangelium steht, anwendeten.
Betreff der Beicht war durch die Kirchenordonnanz ein all
meines öffentliches Bekenntniß und eine allgemeine Absolu
vorgeschrieben. Aber Manche begnügten sich damit ni
und wollten eine besondere heimliche und genaue Beicht
Einzelnen. Palladius selbst schrieb 1538 auch darüber
Buch, worin die besondere heimliche Beicht zwar nicht
absolut nothwendig, aber doch als rathsam bezeichnet w
weil die Gläubigen dadurch Rath und Trost erhalten könn
Andere, wie der Bischof Wormordsen von Lund, verlan
eine specielle Beicht nur der Hauptsünden, damit der Pri
wissen könne, ob Jemand würdig sei, sich dem Tische
Herrn zu nahen. Bei dem Abendmahle handelte es
darum, wie es den Gläubigen zu reichen sei, und bei
Messe besonders um Aufhebung und Anbetung der consec
ten Species, worauf natürlich das Hauptgewicht gelegt
den mußte, und eine verschiedene Praxis nöthig wurde
nachdem man die alte oder neue Abendmahlslehre beh
Die Messe und besonders der erste Theil derselben bis
Offertorium war sowohl in den alten Altarbüchern als
in dem von Palladius ausgearbeiteten neuen Meßbuche
ziemlich beibehalten, wie sie sich in dem römischen Mis
findet, natürlich mit Weglassung all dessen was auf Hei
und Heiligenverehrung Bezug hat. Palladius hatte nur
Auswahl für jeden Sonn- und Feiertag mehrere Colle
verfaßt und einige Pericopen verändert. Und um den Got

Seele sich spiegeln, wie in einer verwandten Tiefe. Ich denke mir oft, daß die äußern Ehren dem, welchem sie zu Theil werden, manchmal recht den Sinn öffnen müssen für den Glanz, der hinter dem sterngestickten Schleier des Firmamentes nie verlischt. Die irdischen Ehren sättigen das Herz nicht, allein sie sprechen ein tief in uns schlummerndes Verlangen an, und dieses muß zu ewigen Ehren streben, da ihm die irdischen nicht lange genügen. Da siehst Du mich wieder in meiner Lieblingssphäre. Die Welt freut mich nur wegen ihres Herrn, nur deßwegen, weil sie voll Sinnbildern der Ewigkeit und in ihrem schönsten Zustande, wenn die Sonne auf den Fluren ruht oder sich im Meere spiegelt, ein Abglanz des Himmels ist. Wendet man nicht jenen Blick zu dem Lande der Lebendigen empor, sieht man nichts als Sterben und Vergänglichkeit auf der Erde. Wer fühlt es nicht, daß wir zwischen zwei Welten stehen, von denen die obere schön, die untere vergänglich ist, und daß jene unsere eigentliche Heimath, diese aber eine Pilgerfahrt nur ist." (S. 346—47.)

Klinkowström hat eine stille und mühevolle, aber eine edle und gesegnete Mission erfüllt. Seine Wirksamkeit hat nach außen nicht geglänzt, und sein Unternehmen hat ihn nach seinem Tod nicht lange überdauert. Was ihn aber überdauert, ist der Segen, der davon, wie von jedem innerlich guten und tüchtigen Werke, ausgegangen. Das Verdienst wird ihm unbenommen bleiben, eine Erziehungsanstalt in's Leben gerufen und über ein halbes Menschenalter auf der Höhe erhalten zu haben, die in der Folge, wie der Sohn und Biograph mit Grund sagen darf, dem katholischen Leben in Oesterreich einen so mächtigen Impuls gegeben.

V.

Naturforschung und Bibel.

„Zwei Heereslager sind es, welche sich in der weittragenden Frage über Vereinbarkeit zwischen Wissen und Glauben feindlich gegenüberstehen. Auf der einen Seite flattert das Banner jener Tausende, deren Ueberzeugung in dem offenen Bekenntnisse eines David Friedrich Strauß niedergelegt ist, auf der anderen entfaltet sich das Labarum der römisch-christlichen Legionen." So beginnt der Verfasser einer dem „großen Physiker" Secchi gewidmeten Schrift, welche obigen Titel trägt[1]). Er steht seinerseits in dem Heereslager der „römisch-christlichen Legionen" und sucht von da aus eine Harmonisirung von Naturforschung und Bibel zu bewerkstelligen. Einerseits will er den Ergebnissen der Naturwissenschaften volle Rechnung getragen wissen, soweit ihnen der Charakter förmlicher Gewißheit oder einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit zukommt; andererseits steht er für eine göttliche Inspiration der Bibel ein auch bezüglich der in ihr enthaltenen naturwissenschaftlichen, historischen und chronologischen Dinge. Zur Ausführung dieses Planes betritt er nacheinander die verschiedenen Gebiete der Kosmologie, Geologie, Astronomie, Paläontologie, Anthropologie, Chronologie und läßt hier überall

---

1) Naturforschung und Bibel in ihrer Stellung zur Schöpfung. Eine empirische Kritik der mosaischen Urgeschichte von Karl Güttler, Doktor der Philosophie. Freiburg bei Herder 1877.

zuerst den Naturforscher und hierauf den Bibelforscher reden. So ergibt sich eine klare und übersichtliche Gliederung.

Das erste Capitel ist der Kosmologie gewidmet. Der Verfasser neigt sich der Laplace'schen Hypothese von der Entwicklung unseres Sonnensystems aus einem Urgasball zu, ja auf die staunenerregenden Entdeckungen, welche vermittelst der Spektralanalyse über die chemische Zusammensetzung und Beschaffenheit der Fixsterne und Nebelflecke durch Secchi, Huggins, Miller u. A. gemacht worden sind, gibt er derselben eine Ausdehnung auf die Gesammtheit des Weltalls. Da ein solcher Bildungsproceß aus rein mechanischer Ursache nicht erklärt werden kann, vielmehr bei all seinen Hauptwendepunkten des Eingreifens einer höhern Macht bedarf und Moses an die Spitze der Genesis nur die einfachen Worte stellt: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, so kann von einem Widerspruche der Natur und Bibel, der Naturforschung und der Bibelforschung in der kosmologischen Frage keine Rede seyn.

Das zweite Capitel ist der Geologie gewidmet. Hier wird ein gemäßigter Plutonismus in Schutz genommen, obwohl es sich bei dem gegenwärtigen Standpunkte der in sich noch so unabgeschlossenen geologischen Forschung nur um Gewinnung eines „Nothfundamentes“ handeln kann. Die Bibel lehrt im Grunde weder Plutonismus noch Neptunismus, indem sie „der neptunischen Processe erwähnt und den plutonischen nicht direkt widerspricht.“ Eine Disharmonie von Natur und Bibel, von Naturforschung und Bibelforschung ist in der geologischen Frage also ebensowenig gegeben.

Das dritte Capitel verbreitet sich über die Gestirnbildung. Im Sinne der erweiterten Laplace'schen Hypothese wird hier der Vermuthung Raum gegeben, daß die Bildung von Sonne, Mond und Sternen der Bildung unserer Erde und der sie bekleidenden niedern Vegetation vorausgegangen oder zur Seite gegangen sei; hiemit ist nicht ausgeschlossen, daß dieselben erst später als selbstständige Lichtträger in das jetzige Verhältniß zu

chismus übersetzt und im folgenden Jahre besorgte er andere größere Ausgabe des katechetischen Unterrichts Luthers Manuale, die später allen katechetischen Werke Dänemark zu Grunde gelegt wurde. Im Jahre schrieb er eine andere Erklärung von Luthers kleinem Katechismus: Brevis expositio Catechismi pro parochis Norgianis. Auch diese Erklärung wurde nachher in's Däni übersetzt und allenthalben gebraucht. Den Norwegisc Predigern empfiehlt er diesen Katechismus in der Vorr mit den Worten: „Der Katechismus allein, liebe Herrn u Brüder in Christo, wirkt in der gegenwärtigen Zeit Wun und versetzt Berge von Finsterniß in das Reich des Lichts Als Grund warum er für Norwegen diese Erklärung schrieb bezeichnet er ein größeres Bedürfniß, den norwegischen Brüdern zu dienen. „Illi enim jam aliquamdiu vexati sunt et jacentes sicut oves non habentes Pastores“. Und Heiberg schildert uns nach Münter und Holberg dieses Bedürfniß mit folgenden Worten: „Mit aller Liebe hing das Volk fest an dem Katholicismus und nahm die neuen Einrichtungen und Lehren mit dem größten Widerwillen auf, mit einem Widerwillen, der an einzelnen Orten über das Jahrhundert der Reformation hinaus dauerte. Der gleichfalls von Bugenhagen gewählte Bischof von Bergen, Gebb Petersen, wandte sich im Jahre 1537 oder 1538 an Pallådius und ersuchte ihn, einige taugliche Lehrer für Kirche und Schule zu schicken; aber Palladius konnte Niemand dazu bewegen, nach Norwegen zu gehen, weil man in Dänemark glaubte, daß die Norweger diese (protestantischen) Priester todtschlügen“[1]).

Zur Hebung des religiösen Lebens und zur Bekämpfung der am meisten herrschenden Laster und Gebrechen verfaßte Palladius auch noch eine Menge kleinerer Schriften und Broschüren, oder übersetzte solche aus dem Deutschen. So sind mehrere Gebets- und Erbauungsbücher von ihm, Ab-

---

1) *Theol. Tidsskrift* IV. Bd. II. Heft S. 141.

letzteren zu Grunde gegangen sind, nicht aber der Beweis, daß sie erst mit letztern entstanden sind. Möglicher Weise können auch unter den massenhaften Pflanzen der Steinkohlenformation gar manche sich befinden, die schon früher existirten, als die mit ihnen der Verschüttung preisgegebenen Thiere. All diese Möglichkeiten bleiben offen und solange sie offen bleiben, bleibt auch die Concordanztheorie offen. Der Verfasser kann es also nicht billigen, daß Reusch in der dritten und vierten Auflage seines umfassenden vortrefflichen Buches über „Bibel und Natur" von der Concordanztheorie zur Idealtheorie übergegangen ist. Den hiefür gemachten exegetischen Grund vermag er seinerseits nicht als maßgebend zu erachten. „Müßte man — so erinnert er — aus den Worten: Und Gott sah, daß es gut war, durchaus schließen, daß ein bestimmtes Schöpfungswerk in seiner Ausdehnung als Ganzes vollendet und von den folgenden streng geschieden sei, so dürfte weder eine Ausdehnung des diffusen Lichtes des ersten Tages zu den Lichtträgern des vierten, noch eine weitere Umänderung der Grenzen zwischen Meer und Festland an den drei folgenden Tagen eingeräumt werden" (S. 119). Da aber Moses nur der Pflanzenschöpfung Erwähnung thut, ohne in synchronistischer Weise der mit den Thierschöpfungen parallel laufenden Pflanzenschöpfungen Erwähnung zu thun u. s. w., so erklärt sich der Verfasser insofern für eine „idealisirte Concordanztheorie" (S. 119—120).

Das fünfte Capitel behandelt die anthropologische Frage. Der Verfasser geißelt hier mitunter auf köstliche Weise den Materialismus, welcher sich da brüstet, nur mit exakten Thatsachen und Begriffen zu rechnen und alles „gelehrte Maulheldenthum", allen „philosophischen Charlatanismus", alle „geistige Taschenspielerei" gründlich hinter sich zu haben und gerade in all diesem Brüsten Erkleckliches, ja das Erklecklichste leistet. Wie sehr haben nicht die Versuche von Pasteur der Urzeugung in der jetzigen Welt den Charakter der Thatsächlichkeit benommen! Trotzdem fährt der Materia-

lismus fort eine Urzeugung der ersten Organismen aus unorganischer Materie als unbezweifelbare Wissenssatzung zu verkünden; woher schöpft er dieses Wissen? Oder ist es etwa ein Beweis exakten Verfahrens, wenn er bis zum Auftreten Darwin's die verschiedenen Menschenracen meistentheils als Instanzen gegen den einheitlichen Ursprung derselben hinstellte, seit dem Auftreten Darwin's aber selbst die verschiedenen, weit mehr voneinander abstehenden Thier= und Pflanzenarten auf einen einheitlichen Ursprung zurückführen will? Im Anschlusse hieran wendet sich der Verfasser alsdann zur Darstellung und Beurtheilung der Transmutationstheorie des genannten englischen Naturforschers selber. Verkennt er einerseits nicht die großen Fortschritte, welche innerhalb gewisser Grenzen durch sie erzielt worden sind, so charakterisirt er andererseits im Sinn eines Bär, Wigand, Pfaff u. A. auch ihre Schwächen, namentlich die Schwächen der Affentheorie Darwin's. Hiebei vergißt er insbesondere nicht der Entdeckung desselben, daß unsern Vorfahren bewegliche Spitzohren zu eigen gewesen seien, und vergißt ebensowenig der Häckel'schen Entdeckung des menschlichen Stammbaums vom Affen bis zu den — Moneren.

Im sechsten Capitel, welches die Urgeschichte der Menschheit zum Gegenstand hat, neigt der Verfasser vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus mit Piancini u. A. zur Annahme einer bloß relativen Allgemeinheit der Noachidischen Fluth hin, obwohl er nicht verkennt, „daß diese neue Exegese in dem Bestreben, die naturwissenschaftliche Scylla zu vermeiden, hart an die Grenzen einer theologischen Charybdis geräth" (S. 274). Im siebenten Capitel endlich wird das Alter des Menschengeschlechtes auf Grund der neuesten Untersuchungen von Torfmoorablagerungen, Höhlen= und Pfahlbautenfünden u. s. w. wie auf Grund alttestamentlicher Zeitrechnung hin der Erörterung unterzogen.

Das Buch K. Güttlers ist eine in hohem Maße anerkennenswerthe Leistung. Der Verfasser verräth bedeutende

Sach- und Fachkundigkeit in naturwissenschaftlichen Dingen. Mit sicherem Blicke weiß er die kraft exakter Beobachtung und Berechnung hergestellten Thatsachen von bloßen Wahrscheinlichkeiten höheren und geringeren Grades und von bloßen hochwissenschaftlich sich geberdenden Phantastereien zu unterscheiden. Andrerseits ist er auch mit philosophischen und theologischen Erörterungen sattsam vertraut. Eine genaue Kenntniß der einschlägigen Literatur steht ihm zu Gebote; namentlich in solch literärgeschichtlichem Betrachte vermag sein Buch wohl mit jedem Buche verwandten Gehalts den Vergleich auszuhalten. Der Verfasser will nichts völlig Neues, Unbekanntes bieten; solange keine weiter ausgreifenden Entdeckungen, besonders auf geologischem und paläontologischem Gebiete, neue Gesichtskreise für das Wissen eröffnen, werden neue, bis jetzt unbekannte Lösungen auch schwerlich zu erzielen seyn. Aus der großen Masse des in Behandlung genommenen Materials mögen nur ein paar Punkte hier in nähere Erwägung gezogen werden!

Der Verfasser glaubt auf paläontologischem Gebiete, solange die Dinge stehen wie sie stehen, der Concordanztheorie den Vorzug einräumen zu sollen. Wir können ihm hierin nur beipflichten. Eine Idealtheorie könnte erst als gerechtfertigt erscheinen, wenn auf Grund neuer Entdeckungen das Urtheil gefällt werden müßte: die Aufeinanderfolge der mosaischen Schöpfungstage sei nicht im chronologischen Sinne zu verstehen. Die sogenannten Restitutionstheorien versuchen keine positive Lösung, suchen ihr vielmehr auf künstlichem Wege zu entkommen. Die neueren Sündfluththeorien sind stärker im Negiren als im Poniren. Bosizio, der Hauptvertreter einer solchen, hat in seinem neuesten Buche über „Geologie und Sündfluth" (Mainz 1877) den Versuch gemacht, die verschiedenen Schichtenbildungen und die in ihnen enthaltenen Versteinerungen auf *positive* Weise zu erklären und zwar aus der verschiedenen „horizontalen und verticalen" Vertheilung der Pflanzen- und Thierarten und aus der Ueber-

fluthung derselben „in den ihnen eigenthümlichen Wohnbezirken“. Wie können aber auf solche Weise — selbst abgesehen von der Frage über die classenartige Eingrabung der Pflanzen- und Thierorganismen — die in den Braunkohlenlagern der Tertiärzeit eingebetteten Baumstämme mit ihren 4—5000 Jahresringen eine Erklärung finden? Doch K. Güttler ist nicht für eine einfache, sondern für eine „idealisirte Concordanztheorie“. Hier glauben wir jedoch ein Entweder-Oder zur Parole machen zu müssen. Entweder eine Concordanztheorie oder eine Idealtheorie, keine Mischung beider. Wenn Moses die Sechstagewerk-Schöpfungen in chronologischer Reihenfolge vorführen wollte, so wie die Concordanztheorie festhält, dann ist nicht anzunehmen, daß er alle oder nur einige derselben, von der zeitlichen Aufeinanderfolge absehend, nach einem idealen Gesichtspunkte zur Darstellung brachte oder auch nur mit zur Darstellung brachte, dann wollte er einfach nur derjenigen Schöpfungen Erwähnung thun, welche die einzelnen Tagewerke charakterisiren.

Von der mechanisch-äußerlichen Urzeugungs- und Descendenz-Theorie unterscheidet der Verfasser an verschiedenen Stellen mit Fug und Recht eine teleologische (S. 162 Anm. 2, 169. 175 Anm. 3 u. s. w.). Es hätte sich verlohnt, diese letztere näher zu zeichnen und in ihrem Verhältnisse zur Bibel und Bibelforschung einerseits und zu der andeutungsweise (S. 145) berührten Augustinischen Lehre andrerseits eingehender zu beleuchten. Die Augustinische Lehre nimmt eine plangemäß vorschreitende allmählige Entwicklung der Pflanzen- und Thierorganismen und der menschlichen Leiblichkeit aus den der Materie eingeschaffenen Kräften an, ist also eine Entwicklungslehre. Sie spricht aber nicht aus, daß die der Materie eingeschaffenen Bildungskräfte erst durch unvollkommenere Erscheinungsweise hindurch zu vollkommeneren emporgeschritten wären, sie behauptet keine mittelbare Abstammung der höheren Organisationen, ist also keine ausgesprochene Descendenzlehre wie die von verschiedenen und bedeutenden Forschern der Gegen-

wart vertheidigte, von teleologischen Principien ausgehende Präformations- und Entwicklungslehre. Es dürfte von zeitgeschichtlichem Werthe seyn, in's Einzelne hinein zu constatiren, inwieferne diese letztere eine Um- und Weiterbildung der Augustinischen Lehre genannt werden könne und wie sie sich beiderseits abheben von der ihnen gegenüberstehenden Theorie, welche eine Urzeugung (generatio aequivoca) der ersten Organismen in jeglichem Sinne, also auch in teleologischem Sinne verwirft und nur innerhalb engerer Grenzen eine Veränderlichkeit der die verschiedenen Arten repräsentirenden, erstgeschaffenen Organismen zugibt und auf solche Weise etwa auch dem Darwinismus Rechnung zu tragen vermag, soweit ihm gebührender Maßen Rechnung zu tragen ist.

VI.

Kunst und Alterthum in der Erzdiöcese Freiburg.

Der kirchlich-historische Verein für Geschichte, Alterthumskunde und christliche Kunst der Erzdiöcese Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bisthümer.

Kein deutscher Stamm wird seine Liebe zu seiner Geschichte und Vergangenheit durch so viele historische Vereine bekunden, als der schwäbische. Nicht nur in Augsburg, Ulm und Stuttgart, sondern selbst in Orten wie Sigmaringen, Rottweil, Donaueschingen begegnen wir im Schwabenlande solchen Vereinen, die mit mehr oder weniger Glück und Geschick und mit lobenswerthem Eifer ihrem Berufe obliegen und in ihren Vereinsschriften nach Maßgabe ihrer geistigen und materiellen Kräfte die Geschichte ihrer Vereinsgebiete zu erforschen streben. Nicht

der geringste unter diesen schwäbischen Vereinen aber dürfte der 1866 gegründete kirchlich-historische Verein für die Freiburger Erzdiöcese seyn, auf dessen Thätigkeit ich die Leser dieser Blätter aufmerksam machen möchte.

Eilf stattliche Bände zählt bis jetzt sein Organ, das „Freiburger Diöcesanarchiv", um dessen Redaktion sich der Freiburger Universitätsprofessor Dr. König wahre Verdienste erworben hat. Der Verein hat — eine Hauptbedingung für das Gedeihen historischer oder überhaupt wissenschaftlicher Verbände — ein ansehnliches Gebiet, das nicht nur die aus Baden und Hohenzollern zusammengesetzte Erzdiöcese Freiburg, sondern daneben auch die angrenzenden Landschaften umfaßt, die zu den Bisthümern gehören oder gehörten, welche Theile ihres Gebietes zu jener abgeben mußten, also zu Straßburg, Speier, Worms, Würzburg und vor allen zu Constanz, welche ehmalige Diöcese die eigentliche Mutter der Freiburger Kirche ist und sozusagen in dieser fortlebt. Die Folge dieser günstigen territorialen Grundlage ist für den Verein, daß er sich bis jetzt zahlreicher Mitglieder erfreut, daß er namentlich an arbeitenden nicht Mangel hat, und daß er stets Gegenstände erforschen und untersuchen kann, die auch für weitere Kreise Interesse erregen. Um diesen Satz zu erhärten, möge mir gestattet seyn, aus dem reichhaltigen, mannigfaltigen Inhalt der bis heute erschienenen Bände einiges namentlich anzuführen und hervorzuheben.

Jeder Band enthält Publicationen von historischen Quellen und selbstständige Arbeiten der Vereinsmitglieder.

Von den Publicationen ersterer Art nenne ich: Itinerarium oder Raisbüchlin des Tennenbacher Cisterziensers P. Conrad Burger, herausgegeben von Professor Dr. Alzog (Band V und VI), eine Quellenschrift, die interessante Mittheilungen über den dreißigjährigen Krieg bietet; vita episcopi Constantiensis Salomonis tertii († 920) u. s. w. deutsch aus dem 15. Jahrh., herausgegeben von Archivrath Dr. Bader (Band X); Mittheilungen zur schwäbischen Reformationsgeschichte aus den bekannten Annales Biberacenses des Heinrich Ernst von Pflummen von Dr. Franz Ludwig Baumann (Band IX); ein größtentheils unedirtes Gedicht des hl. Bonifatius von Honorarprofessor Dr. Bock in Freiburg (III); Reisebüchlein des

M. Stürtzel von Buchheim nach Italien und Malta 1616 von Professor Dr. König in Freiburg (VII); eine mittelhochdeutsche Legende des hl. Dominicus, ebenfalls von König (VIII); die sehr beachtenswerthe Constanzer Bisthumschronik des Christoph Schulthaiß († 1584) vom Constanzer Stadtarchivar Marmor (VIII); Heinrichs von Pflummern Tagebücher über die Reformation in Biberach, eine wichtige Quellenschrift eines heiligmäßigen Zeitgenossen der Reformation, von Kaplan Schilling von Biberach (IX); die im 13. Jahrh. geschriebenen annales Marchtalenses von Pfarrer Schöttle in Seekirch (IV), eine merkwürdige Arbeit eines Mönches des ehemaligen Klosters Marchthal an der Donau, welche bereits eingehende Würdigung von Wattenbach in seinen Geschichtsquellen gefunden hat. Insbesondere aber mache ich aufmerksam auf den liber decimationis cleri Constantiensis pro papa 1275, liber quartarum et bannalium in dioec. Constantiensi 1324, liber taxationis in dioec. Const. 1353, Quellen, die sämmtlich der verstorbene Decan Haid von Lauterbach in Band I, IV, V bearbeitet hat und die für die Geographie und Statistik des großen Bisthums Constanz und damit für die mittelalterliche Erdkunde Deutschlands überhaupt von hervorragendem Werthe sind.

Auch eigentlich archivalisches Material bringt jeder Band. Ich nenne nur Urkunden zur Geschichte der Reformation aus dem Archive zu Donaueschingen von Dr. F. L. Baumann (dabei ein Schreiben über Luthers Auftreten in Worms von dem Augenzeugen Dr. Jakob Krel) (X), Urkunden der St. Blasianischen Propsteien Klingnau und Wislikofen von dem Zurzacher Stiftspropste Huber (X), Urkunden aus dem Nachlasse Dr. F. J. Mone's, z. B. des Domkapitels Chur aus dem 12. und 13. Jahrh., zur Geschichte des Kirchenrechtes (VII), zahlreiche Urkunden aus dem erzbischöflichen Archive zu Freiburg von dem erzbisch. Archivare F. Zell, z. B. über Wessenberg, Dalberg u. s. w.

Von den selbständigen Arbeiten, deren das Freiburger Diöcesanarchiv eine Fülle enthält, nenne ich zuerst solche die ein allgemeines, über das Vereinsgebiet hinausragendes Interesse beanspruchen können. In erster Reihe sind hier namhaft zu

machen die Arbeiten Alzogs, für die schon der Name ihres Verfassers bürgt, über den bekannten genialen, aber über das Maß des Erlaubten hinaus groben katholischen Polemiker Johann Nikolaus Weislinger (Band I) und über die deutschen Plenarien, die mittelalterlichen tiefsinnigen „Goffines“ (VIII). Archivrath Bader veröffentlichte (Band VIII) einen Aufsatz über das Kloster St. Blasien im Schwarzwalde und seine gefeierte Gelehrtenakademie, zu deren Zierden ein Herrgott, ein Neugart, ein Eichhorn, ein Abt Gerbert zählten, und die leider auch am Säcularisationssturme 1806 viel zu früh für Schwabens und Deutschlands Geschichtsforschung fallen mußte. Von Dr. E. Bock stammt eine Arbeit über die bildlichen Darstellungen der Himmelfahrt Christi vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert (II), vom Beneficiaten L. Kärcher eine Untersuchung über Zeit und Ort der Geburt Heinrich Suso's (III), von Dekan Haid eine Darstellung des kirchlichen Charakters der Spitäler (II), von Pfarrer Dr. L. Kästle des hl. Bernhards Reise und Aufenthalt in der Diöcese Constanz (III), von Professor König Abhandlungen über Walafrid Strabo (III), die Reichenauer Bibliothek (IV), die Reichenauer Kirchen (V), über die Geschichte der theologischen Fakultät in Freiburg (X, XI), die vitae s. Conradi (XI), von Archivar Marmor in Constanz ein Aufsatz über Ulrich von Richental und seine Concilschronik (VII) und über den Constanzer Domschatz (VI), von Sekretär J. B. Trenkle Monographien über süddeutsche geistliche Schulkomödien (II), über die Musik in den Ortenauer Klöstern, von Pfarrer L. Werkmann der Nachweis, daß die Grafen von Nuwenburg nicht von dem Städtchen Neuenburg am Rheine, sondern von Nimburg bei Freiburg sich nannten, und daß dieselben mit den Dynasten von Usenberg, nicht mit den Zähringern zusammenhängen, von Pfarrer Rothhelfer eine Biographie des einflußreichen Gregorianers St. Ulrich, Stifters des Priorats St. Ulrich im Breisgau (X), von J. G. Mayer eine Lebensbeschreibung des bekannten und verdienten Rheinauer Historikers P. Moriz Van der Meer (XI). Auch die Reformationsperiode erfreut sich einiger Artikel im Freiburger Diöcesanarchive: Archivdirektor Roth von Schreckenstein in Karlsruhe und Dr. W. Franck schrieben über die Einführung des Interims in dem vorübergehend durch Graf Wilhelm von Fürstenberg dem

Protestantismus gewonnenen Kinzigthale und über die Versuche desselben Grafen, die uralte Reichsabtei Gengenbach zu lutheranisiren und zu säcularisiren (II, IV, VI, VII), Archivrath Dr. A. Kaufmann über die Zustände des Landvolkes in der Grafschaft Wertheim während des 16. und 17. Jahrh. (II), Dr. F. L. Baumann über die kurze Herrschaft der neuen Lehre in der Reichsstadt Wangen (VIII), Archivar Schnell in Sigmaringen über die Conversion des Markgrafen Jakob III. von Baden (IV).

Von den Bischöfen der Constanzer Diöcese fanden Besprechungen und Monographien: der große Gregorianer Gebhard von Zähringen (1084—1110) von Hofrath Dr. Zell (I) (der auch einen andern geistlichen Zähringer, den Lütticher Bischof Rudolf behandelte, VII), Gebhard von Bonars (1306—18) von Dekan Karg (II), der unglückliche Johann Windlock (1351—56), über dessen Ermordung das Diöcesanarchiv vier Darstellungen von Dr. J. Bader, Dekan Karg, Dr. Fr. Mone, A. Schubiger bringt (III, VI, VII, X), Hugo von Landenberg († 1531) und Johann V († 1537) beide von Pfarrer Dr. Glatz in Neufra (IV, IX), Balthasar Merklin, zugleich Reichsvicekanzler († 1531) von Dr. J. Bader (III), die Constanzer Weihbischöfe überhaupt von Dekan Haid (VII, IX).

Zahlreich sind Monographien über Klöster, Pfarreien, Gemeinden, Landschaften innerhalb des Vereinsgebietes: ich erwähne hier nur Bader's schönen Aufsatz über das Klosterleben in Salem unmittelbar vor der Säkularisation, eine wahre Ehrenrettung des Mönchslebens (VI), das Reichsstift Rottenmünster von Dr. Glatz (VI), Geschichte des Reichsstifts Petershausen von Staiger (VII), der Petershauser Klosterkirche von Dr. K. Zell (II), Beschreibung des Linzgaues von G. Sambeth (IX), Beschreibungen der Pfarreien im Baden-Badischen von Sekretär Trenkle (X, XI), Geschichte der Pfarrei Seekirch von Schöttle (II), Statistisches über das Dekanat Neuenburg von Pfarrer Werkmann (VI), frommes Leben im Hegau und Geschichte der Pfarrgemeinde Steißlingen von Dekan Karg (III, V), Geschichte der Stadt Bühl von K. Reinfried (XI).

In neuester Zeit hat Professor Dr. König auch begonnen, am Schlusse der Vereinsschriften jeweils Werke welche das Vereinsgebiet berühren, kurz zu recensiren, so z. B. im letzten

Bande (XI) die Geschichte des Klosters Alpirsbach von Dr. Glatz und Rosenberg's Beschreibung des herrlichen Hochaltars im Münster von Altbreisach, eine Neuerung, die als entschiedener Fortschritt von den Vereinsgenossen begrüßt wird.

Wir sehen also, daß das Freiburger Diöcesanarchiv in Wahrheit ein mannigfaltiges, reiches und anziehendes Material enthält und zum Nutzen der Geschichtsforschung zugänglich macht. Möchte darum der kirchlich-historische Verein für die Erzdiöcese Freiburg noch lange, lange fortleben und fortblühen! Leider aber muß ich hier am Schlusse meiner Besprechung der Befürchtung Ausdruck verleihen, daß derselbe in wenigen Jahren als Opfer des Culturkampfes fallen dürfte. Seine Mitglieder sind nämlich größtentheils badische, hohenzollerische und württembergische Geistliche. Es ist geradezu auffallend und meiner Ansicht nach die badischen Culturzustände beleuchtend, daß in Baden so wenig Laien dem kirchlich-historischen Vereine für die Landesdiöcese, also einem rein dem Dienste der Wissenschaft, der Kunde des eigenen Landes gewidmeten Unternehmen beitreten. Ich will die Ursachen dieser leidigen Thatsache nicht untersuchen, ich begnüge mich die Thatsache selbst zu constatiren. Der Verein war deßhalb bisher auf den Klerus angewiesen, der demselben zahlreich beitrat, der aber in Baden und Hohenzollern dem Aussterben preisgegeben ist und in wenigen Jahren sehr zusammengeschmolzen seyn wird. Gelingt es also nicht, fortan zahlreiche Laien für die Sache des Vereines zu gewinnen und Mitglieder auch aus weitern Gebieten herbeizuziehen, so ist das Loos des kirchlich-historischen Vereines für die Erzdiöcese Freiburg binnen kurzer Jahre entschieden. Dringend möchte ich eben darum den kirchlichlich-historischen Verein den Lesern dieser Blätter empfehlen und sie alle zum Eintritte in denselben einladen: sie retten damit ein so resultatreich begonnenes Werk und empfangen gegen den so niedrigen Jahresbeitrag von 3 Mark alle Jahre als Gegengabe einen Band des Freiburger Diöcesanarchives, der nie unter 20 Bogen stark ist und dessen Inhalt so reichhaltige Lektüre bietet.

VII.

Peter Palladius.

Ein Zeitbild aus der dänischen Reformationsgeschichte.

II.

Nachdem der Protestantismus als Staatsreligion in Dänemark eingeführt war, galt es vor Allem den äußern Gottesdienst so zu ordnen, daß er zu dem „reinen Evangelium“ paßte, und dieß war keine geringe Aufgabe. Die Wahl zwischen dem, was von alten Kirchengebräuchen beibehalten und was abgeworfen werden sollte, war keineswegs leicht zu einer Zeit, wo die Meinungen so getheilt und die Gemüther so aufgeregt waren. Weil man in Dänemark überhaupt bemüht war, einen möglichst innigen Anschluß an Wittenberg und überall eine möglichst große Uebereinstimmung herzustellen, so hatte die königliche Kirchenordonnanz Luthers Enchiridion oder Manuale als Handbuch für die wichtigsten kirchlichen Handlungen vorgeschrieben, und Palladius selbst hatte schon 1538 dasselbe in's Dänische übersetzt. Für die öffentliche Messe, denn die private war als eine „Entheiligung Gottes“ und als eine „Erfindung des Teufels und des Papstes“ verpönt und strenge verboten, war von Anfang an hauptsächlich das Altarbuch von Franz Wormordsen im Gebrauch, bis Palladius 1555 ein neues Altarbuch besorgte.

Aber mit diesen ursprünglichen liturgischen Anordnungen war man wenig zufrieden. Den Einen, die an den genau geordneten katholischen Gottesdienst gewöhnt waren, schien dieß zu wenig, Andern war es für die „evangelische Freiheit“

zu viel. Die Einen wollten diese, die Andern jene katholischen Gebräuche beibehalten wissen, und so herrschte große Ungleichheit und babylonische Verwirrung. Abgesehen von den rein dogmatischen Fragen über die Transsubstantiation, die Priesterweihe als Sacrament u. s. w., betrafen die wichtigsten praktischen Streitpunkte die Taufe, die Buße und das Abendmahl. Bei der Taufe wollten Einige den Exorcismus beibehalten wissen, während Andere ihn als papistischen Mißbrauch verwarfen und nichts als die einfache Tauffsormel, wie sie im Evangelium steht, anwendeten. In Betreff der Beicht war durch die Kirchenordonnanz ein allgemeines öffentliches Bekenntniß und eine allgemeine Absolution vorgeschrieben. Aber Manche begnügten sich damit nicht, und wollten eine besondere heimliche und genaue Beicht der Einzelnen. Palladius selbst schrieb 1538 auch darüber ein Buch, worin die besondere heimliche Beicht zwar nicht als absolut nothwendig, aber doch als rathsam bezeichnet wird, weil die Gläubigen dadurch Rath und Trost erhalten könnten. Andere, wie der Bischof Wormordsen von Lund, verlangten eine specielle Beicht nur der Hauptsünden, damit der Priester wissen könne, ob Jemand würdig sei, sich dem Tische des Herrn zu nahen. Bei dem Abendmahle handelte es sich darum, wie es den Gläubigen zu reichen sei, und bei der Messe besonders um Aufhebung und Anbetung der consecrirten Species, worauf natürlich das Hauptgewicht gelegt werden mußte, und eine verschiedene Praxis nöthig wurde, je nachdem man die alte oder neue Abendmahlslehre behielt. Die Messe und besonders der erste Theil derselben bis zum Offertorium war sowohl in den alten Altarbüchern als auch in dem von Palladius ausgearbeiteten neuen Meßbuche so ziemlich beibehalten, wie sie sich in dem römischen Missale findet, natürlich mit Weglassung all dessen was auf Heilige und Heiligenverehrung Bezug hat. Palladius hatte nur zur Auswahl für jeden Sonn- und Feiertag mehrere Collecten verfaßt und einige Pericopen verändert. Und um den Gottes-

dienst durch den Volksgesang zu heben, versuchte er sein Glück auch als Psalmendichter. Seine gereimte Psalmenübersetzung fand damals großen Beifall (bei entschiedenen Lutheranern, aber nicht bei dem noch katholisch gesinnten Volke) und wurde noch in das 1677 erschienene Gesangbuch von Cassuben aufgenommen, aber ein neuerer Literarhistoriker (Thortsen) meint, man hätte wohl Mühe, unter den 150 Psalmen auch nur einen einzigen zu finden, der selbst den genügsamsten Leser befriedigen könnte.

Um also die liturgischen Differenzen und Schwierigkeiten zu lösen und eine möglichste Gleichförmigkeit in dem äußern Gottesdienste, wenigstens in Betreff der Hauptsache, zu erzielen, ließ der König die Bischöfe zu wiederholten Malen zusammenkommen. Die erste Synode fand 1540 zu Kopenhagen statt, wo im Allgemeinen die Nothwendigkeit gewisser kirchlicher Gebräuche und Ceremonien anerkannt wurde, sowohl um der guten Ordnung willen, als auch, „um die Gläubigen in Liebe zu verbinden und nicht zu verletzen". Man dürfe daher solche nicht ganz verachten, wenn sie auch dem Einen oder Andern zum Anstoß wären, wie man auch Gottes Gesetz nicht verachten dürfe, wenn auch dadurch Jemand verleitet würde, sein Vertrauen anstatt auf Christus, auf die Beobachtung des Gesetzes und auf seine eigenen guten Handlungen zu setzen. Speciell wurde in Betreff des Abendmahles bestimmt, daß die Gläubigen dasselbe nicht stehend, wie die Ordonnanz vorschrieb, sondern knieend empfangen sollten und daß es ihnen gereicht werde mit den Worten: „Nimm hin den Leib, das Blut Jesu Christi", während nach der Ordonnanz nichts gesagt werden durfte. Auch für die zu empfehlende heimliche Beicht wurde eine so bestimmt gefaßte Absolutionsformel festgesetzt, „daß das Beichtkind nicht ohne Trost fortgehen sollte". In Betreff der Taufe sollte es bei den Bestimmungen der Ordonnanz bleiben und der Exorcismus allzeit angewendet werden. Ueber die Art und Weise, die Messe zu feiern, wurden auf dieser Synode nur einige un-

wesentliche nähere Bestimmungen gegeben, aber sie warnt vor „gewissen Mißbräuchen, die sich eingeschlichen, und vor abergläubischen Gebräuchen, die man noch nicht aufgegeben habe“[1]).

Die Synode zu Antvorskov im Oktober **1546** sprach sich über diese „Mißbräuche und abergläubischen Gebräuche“ bestimmter aber noch immer sehr rücksichtsvoll aus. Außer den Bischöfen wurden zu denselben noch die drei Theologie-Professoren Mac-Alpin (Macchabäus), Gyldemnnd (Chrysostomus) und Sinnesen (Synningius), die an die Stelle von Palladius, Sadolin und Hussen gekommen waren, eingeladen, und in Uebereinstimmung mit der Kirchenordonnanz ward beschlossen, daß die Aufhebung der Brods- und Weingestalten zu unterbleiben habe in all den Gemeinden, wo dieser Gebrauch bisher schon abgeschafft war und „wo dieß immer ohne Aergerniß unterlassen werden könne“. Wo dieß nicht der Fall sei, möge sie in herkömmlicher Weise unter Cymbalmusik geschehen, jedoch sei das Volk vorher darüber zu belehren. Die Consecration sollte dänisch geschehen, und wenn keine Communikanten zugegen wären, so solle auch keine Consecration stattfinden, damit man nicht in den Mißbrauch des Sacraments verfiele. Der Exorcismus bei der Taufe soll zwar beibehalten, aber in der Kirche nicht wiederholt werden, wenn das Kind zu Hause schon getauft worden sei. Namentlich aber sollten alle überflüssigen Altäre und Bilder, denen das Volk göttliche Ehre zu erweisen geneigt sei, aus den Kirchen fortgeschafft werden, um die Schwachen nicht in Versuchung zu führen[2]).

Wenn es unter den angedeuteten Verhältnissen schon eine schwierige Aufgabe war, eine äußere Gottesdienstordnung herzustellen, welche der neuen Lehre entsprach, so war es noch weit schwieriger, dieser neuen Lehre selbst überall Eingang

---

1) **Pontopp. Annales III. 248 sq.**

2) *Pontopp.* III. 287 sq.

zu verschaffen und dem religiös sittlichen Verfall des Volkes entgegen zu wirken, und hierin hat Palladius unstreitig seine bedeutendste Thätigkeit entfaltet. Mündlich und schriftlich suchte er „das reine Evangelium" überall zu verbreiten. Er gab nicht allein Andern dazu die nöthige Anleitung, sondern ließ sich das Predigtamt auch selbst in ganz besonderer Weise angelegen seyn. Abgesehen von den vielen Predigten auf seinen Visitationsreisen, hielt er in der Frauenkirche zu Kopenhagen selbst „gewisse Wochenpredigten zur Bekehrung der Papisten". Ebenso predigte er häufig in dem „papistischen" Roskilde, und namentlich Anfangs hielt er einmal 14 Tage lang täglich Predigten und biblische Vorlesungen, um die Papisten von der Wahrheit des reinen Evangeliums zu überzeugen. Seine Predigten waren hauptsächlich dogmatischer und exegetischer Natur mit Anwendungen auf das praktische Leben, wobei natürlich die Polemik gegen „papistischen Aberglauben" eine Hauptrolle spielt. Wegen seiner nicht gewöhnlichen Beredsamkeit und äußerst populären Darstellung war er gerne gehört und hatte auch gewöhnlich nicht geringen Erfolg, um so mehr als die katholische Wahrheit nicht mehr öffentlich gegen ihn vertheidigt werden konnte und durfte. Von seinen Predigten, die auf uns gekommen, sind die bedeutendsten: 16 Predigten über die Verklärung Jesu auf dem Berge Thabor, und ein Predigtcyklus über das Schifflein Petri. Seine Enarrationes Lectionum Evangelicarum sind, wie der volle Titel selbst sagt, nur die Vorträge Luthers, wie er sie in Wittenberg „bona fide" nachschrieb. Seine Conciones in Epistolas Dominicales, seine Loci praecipui Evangeliorum, sowie die von ihm verbesserten Loci communes eines gewissen Albert Göye sollten den Predigern hauptsächlich Stoff zu Predigten bieten. Bei dem großen Mangel an tauglichen Predigern mußte Palladius besonders darauf bedacht seyn, den oft wenig gebildeten Predigern das nöthige Material zur Volksunterweisung zu liefern. Deßhalb sorgte er auch für katechetische Werke. Schon 1537 hatte er Luthers kleinen Ka-

chismus übersetzt und im folgenden Jahre besorgte er eine andere größere Ausgabe des katechetischen Unterrichts nach Luthers Manuale, die später allen katechetischen Werken in Dänemark zu Grunde gelegt wurde. Im Jahre 1542 schrieb er eine andere Erklärung von Luthers kleinem Katechismus: Brevis expositio Catechismi pro parochis Norvegianis. Auch diese Erklärung wurde nachher in's Dänische übersetzt und allenthalben gebraucht. Den Norwegischen Predigern empfiehlt er diesen Katechismus in der Vorrede mit den Worten: „Der Katechismus allein, liebe Herrn und Brüder in Christo, wirkt in der gegenwärtigen Zeit Wunder und versetzt Berge von Finsterniß in das Reich des Lichts". Als Grund warum er für Norwegen diese Erklärung schrieb, bezeichnet er ein größeres Bedürfniß, den norwegischen Brüdern zu dienen. „Illi enim jam aliquamdiu vexati sunt et jacentes sicut oves non habentes Pastores". Und Heiberg schildert uns nach Münter und Holberg dieses Bedürfniß mit folgenden Worten: „Mit aller Liebe hing das Volk fest an dem Katholicismus und nahm die neuen Einrichtungen und Lehren mit dem größten Widerwillen auf, mit einem Widerwillen, der an einzelnen Orten über das Jahrhundert der Reformation hinaus dauerte. Der gleichfalls von Bugenhagen gewählte Bischof von Bergen, Gebb Petersen, wandte sich im Jahre 1537 oder 1538 an Palladius und ersuchte ihn, einige taugliche Lehrer für Kirche und Schule zu schicken; aber Palladius konnte Niemand dazu bewegen, nach Norwegen zu gehen, weil man in Dänemark glaubte, daß die Norweger diese (protestantischen) Priester todtschlügen"[1]).

Zur Hebung des religiösen Lebens und zur Bekämpfung der am meisten herrschenden Laster und Gebrechen verfaßte Palladius auch noch eine Menge kleinerer Schriften und Broschüren, oder übersetzte solche aus dem Deutschen. So sind mehrere Gebets- und Erbauungsbücher von ihm, Ab-

---

1) Theol. Tidsskrift IV. Bd. II. Heft S. 141.

handlungen über die Ehe, gegen den Wucher, gegen die „im Schwunge gehende Ruchlosigkeit des Fluchens und Schwörens", gegen übermüthige Kleiderpracht (namentlich übersetzte er auf des Königs Befehl die „Mahnung und Warnung vor dem läppischen und verkleideten Hosenteufel" von Musculus) und besonders gegen die Trunkenheit, „die sich bei Hohen und Niedrigen stark verbreitet hatte." Diese letztere Arbeit, sagt er in der Vorrede, „widme ich vor Allem denjenigen, die man hier in Kopenhagen Gesellschaften nennt, jenen ausgemachten Schlemmern und Schwelgern, welche sich täglich in der Kneipe finden, am Morgen zuerst beim Schnaps, dann während des Tages beim deutschen Bier, und am Abend beim Prysig (etwa Doppelbier) mit all der Schlechtigkeit, die noch drum und dran hängt." In seinem Visitationsbuch zieht er, wie wir später sehen werden, auch gewaltig gegen dieses Laster los, obwohl er gerne „ein Glas über den Durst" erlaubt. Zur Zeit der Pest 1553 schrieb er auch ein „Geistiges Recept und Präservativ gegen die Pest", worin er diese als eine Strafe Gottes für die vielen Sünden darstellt, zur Buße und Besserung ermahnt, und sich bitter beklagt über den entsetzlichen Leichtsinn, indem so Manche sagen, daß hauptsächlich Arme hinweggerafft werden, deren es ohnehin zu viele gebe, und Kinder, für die man wieder andere genug haben könne, und indem man sich überhaupt so wenig aus der Gefahr mache, daß es allgemeines Sprichwort geworden sei: „Leb ich, so pip ich, leb ich nicht, so pip ich nicht." Auch für die weltliche Obrigkeit schrieb er ernste Mahnungen, gegen die herrschenden Laster einzuschreiten, indem sie sonst Gottes Strafgerichte und manche Plagen über das Land brächte, „weil sie die Schlechtigkeit gewähren ließen, und die Schlechten anstatt bei der Haut nur bei dem Geldbeutel packten, worum sich solche Leute wenig kümmerten. Bei solchem Volke sei die Hundspeitsche am Platze, die mehr ausrichte als alle Ermahnungen und Geldstrafen"[1]). Gewiß kein rosiges Bild

1) l. c. S. 93.

ein Habsburger! Ihm gegenüber strahlt nach preußi[sch]
Weise der Brandenburger „große Kurfürst“ in reiner
eigennützigkeit! Die Zeitgenossen urtheilten, wie wir s[e]
werden, anders.

Ludwig XIV. wußte aber noch andere Verbündete
gewinnen. Durch sein Gold bewirkte er 1675 das Eintre[ten]
Schwedens zu Gunsten Frankreichs (S. 18). Ebenso gewa[nn]
er die Ungarn (S. 50) und selbst mit den Türken trat
in Verbindung. Einer solchen Politik gegenüber erstarb all
Recht und alles Glück der Völker. Am treffendsten hat s[ich]
über diese treulose, das Recht untergrabende Politik [des]
Franzosenkönigs der Kaiser in seiner Instruktion für sein[en]
Gesandten in England (Februar 1677) ausgesprochen. „[Der]
Kaiser, heißt es dort, hat zu den Waffen gegriffen, ni[cht]
aus Eigennutz, nicht um eines Privatvortheils willen, sond[ern]
vermöge der Pflicht des Kaiserthumes (muneris imperal[is]
lege) zum Schutze der Bedrängten. Der König von Fr[ank]
reich dagegen ist unersättlich in seiner Herrschergier. Er
sich nennen den König der Könige. Sein Ziel ist geri[chtet]
auf eine europäische Monarchie. Er wendet darum
Mittel auf, andere friedliche Länder in sich zu zerwühlen.
säet durch sein Gold Zwietracht und Rebellion aus in Polen
Ungarn. Er sucht den Feind des christlichen Namens,
Türken, aufzureizen, zu entsenden gegen uns, zu keinem and[eren]
Zwecke, als daß er uns, abgemattet durch die Abwehr dessel[ben]
dann um so leichter sein Joch aufzwinge“ (S. 54).

Doch nicht solche Klagen rührten den stolzen Beherr[scher]
der Franzosen. Seine Soldaten führten in derselben rücksi[chts]
losen Weise den Krieg in deutschen Grenzlanden (S.
Von England hatte Ludwig XIV. nichts mehr zu fürch[ten]
Karl II. machte sich durch seine beständigen Geldforderun[gen]
bei dem Franzosenkönig (S. 107 f.) selbst machtlos.
Situation in der Republik Holland war andererseits so,
sie Ludwig XIV. deutlich den Punkt zeigte, an wel[chem]
der Keil anzusetzen sei zur Lösung der Republik aus

der Unzucht (also auch dieses noch trotz Aufhebung des Cölibats!) schuldig gemacht habe, dürfe deßwegen seines Amtes nicht entsetzt werden, was auf der Synode von 1555 dahin abgeändert wurde, daß er jedoch nicht an derselben Stelle in seinem Amte bleiben könne.

Im Jahre 1547 schrieb Palladius für die Geistlichen seine „Epistola de vita ministrorum Verbi divini quotidiana", worin der Vielgewandte sogar als Meister der Ascese auftritt und den Geist der Frömmigkeit, der ihm selbst fehlte, einem Klerus einzupflanzen sucht, dem man das Fundament aller Ascese, den Geist der Selbstverläugnung und die höhern Gnadenmittel entzogen hatte. Mit äußerst frommer Miene ermahnt er daher seine Geistlichen, auch zu beten, „nam non est labor sicut orare", und täglich Vormittags und Nachmittags sich eine Stunde zu wählen, um das Evangelium zu meditiren und zu studiren, über welches sie nächsten Sonntag predigen sollten, „ut ex abundantia cordis os loquatur Verbum Dei".

Für die Pröpste oder Dekane, welche jährlich alle ihnen untergebenen Pfarreien und Geistliche visitiren mußten, verfaßte er 1555 die Formula visitationis provincialis seu praepositorum, worin er diesen ganz besonders an's Herz legt, auf ihren Visitationen „vor den im Schwunge gehenden Lastern zu warnen, und dieß mit gehörigem Affekte, so daß sie selbst weinen, wenn sie Andere zum Weinen bringen wollen", und tadelt es, „daß Einige in ihren Predigten mehr singen als reden." In beiden Schriften warnt er besonders vor der „Trägheit und dem Mangel an allem geistigen Wesen, wie sie sich bei einem großen Theile des Priesterstandes" zeigten. Namentlich klagt er auch darüber, daß die Bestellung ihrer Grundstücke ein Hinderniß für ihre geistliche Wirksamkeit sei. Großes Gewicht legte Palladius auf die Priesterconferenzen, angeblich um die brüderliche Liebe zu fördern und das geistige Leben zu heben, augenscheinlich aber hatten sie auch den Zweck, die zahlreichen

dem Franzosenkönige, auf dem ganzen Erdkreise we
Niemanden finden, der ihm aufrichtiger zugethan sei.
gebens! Ein kurzer Feldzug zwang den Kurfürsten
Frieden von St. Germain, 29. Juni 1679 (S. 161

So war allseitig der Friede geschlossen, der ni
Friede war, sondern ein verkappter Krieg. Nicht ein
chen Frieden hatte der Papst gewünscht. Wir vermis
Klopp eine Erwähnung der friedenvermittelnden Th
des Papstes Clemens X. Waren seine Bemühunge
vergebens, so sind sie darum dennoch sehr bemerken
Denn sie zeigen, daß die Päpste des ausgehenden 17.
hunderts von demselben Geist beseelt waren, wie die
des 13. Jahrhunderts. Clemens X. gab sich, wie s
aus den Instruktionen an die Nuntien ergibt, die
Mühe, den drohenden Bruch zwischen den katholischen
ten Europa's zu verhindern. Vergebens! Allein die Fr
liebe ließ den Statthalter Christi nicht ruhen: Clem
wiederholte seine mediatorischen Bestrebungen imm
neuem. Im Jahre 1676 sandte er an die katholische
besondere Nuntien, um den Frieden anzubahnen. W
danken H. Lämmer[1]) die Kunde von diesen Bemühun
hl. Stuhles, welche dießmal wie so oft wenig belohn
den. Ludwig XIV. blieb seinem Principe treu: vertraue
seine Macht und seine List, auf die Furcht und die
Anderer, fuhr er fort im Dienste des Staatsgottes sein

Der Rückschlag des Nymweger Friedens war fü
land eine gewaltige Volkserregung. Der Verfasse
darauf im sechsten Buche (1678—1681) näher ein u
leuchtet die von dem berüchtigten Titus Oates er
„papistische Verschwörung" (the popish plot) durch

---

1) Zur Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts S. 29—32.
theilt hier im Auszuge fünf Nuntiaturinstruktionen mit.
dieselben in der Bibliothek des Cistercienserklosters Santa
Gerusaleme in Rom gefunden.

Ordnung gewiesen oder von der Gesellschaft ausgeschlossen werden.

Noch in dem letzten Jahre seines Lebens, 1559, erließ Palladius ein ernstes Monitum an die Geistlichkeit, „sich priesterlich zu halten, sich anständig zu kleiden und ein anständiges Leben zu führen." Daß solche Mahnungen nothwendig waren und im Allgemeinen ohne besondern Erfolg blieben, beweist der Umstand, daß sie in der Folge immer und immer wiederholt werden mußten[1]).

Um das vollständige Bild von Palladius und seiner Zeit zu haben, müssen wir noch einen Blick auf das Gebiet der Controverse werfen und kurz erwähnen, welchen Antheil Palladius als Bischof und Universitätsprofessor an den Streitigkeiten sowohl mit den Katholiken als mit andern protestantischen Sekten hatte.

Wie wir schon früher gesehen, hielten besonders die zurückgebliebenen Ordensleute und die bis auf Weiteres erhaltenen Domcapitel fest an dem alten katholischen Glauben, und waren im Allgemeinen beständige Gegner der neuen Lehre und der neuen kirchlichen Einrichtungen. Wohl hatten die Vorstände der Capitel und Klöster die neue Kirchenordonnanz unterzeichnet, aber da es sich dabei hauptsächlich um äußere gottesdienstliche und kirchenpolitische Anordnungen handelte, denen man sich fügen mußte, um die Existenz dieser kirchlichen Anstalten zu retten, so geschah dieß meist auch nur äußerlich, ohne die innere religiöse Ueberzeugung aufzugeben, und mit der Clausel „bis ein allgemeines Concil etwas Anderes bestimmt hätte." Die vorzüglichsten Streitpunkte zwischen den Vertretern des alten und neuen Glaubens waren in Dänemark die mit den oben angeführten liturgischen Bestimmungen und mit dem praktischen Leben innig zusammenhängenden Dogmen von der Privatmesse, der Transsubstantiation und der Priesterweihe als Sakrament. Als daher die Ka-

1) Pontoppidan, Annal. III. 367.

„Reunionen" zu beginnen. Im Jahre 1679 ging Alles n
Wunsch in den Niederlanden wie am Oberrhein. Da
folgte im Beginn des folgenden Jahres eine neue Wendun
Karl II. entwickelt plötzlich einen regen Eifer für die Bildu
einer europäischen Coalition gegen Ludwig XIV. Klopp ge
auf diesen Anlauf des englischen Königs mit Recht deßha
sehr genau ein, weil die ganze Wendung den englischen H
storikern so gut wie unbekannt geblieben ist (S. 237 ff.
Auch Ranke hat die ganze Sache nur flüchtig berührt. Ma
kann sagen, daß erst Klopp diesen letzten Versuch Karls II
sich zu ermannen, klar gestellt hat (S. 225. 237 ff. 247 f
467 f.). Karl II. hat in der That 1680 versucht ein al
gemeines Bündniß gegen Frankreich zu Stande zu bringen
seine Anerbietungen gingen nach Wien, Madrid, dem Haa
Berlin und Hannover. Der eigentliche Urheber und d
Seele dieser großen Defensiv-Allianz war nun allerdin
nicht der schwache König von England, sondern sein Ne
der Prinz von Oranien. Karl II. ging auf den Gedank
ein, weil er glaubte in demselben einen Rettungsanker
finden für sich daheim (S. 247). Der Plan scheiterte, ni
zum geringen Theil durch die Schuld des Kurfürsten Fri
rich Wilhelm von Brandenburg. Der Verfasser setzt d
sehr gut und mit ächt historischer Ruhe auseinander (
248 f.):

„Die Zeitgenossen maßen diesem Kurfürsten viele
deutende Eigenschaften bei, nur nicht diejenige der Ehrli
keit. ‚Er versteht es besser als irgend ein Anderer, sagt
venezianische Botschafter im J. 1658, seine Freundschaft u
sein Votum zu verhandeln'. Dieses Urtheil in anderer Fo
kehrt bei den Venezianern häufig wieder. Leibniz faßt
Jahre 1669 das seinige über den Kurfürsten zusammen
die Worte: ‚wer mir das meiste gibt, dem adhärire ich'. D
französische Minister Pomponne von demselben Gedanken a
bezeichnete diesen Kurfürsten als den feinsten Fuchs
Reiches. Wir haben gesehen, daß der Kurfürst Fried

zu verlangen. Zugleich reichten beide Capitel eine ausführliche schriftliche Widerlegung der betreffenden protestantischen und eine Vertheidigung der katholischen Lehren ein. Obwohl die Streitschrift des Capitels von Roskilde nicht ganz correkt ist und wohl in Folge ihres versöhnlichen Geistes dem Protestantismus zu weit gehende Concessionen macht, so sind doch beide Schriftstücke ein glänzender Beweis dafür, daß es auch damals noch Männer in diesen Capiteln gab, die der Wissenschaft nicht weniger als der katholischen Kirche Ehre machen, und die protestantischen Historiker[1]) selbst müssen bekennen, daß diese Schriften nicht bloß was Ruhe und Klarheit, sondern auch was Gründlichkeit betrifft, sich vortheilhaft auszeichnen vor den wenig soliden, bittern und leidenschaftlichen Leistungen ihrer protestantischen Gegner. Die Antwort, welche Palladius und seine beiden Collegen an der Universität darauf gaben, ohne sich auf die Streitpunkte selbst einzulassen, ist ein Muster von Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit[2]). Auch der König war über dieß Auftreten der Canoniker sehr ungehalten und gab den strengsten Befehl, daß die Widerspänstigen vor der Universität zu erscheinen hätten. In Folge dessen fand dann die Disputation mit den Canonikern in Roskilde noch im Dezember desselben Jahres 1543 statt. „Da die Protestanten in solchen Fällen selbst Richter waren, so konnte nie zweifelhaft seyn, auf welcher Seite der Sieg sich finden mußte“[3]). Was die Unterschrift der von der Universität aufgestellten Propositionen betrifft, so suchte man allerlei Ausflüchte und Vorbehalte zu machen, aber Alles half nichts. „Theils durch königliche Schreiben, theils durch den Druck der Professoren eingeschüchtert“, unterschrieben endlich die Repräsentanten des Capitels, „um das Capitel nicht in Gefahr zu bringen“ und „um die Einkünfte, Pri=

---

1) Helveg l. c. S. 66 und Heiberg l. c. S. 113.
2) Dänische Bibliothek VII. Bd. S. 123 ff.
3) Heiberg l. c. S. 126.

vilegien, Statuten u. s. w. der Kirche von Roskilde zu retten", wie die Professoren es haben wollten, jedoch mit der Clausel, die ihnen am Ende eingeräumt wurde, daß ihre Unterschrift den Bestimmungen der katholischen Kirche und eines allgemeinen Concils nicht präjudiciren sollte. Die Canoniker von Lund und die übrigen Widerspenstigen waren auch dießmal nicht erschienen. Palladius spricht seinen Unmuth darüber in einem Briefe an Sadolin mit folgenden Worten aus: „Quod restat cum Canonicis Lundensibus, cum M. Andrea ex Helsingoer et cum aliis impiis papistis et monachis, id totum tuis orationibus ad Deum committimus. Nos interim ex gratia divina monstra illa et beluas papales fortiter conficiamus" [1]). Auch diese mußten nach und nach alle vor den Professoren der Universität sich stellen. Die Canoniker von Lund schon im folgenden Jahre 1544, und zwar auf den ausdrücklichen Befehl des Königs, der bei der 8 Tage lang dauernden Disputation selbst zugegen war. Palladius und Machabäus zeigten dabei „besondern Eifer und Fleiß" und die Katholiken vertheidigten „die papistischen Lehren und Glaubenssätze mit Kraft und Geschick", fügten sich aber dann doch und unterschrieben die betreffenden lutherischen Glaubensartikel, welche sie so glänzend bekämpft hatten, wohl nur aus Opportunitätsgründen gegen ihr besseres Wissen und Gewissen, was damals leider in Dänemark nichts Seltenes war. Die Disputationen mit den Ordensleuten wurden noch während der drei folgenden Jahre von 1545—47 fortgesetzt. Da diese nichts zu verlieren hatten, blieben sie auch fest, und besonders waren es, wie es scheint, ein paar holländische Franziskaner aus Helsingoer, wo sich auch der Katholicismus am längsten hielt, die den Professoren arg zusetzten und ihnen wenig schmeichelhafte Complimente machten. So z. B. sagte ihnen einer derselben, daß er sie nicht als seine, sondern als Satans Brüder ansehe und über-

---

1) Der ganze Brief als Beilage VI bei Heiberg l. c. S. 183.

haupt zweifle, ob sie Geschöpfe Gottes seien. Da alle Versuche, sie von der Wahrheit des „reinen Evangeliums“ zu überzeugen, fruchtlos blieben, und sie die verlangte Unterschrift standhaft verweigerten, so wurden sie entlassen, und neben einem Verzeichniß der von ihnen hartnäckig vertheidigten Lehren übergab die Universität der weltlichen Obrigkeit eine Erklärung, daß sie das Ihrige gethan und dem schriftlichen Befehle Sr. königlichen Majestät genügt habe. Da weiter nichts mehr von ihnen verlautet, so wurden die „hartnäckigen Ketzer“ wahrscheinlich gleich allen Andern, die sich nicht fügen wollten, des Landes verwiesen. Ebenso ist nichts bekannt von einem weitern Widerstand der Domherrn in Lund, während die Streitigkeiten mit dem Capitel in Roskilde in den folgenden Jahren noch immer fortdauerten. Obwohl die Canoniker sich so gefügig gezeigt hatten, „um den Besitz, die Rechte und die Privilegien der Kirche von Roskilde zu wahren“, wurde ihnen doch schon im folgenden Jahre 1544 die Domkirche genommen und zur Pfarrkirche gemacht. Und in den Jahren 1553 und 1555 führte Palladius bei dem Könige abermals Klage gegen sie nicht bloß wegen ihrer Lehre, sondern auch wegen ihres Lebens, namentlich weil sie gewisse „wunderthätige“ Bilder nicht fortschaffen wollten, und wohl in Folge dieser Klagen mußten sie 1556 auf königlichen Befehl auch noch ihre Domherrnkleidung ablegen.

Selbst über die Grenzen von Dänemark dehnte Palladius seinen Kampf gegen den Katholicismus aus. Kaum war er durch Christian III. aufmerksam gemacht worden auf einige Predigten des Weihbischofs von Mainz, Michael Helding, worin die hl. Messe nach katholischer Anschauung vertheidigt wird, so erschien gleich 1548 eine scharfe Verurtheilung derselben unter dem Titel: Petri Palladii et Johannis Macchabaei brevis censura impiarum aliquot concionum illius Suffraganei etc. Dieser Schrift fügten dieselben Autoren noch eine andere bei: Tabellae consolatoriae de vero usu coenae Domini nostri Jesu Christi contra Michaelis impia deliria, wo-

Die Osmanen waren nach Mitte der 70ger Jahre e
Kriege gegen den Kaiser gänzlich abgeneigt: der Großv
erging sich damals in den schärfsten Ausdrücken übe
Strafwürdigkeit der ungarischen Rebellen (S. 50).
erfolgt nun die unheilvolle Wendung? Klopp beantw
diese Frage in der eingehendsten Weise. Der „allerc
lichste König" Ludwig XIV. ist es, welcher die Osm
unablässig aufreizt zu einem Anfalle des Kaisers (S.
160. 365. 384.) Der Kaiser konnte durch seine Gesa
Briefe vorlegen lassen, welche über die Bundesgenossen
zwischen Frankreich, dem ungarischen Rebellen Tököly
den Türken keinen Zweifel ließen (S. 387. 479). Verg
ermahnte der Papst Innocenz XI. Ludwig XIV. zur
für den Kaiser[1]). Die vom französischen König aufger
Osmanen begannen den Krieg. Die höchste Fluthwell
Osmanenthums rollte heran. Man konnte damals
ahnen, daß es die letzte war. Die alte Kaiserstadt a
Donau ward zum zweiten Male von den türkischen H
belagert. Klopp hebt die europäische Bedeutung
Belagerung Wiens im J. 1683 hervor (S.
„Es handelte sich für den Fall, daß Wien unterlag, zu
für die Deutschen um die türkische oder die franz
Herrschaft, und für den Fall, daß die letztere durchd
um die französische Herrschaft über den gesammten eu
ischen Westen. Das war die große Schicksalsfrage,

1) Klopp hebt mit Recht (S. 390) die negative und positiv
wirkung des Papstes in diesem für ganz Europa so kritische
ment hervor. Anknüpfend an das Breve Innocenz XI. a
wig XIV. schreibt er: „Wir sehen, die Kraft des dritte
vierten Innocenz ruht auf dem elften: die Vollgewalt des
den der Vater der gesammten Christenheit anschlug, braus
durch wie Posaunenschall in die Ohren und in die Seel
Christenheit des Abendlandes. So wollte es Innocenz XI.
Ludwig XIV. sich täuschen, daß die Mahnung des
Widerhall finden werde?"

sühnten. Die Prediger Michelsen und Eliesen in Odense huldigten anabaptistischen und chiliastischen Lehren. Nachdem ihr Bischof Sadolin sich vergeblich abgemüht hatte, sie zu einer bessern Erkenntniß und zum Gehorsam zu bringen, wurden sie 1552 vor die Universitäts-Professoren citirt. Da auch Palladius und Macchabäus nichts über dieselben vermochten, sie im Gegentheil „von Tag zu Tag hartnäckiger wurden" und sich standhaft weigerten ihren Fehler, Uneinigkeit in der Religion hervorgerufen zu haben, einzugestehen und um Verzeihung zu bitten, so ließ der König eine Versammlung von Bischöfen, Professoren und andern Geistlichen zusammenberufen, und die Empörer gegen Christus und den König als eines „Majestätsverbrechens schuldig" zum Tode verurtheilen, „aus Gnade" jedoch wurde die Todesstrafe von dem König in lebenslängliche Gefängnißstrafe verwandelt.

Im folgenden Jahre 1553 kamen 170 flüchtige Calvinisten aus England nach Dänemark, in der Hoffnung als Opfer „katholischer Verfolgungssucht" hier eine günstige Aufnahme und eine neue Heimath zu finden. Sogleich mußten sie auf königlichen Befehl ein strenges Verhör vor Palladius bestehen, und da sie trotz aller Bemühungen des Letztern ihre abweichende Ansicht über „die Art und Weise der Gegenwart Christi im Altarssacrament" nicht aufgeben wollten, so mußten sie sogleich im strengsten Winter Dänemark verlassen, und ihren Weg weiter nach Deutschland nehmen, nur einige schwangere Frauen und kleine Kinder durften auf „Dr. Peters (Palladius) Rath" den Winter über noch bleiben. — Vor den „Sacramentirern" hatte man in Dänemark eine ganz besondere Furcht. Da sich alle die verschiedenen Sekten derselben auf die heilige Schrift beriefen, fühlte man das Ungenügende dieser einzigen Glaubensregel, aber auch das Bedenkliche eine andere Autorität in Glaubenssachen anzuerkennen. In dieser Noth hielt man einfach an der einmal aufgestellten Kirchenordonnanz fest, und schlug jeden Widerspruch gegen dieselben nieder.

das Miteintreten Karls II. in den allgemeinen Krieg ge[gen] Frankreich vereitelt hatte (S. 96. 125 ff. 137. 148. 1[..] 201. 218 f.), hielt ihn jetzt wiederum von dem ehrenhaf[ten] Entschlusse des Eintretens für sich selber, für sein Reich u[nd] für die Verpflichtungen, die er ausdrücklich Spanien geg[en]über eingegangen, zurück (S. 424). Sie verhinderte, [daß] England die Waffen ergriff: da nun das Reich und ebe[nso] wenig — trotz der großen Anstrengungen Wilhelms v[on] Oranien[1]) — die Republik zu einem Eintreten in den Kam[pf] zu bewegen waren, mußte man 1684 (August 15) ein[en] 20jährigen Waffenstillstand mit Frankreich schließen (S. 4[..]), der fast das ganze linke Rheinufer, mit Ausnahme der [drei] Erzbisthümer, dem Franzosenkönige für diese 20 Jahre üb[er]ließ. Nicht zum geringen Theile verdankt Deutschland di[ese] traurige Wendung dem geldgierigen Brandenburger und [der] nicht minder geldgierigen Herzogin von Portsmouth. Letzt[ere] setzte übrigens die Geduld Karls II. zuweilen auf recht har[te] Proben. Einen interessanten Vorfall dieser Art theilt Klopp nach einem Bericht des Grafen Thun vom J. 1683 (S. 4[..] vgl. 422 f.) mit. Vor ihrer Reise nach Frankreich war de[r] mächtigen Maitresse der Grand Prieur, Ritter von Vendom[e] gefolgt. Zwischen beiden bestand nun seit mehr als zwei Jahre[n] ein sehr vertraulicher Verkehr. König Karl ließ beide war[nen]. Die Warnung fruchtete nicht. Die Kundigen harrten gespannt der Entwicklung der Dinge. Unter diesen Kundigen jedoch war auch der französische Gesandte Barillon. Er öff[]nete der Dame Portsmouth die Augen über die Gefahr, [in] welcher sie und mithin auch das Interesse des Königs vo[n] Frankreich schwebe. Er rieth ihr den Grand Prieur [...]

1) Seine Gesammtauffassung der Dinge schildert Klopp (S. 478 f.) nach einem zwar schon längst bei Pufendorf abgedruckten, al[lein] seitdem fast vergessenen Briefe des brandenburgischen Minist[ers] Fuchs vom 8. März 1684. Das Verhalten Ludwigs XIV. [und] dasjenige des Kurfürsten von Brandenburg werden in demselb[en] einer ebenso scharfen wie begründeten Kritik unterzogen.

wäre", um ihn dann der weltlichen Obrigkeit anzuzeigen[1]). Also auch eine Inquisition in optima forma!

Um diesen Irrthümern entgegenzuwirken, hielt Palladius in den Jahren 1554 und 55 auch Vorlesungen an der Universität darüber, die später veröffentlicht wurden unter dem Titel: De novis haeresibus seu Svermeriis hujus aetatis commonefactio. Ebenso ist ein anderes Werk: De poenitentia et de justificatione adhortatio aus Vorlesungen hervorgegangen, die Palladius um dieselbe Zeit hielt, weil er, wie es in der Vorrede heißt, „nicht ohne Schmerz gehört habe, wie gleichgiltig und confus die Lehren von der Buße und Rechtfertigung von den Predigern, namentlich auf dem Lande, behandelt werden, indem sie theils aus Habsucht und weltlicher Gesinnung, theils aus Furcht (vor dem noch katholisch gesinnten Volke!) theils aus Unwissenheit dieselben nicht auf rechte Weise vortragen." Nach ihm ist die Rechtfertigung dahin zu verstehen, „daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt wird vor Gott und durch die guten Werke vor den Menschen, daß gute Werke Gott wohlgefällig sind vermittelst des Glaubens, nachdem der Mensch mit Gott ausgesöhnt ist." An einer andern Schrift gegen die Sakramentirer: Tabella de Coena Domini sive Altaris Sacramento per Doctorem Nicol. Hemmingium conscripta, A. 1557, worin all die verschiedenen Ansichten über dieses Sakrament zusammengestellt sind, hatte er nur insofern Antheil, als er dieselbe mit seinem Bruder Nikolaus, dem Bischof von Lund, und den Theologie-Professoren der Universität unterschrieb, alle in der Tabelle aufgestellten Irrthümer über das Altarsakrament verwirft und verdammt und an der allgemeinen (?) Lehre der christlichen Kirche festhält, wornach im Altarsakrament Christi wahrer Leib in und mit dem Brod, und Christi Blut in und mit dem Weine gegenwärtig ist[2]).

1) Krag, Christian den Tredie's Historie II. Deel. S. 240.
2) Helveg l. c. S. 108.

Calvin's Ansicht wird darin ziemlich schonend behandelt, wohl weil Hemmingsen, der Verfasser der Schrift, schon damals zu ihr hinneigte, wie er später, unter Friedrich II., ganz offen zu ihr sich bekannte.

Um diese Zeit war Peter Palladius auch noch von einer anderen Seite sehr in Anspruch genommen, indem er von dem König beauftragt ward, das Kirchenwesen in Island und Gotland in Ordnung zu bringen. Dort mußte die Reformation unter heftigem Widerstand erst durchgeführt werden, hier war sie zwar schon eingeführt, aber die neue Kirchenordonnanz wurde nicht beobachtet und das Volk klagte allgemein über die „unfähige Geistlichkeit". Es galt also auch hier für tüchtige Geistliche zu sorgen und die genaue Beobachtung der Ordonnanz zu urgiren.

Daß eine so umfassende und anstrengende Thätigkeit für die Gesundheit des Peter Palladius, der zudem keine sehr starke Constitution hatte, nachtheilige Folgen haben mußte, ist leicht begreiflich. Schon seit vielen Jahren konnte er wegen seiner schwächlichen Gesundheit die regelmäßig abzuhaltenden Visitationsreisen nicht mehr vornehmen. Und als er bei Eröffnung des Reichstages zu Kopenhagen 1555 die Predigt hielt, wurde er auf der Kanzel vom Schlage gerührt, so daß sein linker Arm und die linke Seite gelähmt blieben. Er erhob sich auch nie mehr von dem Krankenlager, auf das ihn dieser Unfall geworfen hatte. Denn im März 1558 schrieb er auf das Zeugniß eines nach Wittenberg reisenden Studenten: Peter Palladius, in tertium annum decumbens sub potenti manu Dei. Die Stunde, wo die beiden gewaltigen und gewaltthätigen Männer, welche dem dänischen Volke den katholischen Glauben mit List und Gewalt geraubt hatten, vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen sollten, nahte. Am Neujahrstage des folgenden Jahres 1559 starb Christian III. Palladius empfand den Verlust seines königlichen Herrn und Freundes, der ihm Alles gewesen war, so *tief, daß er in* Voraussicht seines baldigen Endes den Pro=

fessor der Theologie an der Universität Kopenhagen, Hans Albertsen, sich zum Coadjutor nahm und auch schon im folgenden Jahre als Nachfolger erhielt. Denn Palladius starb den 3. Januar 1560, erst 57 Jahre alt. Sein Leichnam wurde in der Frauenkirche zu Kopenhagen beigesetzt, und seine protestantischen Freunde umgaben ihn mit einem kleinen Heiligenschein[1]), indem sie ihm folgende pomphafte Grabschrift setzten:

Nostra conversatio in coelis. Philip. 3.

Petrus Palladius Ripensis, Sacrae Theologiae Doctor, Academiae Hauniensis Professor et Saedlandicarum Ecclesiarum Superintendens vigilantissimus, vir pietate, eruditione, comitate et vera virtute ornatissimus, in invocatione Filii Dei obdormivit tertio die Januarii. Anno Domini 1560, aetatis suae 57.

Um dieses Lob, namentlich was Frömmigkeit und „wahre Tugend" betrifft, in's rechte Licht zu setzen, wollen wir den Palladius selbst in seinem Visitationsbuche sprechen lassen; dadurch wird nicht bloß das bisher Gesagte seine Bestätigung und Beleuchtung finden, sondern wir werden insbesondere auch noch weitern Aufschluß über die eigentliche Gesinnung und den wahren Charakter von Palladius erhalten.

---

1) Palladius und Christian III. sind in dem dänischen Kalender auch unter die Heiligen aufgenommen.

aussichtlich über kurz oder lang einem preußisch-r
italienischen Bündnisse gegenüberstehen werde, sei da
noch ein Schritt.

Wir hegen allerdings noch unsere bescheidenen Z
ob das Berliner Kabinet wirklich so abenteuerliche Vo
in Madrid habe stellen lassen; doch ist der Ton, wel
Reptilienpresse in neuerer Zeit gegen die spanische Re
angeschlagen, nichts weniger als beruhigend und erin
die Zeit, wo eine den preußischen Interessen günst
wegung die Königin Isabel stürzte und im Verl
General Serrano an das Ruder brachte. Sonderba
jedenfalls, daß in der spanischen Presse eine heftige
über das erwähnte Thema entbrennen konnte, und es
das deutsche Volk weder schmeichelhaft noch nützlich,
Leiter seiner Politik in Spanien, England und ander
dern — ebenso wie früher Louis Napoleon —
Störenfried Europa's bezeichnet wird, wie dieß neul
bei dem Lord Mayor-Essen in London geschah.

Zuvor schon, bei dem Empfange des neuen Lord
in Westminster, hielt der oberste Richter des Court
chequer eine Ansprache, in welcher er Preußen besc
eine Allianz mit Rußland zur Theilung der Türke
gangen zu seyn, womit er einer in England weitver
Ansicht Ausdruck gab, daß zwischen Rußland, Preu
Italien ein geheimer Plan zur Theilung nicht nur der
sondern auch Oesterreichs existire. Demgemäß sollt
nach dem Anderen an die Reihe kommen; zuerst s
Türkei und dann Frankreich zum zweiten Male nieder
werden, um zuletzt mit größerer Leichtigkeit Oesterr
den Leib gehen zu können. Aus diesem Grunde ha
jetzt die Parole ausgegeben, den Krieg zu lokalisiren.
es noch gelingen sollte, einen solchen Plan zu verei
gebe es — meinen englische Blätter — kein besseres
um derlei Spekulationen aus der Welt zu schaffen
politische Gleichgewicht Europa's dauernd zu erneu

näher ein (S. 3. 14. 35. 69—77) und beleuchtet dieselbe durch Heranziehung von Wiener Archivalien genauer. York war nicht für die Verbindung mit dem Oranier[1]). Karl II. aber setzte die Sache durch. Seitdem blieb York eine tiefe Abneigung gegen Wilhelm III., welche ihn sogar zu Ungerechtigkeiten gegen seine eigene Tochter veranlaßte.

Unterdessen wandelte sich der Krieg Ludwig's XIV., ursprünglich unternommen gegen die Republik Holland, um in einen französischen Eroberungskrieg gegen die Länder der spanischen Krone. Die deutschen Truppen vor Allem mußten die Ueberlegenheit der Franzosen fühlen. Eine schwere Schuld fällt hier auf den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. „Er nahm, berichten die Venezianer, Quartiere in Franken und Schwaben, zog von den Verbündeten den Sold für seine Truppen; aber er weigerte sich das Schwert zu ziehen für eine Aktion, und man wußte nicht, welcher Partei er eigentlich angehöre." Ranke, der sonst so hohen Werth auf die venezianischen Berichte legt, schweigt solche Aeußerungen derselben, welche zu Ungunsten der Hohenzollern sprechen, todt. Die Vertheidigung des Kurfürsten, welche er in der vorliegenden Angelegenheit versucht (Franz. Gesch. III. 432), kann auch keineswegs als gelungen bezeichnet werden. Ranke spricht so viel vom Sonderinteresse und sucht dasselbe demjenigen aufzubürden, der ein Sonderinteresse am wenigsten hatte, dem Kaiser[2]). Aber der ist ja

1) Seine Wünsche gingen nämlich nach einer andern Seite. Er hoffte für seine Tochter auf den Dauphin von Frankreich (S. 14). Als Nachtrag zu Klopp mag hier erwähnt werden, daß York 1675 noch eine andere Verbindung für seine Tochter in Aussicht nahm. Nach einer Instruktion des Nuntius Mellini von 1675 (im Auszuge bei Lämmer: Zur Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts S. 29) hat nämlich York's Sekretär dem Internuntius von Flandern „qualche insinuazione intorno al matrimonio della figlia primogenita di Sua Altezza col *Re Cattolico*" gemacht.

2) Er sagt: „Die oberste Macht (in Deutschland) ließ bei der Führung der allgemeinen Geschäfte ihre besonderen Gesichtspunkte vorwalten."

ein Habsburger! Ihm gegenüber strahlt nach preußischer Weise der Brandenburger „große Kurfürst“ in reiner Uneigennützigkeit! Die Zeitgenossen urtheilten, wie wir sehen werden, anders.

Ludwig XIV. wußte aber noch andere Verbündete zu gewinnen. Durch sein Gold bewirkte er 1675 das Eintreten Schwedens zu Gunsten Frankreichs (S. 18). Ebenso gewann er die Ungarn (S. 50) und selbst mit den Türken trat er in Verbindung. Einer solchen Politik gegenüber erstarb alles Recht und alles Glück der Völker. Am treffendsten hat sich über diese treulose, das Recht untergrabende Politik des Franzosenkönigs der Kaiser in seiner Instruktion für seinen Gesandten in England (Februar 1677) ausgesprochen. „Der Kaiser, heißt es dort, hat zu den Waffen gegriffen, nicht aus Eigennutz, nicht um eines Privatvortheils willen, sondern vermöge der Pflicht des Kaiserthumes (muneris imperatorii lege) zum Schutze der Bedrängten. Der König von Frankreich dagegen ist unersättlich in seiner Herrschergier. Er läßt sich nennen den König der Könige. Sein Ziel ist gerichtet auf eine europäische Monarchie. Er wendet darum alle Mittel auf, andere friedliche Länder in sich zu zerwühlen. Er säet durch sein Gold Zwietracht und Rebellion aus in Polen und Ungarn. Er sucht den Feind des christlichen Namens, den Türken, aufzureizen, zu entsenden gegen uns, zu keinem anderen Zwecke, als daß er uns, abgemattet durch die Abwehr desselben, dann um so leichter sein Joch aufzwinge“ (S. 54).

Doch nicht solche Klagen rührten den stolzen Beherrscher der Franzosen. Seine Soldaten führten in derselben rücksichtslosen Weise den Krieg in deutschen Grenzlanden (S. 55). Von England hatte Ludwig XIV. nichts mehr zu fürchten: Karl II. machte sich durch seine beständigen Geldforderungen bei dem Franzosenkönig (S. 107 f.) selbst machtlos. Die Situation in der Republik Holland war andererseits so, daß sie Ludwig XIV. deutlich den Punkt zeigte, an welchem *der Keil anzusetzen* sei zur Lösung der Republik aus der

Allianz und mithin zur Sprengung derselben. Dieser Keil war sein Ultimatum, welches er am 15. April 1678 zu Nymwegen übergeben ließ. Dasselbe enthielt nicht Friedensvorschläge, sondern Friedensgebote. Ludwig XIV. redete in demselben „wie der Herr Aller". Der Vorgang war in der europäischen Geschichte beispiellos (S. 113). Es kümmerte Ludwig wenig, daß alle anderen Mächte sein Ultimatum als unannehmbar zurückwiesen, denn das Ultimatum war nur für die Republik berechnet. Das Ultimatum verlockte die Holländer den für Ludwig so günstigen Frieden einzugehen (S. 149[1]). Nothgedrungen folgten auch die anderen und schloßen ihren Frieden mit dem Franzosenkönig. Ueberaus charakteristisch ist das Verhalten des brandenburgischen Kurfürsten bei diesem Friedensschlusse. Er war im Wettlaufe um die Gunst des Siegers Allen zuvorgekommen. Der Eifer dieses Brandenburgers überbot an Untreue gegen die Verbündeten selbst die Republikaner. Allein dieser Eifer war verfrüht. Ludwig XIV. wies die Friedensbitten ab, weil sie seinen damaligen Plänen entgegenliefen (S. 138). Als nun acht Monate später (5. Februar 1679) der Kaiser Frieden mit dem Könige von Frankreich geschlossen, wurde der nach Pommern lüsterne Hohenzoller immer unruhiger. Er führte schwere Klage gegen den Kaiser. Leibniz hat dieselben in unübertrefflich kurzer und schlagender Weise widerlegt[2]). Friedrich Wilhelm bot aber auch bei dem Könige von Frankreich auf was er vermochte, um, wenn nicht alle seine Eroberungen, wenigstens Stettin zu behalten. Er versicherte

---

1) Ueber den diplomatischen Abenteurer Du Cros, dessen bedeutungsvolles Auftreten bei den Nymweger Verhandlungen Klopp (S. 148) erwähnt, hat jetzt H. Breßlau interessante Aktenstücke aus den Archiven und Bibliotheken von London, Hannover, Wolfenbüttel und Berlin veröffentlicht („Aktenstücke zur Geschichte von Joseph August Du Cros." Berlin 1875). Droysen (Preußische Politik 4, 1, 181) schreibt fälschlich Dycroß.

2) *Werke von Leibniz herausgegeben von* Klopp I. Bd. 5. 165 ff.

dem Franzosenkönige, auf dem ganzen Erdkreise werde er Niemanden finden, der ihm aufrichtiger zugethan sei. Vergebens! Ein kurzer Feldzug zwang den Kurfürsten zum Frieden von St. Germain, 29. Juni 1679 (S. 161 f.).

So war allseitig der Friede geschlossen, der nicht ein Friede war, sondern ein verkappter Krieg. Nicht einen solchen Frieden hatte der Papst gewünscht. Wir vermissen bei Klopp eine Erwähnung der friedenvermittelnden Thätigkeit des Papstes Clemens X. Waren seine Bemühungen auch vergebens, so sind sie darum dennoch sehr bemerkenswerth. Denn sie zeigen, daß die Päpste des ausgehenden 17. Jahrhunderts von demselben Geist beseelt waren, wie diejenigen des 13. Jahrhunderts. Clemens X. gab sich, wie sich das aus den Instruktionen an die Nuntien ergibt, die größte Mühe, den drohenden Bruch zwischen den katholischen Mächten Europa's zu verhindern. Vergebens! Allein die Friedensliebe ließ den Statthalter Christi nicht ruhen: Clemens X. wiederholte seine mediatorischen Bestrebungen immer von neuem. Im Jahre 1676 sandte er an die katholischen Höfe besondere Nuntien, um den Frieden anzubahnen. Wir verdanken H. Lämmer[1]) die Kunde von diesen Bemühungen des hl. Stuhles, welche dießmal wie so oft wenig belohnt wurden. Ludwig XIV. blieb seinem Principe treu: vertrauend auf seine Macht und seine List, auf die Furcht und die Habgier Anderer, fuhr er fort im Dienste des Staatsgottes seines Ich.

Der Rückschlag des Nymweger Friedens war für England eine gewaltige Volkserregung. Der Verfasser geht darauf im sechsten Buche (1678—1681) näher ein und beleuchtet die von dem berüchtigten Titus Oates erfundene „papistische Verschwörung" (the popish plot) durch die bis

---

1) Zur Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts S. 29—32. Lämmer theilt hier im Auszuge fünf Nuntiaturinstruktionen mit. Er hat dieselben in der Bibliothek des Cistercienserklosters Santa Croce in Gerusaleme in Rom gefunden.

jetzt unbekannten Berichte des kaiserlichen Gesandten, Grafen Karl Waldstein, in London (S. 165 ff. 191 ff. 464 f.). Der Wahn des papistischen „Plot" lag bleischwer auf der englischen Nation. Er fesselte das natürliche Gefühl derselben für Recht und Billigkeit. Der erregte Zustand der englischen Nation nach den Täuschungen des Jahres 1678 sowie die planmäßig erneute Lüge, die Thorheit, Schwäche, Leichtgläubigkeit und vor Allem die Furcht bewirkten den festen Glauben an Anklagen, deren Nichtigkeit dem unbefangenen Auge auf den ersten Blick offen liegt. Ein neuer Testeid wurde beschlossen. Das Parlament ersuchte den König um Erlaß eines Ediktes, welches alle Katholiken auf zehn Meilen von London verbannte. Es stellte Wachen an das Parlament, in die Keller desselben. Die Verhaftungen von „Papisten" gingen fort und fort. „Der Jammer hier, meldet Graf Waldstein, ist nicht zu beschreiben. Das Mißtrauen löst alle Bande. Eltern und Kinder, Geschwister unter einander, Ehegatten selbst trauen einander nicht mehr. Feindschaft und Rachgier haben offenes Feld. Gott allein kann helfen". Der Gesandte fleht um seine Abberufung. Die Tragik indessen streift zuweilen an das Komische. Nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen trugen Dolche, welche sie bei Nacht unter das Kopfkissen legten, um zur Hand zu seyn zur Abwehr eines Mordanfalles der Papisten[1]).

Dem Franzosenkönig, der ja immer darauf bedacht war England zu verwirren, war diese Katholikenverfolgung nicht unangenehm: den König Karl II. kaufte er immer wieder von neuem (S. 225) und so hatte er denn freie Hand, um seine

1) Bis zu welchem Wahnsinn der protestantische Fanatismus verbunden mit der politischen Erregung die Gemüther fortriß, erhellt daraus, daß man einige Jahre später an ein Plot glaubte, dem zufolge die protestantischen Führer des Unterhauses zusammen gesotten werden sollten zu dem Zwecke der Bildung eines Oeles für die Salbung der künftigen katholischen Könige von England!! (S. 308).

„Reunionen“ zu beginnen. Im Jahre 1679 ging Alles nach Wunsch in den Niederlanden wie am Oberrhein. Da erfolgte im Beginn des folgenden Jahres eine neue Wendung. Karl II. entwickelt plötzlich einen regen Eifer für die Bildung einer europäischen Coalition gegen Ludwig XIV. Klopp geht auf diesen Anlauf des englischen Königs mit Recht deßhalb sehr genau ein, weil die ganze Wendung den englischen Historikern so gut wie unbekannt geblieben ist (S. 237 ff.). Auch Ranke hat die ganze Sache nur flüchtig berührt. Man kann sagen, daß erst Klopp diesen letzten Versuch Karls II., sich zu ermannen, klar gestellt hat (S. 225. 237 ff. 247 ff. 467 f.). Karl II. hat in der That 1680 versucht ein allgemeines Bündniß gegen Frankreich zu Stande zu bringen: seine Anerbietungen gingen nach Wien, Madrid, dem Haag, Berlin und Hannover. Der eigentliche Urheber und die Seele dieser großen Defensiv-Allianz war nun allerdings nicht der schwache König von England, sondern sein Neffe, der Prinz von Oranien. Karl II. ging auf den Gedanken ein, weil er glaubte in demselben einen Rettungsanker zu finden für sich daheim (S. 247). Der Plan scheiterte, nicht zum geringen Theil durch die Schuld des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Der Verfasser setzt dieß sehr gut und mit ächt historischer Ruhe auseinander (S. 248 f.):

„Die Zeitgenossen maßen diesem Kurfürsten viele bedeutende Eigenschaften bei, nur nicht diejenige der Ehrlichkeit. ‚Er versteht es besser als irgend ein Anderer, sagt der venezianische Botschafter im J. 1658, seine Freundschaft und sein Votum zu verhandeln‘. Dieses Urtheil in anderer Form kehrt bei den Venezianern häufig wieder. Leibniz faßt im Jahre 1669 das seinige über den Kurfürsten zusammen in die Worte: ‚wer mir das meiste gibt, dem adhärire ich‘. Der französische Minister Pomponne von demselben Gedanken aus bezeichnete diesen Kurfürsten als den feinsten Fuchs des Reiches. Wir haben gesehen, daß der Kurfürst Friedrich

Wilhelm im Jahre 1678, bei der Wahrnehmung, daß die Republik Holland bereit seyn werde zu einem Sonderfrieden mit Ludwig XIV., ihr zuvor zu eilen suchte. Um den Preis der Belassung Pommerns war er erbötig für den König bessere Dienste zu leisten, als das bisher so theuer bezahlte Schweden. Der Kurfürst stellte seine Thätigkeit in Aussicht für die Erlangung dessen, was dem Könige besonders am Herzen lag. Dies war die römische Kaiserkrone. Der König zog damals der lockenden aber zweifelhaften Erbietung den Ruhm der Herstellung seines schwedischen Bundesgenossen vor. . . . . Der Kurfürst erneuerte nach dem Frieden seine Erbietungen. Es war ihm namentlich um französisches Geld zu thun zum Zwecke der Erhaltung eines Landheeres und einer Flotte. Der König verhielt sich kühl . . . . . Er erklärte, er wolle das künftige Verhalten des Kurfürsten abwarten. Friedrich Wilhelm fand die Gelegenheit der Erwartung des Königs von Frankreich zu entsprechen in Anlaß des englischen Antrages". Klopp zeigt näherhin, wie der Brandenburger dies gethan (S. 249 f.). Alle Bemühungen des Kaisers, den Hohenzoller zu einer Einigung für den Schutz des Reiches zu gewinnen, waren vergeblich, denn Friedrich Wilhelm hatte die Bahn des Dienstes für Ludwig XIV. betreten. Es gelang ihm auch den König von Dänemark fortzureißen auf dieselbe Bahn.

Es wäre ungerecht, dem Brandenburger allein die Schuld an dem Mißlingen der neuen Coalition zuzuschreiben: das mißtrauische Parlament von England, die unaufrichtigen Räthe Karls II. und endlich vor Allem dieser König selbst werden vom Verfasser mit Recht als die neue Coalition vernichtend hervorgehoben. König Karl II. ward im folgenden Jahre (1681) für alle Zukunft in den wohlbekannten goldenen Käfig der Abhängigkeit von Frankreich eingefangen. Wenn man die Verhandlungen der beiden königlichen Brüder über das neue Geldgeschäft liest (S. 277 ff.), weiß man in der That nicht, wer tiefer steht, Ludwig XIV. oder Karl II.

Maße in Deutschland vorhanden sind. Und man täusche
darüber nicht, in Deutschland hat die Corruption einen a
nehmend fruchtbaren Boden gefunden und sich hier auch
rascher verbreitet als in irgend einem anderen Lande zur
Hier findet man verhältnißmäßig mehr wahre Verbre
unter „Gebildeten" als im arbeitenden Volke; nur verste
es jene besser, hart mit dem Aermel am Zuchthause vor
zustreifen. Das Beispiel wirkt natürlich nur zu verlock
auf die Massen, welche — Dank den häufigen Kriegen u
der Entchristlichung der Schule — täglich mehr verwilde
Bereits zeigt sich in vielen Gegenden Deutschlands die B
stialität des Pöbels auf eine Weise, wie man sie nie zu
in diesem Lande gekannt hat.

Der Hauptgrund aber der stets zunehmenden Corr
tion liegt in dem in Deutschland zur Herrschaft gelang
Unglauben und dem dadurch bedingten Schwinden des G
und Rechtsgefühles. Im Anfange hatte sich hier der P
theismus langsam entwickelt, allein auch desto tiefere W
zeln getrieben und den Boden für den dem Volke verstä
licheren Materialismus vorbereitet. Heute hat sich ein gro
Theil des eigentlichen Volkes — im protestantischen Deut
land wenigstens — dieser alles zersetzenden Lehre hingege
und, was das Schlimmste ist, mit einem hohen Grade
Bewußtseyn. Es ist nicht mehr allein das Herz, welche
leicht von Gott abfällt, getrieben durch die Gewalt der Lei
schaft, sondern auch der Verstand der Massen des protest
tischen Volkes hat sich in einem großen Theile von Deut
land daran gewöhnt, das Daseyn und die Weltordnung
persönlichen Gottes zu bestreiten. Bei weitem mehr verbre
und weit gründlicher als im wetterwendischen Frankreich,
man heute dem Rochefort und morgen Louis Veuillot n
läuft, ist dermalen die nackteste Gottesleugnung in Deut
land. Das Volk denkt aber oft consequenter als die Ph
sophen und hat auch schon hier herausgefunden, daß
Atheismus in voller Consequenz (ebenso wie der Panth

Vorwürfe gegen den Kurfürsten, so findet man jeden Satz so durchtränkt von dem subjektiven Urtheile des Verfassers, daß es geradezu unmöglich erscheint, dasselbe von den Thatsachen zu sondern. Nach den von Klopp angeführten Thatsachen[1]) kann es nicht mehr zweifelhaft seyn, daß man damals mit Recht die hauptsächliche negative Mitschuld an den französischen Reunionen dem Kurfürsten von Brandenburg beimaß. Wilhelm von Oranien, damals und später die Seele des europäischen Widerstandes gegen Ludwig XIV., äußerte sich: „den Kurfürsten von Brandenburg allein trifft der Vorwurf der Uneinigkeit des Reiches" (S. 356). Karl II. von England, der ebenso wie Friedrich Wilhelm von Ludwig XIV. Geld empfing, suchte die eigene Unthätigkeit durch das, wie er es nannte, scandalöse Verhalten von Brandenburg zu entschuldigen.

Es wäre nicht gerecht zu behaupten, Brandenburg allein trage die Schuld, daß Karl II. sich nicht mehr zu einem kraftvollen Entschluß zu ermannen vermochte, denn Karl II. selbst ist mitschuldig: an ihm hing in diesen seinen Entschlüssen und in der Meinung der Anderen schwer lastend seine Vergangenheit: sie zieht ihn hinunter, und er sinkt selbst tiefer als zuvor. Das ist der Inbegriff der noch übrigen Jahre Karls II. Der Verfasser schildert dieselben im 7. Buche, welches von der Parlamentsauflösung 1681 bis 1685 reicht. In demselben Buche verbreitet sich Klopp näher über den denkwürdigen Angriff der Osmanen 1682.

---

1) Sehr treffend ist die Bemerkung des Verfassers (S. 381) zu dem Bündnisse, welches am 17. Februar 1683 Brandenburg, Dänemark und Münster schloßen. Zweck desselben sollte die friedliche Beilegung der Differenzen des Reiches mit Frankreich seyn. Da aber der König von Frankreich nicht Willes war, die gemachten Reunionen und namentlich Straßburg im gütlichen Wege zurückzugeben: so schloßen jene friedlichen Worte in sich die Drohung des Krieges von Deutschen gegen diejenigen Deutschen, welche mit dem Kaiser einstehen würden für das eigene Vaterland.

Die Osmanen waren nach Mitte der 70ger Jahre einem Kriege gegen den Kaiser gänzlich abgeneigt: der Großvezier erging sich damals in den schärfsten Ausdrücken über die Strafwürdigkeit der ungarischen Rebellen (S. 50). Wie erfolgt nun die unheilvolle Wendung? Klopp beantwortet diese Frage in der eingehendsten Weise. Der „allerchristlichste König" Ludwig XIV. ist es, welcher die Osmanen unablässig aufreizt zu einem Anfalle des Kaisers (S. 55. 160. 365. 384.) Der Kaiser konnte durch seine Gesandten Briefe vorlegen lassen, welche über die Bundesgenossenschaft zwischen Frankreich, dem ungarischen Rebellen Tököly und den Türken keinen Zweifel ließen (S. 387. 479). Vergebens ermahnte der Papst Innocenz XI. Ludwig XIV. zur Hülfe für den Kaiser[1]). Die vom französischen König aufgereizten Osmanen begannen den Krieg. Die höchste Fluthwelle des Osmanenthums rollte heran. Man konnte damals nicht ahnen, daß es die letzte war. Die alte Kaiserstadt an der Donau ward zum zweiten Male von den türkischen Horden belagert. Klopp hebt die europäische Bedeutung der Belagerung Wiens im J. 1683 hervor (S. 396). „Es handelte sich für den Fall, daß Wien unterlag, zunächst für die Deutschen um die türkische oder die französische Herrschaft, und für den Fall, daß die letztere durchdrang, um die französische Herrschaft über den gesammten europäischen Westen. Das war die große Schicksalsfrage, welche

---

1) Klopp hebt mit Recht (S. 390) die negative und positive Einwirkung des Papstes in diesem für ganz Europa so kritischen Moment hervor. Anknüpfend an das Breve Innocenz XI. an Ludwig XIV. schreibt er: „Wir sehen, die Kraft des dritten und vierten Innocenz ruht auf dem elften: die Vollgewalt des Tones, den der Vater der gesammten Christenheit anschlug, brauste herdurch wie Posaunenschall in die Ohren und in die Seelen der Christenheit des Abendlandes. So wollte es Innocenz XI. Konnte Ludwig XIV. sich täuschen, daß die Mahnung des Papstes Widerhall finden werde?"

nicht für ein Volk allein, sondern für alle sich knüpfte an den Fall oder die Erhaltung der Stadt Wien."

Wien hielt sich: vergebens hatten die Söhne des Orients nach den Entwürfen französischer Ingenieure, übersendet von Ludwig XIV. selbst (S. 398), ihre Laufgräben und Minen vor Wien ausgewühlt. Am Abend des 11. September 1683 erreichte das Entsatzheer unter der Oberanführung des Herzogs Karl von Lothringen den Kahlenberg. Bei dem Heere befand sich der berühmte Kapuziner Marco d'Aviano, die Feuerseele dieses Zuges der Christenheit. Allein dieser Tag entschied nicht bloß das Schicksal der Stadt Wien: „Es war der Wendepunkt des Unglückes für Kaiser Leopold, sein Haus und seine Monarchie .... Der Entsatz von Wien[1]) wurde das erste Glied einer langen Kette von Erfolgen, wie sie in dieser Art keinem der Vorfahren Leopolds zu Theil geworden war" (S. 400).

Unterdessen neigten sich die Tage Karls II. ihrem Ende zu. Er verblieb in derselben unwürdigen Abhängigkeit von der Herzogin von Portsmouth. Sie, deren Geldgier

1) Es ist, namentlich durch französischen Einfluß, hergebracht, dem Könige Johann Sobieski und den Polen nicht bloß einen bedeutenden Antheil an dem großen Siege, sondern wesentlich das Verdienst desselben zuzuschreiben. Auch Ranke, in dessen Werken wir bei all seiner vermeintlichen Objektivität doch zuweilen Spuren finden, daß die von französischer Seite mit Absicht in die Geschichte hineingebrachten Anschauungen nicht ohne Einwirkung auf seine Darstellung geblieben sind, verfällt (Franz. Gesch. III. 478) in diesen Irrthum. Die Augenzeugen urtheilten anders über das Verdienst der Polen. Klopp theilt aus dem Degenfeld-Schönburgischen Archiv zu Eybach Aeußerungen des Augenzeugen Prinzen Georg Ludwig (nachher König Georg I.) mit (S. 481), aus welchen erhellt, daß die Leistungen der Polen bei dieser Gelegenheit zu sehr überschätzt werden. Zu beachten ist jedenfalls, daß die Oberleitung nicht bei Johann Sobieski, sondern bei dem Herzog Karl stand.

das Miteintreten Karls II. in den allgemeinen Krieg gegen Frankreich vereitelt hatte (S. 96. 125 ff. 137. 148. 180. 201. 218 f.), hielt ihn jetzt wiederum von dem ehrenhaften Entschlusse des Eintretens für sich selber, für sein Reich und für die Verpflichtungen, die er ausdrücklich Spanien gegenüber eingegangen, zurück (S. 424). Sie verhinderte, daß England die Waffen ergriff: da nun das Reich und ebenso wenig — trotz der großen Anstrengungen Wilhelms von Oranien[1]) — die Republik zu einem Eintreten in den Kampf zu bewegen waren, mußte man 1684 (August 15) einen 20jährigen Waffenstillstand mit Frankreich schließen (S. 438), der fast das ganze linke Rheinufer, mit Ausnahme der drei Erzbisthümer, dem Franzosenkönige für diese 20 Jahre überließ. Nicht zum geringen Theile verdankt Deutschland diese traurige Wendung dem geldgierigen Brandenburger und der nicht minder geldgierigen Herzogin von Portsmouth. Letztere setzte übrigens die Geduld Karls II. zuweilen auf recht harte Proben. Einen interessanten Vorfall dieser Art theilt Klopp nach einem Bericht des Grafen Thun vom J. 1683 (S. 483 vgl. 422 f.) mit. Vor ihrer Reise nach Frankreich war der mächtigen Maitresse der Grand Prieur, Ritter von Vendome gefolgt. Zwischen beiden bestand nun seit mehr als zwei Jahren ein sehr vertraulicher Verkehr. König Karl ließ beide warnen. Die Warnung fruchtete nicht. Die Kundigen harrten gespannt der Entwicklung der Dinge. Unter diesen Kundigen jedoch war auch der französische Gesandte Barillon. Er öffnete der Dame Portsmouth die Augen über die Gefahr, in welcher sie und mithin auch das Interesse des Königs von Frankreich schwebe. Er rieth ihr den Grand Prieur zu

1) Seine Gesammtauffassung der Dinge schildert Klopp (S. 428 ff.) nach einem zwar schon längst bei Pufendorf abgedruckten, aber seitdem fast vergessenen Briefe des brandenburgischen Ministers Fuchs vom 8. März 1684. Das Verhalten Ludwigs XIV. wie dasjenige des Kurfürsten von Brandenburg werden in demselben *einer* ebenso scharfen wie begründeten Kritik unterzogen.

opfern. Sie that es: Beschwerde führend bei dem König über die Zudringlichkeit des Grand Prieur bat sie um Abhülfe. Alsbald erhielt der Grand-Prieur den königlichen Befehl der Räumung des Königreiches binnen 48 Stunden. Er fügte sich. Wir führen diese Thatsache, welche die Herzogin von Portsmouth so sehr charakterisirt, deßhalb an, weil wir das Gefühl einer leisen Verwunderung darüber nicht zurückdrängen können, daß Herr Ranke, anstatt der Buhlerin den ihr gebührenden Platz anzuweisen, eine gewisse Parteinahme für dieselbe durchblicken läßt. (Englische Geschichte V. 196).

Neues über die Conversion und den Tod Karls II. konnte Klopp deßhalb nicht beibringen, weil die im Wiener Archiv aufbewahrten Berichte, verglichen mit denen von Campana de Cavelli (Les derniers Stuart Bd. 2) veröffentlichten, keine neuen Momente enthalten. Bemerkenswerth und nach unserer Ansicht durchaus begründet ist jedoch die Ansicht des Verfassers über diejenige Person, von welcher die erste Anregung zur Conversion ausgegangen. Nach dem Berichte Barillons war dieß die Portsmouth. Diese Angabe ist seitdem allgemein angenommen, so auch von Macaulay und Ranke (Engl. Gesch. V. 371). Klopp zieht nun den Bericht Barillons nicht in Zweifel, allein er ist mit Recht der Ansicht, daß Barillon, unkundig dessen, daß bereits am ersten Tage die Königin bei York die Conversion angeregt, den Werth der durch ihn überbrachten Mahnung der Portsmouth an York höher angeschlagen hat als dieser selbst.

Ludwig Pastor.

IX.

Briefe eines Amerikaners.

Innere und äußere Reichspolitik aus der Vogelperspektive.

Eine sonderbare Polemik, die auch für deutsche Leser nicht ohne Interesse ist, beschäftigte schon seit einiger Zeit die spanische Presse. Es handelt sich dabei um einen angeblichen Vorschlag, welcher der spanischen Regierung von Berlin aus gemacht worden seyn soll und der ungefähr auf Folgendes hinausläuft: Für den Fall, daß Spanien im bevorstehenden großen Kriege mit Preußen und gegen Frankreich gehe, soll ihm in Bezug auf Portugal freie Hand gelassen werden und wird ihm außerdem der Erwerb von Gibraltar und Algier (dessen Eroberung zuerst von Spanien und vor den Franzosen geplant gewesen seyn soll) in Aussicht gestellt seyn. Als kleine Compensation hätten dann die Spanier die Philippinen an Preußen abzutreten, die allerdings in Verbindung mit den benachbarten holländischen Colonien einen recht hübschen Colonialbesitz abgeben würden. Mit anderen Worten: als Preis für seine Betheiligung an einem gefährlichen Kriege hätte Spanien einen Theil seines rechtmäßigen Eigenthums herauszugeben, um die Erlaubniß zu einem großen Raube — oder Annexion, wie man heutzutage euphemistisch sagt — zu erhalten.

Von diesem abenteuerlichen Plane scheint aber die spanische Regierungspartei nicht sehr erbaut zu seyn. Wenigstens haben wir gerade ein gouvernementales Blatt, den „Diario *de Barcelona*“ vor uns, das in einem Leitartikel, welcher

ganz passend überschrieben ist „Politica de aventuras“ (Abenteuerpolitik), auf das heftigste gegen dieses Projekt und einen seiner eifrigsten Befürworter, den in Madrid erscheinenden radikalen „Imparcial“ polemisirt. Letzteres Blatt hatte nämlich bereits am 30. Juni v. J. ein diplomatisches Document veröffentlicht, das wir leider nicht zur Hand haben, aus dem aber nach den Andeutungen des „Diario de Barcelona“ hervorzugehen scheint, daß Spanien bewogen werden soll, sich enger an Preußen anzuschließen und in den Culturkampf einzutreten. Seit jener Zeit hat nun der „Imparcial“ beständig zu Gunsten obigen Vorschlags zu wirken gesucht und auch mit Hinweisung auf die „unwiderstehliche Militärmacht“ Preußens gedroht, daß wenn Spanien sich nicht der preußischen Politik anschlösse, „das Schwert des Siegers die Grenzen reguliren werde“, und daß dieser, „ebenso wie er Spanien zum Herrn von Portugal machen, gerade so leicht das Gegentheil ausführen könne“.

Das „Diario“ erinnert nun zunächst seinen radikalen Collegen daran, daß er als angeblicher Demokrat nicht wohl die Politik des Fürsten Bismarck unterstützen dürfe, desselben Bismarck, aus dessen Briefwechsel mit dem Grafen Arnim klar hervorgehe, daß sein ganzer Zweck bei Begünstigung der radikalen Partei Frankreichs nur der sei, Frankreich durch beständige Anarchie zu schwächen und es zugleich als Schreckbild für den deutschen Philister zu gebrauchen, damit dieser vor allen republikanischen Anwandlungen hübsch bewahrt bleibe. Dann meint er aber auch, daß die ganze Agitation der Radikalen in Spanien zu Gunsten des Culturkampfs und der preußischen Annexionspolitik kein anderes Resultat haben werde, als die spanische Regierung zu bewegen, der öffentlichen Meinung in Portugal jede Genugthuung zu geben, die diese rechtmäßig verlangen könne, und zugleich die freundschaftlichen Beziehungen dieses Landes zu England noch inniger zu machen. Von da aber bis zum Eintritt in eine Tripelallianz: *England, Frankreich,* Oesterreich, welche vor-

23. November gelang es, unter dem Vorsitze des zum Kriegs-minister ernannten Generals Rochebouët ein ausschließlich aus Fachleuten, die weder Deputirte noch Senatoren waren, bestehendes Geschäftsministerium zu bilden. Am folgenden Tage trat das Kabinet mit einer Deklaration des Marschall-Präsidenten vor Senat und Kammer, worin gesagt wurde, das neue Kabinet wolle, ohne Parteirücksichten, denen es fern stehe, nur die dringenden Angelegenheiten des Landes erledigen, um der Beruhigung der Geister Zeit zu lassen, woraus sich dann später eine der Verfassung entsprechende Lösung des gegenwärtigen Conflikts anbahnen lassen werde. Darauf antwortete die Kammer mit einer Herausforderung: „Da das Ministerium vom 23. November durch seine Zusammensetzung und Ursprung eine Läugnung der Rechte des Volkes und der parlamentarischen Gerechtsame sei, dasselbe daher die Krisis, welche seit dem 16. Mai auf den Geschäften lastete, nur erschweren könne, erkläre die Kammer, mit diesem Ministerium nicht in Beziehung zu treten und gehe zur Tagesordnung über.“ Hierin lag unstreitig eine Verletzung der Verfassung, welche ausdrücklich dem Marschall-Präsidenten das Recht der freien Ernennung der Minister gewährleistet. Auf eine solche Ablehnung der verfassungsmäßig der Kammer obliegenden Mitwirkung bei Erledigung der Landesangelegenheiten war nur Eine Antwort möglich: Auflösung. Aber der Muth der Regierung war schon so erschüttert, daß sie vorerst selbst nicht einmal daran dachte dieses gesetzmäßige Mittel in Anwendung zu bringen. Sie wollte erst eine neue Probe von den aufrührerischen Absichten der Kammer abwarten. Die **République française** konnte ungeahndet in der verwegensten Sprache die gesetzwidrige Haltung der Kammer preisen, die „nöthigenfalls allen Gefahren zu trotzen“ wisse.

Die Linke hatte absichtlich das Gerücht zu verbreiten gewußt, die Sicherheit der Kammer und ihrer Mitglieder sei bedroht, selbstverständlich durch die Regierung welcher man die Absicht zu einem Gewaltstreich zuschrieb. Und die

die Wiederherstellung Polens, die überhaupt zur politischen Nothwendigkeit geworden sei. Außer Oesterreich und der Türkei soll aber auch noch die Unabhängigkeit Hollands bedroht seyn, ein Gerücht, das mit jenem über die angeblich geplante Abtretung der Philippinen in Zusammenhang stünde. Daß solche Annexionspläne den Beifall der nationalliberalen Partei Deutschlands, der ja längst Vortheil und Erfolg über Recht geht, finden würden, ist wohl anzunehmen; im Ganzen aber ist heute im deutschen Volke überhaupt wenig Kriegslust zu spüren, nichteinmal in der Armee, in der schon bitter darüber geklagt wird, daß die Lorbeeren der letzten Kriege von den Politikern in Anspruch genommen würden; von den Verdiensten Moltke's sei fast keine Rede mehr.

Nun zeigt freilich gerade der orientalische Krieg, wie wenig bei den modernen Annexionsplänen und Eroberungskriegen die Völker mitzusprechen haben. Für ihr Blut und Geld sind sie nur dazu da, sich von der Reptilienpresse Sand in die Augen streuen zu lassen. Dieselbe Rolle spielt diese Presse auch Frankreich gegenüber, indem sie fortwährend Gambetta's Friedfertigkeit betont und ihn für den Ungefährlichsten zu halten scheint! Jedenfalls haben diese deutschen Federn dem Manne bei den letzten Wahlen sehr genützt; denn nun konnte er dem französischen Volke sagen, der Sieg seiner Partei bedeute den Frieden mit Deutschland, und hierdurch, sowie durch die vielfach verbreitete Drohung, man werde wieder Listen von Verdächtigen aufstellen, die man später schon zu verwerthen wissen werde, hat er viele Erfolge errungen. Auch nützte ihm sehr bei den Wahlen die Bundesgenossenschaft des linken Centrums, der Partei der reichen Bourgeoisie, deren Drohungen mit Entziehung der Kundschaft, des Credits und der Arbeit sich in Frankreich ebenso wirksam erwiesen wie neulich in Köln. Die Angst vor einem neuen Krieg, die Angst vor der Guillotine und die Angst vor dem Hunger haben Gambetta zum Sieger gemacht.

Ein naiver Glaube ist es jedenfalls, daß Gambetta

weniger auf Revanche sinne als die französischen Conservativen. Mehr oder weniger hegen alle Franzosen die Hoffnung auf Rache, nur erblicken die Einen mit Gambetta das Mittel hierzu in der revolutionären Propaganda, die Anderen darin, daß die Annexionsgier Deutschland auf seiner abschüssigen Bahn zu weit voran treiben werde. Letzterer Ansicht gab ein ächt französischer Wetterhahn, dem es aber nicht an Scharfsinn gebricht, nämlich Emil de Girardin Ausdruck, als er sagte: „Frankreich legt in aller Bescheidenheit das Geständniß ab, daß es, um sein Unglück wieder gut zu machen, nicht auf das Genie seiner Generale und den Muth seiner Soldaten zählt, sondern auf den Ehrgeiz Deutschlands, der keine Schranken mehr kennt und nach allen Seiten überströmt. Sein Ehrgeiz wäre unser mächtigster Bundesgenosse, seine Mäßigung unser furchtbarster Feind. Wenn Deutschland gemäßigt ist, wenn der Siegesrausch es nicht zum Wanken bringt, dann müssen wir um Elsaß und um Lothringen weinen. Wenn aber das Gegentheil stattfindet, wenn Deutschland, außer Stande auf der abschüssigen Bahn inne zu halten, Belgien bedroht, Holland, Dänemark, Triest, dann dürfen wir unsere Thränen trocknen."

Die französischen Conservativen bauen immer noch ihre Hoffnung auf das Zustandekommen von Allianzen mit anderen Mächten und sind daher zunächst weniger gefährlich, als der seine wahren Absichten geschickt verdeckende Gambetta. Leicht könnte man in Berlin zu viel mit dem Feuer in Frankreich spielen. Denn mit großer Aussicht auf Erfolg spekulirt Gambetta auf die revolutionäre Propaganda, welche das republikanische Frankreich auf die anderen Völker Europa's ausüben werde. Bleibt die radikale Partei in Frankreich siegreich, so wird ihr Einfluß auch bald in den benachbarten Staaten lateinischer Race der maßgebende werden, von wo aus die rothe Revolution sich nach den anderen Ländern des europäischen Continents, wo ja überall die herrschende „liberale" *Wirthschafts*politik dieselben Verwüstungen angerichtet hat,

verbreiten wird. Gambetta hat alle Aussicht der lateinische Bismarck zu werden. Beide sind verwandte Naturen, nur ist der Eine ein Sechziger, der Andere hat noch nicht die Vierzig erreicht; der Erste leitet die Bewegung von oben, der Zweite die von unten, und da der Jüngere dem Aelteren an Talent und Energie nichts nachgibt, so kann er allerdings hoffen, das große Werk in der social-demokratischen Staatsomnipotenz, der Revolution von unten, die am Ende freilich auch den Gambetta selbst verschlingen wird, abzuschließen. Nur etwas steht ihm im Wege, nämlich seine Gesundheit. Schon im Jahre 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, befand er sich brustkrank in Ems, wo eine reiche Französin die Curkosten für ihn bezahlte; seitdem ist er, nach Art moderner Volkstribune, ein Börsenwolf und Millionär geworden, aber seine Gesundheit scheint noch nicht dauernd hergestellt zu seyn, wenigstens soll er erst neulich wieder einen Blutsturz gehabt haben.

Dem sei nun, wie ihm wolle, soviel ist sicher, daß Europa, wenn nicht sehr bald das ganze den europäischen Continent beherrschende System gründlich geändert wird, den heftigsten Stürmen entgegengeht, und daß ohne eine solche Aenderung auch nicht an eine allgemeine Abrüstung zu denken ist. Die Verminderung der Militärlasten ist für die meisten Nationen Europa's eine Lebensfrage geworden; eine friedliche Lösung der socialen Frage ist nicht mehr möglich, ohne daß die allgemeine Abrüstung vorhergeht und war es ein unverzeihlicher Fehler von Seiten Deutschlands, daß es im Jahre 1871 dieselbe nicht durchsetzte, als es die Macht dazu in Händen hatte. Jetzt ist es offenbar geworden, daß das reiche Frankreich diese Lasten viel länger ertragen kann als das wirthschaftlich zu Grunde gerichtete Deutschland, und scheint es fast im Plane der Franzosen zu liegen, den bewaffneten Frieden aufrecht zu erhalten und durch kostspielige Heereseinrichtungen, die Deutschland nothgedrungen nachahmen muß, den Todfeind zu ruiniren. Wenn sie die vollständigste Revanche erhalten wollen, so *brauchen sie nur* dahin zu streben, daß

jeder Anlaß zu einem Kriege mit Deutschland vermieden werde, damit der bewaffnete Friede möglichst lange erhalten bleibt; die innere Politik Deutschlands, die ja nur den Reichsfeinden in die Hände arbeitet, wird schon das Uebrige thun. Denn nichts schwächt Deutschland mehr als der Culturkampf, seine Massenarmuth, und die herrschende Corruption; bessere Verbündete könnten sich die Franzosen nicht wünschen.

Der sog. Culturkampf mochte allerdings im Anfange für Staatsmänner, deren Ideal der Staatsabsolutismus und die Annexionen sind, viel Verlockendes haben, zumal in Deutschland, wo in der protestantischen Bevölkerung der Katholikenhaß fanatischer auftritt und tiefer eingewurzelt erscheint als in irgend einem anderen Lande der Welt. Ohne den Culturkampf wäre es hier nicht möglich gewesen die mächtige Bourgeoispartei zu bewegen, die wichtigsten constitutionellen Rechte preiszugeben und alle freiheitlichen Principien, womit sie das Volk zu ködern gewußt, zu verläugnen. Ferner konnte der Culturkampf der Gründung einer Staatskirche, dieser für einen militärischen Polizeistaat durchaus nothwendigen Institution, den Weg bahnen, man konnte durch die Erziehung eines abhängigen, unterwürfigen Klerus — wie früher im josephinischen Oesterreich — strebsame Polizeidiener für den Polizeistaat heranziehen, und durch all dieß schließlich die Katholiken so mürbe machen, daß die Annexion Deutsch-Oesterreichs mit viel weniger Unzuträglichkeiten auszuführen gewesen wäre. Mit solchen Hoffnungen trug man sich wohl im Anfange des Culturkampfes, und soweit man dabei auf die Charakterlosigkeit des deutschen Liberalismus spekulirte, sind sie auch erfüllt worden. Im Anfange also mag der Culturkampf in maßgebenden Kreisen hauptsächlich nur als ein Mittel betrachtet worden seyn, um die Liberalen zahm zu machen, die Bureaukratie zu stärken und den Einfluß Preußens im Auslande zu vermehren. Allein durch den ungeahnten Widerstand erhitzten sich später die Leidenschaften und so tief hat man sich in den Culturkampf verrannt, daß

er heute zur absoluten Grundlage der äußeren und inneren Politik geworden ist, deren Hauptziel kein anderes mehr zu seyn scheint, als Deutschland zu protestantisiren oder, wie Professor Mommsen im preußischen Abgeordnetenhause unter dem Beifalle seiner liberalen Gesinnungsgenossen und ohne Widerspruch vom Regierungstische sagte, „die Reformation zu Ende zu führen, wenn es auch einen dreißigjährigen Krieg kosten sollte."

Die unheilvollen Folgen dieses erbitterten Kampfes, der im Organismus des Volkes wie zersetzendes Gift wirkt, treten so grell hervor, daß selbst manchem ruhigen Beobachter unter den „Reichsfreunden" die Augen übergehen. Niemand freut sich darob mehr, als die Feinde Deutschlands im Auslande, aber auch die deutschen Socialdemokraten, denn ihr Waizen blüht!

Ebenso unsinnig wie der Culturkampf und in ihren Folgen ebenso zerstörend für die Vertheidigungskraft des Landes und für den Volkswohlstand wirkt die „liberale" Wirthschaftspolitik, deren Segen nach und nach selbst dem gesinnungstüchtigsten Pfahlbürger klar wird. Welche Wunden hat die liberale Gesetzgebung der letzten Jahre dem Volkswohlstande geschlagen durch ihr Aktien- und Bankgesetz, durch die Wechselfreiheit, die Gewerbeordnung, die Aufhebung der Wuchergesetze und die ungerechte Besteuerung; den reinsten Mammonismus hat man zum System erhoben! Diese „Volkswirthe" scheinen heute noch zu glauben, daß die Zunahme der Produktion allein die Wohlfahrt eines Volkes bedinge, um eine bessere Vertheilung der Güter kümmern sie sich nicht. Und doch hat Destutt de Tracy recht, wenn er sagt: „Die armen Nationen sind die, wo das Volk gut dran ist, und die reichen Nationen sind die, wo es gewöhnlich arm ist." Einen Beleg hiezu liefert Schweden, wo kein großer Reichthum, aber auch keine große Armuth und folglich auch keine Socialdemokraten existiren. Auch Gladstone sah sich einst zu folgendem Geständniß genöthigt: „Es ist einer der

vorgeschlagen hatte, um den Generalräthen die Festst
der Zuschläge, welche die Departements und Gemeind
heben, möglich zu machen, verlas am 4. Dezember
Ferry im Namen des Staatshaushalt-Ausschusses und
Zustimmung der Kammermehrheit die Erklärung, die K
werde Steuern nur einem parlamentarischen Ministeri
währen. Er drang dabei nochmals auf die Unterwerfu
Marschalls unter den Willen des Volkes und der Ka
mehrheit und machte ihn allein verantwortlich für die
welche die Nichtgenehmigung des Staatshaushaltes na
ziehen werde.

Nach dem Abbruch der Verhandlungen mit D
versuchte es Mac-Mahon wiederum mit dem Senator
der zu der sogenannten constitutionellen Gruppe des S
gehört, welche trotz ihrer geringen Zahl (30) dadur
wichtige Stellung einnimmt, weil ohne sie die Conser
die Mehrheit nicht haben. Batbie brachte zweimal ein
sterium zusammen, aber jedesmal scheiterte dessen Ein
daran, daß sich Niemand fand, um die Finanzen zu übern
Alle fürchteten sich vor der Verantwortlichkeit, ohne
mäßig durch die Kammern genehmigten Staatshaush
Geschäfte zu führen, besonders da die Linken mit H
machung durch Person und Vermögen gedroht. Großen
verräth das nicht. Das Ministerium Batbie hätte di
gabe gehabt, die abermalige Auflösung der Kammer
treiben, wenn dieselbe auf der Verweigerung des B
bestanden haben würde. Der Präsident sah sich nun i
Sackgasse; er fürchtete sich selbst ängstlichst vor jed
gesetzlichkeit und wollte, des Kampfes müde, seinen R
bewerkstelligen. Aber jetzt drangen die Conservativen
doch ja dieß nicht zu thun; seine Anwesenheit an der
des Staates sei immer noch eine Bürgschaft für die
vative Sache, es handle sich vorläufig nur darum, d
willigung des Staatshaushaltes zu erlangen. Die C
vativen sind bei dieser Gelegenheit auch unter sich

Ländern gegenüber wäre ein Schutzzoll an seinem Platze, welche keine Gesetze zum Schutze der Arbeiter einführen wollen und daher billiger produciren können als andere christlicher denkende Staaten. Zu Industriezweigen, welche unter Umständen zeitweilig zu schützen wären, sind in erster Linie diejenigen zu rechnen, welche sich mit der Verarbeitung landwirthschaftlicher Produkte beschäftigen und dadurch der heimischen Landwirthschaft einen erhöhten Absatz und gesicherten Markt gewähren. Ohne eine gründliche Reform des Steuerwesens in der Weise, daß die Hauptsteuerlast von den Schultern der ärmeren Classen auf die der Wohlhabenden und Reichen abgewälzt würde, kann ferner dem kleinen Mittelstande nicht geholfen werden, ebenso wenig als ohne eine gründliche Aenderung der ganzen Finanzpolitik, deren besonderes Streben dahin gehen muß, der modernen Papierpest entgegenzuwirken, damit der gewöhnliche Zinsfuß herabgehe und dem Capital seine Aussaugungskraft vermindert werde. Vor Allem aber thut noth eine allgemeine Abrüstung und Reduktion der Militärlasten, ohne sie ist an keine wirksame sociale Reform zu denken.

Zur Durchführung socialer Reformen ist aber die Einwilligung der Gesetzgebung nöthig, die sich in Deutschland in den Händen der liberalen Parteien, der Vertreter des Großcapitals befindet und gegen deren Interesse es wäre, Reformen einführen zu helfen, deren Tendenz dahin geht, die Uebermacht der reichen Bourgeoisie zu brechen. Unter solchen Umständen wird das Ende vom Liede das seyn, daß schließlich die rothe Demokratie die Sache in ihre Hand nehmen wird; wer der drohenden Katastrophe, die nach menschlicher Voraussicht schwerlich mehr lange ausbleiben kann, entgehen will, sollte schon jetzt seine Vorbereitungen treffen, ehe es zu spät wird.

Viele werden über diese Schwarzseherei spötteln, aber Niemand wird leugnen können, daß die Hauptfaktoren des Umsturzes, Massenarmuth *und Corruption*, im reichlichsten

n Deutschland vorhanden sind. Und man täusche sich
r nicht, in Deutschland hat die Corruption einen aus-
nd fruchtbaren Boden gefunden und sich hier auch weit
r verbreitet als in irgend einem anderen Lande zuvor.
findet man verhältnißmäßig mehr wahre Verbrecher
r „Gebildeten“ als im arbeitenden Volke; nur verstehen
jene besser, hart mit dem Aermel am Zuchthause vorbei-
treifen. Das Beispiel wirkt natürlich nur zu verlockend
f die Massen, welche — Dank den häufigen Kriegen und
er Entchristlichung der Schule — täglich mehr verwildern.
Bereits zeigt sich in vielen Gegenden Deutschlands die Be-
stialität des Pöbels auf eine Weise, wie man sie nie zuvor
in diesem Lande gekannt hat.

Der Hauptgrund aber der stets zunehmenden Corrup-
tion liegt in dem in Deutschland zur Herrschaft gelangten
Unglauben und dem dadurch bedingten Schwinden des Ehr-
und Rechtsgefühles. Im Anfange hatte sich hier der Pan-
theismus langsam entwickelt, allein auch desto tiefere Wur-
zeln getrieben und den Boden für den dem Volke verständ-
licheren Materialismus vorbereitet. Heute hat sich ein großer
Theil des eigentlichen Volkes — im protestantischen Deutsch-
land wenigstens — dieser alles zersetzenden Lehre hingegeben
und, was das Schlimmste ist, mit einem hohen Grade von
Bewußtseyn. Es ist nicht mehr allein das Herz, welches so
leicht von Gott abfällt, getrieben durch die Gewalt der Leiden-
schaft, sondern auch der Verstand der Massen des protestan-
tischen Volkes hat sich in einem großen Theile von Deutsch-
land daran gewöhnt, das Daseyn und die Weltordnung des
persönlichen Gottes zu bestreiten. Bei weitem mehr verbreitet
und weit gründlicher als im wetterwendischen Frankreich, wo
man heute dem Rochefort und morgen Louis Veuillot nach-
läuft, ist dermalen die nackteste Gottesleugnung in Deutsch-
land. Das Volk denkt aber oft consequenter als die Philo-
sophen und hat auch schon hier herausgefunden, daß der
Atheismus in voller Consequenz (ebenso wie der Pantheis-

mus) weder ein Sittengesetz noch ein Rechtsgesetz zuläßt. Das Volk unterscheidet sich aber auch darin von den Philosophen, daß das Ende seiner Consequenzen, wenn die Principien falsch waren, sich nicht als ein hohles System zeigt, sondern in furchtbaren Greueln hervortritt, und diese werden Deutschland nicht erspart bleiben. Dafür hat es aber auch den Ruhm, die Führung im Culturkampfe übernommen zu haben und an der Spitze der „modernen Cultur" zu stehen.

Wird es überhaupt noch möglich seyn, diesen Folgen einer falschen Philosophie und einer verkehrten Politik zu entgehen? Schwerlich, es müßte denn — was nicht zu hoffen ist — eine sofortige Umkehr stattfinden und die Träger des bisherigen Regierungssystems verabschiedet werden. Eine neue Regierung hätte dann vor Allem sich zu bemühen, den Frieden in Europa und die allgemeine Abrüstung durchzusetzen und die Versöhnung im eigenen Volke anzubahnen, um sofort ihre ganze Thätigkeit der Lösung der socialen Frage widmen zu können. Denn dieß ist der Cardinalpunkt, von dem fast Alles abhängt, und nur Staatsmänner, welche diese Frage auf das gründlichste studirt haben, taugen überhaupt noch dazu, die Leitung solcher zerfahrenen Staatswesen zu übernehmen. Fürst Bismarck soll mehrfach geäußert haben, daß ihm volkswirthschaftliche und finanzielle Kenntnisse abgehen; in diesem Falle paßt er nicht mehr in seine heutige Stellung, sein Patriotismus sollte ihn dazu bewegen, auf seiner Entlassung zu bestehen.

Frankreich unter Gambetta.

Aus Paris.

Die Weltgeschichte bietet uns zwar die mannigfaltigsten Thatsachen und Umstände in dem Leben der Völker und dem Ursprung der Reiche. Aber in Einem Punkte bleibt sie sich überall gleich, nämlich dem, daß sie alle Königreiche von Königen gründen läßt. Anders ist noch kein großes Reich entstanden, seit die Welt steht. Die Völker aus sich haben, trotz ihres Ueberflusses an Politikern und Staatsmännern, zwar schon viele Königreiche zerstört, aber noch keines aufgerichtet. Diese Erfahrungs-Wahrheit haben die politisch-reifen Franzosen nicht verstanden, als sie in Bordeaux, und später in Versailles, ein Königreich errichten und dann erst den König berufen wollten, anstatt es zu machen wie die alten Franken, welche damit begannen, den König auf den Schild zu erheben, es aber ihm darauf überließen, wie er es anfangen wollte um ihre Rechte und Freiheiten zu schützen sowie die nothwendigen Gesetze vorzuschlagen und zu erlassen. So ist es gekommen, daß die Franzosen heute schon, wo noch nicht sechs Jahre nach Bewältigung der Pariser Mordbrenner in's Land gegangen, unter die Herrschaft der Freunde und Gesinnungsgenossen der Commune gerathen sind, deren sich zu erwehren sie damals als die höchste Aufgabe ansahen. Wer hätte es für möglich gehalten, daß selbst Mac-Mahon, welcher als Bewältiger der Commune dem französischen Heere nach so schweren Niederlagen wiederum zu Ansehen und Achtung ver-

half, schon nach so kurzer Zeit mit sammt diesem Heere unter die Botmäßigkeit der Communards und ihrer Beschützer, kurz unter Gambetta stehen würde. Denn eine andere Bedeutung hat die Wandlung nicht, welche in Frankreich am 13. December durch die Ernennung des Ministeriums Dufaure-Freycinet zu einem vorläufigen Abschluß gekommen ist. Dabei bietet die Geschichte dieser Wendung nicht einmal das Schauspiel eines großartigen Kampfes wie sonstwo, wenn es sich um die höchsten Güter eines Volkes handelt. Es verliert und löst sich Alles in gewöhnliche und Preß-Zänkereien, Schwäche, Feigheit und niedrige Ränke auf. Ich hoffe gern, daß die Franzosen nochmal sich aus diesem tiefen Fall erheben werden, aber im Augenblicke machen sie den Eindruck eines geistig und sittlich zerrütteten und erschöpften Volkes.

Am Tage der Eröffnung der Kammer, 7. November, sagte die Gambetta'sche République française: „Die Vertreter des Landes müssen Alles thun, um die Pflichten zu erfüllen, die sie Frankreich gegenüber übernommen haben. Sie werden sich keiner derselben entziehen; sie werden aus keiner Rücksicht auf irgend eine Person zurückweichen, bevor sie nicht die Aera der aufrührerischen Unternehmungen abgeschlossen sowie den Sieg und die Herrschaft des republikanischen Gesetzes errungen haben. Die nationale Sicherheit muß um jeden Preis und trotz Allem hergestellt werden.“ Diese unerhörte, gegen Mac-Mahon und die Regierung geschleuderte Herausforderung blieb ungeahndet, wie sie übrigens auch nur eine selbstverständliche Folge der seit Monaten herrschenden, an die schlimmsten Zeiten von der Commune erinnernden Straflosigkeit der Presse gewesen. So konnte das in diesen wenigen Sätzen enthaltene Programm auch buchstäblich durchgeführt werden. Denn der in einem andern Artikel ausgesprochene Wunsch, der Senat möge nicht weiter die Hand zu abenteuerlichen Unternehmungen d. h. einer Kammerauflösung bieten, ist ebenfalls erfüllt worden. In der Eröffnungssitzung erklärte der Alterspräsident *Desseaux*: die Kammer werde die

republikanischen Staatseinrichtungen zu beschützen wissen gegen alle verbrecherischen Angriffe, von welcher Seite sie auch kommen möchten. Die rothen Blätter beeilten sich weitläufig nachzuweisen, daß solche verbrecherische Angriffe nur Seitens der Regierung zu erwarten seien. Damit war die Richtung gegeben, welche die wirklichen Angreifer, die Alliirten von der Linken, sofort einschlugen.

Natürlich nahm die conservative Presse die Vertheidigung auf gegen diesen Sturm auf die Verfassung, deren wesentlichster Bestandtheil eben Mac-Mahon ist. Darauf antworteten die rothen Blätter mit der Anklage, die monarchische Presse hetze zum Staatsstreiche und versuche die Vertreter des Volkes einzuschüchtern. Die Linke nützte auch ihr Uebergewicht sofort dazu aus, um die Conservativen aus sämmtlichen Vorständen der mit den Wahlprüfungen beauftragten Abtheilungen auszuschließen. Im Uebrigen erwählte sie ihr altes Bureau, Grevy an der Spitze, jedoch mit Ausschluß eines conservativen Vicepräsidenten.

Der erste Angriff erfolgte, da inzwischen erst die nöthige Anzahl von Wahlprüfungen vorgenommen worden war, um die Kammer beschlußfähig zu machen, am 12. November. Leblond stellte den bald darauf auch angenommenen Antrag auf Aenderung der Geschäftsordnung: künftig sollten die wiederholt mit Ordnungsruf heimgesuchten Redner durch Streichung der Tagegelder, Gefängniß und Verlust des Stimmrechtes während einer oder mehrerer Wochen bestraft werden können. So glaubt man das Mittel zu besitzen, die Minderheit mundtodt zu machen. Albert Grevy brachte seinerseits den Antrag ein, einen Ausschuß zur Untersuchung aller verbrecherischen Umtriebe, Maßnahmen und Thaten einzusetzen, welche zur Beeinflussung der Wahlen stattgefunden hätten. Der Ausschuß sollte hiezu mit den weitgehendsten Befugnissen ausgestattet werden und Niemand schonen, damit die Kammer die Urheber dieser Vergehen und Verbrechen, wie hoch dieselben auch gestellt seyn mögen, zur Verantwor-

tung ziehen könne. Der Antrag zielte demnach auf Erhebung der Anklage gegen die Minister und Mac-Mahon selbst wegen Verfassungsverletzung. Der Ministerpräsident Herzog von Broglie erklärte, die Untersuchung werde auch von der Regierung gewünscht, die jedoch unparteiischere Richter verlange und nicht nach der sonderbaren Theorie erfolgen dürfe, wornach eine der drei obersten Staatsgewalten die beiden andern als Rebellen behandle, weil dieselben sich ihrem Willen nicht unterwerfen wollen.

Der Antrag Grevy's wurde am 15. Nov. nach dreitägigen Verhandlungen mit 324 gegen 207 Stimmen angenommen. Das Umgekehrte hätte der Fall seyn müssen, wenn jemals in unsern politischen Versammlungen Beredsamkeit und gute Gründe entscheidend wären. Der Conservative Bargnon, die Minister von Broglie und Fourtou bekämpften den Antrag in der schlagendsten Weise und bewiesen seine Verfassungs-Widrigkeit. Sein Zweck sei nur, den Parteihaß zu schüren, das Denunciationswesen zu fördern, eine Classe von Verdächtigen zu schaffen und die Beamten einzuschüchtern. Die Linke habe durch ihre Presse, Einschüchterungen und Manöver jeder Art, gegen welche das Gesetz den Behörden nur höchst ungenügende Waffen in die Hände gebe, einen ungleich größeren Druck auf die Wähler geübt. Habe nicht namentlich die Drohung mit den Absichten einer fremden Macht in unzähligen Fällen den Ausschlag gegeben. Was die Regierung gethan, sei durch alle parlamentarischen Autoritäten gerechtfertigt. Als Gambetta und seine Freunde sich am Ruder befanden, hätten sie mit der größten Willkür Wähler, Gemeinderäthe, Beamten u. s. w. vergewaltigt. Von den Wählern hätten sich 2½ Millionen der Stimmabgabe enthalten, 3,600,000 sich gegen und 4,300,000 für die Mehrheit der Kammer sich ausgesprochen, welche also nicht so unbedingt berechtigt sei, sich als den absoluten Willensausdruck des Volkes auszugeben. Aber Alles war umsonst.

Im Senat befragte Kerdrel das Ministerium über die

ßnahmen, die es gegen die von der Kammer beschlossene
rlamentarische Enquête" zu ergreifen gedenke. Minister-
äsident Broglie erklärte, daß die Regierung dieselbe als
ngesetzlich ansehe und deßhalb allen Beamten die Weisung
rtheilt habe, jede Aussage vor der Commission und ihren
Mandataren abzulehnen, und der Bevölkerung mitzutheilen,
daß Niemand gehalten sei, vor der Commission zu erscheinen.
Der Senat beschloß darauf mit **151** gegen **129** Stimmen eine
Tagesordnung, welche sich mit der Erklärung der Regierung
zufrieden erklärte und das Versprechen des Senats enthielt,
die conservative Sache und die Unabhängigkeit der drei ober-
sten Staatsgewalten zu vertheidigen. Obwohl dieß kein
volles Vertrauensvotum für das Ministerium war, konnte
dasselbe nunmehr bei geschickter Benützung der Umstände seinen
Platz behaupten. Das Kabinet zog jedoch vor abzutreten,
da seine Mitglieder einsehen mochten, daß sie durch ihre
Nachsicht gegen die rothe Presse und Wühlerei das nöthige
Ansehen und Vertrauen im Lande verloren hatten.

Die Kammer antwortete dem Senat durch Beanstandung
der Wahl des Unterstaatssekretärs Baron Reille, und wählte
sofort ausschließlich Männer der Linken in den Ausschuß für
den Staatshaushalt. Gambetta ward wiederum zum Vor-
sitzenden ernannt und hielt dabei eine Rede, worin er die
Politik der Regierung anklagte, selbst der Gesittung geschadet
zu haben. Er sprach von Unfähigkeit derjenigen die sich
am **16.** Mai der Gewalt bemächtigt und kündigte an, daß
alle unvorhergesehenen Ausgaben, welche das Ministerium
gemacht, als gesetzwidrig zu behandeln seien.

Im Senat brachte Feray den Antrag ein, durch einen
Ausschuß die Ursachen des im Lande herrschenden Nothstandes
erforschen und feststellen zu lassen. In seiner Begründun
deutete er unverhohlen darauf hin, daß der Nothstand haup
sächlich von der Politik des **16.** Mai verschuldet sei. Ga
betta sagte in seiner **République** française, der Senat wi
alle seine Pflichten verkennen, wollte er durch bloße

zählung der wirthschaftlichen Umstände das dem Lande durch eine abscheuliche Politik angethane Uebel vertuschen. Der Senat jedoch wählte weit überwiegend Conservative in den fraglichen Ausschuß, der dadurch für die Zwecke der Rothen unbrauchbar wurde. Aber die Sache war durch die Berathungen im Senat einmal angeregt und da war es leicht das Weitere zu besorgen. Die rothen Blätter hatten nun einen Grund mehr für den Rücktritt Mac-Mahons erlangt, demselben alle Schuld an der Geschäftsstockung aufgebürdet, und der Marschall-Präsident ward nun noch mehr die Zielscheibe der nichtsnutzigsten Angriffe. Daß ein Staatsoberhaupt, dessen Rücktritt man in allen Tonarten besprechen, mit Ungestüm und Drohungen ungeahndet fordern darf, weder an Achtung noch Sicherung für seine Stellung gewinnt, liegt auf der Hand. Die radikalen Blätter stellten die Verweigerung des Budgets als die unumgängliche vaterländische Aufgabe dar, um den Trotz des gegen den Willen des Volkes sich auflehnenden Herrn Mac-Mahon zu brechen. Das Schicksal Ludwig's XVI. und Karl's X. wurde ihm offen angekündigt. Eine zweite Kammerauflösung wurde als Hochverrath, als ein Verbrechen am ganzen Volke dargestellt und hundertfach erklärt, die Kammermehrheit würde dieselbe nicht beachten, sondern mit einem Aufruf an das Volk und das Heer beantworten. Werde die Regierung Gewalt brauchen, dann würden die Linken des Senats und der Kammer sich in einer Provincialstadt, Lille wurde genannt, zum souveränen Congreß und Convent vereinigen. Da im Senate die Conservativen nur eine geringe Mehrheit für sich hätten, welche fünffach durch das Uebergewicht der Linken in der Kammer aufgewogen sei, so werde jener Congreß unbedingt die Mehrzahl der Mitglieder beider Versammlungen umfassen und beschlußfähig seyn.

Das Ministerium Broglie-Fourtou hatte, obwohl seine Mitglieder schon seit Wochen ihre Entlassung nachgesucht hatten, die Geschäfte einstweilen fortführen müssen. Erst am

dieser Ausstellung die politischen Leidenschaften und Kām
sich soweit abkühlen werden, um Mac-Mahon bis an's En
des Jahres 1878 zu conserviren. Die Republikaner hab
sich stets beklagt, daß die Republik jedesmal dadurch in d
Brüche ging, daß sie von Nichtrepublikanern regiert wurd
Seit dem 13. Dezember regieren die Republikaner unbeschränk
Mac-Mahon hat keinen Willen mehr, unterschreibt Alles w
seine ihm von Gambetta gestellten republikanischen Minist
ihm vorlegen und was die ebenso republikanische Kamme
mehrheit beschließt. Sie mögen also dießmal sich selbst a
klagen, wenn sie die Probe nicht bestehen sollten.

In der Botschaft vom 14. Dezember haben die Minist
einen großartigen Aufschwung der Geschäfte und des Wo
standes versprochen, natürlich auf Rechnung Mac-Mahons
der dafür verantwortlich gemacht werden wird, wenn da
Versprechen sich nicht erfüllt. Dann wird sich der letz
Theil des Programms um so eher erfüllen, welches ei
radikales Blatt also zusammenfaßte: „Es handelt sich darum
den 16. Mai von oben bis unten auszustreichen."

XI.

Zeitläufe.

I.

Die Rajah-Conscription und die „Fahne des Propheten".

Am 12. Januar 1878.

Wir haben in diesen Blättern wiederholt auf einen Um
stand aufmerksam gemacht, der mehr als alles Andere d
türkische Herrschaft gegenüber den christlichen Bevölkerung
charakterisirt, in der abendländischen Presse aber keineswe

Regierung hatte wieder die Schwäche die Sache ernstlich zu behandeln. Eine officiöse Note erklärte, mehrere Deputirte und Senatoren hätten den Präsidenten der beiden Kammern deßhalb ihre Besorgnisse ausgedrückt, und der Marschall-Präsident habe darauf den Herzog von Audiffret-Pasquier und Herrn Jules Grevy zu sich beschieden, um sie von der vollständigen Grundlosigkeit dieser Gerüchte zu versichern. Indeß hätte die Unterredung der Präsidenten des Senats und der Kammer mit dem Staatsoberhaupt immerhin zu einer günstigen Wendung beitragen können, wenn Mac-Mahon in die parlamentarischen Künste eingeweiht wäre und seine Gegner überhaupt einen solchen Ausgang je gewollt hätten. So aber wurde sie nur dazu benützt, um überall auszustreuen, der Marschall habe die sehr uneigennützigen und einsichtigen Rathschläge der so gemessenen und versöhnlichen parlamentarischen Präsidenten abgelehnt.

Der eigentliche Zweck des Antrages Feray im Senat begann nun an das Tageslicht zu treten. Am 28. November erschienen in dem von Mac-Mahon bewohnten Elysé-Palast einige Herren welche sich als Abgesandte der Pariser Syndikatskammern des Arbeiter- und Handelsstandes ausgaben und bei dem Marschall vorgelassen zu werden verlangten, um ihm Vorstellungen über die schlechte Geschäftslage zu machen, welche durch den Widerstand der Regierung gegen den Willen des Volkes veranlaßt sei. Sie kämen im Namen von 12,000 Geschäftsleuten. Da sie nicht vorgelassen wurden, begaben sie sich sogleich zu Gambetta, Tirard und andern Häuptern der Linken, welche sich im Gebäude der Deputirtenkammer versammelt hielten. Welcher Art diese Geschäftsleute überhaupt waren, geht aus dem Schriftstück hervor, welches sie bei dieser Gelegenheit für den Marschall-Präsidenten abgaben und worin nur das von Gambetta ausgegebene Schlagwort paraphrasirt war: „entweder Unterwerfung oder Entlassung". Aehnliche Kundgebungen wurden nun von allen Seiten in's Werk gesetzt. Fast täglich erschienen Deputirte, Senatoren und

des Waffenrechts und der Militärpflicht enthält sie eine ausdrückliche Bestimmung nicht, noch ist hierüber bis neuestens eine anderweitige Anordnung getroffen worden. Zwar wurde schon während des Kriegs gegen Serbien berichtet, daß bei den damals gebildeten Freicorps auch Christen angenommen würden, und als vor dritthalb Monaten zur Bildung einer Nationalgarde geschritten wurde, verordnete ein Irade des Sultans, daß dieselbe aus Mitgliedern aller Confessionen bestehen solle. Aber das war eben Papier, welches nirgends so wohlfeil ist wie von jeher in der Türkei. Thatsächlich wurden alle Christen wie beim Herr, so auch bei der National-Garde zurückgewiesen, und der Sultan selbst übergab den neuen Corps Fahnen mit dem Symbol des Islam als Inschrift.

Wenn die bisherigen Maßregeln nur darauf berechnet waren, dem blöden Abendland ein Blendwerk vorzumachen, so haben sie ihren Zweck reichlich erfüllt. Man braucht nur die sich stets widersprechenden Nachrichten unserer Zeitungen zu beobachten. Ob nicht auch die neueste Maßregel, welche auf eine förmliche Conscriptions-Pflicht aller „osmanischen" Unterthanen hinauslief, abermals nur den Zweck der Täuschung hatte, wird die Zukunft lehren. Aber verkennen darf man allerdings nicht, daß es keinen schwereren Schritt gibt, zu dem die Pforte durch die Noth gedrängt werden könnte, als eben die Heeresfolge der Rajah. Wir wollen nicht näher ausführen, wie das „heilige Gesetz" des Islam einen solchen Schritt nicht erlaubt; wie das türkische Budget den Entgang der Militärsteuer von der Rajah nicht erträgt, und noch weniger die Ausrüstung der neu zugehenden Massen prästiren könnte; wie auch das türkische Heer von dieser Masse ungeübter und unzuverlässiger Elemente wenig Vortheil, wohl aber die Zerstörung seines ganzen Gefüges gewinnen würde. Nur daran möchten wir erinnern, daß als letzte Zuflucht der bedrängten Pforte immer wieder die „Fahne des Propheten" aufgeführt wurde: wenn diese Fahne entfaltet würde, *dann würde* sich die ganze Welt des Islam zum Schutze des

deuten, daß er um ihren Schritt gewußt und ihre Eingaben dem Handelsministerium als dem zuständigen Amte überweisen werde, gleich den früher erhaltenen ähnlichen Schriftstücken. „Die Abgesandten", so hieß es in ihrem der Oeffentlichkeit übergebenen Berichte, „erwiderten hierauf, daß sie sich zurückzögen; sie hätten bloß dem Marschall sagen wollen, daß sie nur der Vortrab einer großartigen Kundgebung seien, welche heute tausend, morgen hunderttausend, dann eine Million (Menschen) umfassen werde, die das Bewußtseyn haben, die gemeinsame Sache der Arbeiter von ganz Frankreich zu vertreten." Noch wenige Monate früher wäre eine solche Sprache gegenüber dem Marschall unmöglich gewesen. Abermals suchte indeß eine officiöse Note den Präsidenten wegen des Nichtempfanges solcher Abgesandten zu entschuldigen.

In der That verfehlten diese Kundgebungen nicht ihre Wirkung auf Mac-Mahon. Sie waren auch die Krone aller gegen ihn und seine Regierung gerichteten Angriffe. Unter Vermittelung der Präsidenten der beiden Kammern wurden Unterhandlungen mit Dufaure wegen Bildung eines Ministeriums eingeleitet, welche jedoch an den Forderungen der Linken scheiterten. Diese bestanden wesentlich darin, daß Mac-Mahon völlig freie Hand gewähren solle bei Besetzung aller öffentlichen Stellen, sich verpflichten müsse auf das Auflösungsrecht gegenüber der Kammer zu verzichten, und daß namentlich die Ministerien des Krieges, der Marine und des Auswärtigen nach dem Willen der Kammermehrheit besetzt werden müßten. Den letztern Punkt wollte Mac-Mahon durchaus nicht zugeben. Die Linke hatte dabei die Vorsicht begangen, sich nicht direkt in Verhandlungen einzulassen, so daß der von ihr eingesetzte Wohlfahrtsausschuß öffentlich erklären konnte, er habe solche Bedingungen nicht gestellt, überhaupt keine Verhandlungen geführt, vielmehr sei es ausschließlich die Schuld der hartnäckigen Unversöhnlichkeit des Marschalls, wenn kein Ausgleich zu Stande käme. Da das Geschäftsministerium die Genehmigung der vier direkten Steuern

vorgeschlagen hatte, um den Generalräthen die Feststellung der Zuschläge, welche die Departements und Gemeinden erheben, möglich zu machen, verlas am 4. Dezember Jules Ferry im Namen des Staatshaushalt-Ausschusses und unter Zustimmung der Kammermehrheit die Erklärung, die Kammer werde Steuern nur einem parlamentarischen Ministerium gewähren. Er drang dabei nochmals auf die Unterwerfung des Marschalls unter den Willen des Volkes und der Kammermehrheit und machte ihn allein verantwortlich für die Folgen welche die Nichtgenehmigung des Staatshaushaltes nach sich ziehen werde.

Nach dem Abbruch der Verhandlungen mit Dufaure versuchte es Mac-Mahon wiederum mit dem Senator Batbie, der zu der sogenannten constitutionellen Gruppe des Senates gehört, welche trotz ihrer geringen Zahl (30) dadurch eine wichtige Stellung einnimmt, weil ohne sie die Conservativen die Mehrheit nicht haben. Batbie brachte zweimal ein Ministerium zusammen, aber jedesmal scheiterte dessen Einsetzung daran, daß sich Niemand fand, um die Finanzen zu übernehmen. Alle fürchteten sich vor der Verantwortlichkeit, ohne regelmäßig durch die Kammern genehmigten Staatshaushalt die Geschäfte zu führen, besonders da die Linken mit Haftbarmachung durch Person und Vermögen gedroht. Großen Muth verräth das nicht. Das Ministerium Batbie hätte die Aufgabe gehabt, die abermalige Auflösung der Kammer zu betreiben, wenn dieselbe auf der Verweigerung des Budgets bestanden haben würde. Der Präsident sah sich nun in einer Sackgasse; er fürchtete sich selbst ängstlichst vor jeder Ungesetzlichkeit und wollte, des Kampfes müde, seinen Rücktritt bewerkstelligen. Aber jetzt drangen die Conservativen in ihn, doch ja dieß nicht zu thun; seine Anwesenheit an der Spitze des Staates sei immer noch eine Bürgschaft für die conservative Sache, es handle sich vorläufig nur darum, die Bewilligung des Staatshaushaltes zu erlangen. Die Conservativen sind bei dieser Gelegenheit auch unter sich uneinig

und rathlos geworden. Die im Senate lehnten es ab, einer neuen Kammerauflösung zuzustimmen, und auch die Legitimisten zeigten sich abgeneigt oder stellten Bedingungen; war doch die erste Kammerauflösung hauptsächlich zu Gunsten der Bonapartisten ausgeschlagen. Freilich machten einige von ihnen bei Mac-Mahon auch den Versuch ihn zu bewegen, die Regierungsgewalt dem König zu übergeben, was ihm wenigstens die Demüthigung erspart haben würde, sein den Beamten gegebenes Wort nicht einlösen zu können.

Mac-Mahon mußte nun den Kelch der Demüthigungen bis zur Hefe leeren. Es blieb nichts anderes übrig, als Dufaure ersuchen zu lassen, die Verhandlungen mit den Linken wieder aufzunehmen. Diese führten rasch zum Ziele, denn Mac-Mahon konnte keine Bedingungen mehr stellen, sondern nur noch annehmen. Er gab die obgedachten drei Minister preis, gewährte überhaupt Alles, versprach die Gesetzvorschläge Bardoux's anzunehmen, durch welche der Präsident das Recht verliert den Belagerungszustand zu verhängen, und der Hausirhandel mit Drucksachen von den letzten Schranken befreit wird. Bardoux wurde sogar Unterrichtsminister im neuen, am 13. Dezember gebildeten Kabinet. Er hat, nebst de Marcère, dem Minister des Innern, als Feind Mac-Mahons sich besonders hervorgethan. Letzterer ist Mitglied des seit Zusammentreten der Kammer unter Leitung Gambetta's eingesetzten „leitenden oder Achtzehner-Ausschusses", welcher den ganzen Kampf gegen Mac-Mahon führte und dessen Beschlüssen und Befehlen von den Linken blindlings Gehorsam geleistet werden muß, der daher mit Recht als Wohlfahrts-Ausschuß bezeichnet wurde. Das auswärtige Ministerium ist dem Halb-Engländer und Ganz-Protestanten Waddington zugefallen, der sich früher als Cultus- und Unterrichtsminister durch seine Culturkampf-Gelüste ausgezeichnet hat. Arbeitsminister ist Freycinet, ebenfalls Protestant, Ingenieur und während der Nationalvertheidigung Oberleiter des Gambetta'schen Kriegskabinetes, dessen Heldenthaten den deutschen Truppen

es hat mit der Bürgergarde wieder sein Abkommen"[1]), so ist es in der That.

Das soll nun aber ein Staatswesen seyn mit einer c stitutionellen Verfassung, ein Staatswesen, in dem die „Fusi der Raçen" durch die Gleichheit Aller vor dem Gesetz du geführt sei! Ist es nicht vielmehr der schlagendste Bewei daß die privilegirte Herrschaft einer mit dem Islamism identischen Raçe der indelible Charakter des Türken-Reich ist und seyn muß, solange dieses Reich besteht.

II.

Das Griechenthum beim Zusammensturz der Türkei.

„Auf eine Mediation werden wir nicht eingehen, ge eine Intervention sind wir gerüstet": so sprach der Czar n seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz, als er in Petersb die Deputation seines auswärtigen Amts empfing. Europ weiß somit, woran es ist. Alle Anzeichen deuten darauf h daß Rußland nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben g denkt, sondern entweder den Krieg fortsetzen will bis un die Mauern Constantinopels, oder bis die Pforte sich d Czaren-Gebot bedingungslos unterwirft. Dieses Ziel ist nah erreicht. Wer dabei den Russen den Rücken deckt, ist ka mehr fraglich. Eine widerstrebende Intervention wird Selbstherrscher nicht zulassen; nach „Europa" wird er fragen, wenn die großen Mächte ihm behülflich seyn woll der Türken-Herrschaft in Europa ein gründliches Ende machen, soweit dieß im russischen Interesse liegt.

Unsererseits haben wir, seit dem Beginn der schweren V wicklung nie ein Hehl daraus gemacht, daß uns eine Int vention im europäischen und allgemein-menschheitlichen I teresse als der allein heilsame Ausweg aus der großen Kri

1) Vorstehende Darstellung stützt sich hauptsächlich auf die Consta tinopler Correspondenzen der Augsburger „Allg. Zeitung" v 9., 18., 27. und 28. Dezember 1877 und 4. Januar 1878.

als wenn die erste Versicherung nicht schon genügend wäre. Mac-Mahon hat sich dadurch zum willigen Vollzugs-Beamten des Wohlfahrts-Ausschusses gemacht, der freilich fortwährend im Namen des Volksrechtes und der Nationalsouveränität zu sprechen und handeln vorgibt, in Wirklichkeit aber das Werkzeug Gambetta's ist. Dieser ist nun der eigentliche Gebieter Frankreichs geworden. In seiner Botschaft vom 18. Mai hatte Mac-Mahon gesagt: „Ich werde mich nie den Aufforderungen der Demagogie unterwerfen. Weder mein Gewissen noch meine Vaterlandsliebe erlauben es mir, mich auch nur von fern und für die Zukunft dem Triumphe dieser (der radikalen) Ideen anzuschließen. Sollten sie zur Geltung kommen, so würden sie nur Unordnung und die Erniedrigung Frankreichs hervorrufen. Meine Pflichten würden mit der Größe der Gefahr wachsen.“ Doch wer wollte alle die feierlichen Versicherungen aufzählen, die in den frühern Kundgebungen des Marschall-Präsidenten sich vorfinden, wo der Satz, daß er nie eine andere als eine conservative Politik innehalten könne, stets wiederkehrt. Welch' tiefer Fall! Vor wenigen Monaten wurde Gambetta zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er gesagt hatte, der Marschall müsse sich unterwerfen oder abgehen, und jetzt unterwirft dieser sich ihm ohne Rückhalt, ohne Bedingung!

Gambetta ist übrigens mit dem Ministerium des 13. Dezember noch nicht völlig zufrieden, sondern er trifft seine Vorkehrungen, um diesem Kabinet jeden Versuch einer unabhängigen Stellung zu versperren. Er hat es durchgesetzt, daß in jedem Ministerium ein oder zwei Unterstaatssekretäre eingesetzt wurden, welche er aus der fortgeschritteneren Linken auszuwählen beliebte — im Ministerium des Innern sitzt als solcher Lepère, Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses — da die Minister überwiegend dem linken Centrum angehören. In das auswärtige Ministerium soll Spuller, sein Faktotum, als Unterstaatssekretär eintreten. Obwohl er einige Tage vorher erklären ließ, der Staatshaushalt-Ausschuß habe seine Arbeiten

Trotz dieser kategorischen Erklärung loderten die groß-
mächtigen Aspirationen der Griechen noch im Anfang der
sechsziger Jahre hell auf. Der Triumph der Revolution in
Italien raubte den Griechen im Königreich und auf den
Inseln den Schlaf; auch hatte Garibaldi geheime Fäden
über die Adria hinüber gesponnen. „Griechenland", sagte
damals das radikale Parlaments-Mitglied Stansfeld im eng-
lischen Unterhause, „ist das englische Piemont des Ostens";
wie das westliche Piemont die Aenderung der italienischen
Politik Englands ermöglicht habe, so scheine das östliche
Piemont eine Aenderung der türkischen Politik Englands zu
erlauben. Das war zur Zeit, als Hr. Gladstone die jonischen
Inseln als Specialcommissär besuchte und auf seinen Rath
diese Inseln aus dem Besitze Englands an Griechenland
übergingen. Die panhellenische Großmannssucht hatte be-
reits dem guten König Otto den Thron gekostet, und jetzt
überschlug sie sich vollends und zwar im Vertrauen auf die
schweigende Zustimmung Englands. Es wäre heute ganz in-
teressant die Zeitungs-Berichte über die griechische Revolution
von 1862 und aus den nächsten Jahren nachzulesen, wie
diese Bewegung in einem Staat von einer Million Seelen
überall mit der großen orientalischen Frage in den engsten
Zusammenhang gebracht werden wollte. Bei den Banketten
zur Feier der Thronbesteigung des neuen Königs fielen in
London, Triest und allerwärts, ja selbst in Constantinopel
kühne Worte und hoffnungsvolle Toaste, wie die Griechen
mit Recht behaupteten, daß sie die natürlichen Erben der
europäischen Türkei seien, sobald der Halbmond endlich aus
Europa verdrängt werde. Wofür habe man denn sonst die
Revolution von 1862 gemacht[1])?

Noch im Jahre 1867 brachte das Organ des „deut-
schen Nationalvereins" aus der türkischen Hauptstadt ein

---

1) Vergl. z. B. Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 29. Oktober 1862, 13. April 1863 und 7. Januar 1864.

Reptilienpresse spricht unverhohlen den Gedanken aus, mit dem neuen Papste werde man schon fertig werden, wenn derselbe bei seiner Thronbesteigung sich auf keine größere katholische Macht werde stützen können. In Frankreich hat übrigens die Ernennung Waddington's zum auswärtigen Minister schon vielfache Verwahrungen und weit verbreitete Unzufriedenheit hervorgerufen. Auch konnte der neue Minister nicht sofort den französischen Botschafter beim heiligen Stuhle, Baron Baude, abberufen, da er wegen des Nachfolgers verlegen war. Derselbe sollte ein Gegner der Kirche seyn, aber doch will man auch nun nicht die öffentliche Meinung herausfordern und gerade dem kranken Papste gegenüber die diplomatischen Gepflogenheiten verletzen, daß der Nachfolger von dem heiligen Vater genehm gehalten werde.

Mac-Mahon hatte den seit dem 16. Mai eingesetzten Beamten versprochen, daß er sie zu beschützen und in ihren Stellungen zu erhalten wissen werde; sie hätten sich also durch die Drohungen der Radikalen nicht einschüchtern zu lassen. Am 18. Dezember veröffentlichte das amtliche Blatt die Beseitigung von 82 Präfekten, an deren Stelle größtentheils politische Abenteurer kamen, wovon die meisten unter Gambetta und Thiers zu Präfekten oder Unterpräfekten ernannt worden waren, und die man, theilweise wegen Unfähigkeit und ungebührlichen Benehmens, seitdem hatte absetzen müssen. Eine ähnliche Umgestaltung ist auf allen Gebieten des öffentlichen Dienstes im Gange. Seit 1870 ist dieß schon das fünftemal, daß die Verwaltung auf solche Weise aus rein politischen Gründen über den Haufen geworfen wird. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß, wenn es nur bis 1880 so fortgeht, Frankreich auf demselben Punkte angekommen seyn wird, auf dem die amerikanischen Republiken sich aufreiben. Nur vier Präfekten wurden geschont, darunter Tripier in Beauvais, der bei den letzten Wahlen für die rothen Candidaten gegen die von der Regierung empfohlenen Bonapartisten eingetreten ist. Man er-

selige deutsche Bund vielleicht einen Nachfolger in der C
föderation orientalischer Staaten haben, um in Ohnmacht
Wehrlosigkeit dem mächtigsten Nachbar als gefügige Spielp
zu dienen? Was heißt eine Freistadt unter Obhut der Gr
mächte anders, als ein ewiger Zankapfel und ein nie b
liegendes Intriguenfeld? Wollen wir Europa seine Sicherh
und seine Stelle in der Geschichte bewahren, so sollte A
Augenmerk darauf gerichtet seyn, dem Moskowiterthum das B
dringen an den Hellespont unmöglich zu machen. Aber d
bedarf es eines einheitlichen Staates mit Constan
nopel als Hauptstadt"[1])...

In der That ist das der ganze Speisezettel, welcher
europäischen Diplomatie jetzt nach zehn Jahren wieder v
liegt. Auch das Ziel der vorgeschlagenen Lösung wäre n
unserer Ansicht das allein richtige; aber die griechische N
tionalität als Mittel hiezu — hiegegen brauchte sich h
auch kein russischer Czar mehr zu verwahren. Die Rac
herrschaft ist das Grundübel an dem die Türkei leidet,
die Griechen könnten weiter nichts leisten als eine corr
Raçenherrschaft durch eine noch corruptere ersetzen. U
dieß ist in den zehn Jahren auch in diesen Stellungen
wunderbare Wendung eingetreten, und wenn die Griechen
Königreichs heute gleichfalls wie die slavisch-rumäni
Rebellen die Waffen gegen die Türkei ergreifen wollten
thäten sie es nur, um sich ihren Theil an der Beute zu sich
das neu-byzantinische Kaiserreich der Griechen werden
wohl nicht auf ihre Fahnen schreiben.

Bis zum Jahre 1862, oder eigentlich bis zu dem gr
Aufstand auf Kreta, galten die Griechen allerdings al
unversöhnlichsten Feinde der Türken. Als solche und al
legitimen Anwärter auf die türkische Erbschaft spielten
sich vor Europa auf. Solche Ansprüche auf die ausg
tenen Schuhe des Sultanats haben die slavischen Raç

---

1) „Wochenblatt des Nationalvereins" vom 30. September

nach Grundsätzen. Jede conservative Wahl, bei der die Stimmenmehrheit tausend nicht überschritt, war im voraus verurtheilt. Außerdem scheute man sich nicht selbst solche Wahlen umzustoßen oder zu beanstanden, bei denen der Gewählte mit einem Uebergewicht von mehreren tausend, ja bis achttausend Stimmen aus der Urne hervorgegangen war. Doch das Ungeheuerlichste in dieser Richtung dürfte erst während der nächsten Saison aufgetischt werden. Dagegen wurde eine radikale Wahl, Boudeville in Beauvais, gutgeheißen, obwohl der Gewählte nur eine einzige Stimme Mehrheit besaß, und diese kostbare Stimme, nebst mehreren anderen, sich als sehr fraglich herausgestellt hatte. In drei Bezirken hatte der Wahlausschuß den ersten Wahlgang für ungiltig erklärt, weil die Radikalen sich Stimmzettel ihrer conservativen Nebenbuhler hatten zu verschaffen gewußt; sie überklebten dieselben mit einem feinen Papierstreifen, auf dem der Namen des radikalen Stimmwerbers zu lesen, während die Bezeichnung „Candidat des Marschalls“ frei blieb, so daß die Wähler glauben mußten, der Radikale sei Freund der Regierung. Die betreffenden Wahlausschüsse hatten die gefälschten Stimmzettel für ungiltig erklärt, wodurch die radikalen Candidaten in die Minderheit kamen, und einen zweiten Wahlgang angeordnet. Die also beseitigten Candidaten erklärten aber diese Beschlüsse nicht anzuerkennen und betrachteten sich als rechtmäßig gewählte Abgeordnete, und die Kammer ertheilte ihnen wirklich die Bestätigung. Das Ueberkleben der Stimmzettel, um die Wähler über den zu Wählenden zu täuschen, ist übrigens von den Radikalen fast in allen Bezirken betrieben worden, so daß schon aus diesem Grunde eine große Zahl ihrer Wahlen hätte umgestoßen werden müssen.

Sonntag den 16. Dezember wurde im Pariser neunten Bezirk Emile de Girardin gewählt; der frühere conservative Nebenbuhler hatte sich zurückgezogen. Girardin hat seit dem 16. Mai den unerbittlichsten Kampf gegen Mac-Mahon in seiner „France“ geführt, ihn mit den ausgesuchtesten Schmäh-

an die Pforte[1]). Seit dem Ausbruch des Krieges h
sich die levantinischen Griechen, mit ihrem Patriarchat
der Spitze, demonstrativ auf die Seite der Türken gegen
„slavische Idee“ gestellt, wenn sie sich auch nicht gerade
die Türken schlagen wollten; und jetzt kann sogar das
rücht auftauchen, daß im Falle einer englischen Allian
königlichen Griechen auf Seite der Türken gegen Rußl
stehen würden, wahrscheinlich um den Preis von Kreta.

Schon vor dem Ausbruch der Unruhen in der Herz
wina war es zwischen beiden Parteien dahin gekommen,
die intriguante Erbschleicherei der Griechen von Ruß
aus der Pforte förmlich denuncirt wurde. Man kann
leicht vorstellen, was auf geheimen diplomatischen W
unter dem Vezirat des Russenfreundes Mahmud Pascha
geschehen seyn mag, wenn der „Rußki Mir“ zur Zeit der
gorizza-Affaire folgende Warnung vor der „verhängnißv
Politik, zu der die ottomanische Regierung durch das
Griechen geschenkte Vertrauen verleitet worden sei“, der Oe
lichkeit übergeben durfte:

„Wer zieht davon Vortheile? Gewiß nicht die tü
Regierung. Diese Politik frommt nur derjenigen nati
Minorität unter den christlichen Unterthanen der Türkei, di
schon seit langer Zeit als die einzige und unm
bare Nachfolgerin des, ihrer Meinung nach,
sterbenden Kranken am Bosporus betrachtet.
die Pforte nicht noch rechtzeitig zu gesunderen Anschau
zurückkehrt, so muß ihre Existenz als eine im höchsten
gefährdete bezeichnet werden, und zwar nicht in Folge des
lichen Verlaufs der Krankheit, als vielmehr durch die Bös
keit der Aerzte, denen sie ihr Leben anvertraut hätte“[2]).

---

1) Wir haben schon früher auf diese Verhältnisse aufmerksam g
Vergl. „Histor.-polit. Blätter“ Bd. 79. S. 399.

2) Vergl. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 20. Januar 187

Blätter wurden gegründet. Seit den Wahlen hat diese ungeheure Verbreitung der rothen Presse nur noch zugenommen, denn die scharfe gewürzte Kost derselben hat die Gaumen verwöhnt. In Paris selbst werden an allen Straßenecken, in jedem dritten, vierten Laden Zeitungen verkauft. Der letzte Arbeiter, Kutscher, Bummler liest mindestens eines der Wühler-Blättchen, selbst wenn er kaum das Geld zum Frühstück hat und sich dabei die Zeit zum Lesen abkargen muß. Bei dem Gleichheitsgefühl aller Franzosen gefällt es ihnen außerordentlich, es übt einen unwiderstehlichen Zauber auf sie, zu sehen wie die höchste Person im Staate täglich in den Koth gezogen und gleich einem Landstreicher behandelt wird. Auf dem Lande, in den kleinen Städten sagten sich deßhalb die von dieser Presse überflutheten Wähler: der Marschall Mac-Mahon kann doch nicht so mächtig und stark seyn, wie man sagt, wenn er sich ungestraft solche Dinge bieten läßt, die keiner von uns dulden würde. Und darauf stimmten sie für die Rothen, weil sie diese mehr fürchteten und für stärker hielten als Mac-Mahon, dessen Regierung ihm dadurch den Boden unter den Füßen wegziehen ließ, daß sie es erlaubte, die Worte, Anreden, Botschaften des Staatsoberhauptes gleich den Aussagen eines Abenteurers zu behandeln. Der Beweis ist nun erbracht, daß ein Staatsoberhaupt in Frankreich sich nicht zu behaupten vermag, wenn es eine solche Kritik an seinen Kundgebungen üben läßt. Dieß wußte Gambetta schon 1870, deßhalb unterdrückte er gewaltsam alle unabhängigen Blätter. Aber die bis über die Ohren in parlamentarischem Aberglauben und modernen Vorurtheilen steckenden Minister Broglie-Fourtou verstanden dieß 1877 noch nicht.

Was Gambetta am 15. August in Lille sagte: „der Marschall muß sich unterwerfen oder abgehen", ist im ersten Theil am 13. Dezember erfüllt worden; der zweite Theil kann kaum viel länger auf sich warten lassen. Es ist noch fraglich, ob nicht vor Eröffnung der Weltausstellung ein weiterer Umschwung eintreten wird, oder ob selbst während

durch den Brand der herrlichen Basilika St. Paul vor Thoren erlitten hatte — Allen, welche dieselbe vor der Z störung gekannt, zum unvergänglichen Leidwesen. Ich be von derselben ein werthes Andenken: Etlichen Schlacken Brandstätte entragt ein aus dem Erz der geschmolzenen Pfo gegossenes Kreuzchen, worauf die Inschrift eingegraben ste In hoc signo vinces. Der neuerwählte Papst Leo XII. ha es einer ihm befreundeten Fürstin von Hohenlohe gesche und diese verehrte es mir, ihrem Arzt. Sie bewog auch Papst, in seinen bedeutenden körperlichen Leiden mich zu Ra zu ziehen, aber als er mich wollte rufen lassen, da war eben mit dem Kronprinzen nach Neapel und Palermo ab reist und so unterblieb es gänzlich[1]).

Niebuhr war im Urlaub aus Rom geschieden, wo auf, seinem Begehr entsprechend, die Entlassung vom Gesan schaftsposten folgte. Bei meinem alten Bekannten, dem gationsrath Bunsen, der bald darauf an Niebuhr's St trat, ward ich sehr freundlich aufgenommen. Die vielen Güte und gefällige Aufmerksamkeit, die er und seine vo treffliche Gemahlin mir und meiner Friedel sammt Gefährt erwiesen haben, behielten wir dankbar in steter Erinnerun so weit auch leider Bunsen's Wege und Gesinnungen seitde von den meinigen sich getrennt haben.

Zu unserer beiderseitigen Freude traf ich in Rom Chr

1) Bei meinem Abgang aus Rom hat mir die Fürstin für ein v ihr begünstigtes Frauenkloster in Deutschland das auseinand gelegte Gebein eines heiligen Leibes mitgegeben. Wie die gu Nonnen mit der Zusammensetzung zurechtgekommen, ob es ih nicht ein wenig ergangen wie St. Peters unberufenem N ahmer im Märchen, das weiß ich nicht. Die Sache fiel mir k lich ein, als ein berühmter Collega von mir in seiner anato schen Genauigkeit Aergerniß genommen an den Backenzähnen, mit an irgend einem heiligen Leib die Kinnlade vorn sich a gestattet zeigte. Er witterte frommen Betrug. Der Irrthum aber an einem ächten heiligen Leib so denkbar als an ei unterschobenen.

seiner Wichtigkeit entsprechend behandelt wird. Nach dem türkischen Staatsrecht hat nämlich nur der Bekenner des Islam das Recht des Waffentragens und die Pflicht des Kriegsdiensts; alle andersgläubigen Unterthanen des Sultans werden dafür mit einer eigenen Militär=Befreiungs=Steuer, auf den Kopf der männlichen Bevölkerung, und zwar von der Geburt an[1]), herangezogen. Diese Steuer bildete stets einen sehr namhaften Posten im türkischen Budget; aber alle Lasten und Opfer des Kriegsdiensts fielen auf die Moslims allein. Bloß die Bekenner des Islam haben auch bis jetzt in dem grausigen Kriege gegen die Russen ihr Blut verspritzt, durch Krankheit und Entbehrung zu Tausenden Leben und Gesundheit eingebüßt; die gesammte Rajah, welche in der europäischen Türkei die moslimische Bevölkerung weit überwiegt[2]), ist zu Hause geblieben.

Auch die Einführung der Verfassung hat an diesem Zustande thatsächlich nichts geändert. Im Princip verleiht zwar diese Constitution Ottomane allen Osmanen, als welche Moslim, Christen und Juden ohne Unterschied betrachtet werden sollen, gleiche Rechte wie gleiche Pflichten. Aber bezüglich

1) Mir ist nicht bekannt, ob hinsichtlich der Altersgrenze durch den Ferman vom 12. Dezember 1875, welcher der Rajah eine mildere Veranlagung der „Exonerationssteuer für den Militärdienst" zugesichert hat, wirklich eine Abänderung eingetreten ist. Zu den Reformen, die der kurz vorher gestürzte Vezir Mahmud Pascha beabsichtigt haben soll, gehörte auch die sogenannte Blutsteuer. Dieselbe sollte nicht mehr von der Geburt der männlichen Christen an, sondern erst von dem erreichten 20. Lebensjahre an entrichtet werden. Vergl. hierüber die Kölner Zeitschrift: „Das heilige Land". 1876. Fünftes Heft S. 170.

2) Laut statistischer Zählung von 1864 lebten in Constantinopel selbst unter 1,075,000 Einwohnern 480,000 Moslims, 250,000 Armenier, 220,000 Griechen, 55,000 Juden, 40,000 Angehörige anderer Nationen. Seitdem ist das Verhältniß unzweifelhaft für das türkische Element noch viel ungünstiger geworden, und die Wirkungen des gegenwärtigen Kriegs können nicht verfehlen das Mißverhältniß auf die Spitze zu treiben.

Standpunkt eingenommen, von welchem ich bis dahin n
allzuoft durch eigne mitgebrachte und durch fremde Vorurthei
z. B. von Akatholiken mich hatte hinwegdrängen lassen.

Seit den Tagen der französischen Invasion war d
herrliche Stiftung des hl. Ignatius, das Collegium Germ
nicum, von Seite der Deutschen, also derjenigen für welc
er es gegründet hatte, völlig unbenützt geblieben. Da w
es Brentano, der sich das zu Herzen nahm und mit gro
Lebhaftigkeit mir sein Bedauern darüber aussprach, damit
es an den Kronprinzen brächte. Auch dieser fing, sobald
ihm davon gesprochen, lebendig Feuer und beauftragte unse
Gesandten Card. Häffelin zu einleitenden Schritten.
meine, mit Card. Consalvi wurden, obschon er nicht me
Staatssekretär war, die ersten Verhandlungen gepflogen, u
hocherfreut gab er seiner Heiligkeit davon Kunde. Wirkli
kam durch des Kronprinzen Vermittlung die Sache bald in
Reine und die ersten Deutschen, die wieder in's Collegiu
eintraten, waren meines Wissens zwei Münchner Webersöh
und Graf August v. Reisach, der nachmalige Bischof v
Eichstädt, dann Erzbischof von München-Freising und schlie
lich Cardinal.

Der Ankunft meiner Friedel sah ich mit Sehnsucht e
gegen. Schon auf der Reise, während wir voraneilte
waren meine Gedanken viel zu ihr zurückgeflogen, theils
vergeblichen Wunsche, daß wir zusammen fahren, schau
genießen könnten, theils in freudiger, die Tage nachrechnen
Theilnahme, wie sie, die so warm für Kunst und Na
Empfindende, jetzt die Alpen, jetzt die ersten italienischen Stä
und Landschaften durchwandre und welche Freuden ihr da
erblühen. Wo es anging, ließ ich kleine schriftliche Botschaft
für sie zurück, durch Bekannte, durch Wirthsleute u. s.
— uneigennützig genug, denn mich konnte schwerlich vor R
eine Nachricht von ihr ereilen [1]).

---

1) Anm. der Schreiberin. Dafür grüßt Friederikens Tag

Sultanats erheben. Wie würde sich aber ein solcher Akt mit der Conscription der Rajah vertragen?

Vergleicht man Alles, was in dieser Richtung vorhergegangen und bereits nachgefolgt ist, mit der Thronrede die der Sultan am 13. Dezember vor seinem Parlament abgelesen hat, so kann man sich eigenthümlicher Gedanken allerdings kaum enthalten. Es heißt darin wörtlich: „Die Bildung der Bürgerwehr, welche sich jeden Tag vervollkommnet und vervollständigt, und der Eifer mit welchem unsere nicht-mohammedanischen Unterthanen sich melden, um an diesem patriotischen Dienste theilzunehmen, gereichen unserer Regierung zur wahrhaften Befriedigung. Indem die Verfassung die Rechte und Freiheiten, denen sich unsere nicht-mohammedanischen Unterthanen erfreuen, bestätigt und befestigt, gewährt sie ihnen gleiche Rechte, woraus gleiche Pflichten hervorgehen; es war also natürlich, daß sie zum Militärdienst — der ersten Pflicht, ja der wahren Grundlage der Gleichheit — gerufen wurden. Und der Beweis, daß sie sich ihrer Pflichten bewußt sind, ist gebührend gewürdigt worden, und es ist daher beschlossen, daß der nichtmohammedanischen Bevölkerung die Reihen unserer Heere geöffnet werden."

Man hat mit Recht hervorgehoben, daß der Sultan dießmal das noch in der vorigen Thronrede und selbst in der Constitution so scharf betonte „heilige Gesetz des Islam" (Scheri Scherif) mit Stillschweigen übergangen und auch den „geistigen Beistand des Propheten" nicht mehr angerufen habe, wogegen die Gleichberechtigung aller Unterthanen um so stärker hervorgehoben worden sei. Aber auch der Irade vom 24. Nov. v. Js., wodurch die Bildung einer Reserve-Armee aus der waffenfähigen Mannschaft des Reichs ohne Unterschied des Glaubens angeordnet wurde, hatte sich des üblichen Styls enthalten; weder vom „Krieg für den Glauben" noch von dem „Beistand des Propheten" ist darin mehr die Rede, sondern nur von der Vertheidigung des Vaterlandes. Und

auf die Bäder des Caracalla, das Sabinergebirge, Sta. Balbina und Sta. Sabina, rechts auf Trastevere und viele antike und moderne Bauten das Aug' entzückte, sondern auch die Nachbarschaft dem gütigen Ehepaar es ermöglichte, den beiden weiblichen Neulingen in Rom mit Rath und That auf vielerlei Weise beizuspringen. Bunsen waren es auch, die am 14. November in ihrem Wagen mich hinaus vor Porta del Popolo fuhren, wo denn bald meine Friedel sammt Gefährtin erschien und wir mit tausend Freuden uns begrüßten. Die Frau des Malers Eggers, in Palazzo Caffarelli wohnend, hatte die Zimmer der beiden Frauen mit Blumen und Früchten geschmückt und so ward ihnen der Eintritt ein recht lieblicher.

„Am 15.", sagt ein Brief Friederikens nach München, „also während wir noch mit Aus- und Einräumen beschäftigt waren, besuchten uns Klenze und der Hofmarschall, beide vortrefflich aussehend und sehr heiter. Nachdem wir in einer Tratorie gespeist hatten, machten wir Sr. H. dem Kronprinzen unsere Aufwartung. Ich habe den Prinzen seit vielen Jahren nie so gesund und herrlich aussehend gefunden, er ist voll Munterkeit und Freude. Gott erhalte ihn so; sein Leben ist aber auch so zweckmäßig und durchaus geregelt, daß Ringseis innig erfreut, das Beste hofft. Er bewohnt ein schönes Haus auf Trinità di Monti und hat sich in den dritten Stock logirt, um die Aussicht recht zu genießen."

Vorläufig, d. h. bis zur Abreise des Kronprinzen nach Palermo, waren mir 16 Tage gegönnt, welche ich mehr oder minder meiner Friedel und ihrer Freundin widmen konnte. Die Abende und vielmals auch die Tage gab der Gnädigste mich frei, und trotz der Entfernung unserer Wohnung vom „Gaisberg", wie der Tarpejische nun harmlos genannt wird, ließ ich es nöthigenfalls mich nicht verdrießen, an Einem Tage dreimal dort zu erscheinen, um die Frauen mit Stadt und Menschen bekannt zu machen. Häufig geleiteten uns die

ungen. Aber die in den Kirchen verlesene Encyklika wurde von seinen Nationalen höchst übel aufgenommen. Der Patriarch wie die Pforte haben mit sich handeln lassen; eine neue Encyklika zeigte an, daß die conscribirten Griechen nicht auf den Kriegsschauplatz geschickt, sondern nur zum Schutze des heimathlichen Herdes verwendet werden würden. Als Antwort folgten neue Demonstrationen und Skandale in den Kirchen. Die Juden verlangen gar die Befreiung aller verheiratheten Männer, was, da sie meist schon im Alter von 15 Jahren heirathen, der völligen Befreiung gleichkommt. Die Nation der Armenier aber weigerte sich absolut, bis ihr, insbesondere bezüglich der Erwerbung von Grundbesitz, mit den Pflichten auch die gleichen Rechte eingeräumt seien. Ueberdieß erklärten die Armenier, daß es sich nicht um die Vertheidigung des Landes, sondern des Islam handle, für den sie nicht kämpfen könnten[1]). Ein Correspondent schloß schon vor Neujahr seinen Bericht mit den Worten: „Kurz,

---

1) Nach einem Berichte der Wiener „Politischen Correspondenz" ist in dem Congreß der armenischen Nation, welcher aus 120 Laien und 20 Geistlichen besteht, hervorgehoben worden, daß in Folge des Hat-Humayum von 1856 die Nation freiwillig die Zulassung zum Militärdienst verlangt habe, um sich gegen die mörderischen Angriffe der Kurdenhorden vertheidigen zu können. Der Wunsch sei nicht erhört worden; jetzt aber solle sich die Nation unvorbereitet, wie sie sei, auf die Schlachtbank führen lassen. Ein anderer Redner sagte: „Die Verfassung ist bis jetzt ein todter Buchstabe und Gott weiß, ob sie jemals zur Anwendung gelangt. Die Gleichheit existirt nicht, ungeachtet aller uns gemachten Versprechungen. In den Augen der Muselmänner ist die Inferiorität der Christen eine solche, daß das durch unsere Quartiere fließende Wasser ihnen als unrein gilt, und daß Muselmänner und Christen nicht in demselben Quartier wohnen dürfen. Wir haben weder bürgerliche, noch politische, noch religiöse Gleichheit, und wir können nicht die einzige Gleichheit, die man uns anbietet, annehmen: die *Gleichheit der Gefahr.*" Vgl. Schuselka's „*Reform*", *Wien vom 3. Januar 1878.* S. 27.

und die Verstimmung waren gehoben — und der Aleatico f
nach in Rom.

Bei einer Mahlzeit, zu welcher ein paar Tage
ihrer Ankunft meine Damen vom Kronprinzen geladen
den, erschienen auch die beiden Malerinnen Bredl und El
rieder, letztere ein gar liebenswürdiges, bei großem T
höchst anspruchsloses Wesen. Bekanntlich war der Kron
etwas schwerhörig; in weit höherem Grad waren es
die zwei Künstlerinen und dabei, besonders Frl. Bredl,
ohne Redseligkeit. Da gab es denn bei Tisch eine
Perlenschnur von Mißverständnissen, daß die Mitanwese
auf eine wahre Folter gespannt waren. Einmal rief
Prinz, sein Glas erhebend und auf Vorherbesprochenes
spielend: „Pereat, Sie wissen schon, Bredl, was ich mei
Ehrerbietig erhob auch diese ihr Glas, knixte und erwi
in verbindlichstem Tone: „Ihre Majestät die Kaiserin
Oesterreich!" Die trocken sottovoce eingestreuten Be
kungen des Baron Gumppenberg waren nicht geeignet,
ernsthafter zu stimmen. Als der Kronprinz die Tafel
gehoben und sich zurückgezogen, auch die zwei Künstle
sich entfernt hatten, da brach der angehäufte Lachstoff e
mit solchem Ungestüm hervor, daß Klenze und ich u
Gumppenberg's Zimmer auf den Boden warfen und
wehthuendem Lachen uns darauf herumwälzten.

Mit dem alten Maler Müller — ich weiß nicht
warum man ihn Teufelsmüller nannte — gerieth ich jenes
absichts- wenn auch in seinem Sinn nicht schuldlos,
zusammen. Er speiste einmal beim Kronprinzen und erz
Lustiges, was mich zu einem ganz harmlosen Scherz veranl
Müller gab eine grobe beleidigende Antwort, die ich natürli
an des Kronprinzen Tafel — mit Stillschweigen aufn
Nach Tisch aber stellte ich ihn zur Rede, und was ver
ich nach manch leerem Wort als innersten Grund für
alten Künstlers Zorn? „Ich weiß es," fuhr er vor
grimm bebend heraus, „ich weiß es gewiß, daß Sie

erscheine, deren glückliche Lösung ebensowenig dem Türkenthum als der russischen Sonderpolitik zu Gute kommen dürfte. Aber freilich müßte dann Eine Vorbedingung erfüllt seyn: die anderen Mächte müßten wissen, was an die Stelle der türkischen Raçen-Herrschaft gesetzt werden solle. Und darin hat stets die große Schwierigkeit beruht. Die europäische Diplomatie hat sich bis jetzt die Lösung der orientalischen Frage noch nie anders vorzustellen vermocht, als daß eben das türkische Reich zerrissen und die einzelnen Bestandtheile unter den europäischen Mächten oder ihren Schutzbefohlenen getheilt werden müßten. Daß bei dem unlösbaren Widerstreit der Interessen eine solche Erbtheilung friedlich nicht abgehen, ja ohne weitgreifende Aenderung der Karte Europa's nicht geschehen könnte, war immer eine ausgemachte Sache; und dieser Furcht hat die Türken-Herrschaft bis heute ihre Existenz verdankt.

Indeß liegt die Zeit nicht sehr weit hinter uns, wo die öffentliche Meinung anderer Ansicht war als die zünftige Diplomatie und sich die Lösung der Orient-Frage auf einem entgegengesetzten Wege vorstellen konnte. Es war die Wiederherstellung des byzantinischen Reiches, welche die politischen Köpfe in großer Zahl beschäftigte; die Griechen oder Hellenen wurden nämlich als die natürlichen Erben der türkischen Verlassenschaft angesehen. Von dem Befreiungs-Kriege her war diese Nation noch von einem gewissen märchenhaften Nimbus umgeben; und es dauerte lange Zeit, ehe die steigende Mißwirthschaft in dem kleinen Königreich den Nimbus gänzlich zerstörte. Noch kurz vor dem Kriege in der Krim glaubte sogar Czar Nikolaus zu dem Projekt als einer ernsthaften Sache Stellung nehmen zu sollen, indem er dem englischen Gesandten am 23. Februar 1853 erklärte: „Hinwieder will ich nimmermehr erlauben einen Versuch zum Wiederaufbau des byzantinischen Reichs oder einer solchen Ausdehnung Griechenlands, die es zu einem mächtigen Staat machen würde."

Catel, Johannes und Flora Veit[1]), Platner, Egg
u. s. w.; auch in ein paar italienischen Häusern fanden
sich sympathisch angezogen. An der italienischen Höflich
fällt Friederiken auf, daß sie nicht, wie die französische
hergebrachten festen Formen sich bewege, sondern in frei
reizender Herzlichkeit, die bei der angebornen Grazie u.
Schönheit dieses Volkes, besonders gerade an Römern u.
Römerinen, einen bezaubernd zu nennenden Grad erreiche. –
Zugleich war für die fernere Besichtigung Roms gesorg
die Landsleute Glink[2]), Heinrich Heß, dessen jugendlic

Schönheiten, denen nur meist die Grazie in Gang und Arm
bewegung fehle, schreibt Friederike: „Ihr (der Engländer) B
nehmen in Gesellschaft ist höchst sonderbar und nach unsere
Begriffen unartig und linkisch; sie erscheinen immer, wenn Ande
schon bald wieder gehen, in ganzen Schwärmen, 4, 5 Ladies in Ein
Kette aneinanderhängend, treten sie ein, kommen bis in die Mi
des Zimmers, bekümmern sich nicht viel um Andere, selbst ni
um den Herrn und die Frau vom Hause, machen untereinan
englische Conversation und laufen dann auf gleiche Weise f
um ähnlich noch ein paar andere Gesellschaften zu beglücke
Die Damen waren — theils nach englischen, theils nach fr
zösischen Moden — höchst aufgeputzt als gingen sie zu H
aber nur ausnahmsweise mit Geschmack. Beliebt in Rom s
die Engländer nicht, so meint sie, und die Künstler spotteten
über ihr Behandeln der Kunst als Waare.

1) Anm. der Schreiberin. „Bei Deinem geistlichen Schü
der lieben hübschen Flora Veit waren wir auch ein halbes Stü
chen", meldet Fr. schon am 1. Dezember.

2) Glink war ein bescheidener wackerer Mensch. Seine Schw
samkeit, die besonders von des anderen Mitreisenden Hoyen
sprächigkeit sich abhob, seine kurze Figur und seine schlichte W
hatte ihm bei den Damen den freundlichgemeinten bayerisc
Spitznamen „Bummberl" eingetragen. Zu Salurn in Tyrol f
während dem Essen die Kellnerin, auf ihn weisend, der sehr du
von Augen, Haar- und Hautfarbe war: „Ischt derr Herr
ganzzer Wellischer?" Allgemeines Lachen. „Weil ih noh kein W
von ihm g'hört hab." — Glink war ein begabter Künstler,
dem ich noch einige treffliche, liebenswürdig empfundene Bi

motivirte Darstellung dieser griechischen Ansprüche, die heute vielleicht von größerm Interesse ist, als sie damals war. Der Autor, selbst ein Deutscher, erörtert ausführlich die Stellung der griechischen Nations-Genossen im türkischen Reiche. Er gesteht, daß viel, sehr viel an ihnen auszusetzen sei; ja es sei wahr, daß die Franken am Bosporus die Herrschaft der Türken als das ihnen bei weitem kleiner erscheinende Uebel einem etwaigen Regiment der Griechen vorziehen würden. Aber die Griechen seien doch das reichste, handels- und gewerbsthätigste Element im Reich und ebenso das gebildetste; namentlich gebe es unter ihnen eine große Anzahl Aerzte, die zum Theil im Abendland studirt hätten, und eine so überaus große Menge von Advokaten, daß damit zur Noth das ganze zukünftige byzantinische Reich versorgt werden könnte. Kurz, es erübrige im Orient Niemand sonst, der die Fähigkeit und den Beruf hätte ein solches Reich zu gründen, und als solches die Vormauer gegen russisches Umsichgreifen zu bilden, wenn es nicht die Griechen seien. Dieselben seien aber auch in der gebildeten Classe sehr aufgeklärt und antiklerikal, somit schon aus diesem Grunde empfehlenswerth. Der Autor fährt fort:

„Dagegen, daß das Regiment der Türken am längsten gewährt hat, ist wohl am wenigsten Widerspruch zu besorgen. Nur darüber, wer ihnen in der Herrschaft nachfolgen soll und muß, darüber herrscht die größtmöglichste Zerfahrenheit der Ansichten. Was sind da nicht für Vorschläge zur Welt gefördert worden! Z. B. der eines vergrößerten Griechenland, eines unabhängigen Bulgarien und Rumelien, eines erweiterten Serbien und Rumänien, einer Freistadt Constantinopel unter europäischem Schutz; dann der Gedanke einer Einverleibung der ihm nächstgelegenen Provinzen in Oesterreich, als ob dieses nicht schon genug der unverträglichen und halbbarbarischen Elemente hätte, und mit solcher Zuflucht etwa besser im Stande wäre Rußlands Begehrlichkeit aufzuhalten. Was ist zunächst europäisches Interesse, was ist deutsches Interesse, fragen wir. Ist es ein Conglomerat von sich beneidenden und befeindeten Kleinstaaten? Sollte der

die ehemaligen Hausleute vom tarpejischen Felsen lud
herzlich und uneigennützig ein, auch ferner in ihrem G
zu zeichnen, und so füllten sich die Tage recht angenehm

Selbst Thorwaldsen kam öfter zu Besuch, erwies
höchst liebenswürdig, begleitete die Beiden durch Straßen
Plätze und machte sie aufmerksam auf dieses und
Kannte doch Keiner von den Fremden die ewige Stadt
ihrer künstlerischen Seite so gut wie er, der bereits 30 J.
in ihr verbracht hatte; und dennoch versicherte er, noch
mer von Zeit zu Zeit in Hofräumen und Winkeln neue
deckungen bis dahin ihm unbekannter Kunst-Merkwürdig
zu machen. „Wie ist doch Thorwaldsen so freundlich
artig", schreibt Friederike, „schade, daß nicht zur
Stunde die Rechte ihm erschienen; er wäre gewiß ein
guter lieber Ehemann geworden und manche seiner üb
Eigenschaften im Keime erstickt." Man hielt ihn näm
nicht für glücklich, er habe sein Schicksal nach der Herze
seite verpfuscht. Dann lachte man über höchst auffall
Züge jener Engheit in Geldsachen, wie sie gerade bei Kü
lern und zudem bei Junggesellen nicht selten mit Zügen
Großmuth sich beisammen finden, indem der ideale
und der selbstsüchtige bald miteinander ringen, bald un
mittelt hintereinander herlaufen; dem entsprechend ein
misch von oft beleidigendem Mißtrauen mit unbegreifl
Sorglosigkeit. So erzählte Frau Butti, seine sehr rechts
fene Hausfrau (häufig die Mutter der Deuts

---

sprochen. Catel hätte es wohl auch gethan, aber Catel
überaus galant und hätte mich nicht so freimüthig getadelt.
das macht, daß ich zu Reinhold mein Vertrauen faßte, d
schön, so schön malt. Reinhold ist Dir um des seligen Ehrh
willen sehr zugethan und freut sich, Dir in mir gefällig zu
Mein lieber Ringseis, wie bist Du von so vielen Guten
liebt, wie verdienst Du es aber auch!" — Schnorr hat un
späterer Zeit mit großer Anerkennung von Friederikens K
verständniß erzählt.

der Türkei nie erhoben. Noch im Juli 1868 reichte die sogenannte „provisorische Regierung der Balkan-Bulgaren" bei den großmächtlichen Gesandten in Constantinopel ein Memoire ein, worin sie die Loyalität der auf sechs Millionen Seelen geschätzten bulgarischen Nation gegen den Sultan feierlichst bezeugte und namentlich constatirte, daß in Bulgarien Alles ruhig geblieben sei, während auf der Insel Kreta, in Epirus und Thessalien, im ganzen Gebiet des griechischen Elements der Aufruhr tobte. Mit einem verständlichen Seitenblick bemerkt das Memoire: „Die Vertreibung der Türken aus Constantinopel oder aus irgend einem Theil Europa's steht keineswegs in unserm Programm"[1]).

Die Griechen hatten seit 1862 so laut nach Westeuropa hinein geschrieen: „wir sind nicht russisch gesinnt", daß der Widerhall von St. Petersburg nicht ausbleiben konnte. Rußland wollte noch immer ein neu-byzantinisches Reich der Griechen „niemals erlauben", und es machte nun das slavische Element in den Bulgaren demonstrativ zu seinem Schooßkind. Es vertrat bei der Pforte die national-kirchlichen Bestrebungen der Bulgaren gegen den phanariotischen Klerus und das Patriarchat in Constantinopel, woraus eine Reihe der giftigsten Zerwürfnisse zwischen der russischen Diplomatie und dem levantinischen Griechenthum erfolgte. Der Aufstand auf Kreta, gegen den sich Rußland mehr als kalt verhielt, belehrte auch die Griechen des Königreichs, wessen sie sich von der glaubensverwandten Großmacht zu versehen hätten, und die Spannung wurde so erbittert, daß endlich sogar die Mönche beider Nationalitäten auf dem Berge Athos sich buchstäblich in die Haare geriethen und eine große diplomatische Affaire zwischen Rußland und dem griechischen Patriarchat hervorriefen. So ist der zuvor angebetete Beschützer an der Newa dem Griechenthum geradezu verhaßt geworden. Die natürliche Folge war der engste Anschluß der Griechen

1) Pariser Univers vom 17. September 1868.

an die Pforte[1]). Seit dem Ausbruch des Krieges haben sich die levantinischen Griechen, mit ihrem Patriarchat an der Spitze, demonstrativ auf die Seite der Türken gegen die „slavische Idee" gestellt, wenn sie sich auch nicht gerade für die Türken schlagen wollten; und jetzt kann sogar das Gerücht auftauchen, daß im Falle einer englischen Aktion die königlichen Griechen auf Seite der Türken gegen Rußland stehen würden, wahrscheinlich um den Preis von Kreta.

Schon vor dem Ausbruch der Unruhen in der Herzegowina war es zwischen beiden Parteien dahin gekommen, daß die intriguante Erbschleicherei der Griechen von Rußland aus der Pforte förmlich denuncirt wurde. Man kann sich leicht vorstellen, was auf geheimen diplomatischen Wegen unter dem Vezirat des Russenfreundes Mahmud Pascha Alles geschehen seyn mag, wenn der „Rußki Mir" zur Zeit der Podgorizza-Affaire folgende Warnung vor der „verhängnißvollen Politik, zu der die ottomanische Regierung durch das den Griechen geschenkte Vertrauen verleitet worden sei", der Oeffentlichkeit übergeben durfte:

„Wer zieht davon Vortheile? Gewiß nicht die türkische Regierung. Diese Politik frommt nur derjenigen nationalen Minorität unter den christlichen Unterthanen der Türkei, die sich schon seit langer Zeit als die einzige und unmittelbare Nachfolgerin des, ihrer Meinung nach, schon sterbenden Kranken am Bosporus betrachtet. Wenn die Pforte nicht noch rechtzeitig zu gesunderen Anschauungen zurückkehrt, so muß ihre Existenz als eine im höchsten Grade gefährdete bezeichnet werden, und zwar nicht in Folge des natürlichen Verlaufs der Krankheit, als vielmehr durch die Böswilligkeit der Aerzte, denen sie ihr Leben anvertraut hätte"[2]).

---

1) Wir haben schon früher auf diese Verhältnisse aufmerksam gemacht. Vergl. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 79. S. 399.

2) Vergl. Wiener „Neue Freie Presse" vom 20. Januar 1875.

XII.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Gott hat es also gefügt, daß kurz nach Erscheinen meines Heirathscapitels in diesen Blättern meine Friedel nach langer Alterskrankheit und schließlich mehrjähriger Umnachtung des einst so reichen Geistes von mir genommen worden, am 2. Oktober verflossenen Jahres. Meinen halberblindeten Augen war es nicht mehr beschieden, ihr geliebtes Angesicht zu schauen, das nach Bericht der Umgebung in unaussprechlicher Schönheit des Ausdrucks wie der Züge, leidensmüde und leidensverklärt, beinahe lächelnd im Todesschlummer ruhte. Meine Seele aber labt sich an der Hoffnung, die innigst Geliebte in unverwelklicher Schönheit wieder zu begrüßen. — Indessen finde ich in jener eigenthümlichen Fügung eine besondere Berechtigung, jeden theilnehmenden Leser dieser Gedenkblätter um ein frommes Memento für die theure Dahingeschiedene zu bitten.

Eilftes Capitel: Dritte Reise nach Italien (1823 — 24).

1. Rom, Neapel und Palermo.

In Rom, wo ich mit dem Kronprinzen noch im Oktober anlangte (um die Kleinigkeit von etwa 20 Tagen früher als meine „Lohnrößler“) — in Rom hatte sich in der Zwischenzeit mancherlei verändert. Der edle, milde und in seiner demüthigen Standhaftigkeit so ruhmreiche Pius VII. war im September 1823 von hinnen geschieden, ohne mehr den Verlust zu erfahren, den wenige Tage vorher die ewige Stadt

Staat ein unendlich großer Verlust, wenn Leo XII. so
stirbt als zu fürchten ist; er zeigt den größten Eifer für
Verbesserung des Volkes, und hat wirklich mit Aufopfer
seiner selbst in der kurzen Zeit seines Pontifikats schon
viel Großes unternommen .... Die Sicherheit zur Na
zeit in den Straßen soll ungestört seyn, Diebstahl in
Häusern sehr selten, der Weg nach Neapel am Tage sich
als sonst". (Bei Nacht mit Extrapost zu reisen galt
unrathsam, weil die Postillone unzuverlässige Leute s
sollten.)

Wenn übrigens die Sicherheit der Landstraßen an
wissen Stellen zu wünschen übrig ließ, so war rührend
zarte Liebe, welche in einem Frauenkloster Rom's den An
gegeben, alle Nacht um ein Uhr aufzustehen und den G
für Reisende zu beten, daß Gott sie vor Unheil behü
möge.

Da ich diese Notiz einem Briefe Friederikens entnel
so sei noch Etliches aus ihren Aufzeichnungen hier eingere

„Wir stießen bei Monte Caprino auf einen Geistli
der dem Volk auf der Straße eine Predigt hielt....
hat etwas Ergreifendes, der Priester auf einer Erhöh
das Kreuz nebenan, Bruderschaftsmänner tragen ein
brennende Lichter in Laternen, das Volk um ihn her. E
wohl gut, besonders in unseren Tagen, wenn die Pred
manchmal das Volk aufsuchen, gleichsam mit ihrem Be
überraschen und es nicht darauf ankommen lassen, ob daß
in die Kirche geht oder nicht."

„Eine Leiche ward offen getragen und geleitet von e
Bruderschaft, die weißgekleidet, verkappt und barfuß g
Es war ein alter Mann, sein Anblick nicht abschreck
Eigenthümlicher Eindruck, einem Menschen, den man nie
kannt, zum ersten Male auf seinem ernsten letzten Gang
begegnen." Und am 31. Dezember: „Es regnet stark,
zieht feierlich, offen, die Leiche eines jungen Mannes
über. Sylvesterabend des Jahres und des Lebens!

stian Brentano, wohlgemerkt, nicht Clemens, welcher, trotz allem was man davon gefabelt hat, niemals in Rom gewesen ist[1]). Christian, unter ganz anderen Bedingungen die ewige Stadt betretend und unter völlig verschiedenen Eindrücken sie genießend, als bis dahin mir zu Theil geworden, war von Vielem dortselbst höchlich eingenommen und erbaut und so geriethen wir einmal bei Overbeck in ziemlich heftigen Streit über Römer und römische Zustände. Overbeck stimmte theilweise mir, theilweise Christian zu, wogegen O.'s Frau ganz und übertrieben auf Seite des Letzteren stand. Mochte Christian immerhin Manches zu günstig betrachten, so mußte ich doch nachträglich mir gestehen, daß er, der wie sein Bruder Clemens in merkwürdiger Weise Scharfblick mit Tiefblick verband, in seinem Urtheile vielfach den richtigen

---

1) In jüngster Zeit hat Ernst Förster in seinem vielfach sehr verdienstlichen Gedenkbuch über Peter Cornelius ohne unser Wissen und Zustimmen einen Brief meiner Frau vom 24. Dez. 1823 an den Künstler veröffentlicht, worin mehrmals von Brentano als in Rom mitanwesend die Rede ist. Möglich, daß meine Frau die Taufnamen verwechselte, vielleicht aber hat der Herausgeber die Initiale C. mißbeutet und falsch ergänzt; denn er setzt immer Clemens anstatt Christian. Ob meine Frau am 24. Dezember Christian schon persönlich gesehen hatte, weiß ich nicht, da ich schon am 30. November mit dem Kronprinzen Rom verließ; keinenfalls kannte sie ihn näher; und es mochte ihr wie vielen Anderen die Brentano'sche Originalität befremdlich seyn; dazu vielleicht eine kleine Empfindlichkeit zu Gunsten ihres Gatten wegen des oben im Text zu erwähnenden, vor ihrer Ankunft vorgefallenen Streites über Rom; kurz, sie erzählt leichthin plaudernd, wie's unter Freunden geschieht, und nicht ohne Behagen ein über Chr. von irgend einem Witzbold in Umlauf gesetztes Geschichtchen, das sich dann als durchaus erfunden zeigte. Als sie Christian näher kennen lernte, gewann sie ihn herzlich lieb, fand großes Gefallen an seinen interessanten Gesprächen, und sicherlich hätte sie nie genehmigt, daß obiger Brief veröffentlicht werde. Leider hat der Herausgeber auch im zweiten Theil seines Werkes keine genügende Berichtigung gebracht.

Standpunkt eingenommen, von welchem ich bis dahin nur allzuoft durch eigne mitgebrachte und durch fremde Vorurtheile, z. B. von Akatholiken mich hatte hinwegdrängen lassen.

Seit den Tagen der französischen Invasion war die herrliche Stiftung des hl. Ignatius, das Collegium Germanicum, von Seite der Deutschen, also derjenigen für welche er es gegründet hatte, völlig unbenützt geblieben. Da war es Brentano, der sich das zu Herzen nahm und mit großer Lebhaftigkeit mir sein Bedauern darüber aussprach, damit ich es an den Kronprinzen brächte. Auch dieser fing, sobald ich ihm davon gesprochen, lebendig Feuer und beauftragte unsern Gesandten Card. Häffelin zu einleitenden Schritten. Ich meine, mit Card. Consalvi wurden, obschon er nicht mehr Staatssekretär war, die ersten Verhandlungen gepflogen, und hocherfreut gab er seiner Heiligkeit davon Kunde. Wirklich kam durch des Kronprinzen Vermittlung die Sache bald in's Reine und die ersten Deutschen, die wieder in's Collegium eintraten, waren meines Wissens zwei Münchner Webersssöhne und Graf August v. Reisach, der nachmalige Bischof von Eichstädt, dann Erzbischof von München-Freising und schließlich Cardinal.

Der Ankunft meiner Friedel sah ich mit Sehnsucht entgegen. Schon auf der Reise, während wir voraneilten, waren meine Gedanken viel zu ihr zurückgeflogen, theils im vergeblichen Wunsche, daß wir zusammen fahren, schauen, genießen könnten, theils in freudiger, die Tage nachrechnender Theilnahme, wie sie, die so warm für Kunst und Natur Empfindende, jetzt die Alpen, jetzt die ersten italienischen Städte und Landschaften durchwandre und welche Freuden ihr dabei erblühen. Wo es anging, ließ ich kleine schriftliche Botschaften für sie zurück, durch Bekannte, durch Wirthsleute u. s. w. — uneigennützig genug, denn mich konnte schwerlich vor Rom eine Nachricht von ihr ereilen [1]).

---

1) *Anm. der Schreiberin.* Dafür grüßt Friederikens Tagbuch

In der Nähe vom Palazzo Caffarelli, wo Bunsen's wohnten, mietheten diese für meine Erwarteten ein Quartier auf Monte Caprino, dem tarpejischen Felsen aus, wo nicht nur der herrlichste Blick links auf die Titus-Bäder, das Colosseum, das Forum, die Kaiserpaläste, in der Ferne

---

oftmals in kurzen kräftigen Erinnerungen den „lieben Guten", den „Seelenguten", die „Seele so crystallen rein", den „trotz glühender Phantasie so Verständigen, so ruhig Klaren" — letzteres wenn der zwar recht wackere und gutherzige, zugleich belehrend geistvolle Hoyen in nervöser Reizbarkeit sich in den Wirthshäusern u. s. w. als ungenügsam und schwer zu befriedigen zeigte. Sie gedenkt, wie viele Steine ihr R. schon am ersten Tag werde gespalten haben, jubelt, wenn ihr unerwartet ein Brief des dreifach lieben Muckel entgegenfliegt (ein paarmal in anmuthig herzlichen Verschen, sie antwortet wohl auch in heiteren Reimen), dankt ihm im Geist, daß er die herrliche Reise ihr gestattet, freut sich aber, je näher sie rückt, je mehr auf Rom. — — Am 14. Nov., an welchem sie ihr 32. Jahr vollendete, war es Friederike beschieden, in der ewigen Stadt einzutreffen. Von einer Anhöhe herab breitet sich in leichtem Morgenduft eine schöne weite Landschaft vor ihr aus, die fröhlichen Muthes zu Fuß dem aufwärtsklimmenden Wagen vorangeschritten ist; am Saum des Horizonts entdecken sich unbestimmte Formen einer Stadt mit mächtiger Kuppel; eine Ahnung durchzuckt sie, nicht voreilig will sie jauchzen und wendet sich an ein paar vorüberwandernde Männer von schöner Gestalt in ländlicher Tracht — **Signori, come si chiama questa città?** Im Ausdruck von Verwunderung und Würde antworten sie: **E Roma, Signora!** Und mit ausgebreiteten Armen und einem Sprung gegen den Wagen, wo die Reisegefährten in Schlummer hindußeln, schreit sie jubelnd: **E Roma, è Roma, è Roma!** Nun strecken Alle die Köpfe heraus, nun schreien Alle: Rom! Rom! Und aus Mänteln und Krägen sich loswickelnd arbeiten sie sich aus dem Wagen, um des ersehnten frohen Anblicks zu genießen. Noch eine letzte Geduldprobe, noch ein Anhalten zum Mittagessen, noch ein sich Einpacken in den Wagen, noch ein Weiterziehen, Hügel auf, Hügel ab, noch ein sich Neigen der Sonne, bis auf einmal die recht hellstrahlende Freudensonne ihr aufgeht und zwei Miglien vor Rom ihr Ringseis ihr entgegenkommt.

In Palermo trafen wir die Regenzeit und froren jämmerlich in unseren ziegelgepflasterten, unheizbaren Räumen, daß ich, um mich warm zu halten, schier den ganzen Tag lesend im Bette lag und der Kronprinz uns gestattete, gleich ihm bei der Tafel in Mantel und Filzschuhen zu erscheinen.

Auf der Rückfahrt nach Neapel bekamen wir sehr gefährlichen Sturm, während dessen aber ununterbrochen die Sonne schien. Die geängstigten Reisenden, die nach südlicher Weise laut betend zum Himmel riefen, flehten den Kronprinzen an, er möge seine Autorität zur Geltung bringen, damit an einer der kleineren Inseln gelandet werde. Der Kronprinz erklärte, hier habe er sich dem Kapitän zu fügen, der ja auch die Erfahrung besitze, doch sprach er mit ihm und der Kapitän schalt die Leute, welche ihn veranlassen wollten, sein Schiff mit Absicht in die Nähe von Klippen und somit fast zweifellos zum Scheitern zu bringen. Bei diesem Sturme war ich Zeuge eines sehr boshaften Aktes südlicher Wuth. Von zwei im Takelwerk arbeitenden Matrosen mußte der Eine den andren etwas höher Befindlichen gereizt haben und dieser Letztere trat nun dem unterhalb an einer Segelstange Hangenden mit voller Wucht der genagelten Schuhe anhaltend auf die bloßen Hände; der Getretene mußte den Schmerz aushalten, denn ließ er los, so stürzte er rettungslos in's hochgehende Meer.

Am 10. Februar lief nach fünftägiger Fahrt das Schiff endlich wieder in Neapel ein, wo meine Damen, um Mitte Januar in guter Begleitung angekommen, einstweilen sich tüchtig umgesehen hatten und nach einiger vergeblichen Erwartung sogar vom alten Herrn Vesuvius mit etlichen seiner Späßchen zur Augenweide bedient worden waren. Ich will im Gegensatz zu dem Ungünstigen, was ich früher durch Landsleute über die Neapolitaner gehört hatte, nicht unerwähnt lassen, wie diesesmal sehr wackere Deutsche und Dänen, welche schon lang in Neapel ansäßig waren, dem Volke lebhaft das Wort redeten, wogegen der damalige

an keine eigne Wirthschaft Gebundenen unter den Landsleuten, wo nicht zu den Merkwürdigkeiten, so doch zu den Trattorien, und selbstverständlich mußte die Gesellschaft auch bei Don Rafaelle de Anglada unter dem üblichen Genuß von Alice (Sardellen), von Oliven und spanischem Pfeffer die feierliche Weinprobe halten, wobei der Gnädigste nicht verschmähte, mein Gast beim fürstlichen Spanier Alicante zu seyn[1]). — Ein anderes Frühstück, welchem auch Thorwaldsen beigewohnt, gab uns auf dem noch als Ruine in den halben Fluß hineinstarrenden Ponte Rotto der Baurath Klenze, ein Versprechen lösend, das er auf der Hinreise gethan. Als wir nämlich eines Abends bei unfreundlicher Witterung müd und durchfroren in Terni angelangt waren und in den kalten Zimmern mit ihren Ziegelböden trübselig umherstanden und saßen, da seufzte Klenze voll Mißmuth: „Ein paar Flaschen Aleatico wollt' ich Dem verehren, der heut mich zum Lachen brächte." Mir war selber nicht am behaglichsten zu Muth, aber jetzt fing ich Geschichtchen und Schwänke zu erzählen an, bald brach die Gesellschaft in Gelächter aus, der innere Frost

---

1) Anm. der Schreiberin. Als auf die Länge die Nomadenküche den Damen nicht wohlbekam, wie denn Friebel klagte, daß bei fast immer leerem Magen der zur Stärkung unentbehrliche Wein sie benebele, erlaubten der Nachbarschaft halber die gütigen Bunsen, mit ihrem Koch ein Abkommen zu treffen, ein in Rom nicht seltenes Verhältniß, für die Fremden oft von großer Bequemlichkeit. Daß auch dieß zu wünschen übrig ließ, zeigt ein Brief, in welchem Friederike den Freunden in der Heimath voll Entzücken von Rom geschwärmt hat, dann aber, um doch eine Schattenseite zu berühren, dieselben scherzend zu Tisch einlädt und meint, die Kost sei nicht vorherzubestimmen: Eine Kraftsuppe, mit der man jeden Fisch zu täuschen vermöchte als sei er in seinem heimischen Element; Rindfleisch, dessen weiche Masse die Zähne trefflich schone; Broccoli, Broccoli und wieder Brroccoli; und endlich ein Huhn, an dem niemals einige mitgebratene Federchen ermangeln, die ursprünglichen Farben des Erblichenen gefällig anzuzeigen. Ohne Früchte kostete das für die Person 1 fl. 15 kr.

und die Verstimmung waren gehoben — und der Aleatico folgte nach in Rom.

Bei einer Mahlzeit, zu welcher ein paar Tage nach ihrer Ankunft meine Damen vom Kronprinzen geladen wurden, erschienen auch die beiden Malerinen Bredl und Ellenrieder, letztere ein gar liebenswürdiges, bei großem Talent höchst anspruchsloses Wesen. Bekanntlich war der Kronprinz etwas schwerhörig; in weit höherem Grad waren es aber die zwei Künstlerinen und dabei, besonders Frl. Bredl, nicht ohne Redseligkeit. Da gab es denn bei Tisch eine solche Perlenschnur von Mißverständnissen, daß die Mitanwesenden auf eine wahre Folter gespannt waren. Einmal rief der Prinz, sein Glas erhebend und auf Vorherbesprochenes anspielend: „Pereat, Sie wissen schon, Bredl, was ich meine!“ Ehrerbietig erhob auch diese ihr Glas, knixte und erwiderte in verbindlichstem Tone: „Ihre Majestät die Kaiserin von Oesterreich!“ Die trocken sottovoce eingestreuten Bemerkungen des Baron Gumppenberg waren nicht geeignet, uns ernsthafter zu stimmen. Als der Kronprinz die Tafel aufgehoben und sich zurückgezogen, auch die zwei Künstlerinen sich entfernt hatten, da brach der angehäufte Lachstoff endlich mit solchem Ungestüm hervor, daß Klenze und ich uns in Gumppenberg's Zimmer auf den Boden warfen und vor wehthuendem Lachen uns darauf herumwälzten.

Mit dem alten Maler Müller — ich weiß nicht mehr warum man ihn Teufelsmüller nannte — gerieth ich jenes Jahr absichts- wenn auch in seinem Sinn nicht schuldlos, hart zusammen. Er speiste einmal beim Kronprinzen und erzählte Lustiges, was mich zu einem ganz harmlosen Scherz veranlaßte; Müller gab eine grobe beleidigende Antwort, die ich natürlich — an des Kronprinzen Tafel — mit Stillschweigen aufnahm. Nach Tisch aber stellte ich ihn zur Rede, und was vernahm ich nach manch leerem Wort als innersten Grund für des alten Künstlers Zorn? „Ich weiß es,“ fuhr er vor Ingrimm bebend heraus, „ich weiß es gewiß, daß Sie den

Overbeck für einen bessern Maler halten als mich." Nun war ich entwaffnet; ergeben in mein unvermeidliches Schicksal kehrte ich mich zur Gesellschaft.

Einst kamen wir auf unseren Wanderungen nach San Sebastiano, wo bekanntlich schlechte Luft herrschte. Der Pater, der uns umherführte, glaubte es einer besonderen Gnade des hl. Sebastian zu verdanken, daß er in 11 Jahren, die er dort verlebte, nur neunmal das Fieber gehabt [1]).

Bei meiner Abreise nach Neapel konnte ich meine Friedel und ihre Freundin mit beruhigtem Herzen zurücklassen [2]). Die Herrlichkeit zwar des tarpejischen Felsens erschien auf die Länge als zu entlegen und wurde mit einer netten Wohnung in „Via Felice" vertauscht, wo zwei ältliche Schwestern, scherzhaft le Gnocchi (die Klößchen) genannt, ihre Wirthinen wurden und sie mit befriedigender Kost versorgten [3]). Eine Kaffeeschenke im unteren Stock führte zu Ehren der drei unschönen Lenkerinen den Titel alle tre grazie. Bei Bunsen erschienen meine Damen nach wie vor, außerdem bei Baron Reden, dem hannöverschen Gesandten, wo an den Gesellschaftsabenden besonders die Engländer wie Ebbe und Fluth kamen und schwanden [4]), bei den Ehepaaren Overbeck,

1) Ich höre, daß jetzt durch Anpflanzung von Eukalyptuswäldern seitens der Mönche die schlimmsten Gegenden um Rom herum entfiebert werden.

2) Anm. der Schreiberin. Dennoch sagt Friederikens Tagbuch vom Abend des 2. November: „R. kam (zu Bunsen) und kündigte an, daß schon um 10 Nachts nach Sicilien abgereist wird. Ich erschrack, obgleich es keinen großen Unterschied macht, ob um 10 Abend oder 8 Uhr Früh, und konnte beim Souper nicht recht fröhlich werden. Wir gingen auf einen Augenblick nach Haus, um noch ruhig Abschied zu nehmen. In Messina hat ein Wolkenbruch schrecklich verwüstet, 300 Menschen kamen um."

3) Anm. der Schreiberin. Friederike meldet R.: „Morgen ziehen wir nach Via Felice und machen dadurch, wie Thorwaldsen galant bemerkt, lauter Felici — kommt aber mein Männele zurück, dann bin ich unter Allen la più felice."

4) Neben anmuthigen und entzückten Schilderungen englischer

Catel, Johannes und Flora Veit[1]), Platner, Eggers u. s. w.; auch in ein paar italienischen Häusern fanden sie sich sympathisch angezogen. An der italienischen Höflichkeit fällt Friederiken auf, daß sie nicht, wie die französische, in hergebrachten festen Formen sich bewege, sondern in freier, reizender Herzlichkeit, die bei der angebornen Grazie und Schönheit dieses Volkes, besonders gerade an Römern und Römerinen, einen bezaubernd zu nennenden Grad erreiche. — Zugleich war für die fernere Besichtigung Roms gesorgt; die Landsleute Glink[2]), Heinrich Heß, dessen jugendliche

---

Schönheiten, denen nur meist die Grazie in Gang und Armbewegung fehle, schreibt Friederike: „Ihr (der Engländer) Benehmen in Gesellschaft ist höchst sonderbar und nach unseren Begriffen unartig und linkisch; sie erscheinen immer, wenn Andere schon bald wieder gehen, in ganzen Schwärmen, 4, 5 Ladies in Einer Kette aneinanderhängend, treten sie ein, kommen bis in die Mitte des Zimmers, bekümmern sich nicht viel um Andere, selbst nicht um den Herrn und die Frau vom Hause, machen untereinander englische Conversation und laufen dann auf gleiche Weise fort, um ähnlich noch ein paar andere Gesellschaften zu beglücken." Die Damen waren — theils nach englischen, theils nach französischen Moden — höchst aufgeputzt als gingen sie zu Hof, aber nur ausnahmsweise mit Geschmack. Beliebt in Rom seien die Engländer nicht, so meint sie, und die Künstler spotteten viel über ihr Behandeln der Kunst als Waare.

1) Anm. der Schreiberin. „Bei Deinem geistlichen Schätzchen, der lieben hübschen Flora Veit waren wir auch ein halbes Stündchen", meldet Fr. schon am 1. Dezember.

2) Glink war ein bescheidener wackerer Mensch. Seine Schweigsamkeit, die besonders von des anderen Mitreisenden Hoyen Gesprächigkeit sich abhob, seine kurze Figur und seine schlichte Weise hatte ihm bei den Damen den freundlichgemeinten bayerischen Spitznamen „Bummberl" eingetragen. Zu Salurn in Tyrol frug während dem Essen die Kellnerin, auf ihn weisend, der sehr dunkel von Augen, Haar- und Hautfarbe war: „Ischt derr Herr a ganzzer Wellscher?" Allgemeines Lachen. „Weil ih noh kein Wort von ihm g'hört hab." — Glink war ein begabter Künstler, von dem ich noch einige treffliche, liebenswürdig empfundene Bilder

Heiterkeit uns manch' fröhliche Stunde bereitet hat, Schnorr[1]), Begas, Herr v. Elsholtz und verschiedene Andre, besonders Prof. Steudlin (Hofmeister bei Fürst Galitzin) machten es sich zur freundlichen Pflicht, die Damen zu geleiten, woraus dann unvorbereitet am Abend heitre Picknicks entstanden, indem die Herren in den nächsten Gassen umherliefen, kalte Küche und Wein zusammenzuholen, aus Brot die fehlenden Teller und Löffel schnitzelten und Kisten und Kasten zu Sitzen umgestalteten. Schnorr vermittelte Friederiken die Erlaubniß, ein Bild von Reinhold zu copiren[2]);

---

erworben habe. Merkwürdigerweise hat Rom nicht an ihm angeschlagen; „jetzt", meinte er damals, „weiß ich meinen Lehrer Langer erst recht zu schätzen."

1) Anm. der Schreiberin. In einem Briefe an R. sagt Friederike: „Schnorr ist eine sehr reine, edle Natur." Einmal berichtet sie, daß Schnorr sie und Regine besucht hat, und läßt R. rathen, von was die Rede gewesen sei? Von seiner (nämlich R.'s) Schönheit! Schnorr möchte ihn malen, wie er lebt und webt, so ernst, fest, liebevoll und geistig — Alles will sie ihm nicht verrathen, was gesagt worden, aus pädagogischen Gründen. Schon in einem früheren Briefe heißt es: 'daß und wie oft von ihm die Rede gewesen, brauchte er eigentlich nicht zu wissen, denn so was sage er ihr auch nicht. — Leider ist Schnorr's Vorhaben, so viel mir bekannt, nicht vollführt worden. Bei diesem Anlaß sei die Bemerkung gestattet: In letzter Zeit hat R. öfter erwähnt, daß Friederike in Rom sei mehrmals von Künstlern gezeichnet worden. Weil aber seine Umgebung sich nicht erinnert, daß er oder Friederike früher davon erzählt haben, so ist es ungewiß, ob nicht ein Irrthum des Gedächtnisses stattfinde. R. und die Seinigen wären sehr erfreut, wenn sie sichere Nachricht über ein etwa vorhandenes Bildniß der nunmehr Verewigten erhalten könnten, um so mehr, als das älteste Porträt, das sie von ihr besitzen, nicht weiter zurückreicht als etwa in ihr 48. Lebensjahr. Es ist öfter gefunden worden, daß ihre Züge Aehnlichkeit haben mit den weiblichen Schönheiten des Leonardo da Vinci.

2) Anm. der Schreiberin. Friederike schreibt an R.: „Wenn Du wieder kömmst, hoffe ich ein nettes kleines Bildchen für Dich gemalt zu haben, der gute Reinhold hat mir seinen Rath ver-

die ehemaligen Hausleute vom tarpejischen Felsen luden sie herzlich und uneigennützig ein, auch ferner in ihrem Garten zu zeichnen, und so füllten sich die Tage recht angenehm aus.

Selbst Thorwaldsen kam öfter zu Besuch, erwies sich höchst liebenswürdig, begleitete die Beiden durch Straßen und Plätze und machte sie aufmerksam auf dieses und jenes. Kannte doch Keiner von den Fremden die ewige Stadt nach ihrer künstlerischen Seite so gut wie er, der bereits 30 Jahre in ihr verbracht hatte; und dennoch versicherte er, noch immer von Zeit zu Zeit in Hofräumen und Winkeln neue Entdeckungen bis dahin ihm unbekannter Kunst-Merkwürdigkeiten zu machen. „Wie ist doch Thorwaldsen so freundlich und artig“, schreibt Friederike, „schade, daß nicht zur rechten Stunde die Rechte ihm erschienen; er wäre gewiß ein sehr guter lieber Ehemann geworden und manche seiner üblen Eigenschaften im Keime erstickt.“ Man hielt ihn nämlich nicht für glücklich, er habe sein Schicksal nach der Herzensseite verpfuscht. Dann lachte man über höchst auffallende Züge jener Engheit in Geldsachen, wie sie gerade bei Künstlern und zudem bei Junggesellen nicht selten mit Zügen der Großmuth sich beisammen finden, indem der ideale Trieb und der selbstsüchtige bald miteinander ringen, bald unvermittelt hintereinander herlaufen; dem entsprechend ein Gemisch von oft beleidigendem Mißtrauen mit unbegreiflicher Sorglosigkeit. So erzählte Frau Butti, seine sehr rechtschaffene Hausfrau (häufig die Mutter der Deutschen

---

sprochen. Catel hätte es wohl auch gethan, aber Catel ist so überaus galant und hätte mich nicht so freimüthig getadelt, und das macht, daß ich zu Reinhold mein Vertrauen faßte, der so schön, so schön malt. Reinhold ist Dir um des seligen Ehrhardt's willen sehr zugethan und freut sich, Dir in mir gefällig zu seyn. Mein lieber Ringseis, wie bist Du von so vielen Guten geliebt, wie verdienst Du es aber auch!“ — Schnorr hat uns in späterer Zeit mit großer Anerkennung von Friederikens Kunstverständniß erzählt.

genannt), die manchen Ausbruch seines Mißtrauens geduldig zu verschlucken pflegte, sie habe, da er einst nach Dänemark verreiste, seine Abwesenheit benützt, um die in schrecklicher Unordnung gehaltenen Zimmer, die man sonst niemals putzen durfte, recht gründlich ausstauben und reinigen zu lassen; aus Vorsicht habe sie überall selbst mit Hand angelegt und da fand sie hinter Büsten versteckt auf einem hohen Kasten verstaubte Papierchen, untersuchte sie zum Glück, ehe sie dieselben fortwürfe — was war hineingewickelt? Echte Perlen und Edelsteine! „Tritt man aber in seine Werkstatt, dann vergißt man all solchen kleinen Spuk, denn hier herrscht ganz und überwältigend sein guter Genius." Thorwaldsen's Deutsch ließ hie und da zu wünschen übrig; als die Plinius-eiche zu Grunde ging, sagte er von derselben: „Sie sind alt geworden, sie sind einen schönen Tod gestorben, sie sind in sich selbst zusammengefallen."

Um jene Zeit geschah es im Laden eines Büchsenmachers auf dem spanischen Platz, daß ein Engländer über den Preis eines von ihm bestellten Pistols mit dem Manne in Streit gerieth und sich soweit vergaß, ihm eine Ohrfeige zu geben. „Auf einen Schlag einen Stich", sagt der in seinem Ehrgefühl höchst empfindliche Römer, und so griff auch unser Büchsenmacher in höchster Wuth nach dem Messer und versetzte dem Fremden mehrere Stiche in den Unterleib, entfloh sodann und, wie man glaubte, zu den Franziskanern, während der Getroffene in der Werkstatt liegen blieb. Alles gerieth in Aufregung; Heß kam eben zu dem ergreifenden Moment, als der zitternde Vater und der Bruder des Mörders eingezogen wurden und dann in der Werkstatt Alles still ward, man meinte, daß bereits Todesruhe dort eingetreten. Das war nun nicht der Fall, doch blieb der Betroffene durch den Blutverlust in großer Lebensgefahr — um so tragischer, wenn es wahr ist, was man nachträglich erzählte, nicht der Beleidiger habe die Wunden erhalten, sondern ein Freund, der sich dazwischen geworfen, ein Verlobter,

den seine Braut nun pflege. Ob er gerettet worden, das weiß ich nicht.

Gelegentlich eines Besuches der Engelsburg schrieb mir Friederike: „Manche der Gefangenen, die kleinerer Vergehen schuldig sind, genießen der Freiheit, herumzugehen. Die römische Justiz soll bei allen Gebrechen doch das Gute haben, daß sie keinen Unterschied des Standes macht und den Vornehmen wie den Gemeinen straft.“ Bemerkenswerth erscheint es, daß man den heimlichen Diebstahl mehr verabscheut als den offenen Raub. „Wenn Jemand einen Menschen auf der Straße angreift und ihm seine Habe abnimmt, so wird er gelinder behandelt als wenn er heimlich in einem Hause, wo er aus- und eingeht, eine Kleinigkeit mitnimmt, und zwar aus dem Grunde: Beim offenen Angriff kann man sich noch vertheidigen, beim heimlichen Raub aber ist das mißbrauchte Vertrauen das Strafwürdigste. — Unter den Gefangenen sollen auch Ehebrecher seyn; denn wenn hier ein Mann zum Bischof geht und beweisen kann, daß aus dessen Sprengel Jemand seine Ehe gestört oder gar zum Bruche gebracht, so wird der Ehestörer oder -Brecher ohne Weiteres eingesperrt. Leider ist durch gegenseitige Toleranz diese weise Strenge ziemlich aufgehoben worden.“ Ein andermal erwähnt Friederike: „Wenn ein Mann eine Frau schlägt, wird er so strenge behandelt, daß Mancher auf fünf Jahre (deßhalb) in's Gefängniß kam.“

Als der Papst um jene Zeit schwer krank gewesen, schrieb mir Friederike am 28. Dezember: „Mit dem Befinden des Papstes geht es besser, doch glauben die Aerzte, daß er schwerlich länger als zwei, höchstens 6 Monate leben werde. Jetzt schon wieder läßt er sich Arbeiten vorlegen; die Thätigkeit seines Geistes scheint dem Willen, Gutes zu wirken, ganz gleich zu stehen. Kurz nach seiner Erwählung klopfte es um Mitternacht an der Pforte des großen Spitales — man erkundigt sich, wer herein wolle? Leo XII, war die Antwort. Er ging von Bett zu Bett, untersuchte selbst, befragte, und

war über den Zustand, in dem er diese Anstalt fand, sehr unzufrieden, besonders als er auf den Betten der Kranken eine Menge Wanzen entdeckte. Am folgenden Mittag kam er noch einmal in Begleitung des Cardinals X., des Protektors der Anstalt, der aber noch nicht in dieselbe gekommen war. Der Papst ließ sich Alles zeigen, versuchte die Kost und durchging abermals alle Säle; die Weiber schlugen, als der heilige Vater in ihrer Mitte war, einen solchen Lärm, daß er sich die Ohren zuhielt und Ruhe gebot. Eine Alte nahm sich auf seine Aufforderung den Muth, ihm die Klagen der Kranken vorzutragen, worauf der Papst dem Cardinal und anderen Vorstehern sehr ernste Worte gesagt habe. — Es ist Sitte gewesen, daß man auf Neujahr der Familie des Papstes Glückwünsche schrieb, alle Cardinäle rc. Leo verbot es ausdrücklich für seine Brüder; seiner Schwester als Dame möge man es als eine Höflichkeit erzeigen; den Uebrigen gebühre dergleichen nicht. — Er soll seine Verwandten in gehöriger Entfernung zu halten wissen, um auch den Schein einer Bevorzugung derselben von sich zu laden."

Die strenge Behandlung von Cardinälen gefiel den Römern wie den Fremden. Als aber bald darauf einige Maßregeln zur Volksreform ergriffen wurden, die in ihrer Schärfe vielleicht mehr wohlgemeint als durchführbar waren, z. B. um Streit und Mord beim Wein zu verhüten, das Gebot, daß in den Verkaufslokalen der Wein wirklich nur verkauft, nicht getrunken, sondern mitgenommen werde, da sank der Thermometer der Begeisterung rasch um viele Grade. Ein Cardinal, dem man Antheil an mißliebigen Erlassen zuschreiben mochte, wurde beim Aussteigen aus dem Wagen mit Pfeifen begrüßt, und da vollends der Papst die Funktionen in der Peterskirche nicht selber halten konnte, da hieß es mißvergnügt bei den schaulustigen Fremden und den gewinnsüchtigen Einheimischen: „Warum wählt man auch einen Papst, der unaufhörlich krank ist!" Am 2. Januar aber schrieb Friederike an die *Schwester*: „Es ist für Kirche und

Staat ein unendlich großer Verlust, wenn Leo XII. so früh stirbt als zu fürchten ist; er zeigt den größten Eifer für die Verbesserung des Volkes, und hat wirklich mit Aufopferung seiner selbst in der kurzen Zeit seines Pontifikats schon sehr viel Großes unternommen.... Die Sicherheit zur Nachtzeit in den Straßen soll ungestört seyn, Diebstahl in den Häusern sehr selten, der Weg nach Neapel am Tage sicherer als sonst". (Bei Nacht mit Extrapost zu reisen galt als unrathsam, weil die Postillone unzuverlässige Leute seyn sollten.)

Wenn übrigens die Sicherheit der Landstraßen an gewissen Stellen zu wünschen übrig ließ, so war rührend die zarte Liebe, welche in einem Frauenkloster Rom's den Anlaß gegeben, alle Nacht um ein Uhr aufzustehen und den Chor für Reisende zu beten, daß Gott sie vor Unheil behüten möge.

Da ich diese Notiz einem Briefe Friederikens entnehme, so sei noch Etliches aus ihren Aufzeichnungen hier eingereiht:

„Wir stießen bei Monte Caprino auf einen Geistlichen, der dem Volk auf der Straße eine Predigt hielt.... Es hat etwas Ergreifendes, der Priester auf einer Erhöhung, das Kreuz nebenan, Bruderschaftsmänner tragen ein paar brennende Lichter in Laternen, das Volk um ihn her. Es ist wohl gut, besonders in unseren Tagen, wenn die Prediger manchmal das Volk aufsuchen, gleichsam mit ihrem Besuch überraschen und es nicht darauf ankommen lassen, ob dasselbe in die Kirche geht oder nicht."

„Eine Leiche ward offen getragen und geleitet von einer Bruderschaft, die weißgekleidet, verkappt und barfuß ging. Es war ein alter Mann, sein Anblick nicht abschreckend. Eigenthümlicher Eindruck, einem Menschen, den man nie gekannt, zum ersten Male auf seinem ernsten letzten Gange zu begegnen." Und am 31. Dezember: „Es regnet stark, doch zieht feierlich, offen, die Leiche eines jungen Mannes vorüber. Sylvesterabend des Jahres und des Lebens! Gott

sei seiner Seele gnädig!" — „Heute bringt man das Hochwürdigste Allen, die nicht ausgehen können — in unserer Nachbarschaft einer Frau, die von einem Pferd überrannt worden." — „1. Januar 1824. Wir wollten im Lateran beichten, wo auf einer großen Anzahl von Beichtstühlen die Sprache angezeigt ist, die darin gesprochen werden kann. Wir gingen auf Lingua germanica los, aber leider war der deutsche Priester in's Vaterland gereist; ein Kirchendiener meinte, wir könnten ja bei Lingua spagnola zusprechen." — Am 5. Januar: „Der heutige Abend ist hier zur Bescheerung der Kleinen bestimmt. Die Idee gefällt mir eigentlich noch besser als unser Brauch zu Christkindchen: der Vorabend des Tages, an welchem die Weisen aus Morgenland dem Jesukindlein ihre Gaben gebracht[1]). Ein ganzer Laden voll Berchtesgadener und Nürnberger Waaren versetzte mich recht angenehm für einen Moment in die Heimat; die weiß und roth lackirten Puppengesichter mit den Zinnoberlippen, goldenen Ohrenringelchen und schneckenförmig gemalten Locken sahen mich wie alte Bekannte an, nicht weniger freuten mich die wackelnden Hühner mit dem rothen Tuchkamme am ver-

---

1) Gewiß ist unsere heimische Sitte an und für sich nicht minder schön; schließen die Römer sich den Weisen an, so wir uns den Hirten. Aber die Bescheerung ist bei uns so überwuchernd geworden, daß die Andacht entschieden darunter leidet, selbst in christlich gesinnten Familien. Möchte man doch auch bei der Feier am häuslichen Herd mehr Gewicht auf die heilige Poesie legen als auf Menge und Reichthum der Geschenke! Dann könnte es nicht geschehen, daß in einem Münchener Spielwaarenladen, vollgepfropft mit Bescheerungsgegenständen, auf die Frage nach Krippenfiguren, freilich vorlaut, freilich ohne genügende Berechtigung, geantwortet würde: „Das ist kein Artikel für München". Welch ernsteren Fingerzeig über entchristlichte Weihnachtsfeier in den Häusern so vieler Namenchristen kann es geben, als daß auch in Judenhäusern, in „aufgeklärten" natürlich, „zu Christkind bescheert" und der „Christbaum" geputzt wird?

goldeten Kopf, zwischen den blaurothen Stäben der geblümten Hühnersteige u. s. w."

Von den Erlebnissen meiner damaligen Reise nach Palermo ist mir wenig im Kopf und auf dem Papier geblieben. In Neapel trafen wir an der Tafel des österreichischen Commandirenden verschiedene seiner höheren Offiziere und deren Frauen. Etliche der letzteren dankten ihren Rang offenbar der Langweile einsamer Standquartiere in der Pußta, in den halbcivilisirten Grenzländern, vielleicht auch irgend einem uns näher gelegenen Landstädtchen. Von Haus aus bildungslos, besaßen diese Damen doch ein hohes Pflichtgefühl, gebildet zu erscheinen. So kritisirte die Eine sehr mißbilligend ein Theaterstück, indem sie die zur einzelnen Charakterrolle passenden Reden und Handlungen als aufgestellte Axiome und Vorbilder dem Verfasser in die Schuhe schob.

Ich ersuchte den Vorstand der kgl. Mineraliensammlung in Neapel, er möge gegen bayrische Steine, die ich mit mir führte, z. B. Berylli von Bodenmais im Tausch mir vesuvianische Produkte geben. „Ich bedaure, das nicht zu können," erwiderte er; „ich erhalte selber keine, denn Monticelli" (der bekannte Mineralog und Entdecker des nach dem Kronprinzen von Dänemark so genannten Christianit) „hat den Vesuv so gut wie in Pacht genommen; er besoldet sämmtliche Arbeiter, ihm alles Merkwürdige zu bringen." Daß dieser Vorstand, der mir gutmüthig und von gelassener Gemüthsart schien, aber ein Schüler Werner's war und Neptunist, um dieses wissenschaftlichen Umstandes willen von Monticelli höchst leidenschaftlich angefeindet wurde, davon habe ich mich selber überzeugt.

Auf einer der beiden Ueberfahrten zwischen Neapel und Palermo lag ich seekrank in meinem Kämmerlein auf dem Pfühl und wünschte mir den Tod. Im Nebenkämmerlein aber hörte ich den Baurath Klenze seufzen: „O, kann ich *denn nicht* sterben?!" Nach diesen Worten von seinem Lager

sich erhebend, schleppte er sich zu der viereckigen Fensteröffnung, welche durch einen mit Eisenkette befestigten Holzwürfel verstopft war, und stieß diesen heftig nach auswärts, um frische Luft zu erhalten. Ich hatte meine Fensteröffnung mit meinem Holzwürfel verschlossen, weil bei sehr bewegter See einige eingedrungene Wasserwogen mich fast in meiner Kajüte ersäuft hatten. Im eigenen Elend mich christlich erinnernd, daß eine Gemüthsbewegung, z. B. Entrüstung, höchst vortheilhaft auf den andren armen Todessehnsüchtigen zu wirken vermöchte, erhob ich mühselig, in frommer Absicht, mich vom Bett, ergriff ein im Kämmerchen befindliches Schilfrohr, öffnete meine Lucke und stieß mit großer Gewalt Klenze's Würfel in die seinige. Klenze ihn wieder hinaus-, ich wupp ihn wieder hinein-, er ihn zum zweiten, zum dritten Mal hinaus-, ich ihn augenblicklich ebenso wieder zurückstoßen — Klenze fluchen, ich in ein erschütterndes, Leib und Seele umstimmendes Gelächter ausbrechen, — nun endlich merkt er den Spuck und wettert über den Bösewicht, aber sein Befinden war gebessert und das meinige dazu.

Auf einem mit „Palermo" überschriebenen Zettel — von welcher meiner Reisen weiß ich nicht — finde ich unter Andrem zur Erinnerung verzeichnet: „Forderung (eines Trinkgeldes) von Seite eines Telegrafisten, weil er zuerst die Ankunft des Prinzen angezeigt"[1]), sodann eines Mauthner's, „weil er uns so günstig durchgelassen." — „Heiseres Schreien der Schiffer. Drängen beim Auspacken; Raufen, weil Jeder etwas tragen will" (soll übrigens in nordischen großen Landungsplätzen kaum geringer seyn.) — „Krätze an einer Verkäuferin von Kastanien. (Aerztlich) beobachtete Läusesucht. — Unter der Vorhalle einer Kirche liegt bettelnd ein wörtlich und vollständig Nackter. — Blaulich-schwarze Farbe der Gesichter; die verschiedenen Volksstämme kenntlich."

---

1) Hiebei ist selbstverständlich nicht an die heutige Telegraphie zu denken.

In Palermo trafen wir die Regenzeit und froren so jämmerlich in unseren ziegelgepflasterten, unheizbaren Räumen, daß ich, um mich warm zu halten, schier den ganzen Tag lesend im Bette lag und der Kronprinz uns gestattete, gleich ihm bei der Tafel in Mantel und Filzschuhen zu erscheinen.

Auf der Rückfahrt nach Neapel bekamen wir sehr gefährlichen Sturm, während dessen aber ununterbrochen die Sonne schien. Die geängstigten Reisenden, die nach südlicher Weise laut betend zum Himmel riefen, flehten den Kronprinzen an, er möge seine Autorität zur Geltung bringen, damit an einer der kleineren Inseln gelandet werde. Der Kronprinz erklärte, hier habe er sich dem Kapitän zu fügen, der ja auch die Erfahrung besitze, doch sprach er mit ihm und der Kapitän schalt die Leute, welche ihn veranlassen wollten, sein Schiff mit Absicht in die Nähe von Klippen und somit fast zweifellos zum Scheitern zu bringen. Bei diesem Sturme war ich Zeuge eines sehr boshaften Aktes südlicher Wuth. Von zwei im Takelwerk arbeitenden Matrosen mußte der Eine den andren etwas höher Befindlichen gereizt haben und dieser Letztere trat nun dem unterhalb an einer Segelstange Hangenden mit voller Wucht der genagelten Schuhe anhaltend auf die bloßen Hände; der Getretene mußte den Schmerz aushalten, denn ließ er los, so stürzte er rettungslos in's hochgehende Meer.

Am 10. Februar lief nach fünftägiger Fahrt das Schiff endlich wieder in Neapel ein, wo meine Damen, um Mitte Januar in guter Begleitung angekommen, einstweilen sich tüchtig umgesehen hatten und nach einiger vergeblichen Erwartung sogar vom alten Herrn Vesuvius mit etlichen seiner Späßchen zur Augenweide bedient worden waren. Ich will im Gegensatz zu dem Ungünstigen, was ich früher durch Landsleute über die Neapolitaner gehört hatte, nicht unerwähnt lassen, wie diesesmal sehr wackere Deutsche und Dänen, welche schon lang in Neapel ansäßig waren, dem *Volke lebhaft* das Wort redeten, wogegen der damalige

König sowohl im Privatleben wie in der Regierung vielen Anstoß gab.

Der Kronprinz reiste sogleich nach Rom zurück, ich aber hatte Erlaubniß, erst in einigen Tagen nachzufolgen und somit die Reise mit meinen Damen zu machen, was an und für sich mir sehr erwünscht war. Daß jedoch dieser Vergünstigung nicht reine Gunst, sondern vielmehr eine kleine Ungunst zu Grunde lag, das wußte ich sehr genau und werde alsbald davon berichten. Nicht die Ungnade, sondern deren Veranlassung trübte einigermaßen meine Stimmung; dennoch genoß ich gern meine Freiheit jene etlichen Tage, und in Rom angelangt hatten wir das Vergnügen, den uns so gütig und freundschaftlich gesinnten Grafen Seinsheim soeben aus der Heimath dort eintreffen zu sehen.

XIII.

Das neueste Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte.

Wenn man das 18. Jahrhundert mit dem Epitheton „das philosophische“ beehrt, so muß man das unserige wohl „das empirische“ nennen, denn unter allen Wissenschaften wird keine in so umfassender Weise cultivirt, als diejenige welche man als Naturwissenschaft im weitesten Sinne des Wortes bezeichnet. Neben dieser steht dann die Wissenschaft der Geschichte, welche auch ihrem eigentlichen Wesen nach auf Empirie beruht und sich leicht ihres Charakters entkleidet, wenn sie das Gebiet der Philosophie streift oder in Tendenz ausartet. Dieser Gefahr ist schon die Profangeschichte, namentlich der neueren Zeit, ausgesetzt, in noch

und indem er dieselbe als eine Fügung Gottes ansah, nannte er sich „durch Gottes Willen gekrönter Kaiser". Sehr zutreffend und schön charakterisirt Hergenröther das Verhältniß des römischen Kaisers zu den Fürsten und zu der Kirche, indem er sagt: „Nicht Territorialeroberer, sondern moralischer Leiter, Vorsitzender im Rathe der Könige, ihr Vorbild in der Vertheidigung der Kirche sollte der Kaiser seyn, Vermittler und Friedensbewahrer unter den Völkern, wie Verbreiter des Christenthums, weltliches Haupt eines christlichen Bruderbundes der Völker, wie das geistliche der Papst war." Für äußere Zeichen der wechselseitigen Abhängigkeit von Papst und Kaiser wurde durch wechselseitiges Entgegenkommen gleich von Anfang genügend gesorgt. Beide leisteten einander den Eid der Hulde, der Ergebenheit und der Verehrung. Wie für die Erlangung der Kaiserwürde die Krönung durch den Papst nöthig war, so konnte ein neugewählter Papst die kaiserliche Anerkennung nicht entbehren. Das Band der gegenseitigen Interessen der beiden obersten Gewalten wurde aber am festesten geknüpft durch die Kraft der Stütze, welche von Seiten der Kirche dem Kaiserthum gewährt ward. „Da bei den großen Stammes- und Volksverschiedenheiten die Universalität des Kaiserthums sich nur durch den Anschluß oder das Anknüpfen an ein anderes, bereits anerkanntes universelles Reich legitimiren und nur durch die Kirche in den Augen der Völker eine höhere Weihe erlangen konnte, so mußte auch seine Grundlage eine streng religiöse, katholische seyn, weshalb das neue Reich auch den Namen des ‚heiligen römischen Reiches' erhielt; zugleich sollte es universell seyn, was es nur durch die Kirche werden konnte, gestützt auf Rom, das Haupt der Welt." Allmählig nahmen im Mittelalter die gegenseitigen Beziehungen der geistlichen und weltlichen Gewalten unerschütterlich feststehende Formen an, welche Hergenröther in folgender Weise präcisirt: „1) Kaiser und Könige sind Gottes Diener und Stellvertreter, zu Gottesfurcht und strenger Gerechtigkeit verpflichtet, niemals berech-

tigt gegen Gottesgebote etwas zu wagen; 2) die geistliche Gewalt steht höher als die weltliche; 3) daher sind auch die Fürsten dem Urtheile der Kirche, wo es sich um Sünde handelt, unterworfen, 4) beide Gewalten aber zu einträchtigem Zusammenwirken zum Heile der Völker verpflichtet. 5) Keine Pflicht der weltlichen Macht steht höher als der Schutz der Kirche, der unschuldig Unterdrückten, der Schwachen und Hilflosen. 6) Die von der Kirche Ausgeschlossenen sind auch, wenn sie dauernd in diesem Ungehorsam beharren, der staatlichen Gemeinschaft der öffentlichen Aemter unwürdig, die kirchlich Geächteten auch politisch geächtet. 7) Die Kirche gestattet den christlichen Fürsten, die sie hoch geehrt wissen will, gerne vielfachen Einfluß auf ihre Angelegenheiten; 8) aber die eigenmächtige Einmischung der weltlichen Macht in das innere Gebiet der Religion ist verwerflich und verboten; 9) das was die Bischöfe lehren, haben vielmehr die Könige zu erfüllen. 10) Die Empörung gegen den König ist als schweres Verbrechen auch mit geistlichen Waffen zu bestrafen, namentlich mit der Excommunikation."

Das im Mittelalter so vielfach herrschende Streben, für Ideen der verschiedensten Art Symbole aufzustellen und somit Geistiges gewissermaßen körperlich greifbar zu machen, wußte auch für Staat und Kirche Sinnbilder zu finden, durch welche jene Potenzen in ihrem Verhältniß zueinander versinnbildlicht werden. So nennt sie Gregor VII. selbst „die zwei Augen am menschlichen Körper". Gottfried von Vendome und St. Bernhard reden von den zwei Schwertern, dem weltlichen und dem geistlichen, die beide zur Vertheidigung der Kirche dienen sollen, von denen das erstere *für* die Kirche, das zweite *von* ihr zu gebrauchen ist. Innocenz III. vergleicht Kirche und Staat mit den beiden Cherubim bei der Bundeslade sowie mit den zwei kostbaren und wunderbaren Säulen am Eingang zum Vestibulum des Tempels. Freilich vergaß man auch niemals, daß die oberste kirchliche Gewalt den Vorrang vor der weltlichen zu beanspruchen habe, was durch

das so häufig gebrauchte Bild von den zwei Himmelsleuchten ausgedrückt wurde. Die Sonne überstrahlt den Mond und dieser empfängt von ihr sein Licht; ebenso überstrahlt die Kirche den Staat durch ihren höhern Zweck und verklärt ihn zu höherem übernatürlichen Lichte. Ebenso blieb man der Superiorität der päpstlichen Gewalt stets eingedenk, von welcher Abt Wibald von Stablo 1148 an Papst Eugen III. schrieb: „Bei Euch ist das Manna, bei Euch die Ruthe (Aarons Stab), bei Euch die canonische Dispensation, die Erklärung der Gesetze, die Ermäßigung der Regel, bei Euch Wein und Oel; Eure Rechte vermag die Unterwürfigen zu schonen und die Uebermüthigen zu bekämpfen."

Das Vorstehende wird wohl zur Kennzeichnung von Hergenröther's Kirchengeschichte im Allgemeinen genügen und das Wesen derselben hinreichend klar stellen. Es erübrigt nunmehr einige Specialitäten in's Auge zu fassen und dann — einem so eminenten Gelehrten gegenüber freilich nur mit einem gewissen Bedenken und nicht ohne Scheu — auf einige wenige Punkte hinzuweisen, welche in einer gewiß bald zu erwartenden neuen Auflage oder in dem als Bd. 3 erscheinenden Supplement vielleicht eine Berücksichtigung finden wird.

Hier wollen wir zuvörderst betonen, daß unser Werk manche Einzelheiten enthält, die sich in Büchern ähnlicher Art nicht finden. Dieß ist z. B. der Fall in Bezug auf den erst von Dümmler entdeckten Eugenius Vulgarius, der mit einer tüchtigen gelehrten Bildung ausgestattet, an dem nach dem Tode des Papstes Formosus heftig entbrannten Streit über die Richtigkeit der Weihen und über die Reordination zu Gunsten des genannten Papstes gegen Stephan VII. und Sergius III. Partei ergriff.

Eine in Anbetracht ihrer Bedeutung und des ihr gebührenden Interesses allzu stiefmütterlich behandelte Partie ist diejenige welche die vorbonifatischen Missionen in Deutschland zum Gegenstand hat und es wäre wohl zu wünschen, daß diesem Mangel in ausgiebiger Weise abgeholfen würde.

Erst mit dem neuerwachten Nationalbewußtseyn in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts begann auch für das Studium der Kirchengeschichte in Deutschland eine glücklichere Aera und zwar wurde dieselbe auf katholischer Seite durch den geistig hochbegabten Convertiten Friedrich Leopold Graf zu Stolberg inaugurirt. Freilich führte derselbe seine auf breitester Basis angelegte Geschichte der Kirche nur bis zum J. 430, aber sie fand tüchtige Fortsetzer in Kerz und Brischar und wirkte besonders anregend. Unter den Männern, die sich in der Folge auf kirchengeschichtlichem Gebiete hervorragende Verdienste erworben, würdigt unser Verfasser namentlich Hefele und Döllinger, deren Arbeiten er als die für den ersten großen Zeitraum bedeutendsten bezeichnet.

Nachdem die kirchengeschichtlichen Compendien von Alzog und Ritter viele Jahre hindurch in den Händen der katholischen Studirenden gefunden wurden, da jenes neun, dieses sechs Auflagen erlebte, erschienen auf einmal zwei neue Lehrbücher der Kirchengeschichte von Kraus in Straßburg und Brück in Mainz, von denen gewiß jedes seine besonderen Vorzüge hat. Alle die vier genannten Kirchengeschichten bleiben jedoch an Reichhaltigkeit des Inhalts und Umfang hinter dem Hergenröther'schen Handbuch zurück. Da dasselbe nun aber zunächst auch für Studenten bestimmt ist, so gibt dessen Verfasser deutlich genug zu erkennen, daß er an die Candidaten der Theologie ziemlich hohe Forderungen stellt, was bei dem heutigen Stand der Geschichtswissenschaft und unter den gegenwärtigen kirchlichen Verhältnissen überall und namentlich in Deutschland jedenfalls den Beifall aller Wohlgesinnten verdient.

Wollen wir Hergenröther's Werk seinen Hauptzügen nach mit wenigen Worten charakterisiren, so müssen wir dasselbe als ein Produkt langjähriger, durch vielseitige Kenntnisse unterstützter Studien bezeichnen, die einerseits in einer unbegrenzten Liebe zur Kirche wurzeln, andererseits aber auch

Quellen für Beweismomente zur Entscheidung derselben nur das Todtenbuch von St. Peter, die Breves notitiae und den Indiculus oder das Congestum Arnonis, welche alle dem 8. Jahrhundert angehören, gelten läßt. Das Hauptgewicht legt er auf einen Satz in den Breves notitiae, welcher nach dem jetzt vollständigeren und besser gesichteten Text dieses wichtigen durch Friedrich Keinz herausgegebenen Dokuments lautet: „Quidam vero ex eis, qui ista illi dixerunt, discipuli sancti Ruodberti episcopi fuerunt et iuniorum eius, quidam filioli, ex quibus erat Isinhardus vir nobilis et filiolus beati senis Chunialdi presbyteri, et Maternus, Dignolus quoque discipulus et filiolus beati Gisilarii, atque Vitalis, Cencio atque Maurentius monachi sancti Ruodberti atque Joannis.“ Hiezu bemerkt dann Wattenbach in den Heidelberger Jahrbüchern a. a. O.: „Ich habe diesen Satz vollständig hierher gesetzt, weil man neuerdings wieder mit besonderem Eifer bemüht ist, den heil. Rupert um ein bis zwei Jahrhunderte hinauf zu rücken. Da möchte ich doch jeden, auf welchen etwa die vorgebrachten Scheingründe einigen Eindruck gemacht haben könnten, ersuchen, sich darüber klar zu werden, ob dieses ganze Dokument als erdichtet betrachtet werden kann, und wenn das nicht gut möglich ist, ob der obenstehende Satz in irgend einer Weise anders verstanden werden kann, als so: Bischof Virgil, der von 745 an der Salzburger Kirche vorstand, jedoch erst 767 die Bischofsweihe empfing und 784 gestorben ist, konnte noch Schüler des heil. Rupert befragen, und von ihm eingekleidete Mönche, denn das sind monachi sancti Ruodberti. Chunialdi und Gisilar aber sind bekannt als Rupert's Gehülfen, wie sich denn auch diese ganze Gesellschaft im Verbrüderungsbuch dicht bei einander befindet, die Geistlichen von erster Hand als monachi defuncti, Isanhart 42, 3 unter den noch lebenden vornehmen Laien. Chunialdi und Gisilar sind eben die vorher bezeichneten Jünger, iuniores, St. Ruperts, und die Taufpathen des Isinhard und Dignolus; letzterer war zugleich Schüler des Gisilar, und findet sich 52, 49 unter den ver-

heilige Zucht und weise, mit Milde gepaarte Strenge in ihrem Pflichtkreis. Noch treten in dieser Blüthezeit der ersten Christen bei der großen Zahl höherer Gnadengaben die Vorsteher nur selten mit ihrer vollen Autorität auf; aber die Grundzüge der kirchlichen Verfassung waren schon im Anfange gegeben und entfalten sich immer mehr; wo es das Bedürfniß erheischt, machen sich die von Christus und den Aposteln eingesetzten Gewalten geltend. So bietet dieses Zeitalter der jungen Kirche, das Zeitalter der Martyrer, auch bei der Dürftigkeit der vorhandenen Quellen ein erhebendes und großartiges Bild, die Kirche erweiset sich als göttliche Satzung, stark genug, die tiefgesunkene Welt zu erneuern, die Liebe und die Bewunderung der edleren Herzen zu gewinnen, ruhend auf festem, von Gott gegebenem Grunde, aber fortschreitend in ihrer Entfaltung nach Innen wie nach Außen."

Die den einzelnen Perioden vorausgeschickten Charakteristiken derselben sowie die als „Rückblicke" bezeichneten Reflexionen verdienen wohl alle höchst gelungen genannt zu werden. Wie plastisch gestaltet sich z. B. das Bild der Periode von Gregor VII. bis Bonifaz VIII. (1037—1303) durch die einfache Bezeichnung der abendländischen Christenheit als eine große Völkergenossenschaft, als eine Familie von Nationen unter oberster Leitung der geistlichen Gewalt, die sie zu gemeinsamen Unternehmungen aufrief und befähigte. Der Universalismus der Kirche triumphirte über die Selbstsucht der einzelnen Nationen, die ihre gemeinschaftliche Cultur von jener empfangen hatten. Priesterthum, Ritterthum, Bürgerthum wirken neben einander; Politik, Wissenschaft und Kunst wie das ganze Leben sind vom christlichen Geiste durchdrungen und in voller Harmonie. Zwei Ideen erschienen den Alten als die höchsten, für welche sie selbst ihr Leben einsetzten: Freiheit und Religion. Nur dem Gesetze Gottes unterworfen zu seyn, das die irdische Freiheit recht gebrauchen lehrte, der Ungerechtigkeit zu widerstehen, auch wenn sie

der mächtigste Fürst vertrat, das erschien als der Ruhm und die Zierde des großen und freien Mannes. Die Freiheit der Kirche zu schirmen war die erste Pflicht und die schönste Ehre ihrer Hirten. — Wie meisterhaft ist das Ringen der mittelalterlichen Entwickelung geschildert, als dieselbe nach dem Pontifikat Innocenz III. in eine rückgängige Bewegung eintrat und Schattenseiten zur Geltung kamen! „Die frische Begeisterung weicht träger Erschlaffung; die großartigen Institutionen arten aus und neue gewaltige Kämpfe mit der erstarkten weltlichen Gewalt, wie mit neu auftauchenden Geistesrichtungen, bereiten nach und nach eine völlige Umgestaltung vor, die das Mittelalter ebenso zu Grabe zu geleiten droht, wie dieses das heidnische Alterthum einst völlig zur Ruhestätte gebracht, aber der schwer heimgesuchten Kirche nur neue Siege und Triumphe unter neuen Verhältnissen bereitet."

Mit unverkennbarer Vorliebe verweilt der Verfasser bei den dem kirchlichen Leben gewidmeten Abschnitten, sowie bei der Behandlung der kirchlichen Hierarchie, des Cultus und der Sitten von Klerus und Volk. Dahingegen will uns scheinen, daß die kirchliche Kunst, besonders auch die Baukunst, etwas zu stiefmütterlich behandelt worden sei. Dieß gilt schon in Bezug auf die Periode von Karl d. Gr. bis Papst Gregor VII. und ebenso rücksichtlich der Glanzperiode der kirchlichen Baukunst, welche in die Zeit von Gregor VII. bis Bonifaz VIII. (1073—1303) fällt. Zu §. 377 (die Kunst im Dienste der Kirche) finden sich einige Sätze in Bezug auf den romanischen Styl ausgesprochen, welche doch wohl nicht ganz begründet erscheinen dürften. Ohne uns hier auf die Sache einlassen zu wollen, müssen wir es für einigermaßen bedenklich halten, wenn der Verfasser behauptet: „So herrliche Bauten er (der romanische Styl) auch lieferte, so lasteten doch hier die starren Mauermassen auf dem Pfeilerbau, die Kuppel wuchs nicht organisch *aus dem* Ganzen hervor, zwischen Kraft und Last fehlte die

gehörige Vermittlung." Um so eingehender wurde die kirchliche Wissenschaft behandelt und namentlich sind die §§. 309 bis 314 über die Universitäten nicht nur sehr interessant, sondern es bieten dieselben auch manches Neue, das unmittelbar aus den Quellen geschöpft ward. Ueber die höheren Studien in Deutschland und Frankreich enthält die Vita Alberti II. Moguntini, welche Jaffé in der Bibliotheca rerum Germanicarum, III. 565—603 zuerst und bis jetzt allein herausgab, und auf welche wir aufmerksam machen wollen, manche belehrende Mittheilungen. So wird z. B. von den Studien des jungen Adalbert, der ein Neffe des Erzbischofs Adalbert I. von Mainz war, zu Paris berichtet:

> Corpore jam sospes, animo nec languidus hospes
> discipulus dici dignatur et esse Thedrici;
> rethoricos flores variosque legendo colores,
> grammaticus fieri logicusque laborat haberi.
> His tribus intentus, set non ad singula lentus,
> quamque colens partem, decuit ceu qualibet artem.
> Disputat, opponit, probat et contraria ponit,
> infert concludens; fieri cavet hoc sibi prudens
> nec sinit opponi, quod ineptum sit rationi
> quodque refragetur logicae, vel inane probetur.
> Set neque rethoricam renuens, Ciceronis amicam,
> rethor et orator, defensor et insidiator,
> iudex et testis, studiis intentus honestis,
> esse laborabat. Causamque suo variabat
> arbitrio discens, huic convenientia miscens,
> coram doctore distinguens verba colore
> fictaque verborum. Geritur res ordine morum,
> ne tunc turbetur, cum seria causa movetur.

Es ist gewiß kein Zufall, aber jedenfalls sehr dankenswerth, daß der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit dem Verhältniß von Staat und Kirche widmete. Dieß zeigt sich schon in der Periode, welche mit Constantin d. Gr. beginnt und dann die Zeit der christlichen Kaiser behandelt. Besonders seit Theodosius d. Gr. verwandelte sich das römische Reich ziemlich rasch in ein christliches und mehr und mehr schwand der Gegensatz zwischen dem Kaiserthum und der

cension der Schrift des letzteren demselben Vorhalt darüber, daß er die Verschiedenheit der Auffassung von dem auf K. Heinrich III. übertragenen römischen Patriziat, welche doch zwischen ihm und Giesebrecht obwalte, auf einen leeren Wortstreit hinauszuführen suche. Es habe ihm (Lorenz) dieser Gegensatz doch wohl nicht verborgen bleiben können, da es auf der Hand liege, daß Giesebrecht das an das Patriziat geknüpfte kaiserliche Recht nur als ein Recht der Bezeichnung, Referent es aber als ein Recht der Ernennung des römischen Bischofs auffasse.

Ohne hier den wahren Inhalt des Satzes „Salvo debito honore“ rc. untersuchen zu wollen, bemerken wir nur, daß die unbestimmten und vieldeutigen Ausdrücke sehr leicht von Seiten der kaiserlichen Partei zu ihren Gunsten zu benutzen waren, und wir können uns daher des Verdachtes nicht erwehren, daß wir es bezüglich des Textes, in welchem jener Passus vorkommt, mit einer Fälschung durch die kirchenfeindliche Partei zu thun haben. Und ist es nicht merkwürdig, daß dieselbe, wie sie im 19. Jahrhundert besteht, aus den Machinationen ihrer würdigen Ahnen des 11. Jahrhunderts Vortheil zu ziehen eifrig sich angelegen seyn läßt? Die Kundgebungen eines zeitgenössischen Geschichtsforschers sind in der That zu belehrend, als daß wir dieselben an dieser Stelle unbeachtet lassen dürften. In der Vorrede zu seiner Schrift: „Papstwahl und Kaiserthum“ spricht sich nämlich O. Lorenz folgendermaßen aus: „Durch viele Beweise scheint es nunmehr gesichert, daß die Papstwahl keine reine kirchliche Angelegenheit sei und auch von keiner Seite jemals als solche betrachtet wurde; daß der Staat stets einen gewissen, wenn auch in den Formen sehr wechselnden Antheil an dem Pontifikatswechsel nahm; daß den staatlichen Gewalten unter allen Umständen ein auf einem freien Willensakt beruhendes Entschließungsrecht der Papstwahl gegenüber vorbehalten blieb; daß die dem Papste im Staate eingeräumten Rechte auf der Anerkennung des Pontifikatswechsels

tigt, gegen Gottesgebote etwas zu wagen; 2) die geistliche Gewalt steht höher als die weltliche; 3) daher sind auch die Fürsten dem Urtheile der Kirche, wo es sich um Sünde handelt, unterworfen, 4) beide Gewalten aber zu einträchtigem Zusammenwirken zum Heile der Völker verpflichtet. 5) Keine Pflicht der weltlichen Macht steht höher als der Schutz der Kirche, der unschuldig Unterdrückten, der Schwachen und Hilflosen. 6) Die von der Kirche Ausgeschlossenen sind auch, wenn sie dauernd in diesem Ungehorsam beharren, der staatlichen Gemeinschaft der öffentlichen Aemter unwürdig, die kirchlich Geächteten auch politisch geächtet. 7) Die Kirche gestattet den christlichen Fürsten, die sie hoch geehrt wissen will, gerne vielfachen Einfluß auf ihre Angelegenheiten; 8) aber die eigenmächtige Einmischung der weltlichen Macht in das innere Gebiet der Religion ist verwerflich und verboten; 9) das was die Bischöfe lehren, haben vielmehr die Könige zu erfüllen. 10) Die Empörung gegen den König ist als schweres Verbrechen auch mit geistlichen Waffen zu bestrafen, namentlich mit der Excommunikation."

Das im Mittelalter so vielfach herrschende Streben, für Ideen der verschiedensten Art Symbole aufzustellen und somit Geistiges gewissermaßen körperlich greifbar zu machen, wußte auch für Staat und Kirche Sinnbilder zu finden, durch welche jene Potenzen in ihrem Verhältniß zueinander versinnbildlicht werden. So nennt sie Gregor VII. selbst „die zwei Augen am menschlichen Körper". Gottfried von Vendome und St. Bernhard reden von den zwei Schwertern, dem weltlichen und dem geistlichen, die beide zur Vertheidigung der Kirche dienen sollen, von denen das erstere für die Kirche, das zweite von ihr zu gebrauchen ist. Innocenz III. vergleicht Kirche und Staat mit den beiden Cherubim bei der Bundeslade sowie mit den zwei kostbaren und wunderbaren Säulen am Eingang zum Vestibulum des Tempels. Freilich vergaß man auch niemals, daß die oberste kirchliche Gewalt den Vorrang vor der weltlichen zu beanspruchen habe, was durch

klug, dem erst zehnjährigen Heinrich IV. und der damalige Richtung seines Hofes gegenüber angesichts der nächsten Papstwahl den legitimen Wählern möglichst freie Hand zu lassen; schon sah Nikolaus im Geiste das drohende Unheil voraus und nicht gewillt den weltlichen Machthabern den entscheidenden Einfluß auf die höchsten Interessen der Kirche zu gestatten, wie er auch den französischen König durch den Erzbischof Gervasius von Rheims nachdrücklich vor weiteren Ereignissen warnen ließ, konnte er das durch die Noth früherer Päpste einzelnen Herrschern zugestandene Privilegium nicht für ein Recht halten, das unter allen Umständen aufrecht gehalten werden müsse, auch da, wo es statt zum Vortheil, nur zum Nachtheil der Kirche Anwendung finden sollte. Sicher waren die Cardinäle von Nikolaus, der im Juli 1061 zu Florenz starb, für alle möglichen Fälle vorbereitet worden."

Zu den gediegensten Partien in unserem Werke gehört die Behandlung der Häresien, Spaltungen und theologischen Streitigkeiten in der griechischen Kirche, was hervorzuheben freilich fast überflüssig erscheinen muß, da ja Hergenröther's Photius, ein wahrhaft classisches Werk, wie an Umfang so an Tiefe der Forschung auf dem kirchenhistorisch so überaus wichtigen Gebiet der Trennung der griechischen von der römischen Kirche alle früheren Leistungen weit hinter sich zurückläßt. Aber auch die Erneuerung des Schismas unter Michael Cärularius im 11. Jahrhundert erfährt eine so exakte Behandlung, wie sie nur aus der genauesten Bekanntschaft mit dem gesammten Quellenmaterial hervorgehen kann. Das nämliche gilt übrigens auch von der Ausführung über die Häresie Berengars und wir möchten nur wünschen, daß dem neuerdings erschienenen Buche eines protestantischen Professors der Kirchengeschichte in Göttingen („Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter" von Hermann Reuter, Berlin 1875—77) in dem zu erwartenden Bande, welcher *den gelehrten* Apparat enthalten soll, in Bezug auf Berengar

Wenn von St. Rupert gesagt wird: „Sein Wirken fällt nach den Einen auf 580—620, nach den Anderen auf 690“, so ist die berühmte Controverse über das Zeitalter des Bajuwarenapostels nicht genugsam gekennzeichnet, da sich die Differenz über dasselbe vom Anfang des 6. bis in das 8. Jahrhundert erstreckt. Ist doch in den letzten zwei Decennien eine reiche Literatur über diese Frage entstanden, bei welcher wir einen Augenblick verweilen wollen, wenn sie auch nach Wattenbach (Heidelberger Jahrbücher, 63. Jahrg. S. 24) „in Wirklichkeit keine mehr ist“ oder wenn man, wie ein Gelehrter in den Histor.-polit. Blättern Bd. 78, S. 719 vermuthet, „mit einigem Grund zweifeln kann, ob die Geschichtsforschung in der Frage des Zeitalters und der Zeit der apostolischen Thätigkeit des heil. Rupert je einmal zu einem ganz sicheren Resultat gelangen wird.“ Für die älteste Zeit traten neuerdings ein: Koch-Sternfeld, im Archiv für österreichische Geschichtsquellen 1850, Bd. II. 385; P. Mittermüller, Zeitalter des heil. Rupert, 1855; Friedrich, Das wahre Zeitalter des heil. Rupert, 1866; Huber, Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christenthums in Südostdeutschland, Bd. II. 1875. Das andere Extrem fand seinen Hauptvertreter an Blumberger, Ueber die Frage vom Zeitalter des heil. Rupert (Archiv für österreichische Geschichtskunde X. 329—368), welcher die Christianisirung Bayerns in den Anfang des 8. Jahrhunderts setzen zu müssen glaubt, „weil hiedurch der Anforderung der Tradition, Rupert als den Apostel der Bayern anzuerkennen, ebenso Genüge geschehe, als der Forschung der Kritik, welche das jüngere Zeitalter Ruperts festhalten müsse.“ Die meisten und tüchtigsten Forscher unserer Tage halten an der von Hansiz vertretenen Meinung fest, nämlich daß Herzog Theodo im J. 696 den Bischof Rupert von Worms zu sich berufen und sich mit seinen Bayern von ihm habe taufen lassen. Wir wollen hier nur auf Wattenbach recurriren, welcher im Archiv für österreichische Geschichtsquellen 1850 II. 499 unsere Frage behandelt und als

wünschen, daß der Gebrauch derselben als ein kostbares Er
aus grauer Vorzeit wieder allgemein zu Ehren komme. Ein
fleißige Hinzufügung von Jahreszahlen zu den Marginalien
würde die Uebersicht noch wesentlich erleichtern.

So wollen wir denn hoffen, daß unser Handbuch der
Kirchengeschichte unter den Studirenden der Theologie und
auch in weiteren Kreisen der gebildeten Stände den reichsten
Segen bringen wird. Denn die Fülle des in demselben ge-
botenen und in geschmackvoller Weise verarbeiteten historischen
Materials läßt die Kirche in einem so hellen, durchsichtigen
und wahren Lichte erscheinen, daß über das eigentliche Wesen
derselben nur ein umnebelter Geist oder ein gänzlich ver-
stocktes Gemüth im Unklaren bleiben kann. Wer aber die
Kirche wirklich kennt, der muß sie als göttliche Heilsanstalt
verehren und lieben und muß namentlich die Ueberzeugung
gewinnen, daß es außerhalb derselben keine Cultur gibt.

XIV.

Onno Klopp's Geschichte Westeuropa's von 1660 bis 1714.

IV.

Der dritte Band[1]) des Klopp'schen Werkes ist de
drei ersten Regierungsjahren des Königs Jakob I
von England (1685 bis zum März 1688) gewidmet. Jeder
der drei Jahre ist ein Buch zugetheilt. Die ebenso genaue
wie ruhigen Auseinandersetzungen des Verfassers liefern gleic

1) Wien 1876. XVI. 478 S.

storbenen Mönchen. Es wird wohl derselbe seyn, welchen, wie mehrere hier genannte, auch Arn noch befragen konnte. Wie man sich dem Gewicht des Dokumentes entziehen kann, ist mir unbegreiflich, und die Geschichte jener Zeiten bietet wahrlich Schwierigkeiten genug, so daß man nicht nöthig hat, sie durch Sophistereien zu vermehren." Der Ansicht Wattenbach's schloß sich Quitzmann an, welcher in seiner ältesten Geschichte der Bayern S. 209 ff. die Rupertusfrage eingehend untersucht, und neuestens bekennt sich auch Kerschbaumer in seiner Geschichte des Bisthums St. Pölten S. 134 unbedingt zu derselben.

Mit dem Zeitalter St. Ruperts steht aber auch dasjenige St. Emmerams in nächster Beziehung, da der letztere als der jüngere Zeitgenosse des ersteren zu betrachten ist. Gehört aber St. Rupert dem Schluß des 7. Jahrhunderts (696) an, so ist hienach die Annahme Hergenröther's zu bemessen, welcher die Ermordung St. Emmerams zwischen 654 und 659 setzt. Nach einer Combination Büdinger's in seiner höchst gediegenen Abhandlung „Zur Kritik altbayerischer Geschichte" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie XXIII. 368 — 392) fiele die Missionsthätigkeit Emmerams zwischen die Jahre 712 bis 715 und seine Ermordung, welche mit der Romreise des Herzogs Theodo in Verbindung zu bringen sei, in's Jahr 716.

Zu dem Abschnitt, welcher den heil. Bonifatius und dessen Wirken zum Gegenstand hat, glauben wir einiges bemerken zu sollen. Zunächst sei erwähnt, daß der um die Chronologie der Geschichte des heil. Bonifatius wohlverdiente Dünzelmann die erste Romreise unseres Apostels wiederholt in's Jahr 717 und nicht in's Jahr 718 zu setzen sich veranlaßt sah. — Der Ort Amanaburch in Willibaldi Vita S. Bonifatii ist doch wohl zweifelsohne Ameneburg in Hessen (Burg an der Amena, Ohm) und kann gewiß nicht durch Hammelburg (Burg des Hamulo) gedeutet werden, wie Reinerding, Der heil. Bonifatius, S. 39 und 240 nachweist. — Bezüglich der

paart sich hier mit einer klugen Politik. Denn ohne di
offene Bekenntniß der katholischen Religion hätte er niema
den Verdacht und das Mißtrauen seiner Unterthanen übe
winden können. Dazu ferner leuchtet hervor die Billigke
Denn je nachdrücklicher man in sich selber die Macht d
Gewissens erfahren, welche das offene Bekenntniß forde
desto mehr ist man verpflichtet, dieselbe Macht zu achten a
in Anderen. Es ist daher gewiß, daß dieser Fürst seine R
gierung begonnen hat mit einem Akte des Muthes, der A
richtigkeit, der Weisheit, der Gerechtigkeit, vor welchem
Leidenschaften von beiden Seiten zu schweigen haben."
Ranke's Behauptung: „Die öffentliche Feier des Meßopf
im Widerspruch mit den Gesetzen erregte Antipathien, wel
nicht niederzuhalten waren", ist also in den Quellen nicht
gründet.

Wir sehen: Jakob that im Anfang seiner Regieru
nichts gegen die Protestanten und andrerseits nichts Wese
liches für die Katholiken; in der Charwoche verleugnete
seinen katholischen Glauben nicht (S. 38 f.), bei der Krönung
gegen vermied er sorgfältigst, gegen die protestantischen V
urtheile zu verstoßen (S. 41). Diese Krönung bezeich
der Verfasser als den Höhepunkt des Einverständnisses zw
schen König und Volk.

Eine solche Eintracht aber wollte nicht der friedl
König von Frankreich. Daß die Stellung des neuen Kön
von England sich im Innern mehr und mehr befestigte u
in Folge davon seine Achtung im Auslande wuchs (der Kai
wie der Oranier und Karl II. setzten große Hoffnungen
Jakob), war ihm höchst unerwünscht. Hatte er schon v
Anfang an (S. 14 f.) Jakob II. mit Mißtrauen beobacht
so stieg dies Mißtrauen jetzt immer mehr (S. 33, 36, 4
Allmählig wuchs bei Ludwig XIV. der Verdacht empor, d
Jakob II ihn ausnutzen wolle, um dann sich gegen ihn
wenden. Die Hoffnungen Ludwigs auf die Verwendbark
Jakobs nach Außen waren zerstört und die Hoffnung, E

Wort „tractantes“ näher bezeichnete Privilegium der Cardinalbischöfe nur als eine Vergünstigung angesehen werden, durch welche ihnen der in die Denominatio und die Deliberatio zerfallende Erwählungsakt völlig überlassen wurde. Darum nenne das Dekret sie auch weiterhin die „praeduces in promovenda pontificis electione“, und fasse alle Uebrigen, die sich durch Zustimmung an der electio betheiligten, als „sequaces“ zusammen.

Zu dem gerade diametral entgegengesetzten Resultat kommt die allerneueste Untersuchung über unser Wahldekret von Bernhardi. Demselben erscheint nämlich in Rücksicht auf die Rechte des Königs Text II mit Nothwendigkeit verwerflich, aber auch die Bevorzugung der Cardinalbischöfe hält er für eine Fälschung. Nicht nur die Ueberlieferung der Texte mache das Vorrecht der Cardinalbischöfe sehr fraglich, sondern auch die Thatsachen sprächen durchaus dagegen. — Waitz nun begleitet diese Ausführungen mit der Bemerkung, daß er sich mit den Resultaten der vorstehenden Darstellung in keiner Weise befreunden könne.

Den wichtigsten und am meisten erwogenen Satz in Text I: „salvo debito honore et reverentia dilectissimi filii nostri Heinrici, qui inpresentiarum rex habetur, et futurus imperator deo concedente speratur“ faßt Hergenröther in folgender Weise auf. „Man wollte der Zukunft nicht vorgreifen, noch auch den deutschen Hof beleidigen; unter der Ehrerbietung gegen den König dachten sich wohl die streng kirchlich Gesinnten die Anzeige der geschehenen Wahl, die auf die kaiserlichen Rechte Bedachten deren Bestätigung; nahm man aber auch letztere Bedeutung, so sollte das Recht nur kraft eines bloß der Person geltenden Indultes geübt werden, das daher bei einem neuen Kaiser der Erneuerung bedurfte.“ Hier fehlt die dritte, sehr belangreiche und zweifelsohne auch begründete Auffassung, welche in der allerjüngsten Zeit zwei sehr feurige Vertreter an Zöpffel und an Lorenz gefunden hat. Der erstere macht noch in seiner Re-

pörung im Geheimen mitgewirkt, Ludwig XIV. oder Wilhelm III., anbelangt, so kann es nach der lichtvollen Auseinandersetzung Klopp's (S. 64 f., 70 f.) kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß der Oranier mit Recht Ludwig XIV. beschuldigte, die Rebellen in England bezahlt zu haben. Ranke's Ansicht, daß die Empörung in England, welche er euphemistisch „Unternehmung" nennt, „nicht von anderen Potenzen (sic) unterstützt worden wären", ist somit irrig und nur aus der Sympathie, welche Ludwig XIV. bei diesem Schriftsteller genießt, zu erklären[1]). Ebenso unrichtig ist die Ansicht desselben Schriftstellers, Monmouth habe „die Sache der Nonconformisten gegen die Uniformität und der politischen Freiheit gegen den emporkommenden Willen des Herrschers vertheidigt. Monmouth war nichts mehr als ein Abenteurer (S. 79).

Die Bewältigung Monmouth's war der Höhepunkt des Glücks für König Jakob. Die Wendung erfolgte bald. Es ist jedoch falsch, anzunehmen, der Rückschlag der Stimmung gegen Jakob sei erfolgt in Folge seines harten Auftretens gegen die Rebellen. Es ist eines der vielen Verdienste Klopp's, evident nachgewiesen zu haben, daß die zuerst von Burnet ausgesprochene und seitdem oft wiederholte Ansicht, daß an der grausamen Behandlung der Rebellen der Strom der Popularität des Königs von England sich gebrochen habe, falsch ist. Jene Ansicht ist eine spätere, der Sachlage von 1685 nicht entsprechende Meinung. An Jakob's Geburtstage (14. Oktober) sah man in London die Läden geschlossen, Freudenfeuer brennen, überhaupt eine Loyalität sich kund ge-

1) So auffallend es Vielen auch erscheinen mag, Thatsache ist, daß Ludwigs XIV. rechtloses Thun und Treiben nie von einem Deutschen so mild beurtheilt worden ist, wie von Ranke. Es ist ganz wunderbar, mit welcher Glätte er von den Rechtsverletzungen des französischen Königs spricht und mit welch' eisiger Kälte er die „Unternehmungen" dieses Königs im römisch-deutschen Reich berichtet.

als solchen und der durch die Wahl erhobenen Person andererseits beruht und daß endlich hierin bei allem Wechsel der Formen eine ununterbrochene Praxis seit Constantin dem Großen bis auf unsere Zeit im wesentlichen unverändert fortdauerte." Die Sybel'sche Zeitschrift will daraus praktische Consequenzen für die Gegenwart ziehen!

Eine rücksichtlich des Wahldekrets Nikolaus II. überaus wichtige Frage ist die, ob dasselbe noch von dem genannten Papst selbst eine Aenderung erhalten hat oder nicht. Die Meinungen hierüber sind unter den Historikern getheilt, doch glauben wir mit Hergenröther annehmen zu sollen, daß die Bestimmungen über die Papstwahl, wie sie durch die römische Synode von 1060—61 getroffen wurden, wirklich in die Praxis übergingen. Diese Verordnungen stellten nämlich fest: Wer durch Geld, Menschengunst oder Volksauflauf oder Soldaten ohne die einige und kanonische Wahl der Cardinalbischöfe und darauf der übrigen Ordnungen der Kleriker auf den apostolischen Stuhl gesetzt wird, soll nicht für einen Papst oder Apostolicus, sondern für einen Apostaten gelten und den Cardinalbischöfen mit gottesfürchtigen Geistlichen und Laien erlaubt seyn, den Eindringling auch mittelst des Anathema und menschlicher Hülfe und Bemühung vom apostolischen Stuhle zu vertreiben und den von ihnen für würdig Erachteten vorzuziehen, nöthigenfalls auch außerhalb der Stadt an einem ihnen gefälligen Orte sich zur Vornahme einer solchen Wahl zu versammeln; der Gewählte soll auch schon, bevor er vom heiligen Stuhle Besitz genommen, die Kirche zu regieren befugt seyn.

An diese Verordnungen knüpft Hergenröther folgende, wie uns scheint mit den thatsächlichen Verhältnissen wohlübereinstimmende Reflexionen: „Hier ward unter Wiederholung früherer Bestimmungen das dem deutschen König verliehene Indult nicht mehr ausdrücklich erwähnt, aber ebenso wenig ausdrücklich zurückgenommen, was zu dessen völliger Beseitigung doch erforderlich gewesen wäre. Wahrscheinlich hielt man es für

verkennt dieses Verhältniß vollständig. Zum Beweise des Gesagten werfe man einen Blick in die historischen Darstellungen dieser Zeit. Den französischen Historikern ohne Ausnahme erscheint der „große König" als guter Katholik. Ein Gleiches behaupten die Engländer, vor Allem Macaulay[1]). Bei keinem Historiker finden wir jedoch jene falsche Behauptung nachdrücklicher ausgesprochen, als bei dem vornehmsten Repräsentanten der modern protestantisch-preußischen Geschichtschreibung, bei L. Ranke. In Anbetracht der großen Verbreitung von Ranke's Schriften und der Wichtigkeit des Gegenstandes mag es als gerechtfertigt erscheinen, wenn wir auf die Frage etwas eingehen. Wir haben gesehen, daß Ranke in den „Päpsten" Ludwig XIV. gut katholisch nennt. An einer anderen Stelle desselben Werkes (III. 115) meint er sogar, Ludwig sei zu jener grausamen Ausrottung der Hugenotten geschritten „vorzüglich deßhalb, um sich als vollkommen rechtgläubig auszuweisen"! Ranke fügt, ohne Angabe einer Quelle, hinzu: „Er glaubte damit der katholischen Kirche einen großen Dienst zu leisten"[2]). Noch schärfer spricht Ranke seine Ansicht über die kirchliche Stellung Ludwigs XIV. in seiner „französischen Geschichte" aus. Er sagt: „Die Idee der objektiv das Heilige repräsentirenden Kirche, mit dem unbedingten Verdienst, welche in seiner Förderung liegt, die Ueberzeugung, daß dieselbe die Gnade Gottes an und für sich auf die Reiche und Staaten herabziehe, hatte die anti-protestantische Politik Ludwigs XIV. hauptsächlich hervorgebracht und sie war ein Beweggrund seiner ganzen

1) History of England (Tauchnitz ed.) I. 197. II. 38. 248 und öfter.

2) Bei Erwähnung der energischen Mißbilligung des Verfahrens Ludwigs XIV. durch den Papst fügt Ranke hinzu: „Der römische Hof wollte jetzt mit einer Bekehrung durch bewaffnete Apostel nichts zu schaffen haben." Diese Bemerkung würde den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen, wenn wir an Stelle des Wortes „jetzt" das Wort „stets" setzen.

eine seiner hohen Bedeutung würdige Berücksichtigung zu Theil werde.

In der alten und jüngsthin wieder vielfach ventilirten Streitfrage über den Autor der Nachfolge Christi, welche jetzt nur noch zwischen Thomas von Kempen und Johannes Gersen von Vercelli schwebt, hat Hergenröther sich zu Gunsten des letzteren entschieden. Den Argumenten gegenüber, welche sich aus den uralten Handschriften und den Uebersetzungen sowie aus dem Umstande ergeben, daß sich schon bei Bonaventura Citate aus der „Nachfolge" finden, werden die Verfechter des Thomas allerdings einen schweren Stand haben. Ueber die diese Controverse betreffende neueste Literatur handelt G. (r i s a r) in der Zeitschrift für katholische Theologie 1. Jahrgang, Heft 3 (Innsbruck 1877) in höchst concisêr Weise und auch er „kann nicht verhehlen, daß nach seiner Meinung die Sache des Benediktinerabts Gersen eine gewonnene ist." Außerdem bemerkt er, daß Ritter von Gregory (Histoire du livre de l'Imitation. Paris 1843) der gar nicht unwahrscheinlichen Ansicht sei, die schon durch den Namen nahe gelegt werde, daß Gersens Geschlecht von deutscher Abkunft gewesen sei. Bei dieser Annahme finde auch das befremdliche Auftreten der Germanismen in der „Nachfolge", wie z. B. jenes Si totam bibliam exterius scires, die passendste Erklärung. Hier wollen wir aber aus der Bibliotheca Belgica ed. Foppens. II, 1136 die in Bezug auf den Styl der Bücher der Nachfolge gemachte Bemerkung hinzufügen: „Qui tamen eo scripti sunt stylo, qui nomini neque Gallo neque Italo sed Belgae tantum possit competere." Im Uebrigen wird an dieser Stelle auf P. Heribertus Rosweydus verwiesen, welcher in Vindiciis Kempensibus ausführlicher über die sprachliche Seite in der „Nachfolge" handelt.

Schließlich dürfen wir die Technik des besprochenen Buches als einen keineswegs zu unterschätzenden Vorzug desselben nicht unerwähnt lassen. Namentlich zollen wir den Marginalinhaltsangaben unseren Beifall und möchten nur

…ente in der damaligen Geschichte in den Vordergrund stellt. — Es ist mehr als fraglich, ob es den thatsächlichen Verhältnissen entspricht, das religiöse Moment so sehr hervortreten zu lassen. Dieser Gedanke regt sich namentlich bei der Lektüre des großen Werkes von Onno Klopp. Er vernachlässigt das religiöse Moment keineswegs, aber in erster Linie steht bei ihm das politische, und in diesem Hervorheben des politischen Gesichtspunktes sehen wir eines seiner hauptsächlichsten Verdienste. Die Ansichten Ranke's prüfen wir am besten, wenn wir in Kürze die lichtvolle Parallele wiedergeben, welche Klopp zwischen den gleichzeitigen Bemühungen Ludwigs XIV., Jakobs II. und des Kaisers Leopold für „katholische Zwecke", für eine kirchliche Reunion zieht (90 ff., 198 ff.). Betrachten wir zunächst die Reunionsversuche Kaiser Leopolds, welche Klopp an der Hand der in Wien und Hannover aufbewahrten Papiere von Spinola und Leibniz schildert.

Die Aussichten auf eine Reunion der Protestanten mit der allgemeinen Kirche lagen damals im römischen Reich deutscher Nation günstiger als in anderen Ländern. „Denn wie auch immer die Einzelnen gesinnt seyn mochten, in den officiell von beiden Seiten vereinbarten Aktenstücken jener Zeit erschien die kirchliche Spaltung nicht als ein Bruch für immer, geschweige denn als ein Glück, sondern als ein beklagenswerther Riß der Christenheit. Der Klage, wenn sie aufrichtig gemeint war, entsprach der Wunsch des Aufhörens, der Heilung des Spaltes." Klopp erinnert mit Recht daran, daß in allen officiell von beiden Seiten vereinbarten Aktenstücken des 16. und 17. Jahrhunderts, vor Allem im Instrument des westfälischen Friedens, diese Klage öfters ausgesprochen wird. Die specielle Basis für solche Bestrebungen bestand in der Augsburgischen Confession, dem wichtigsten symbolischen Buche der Lutheraner und theilweise auch der deutschen Reformirten. In dem Eingange derselben legen die Unterzeichner Appell ein an ein allgemeines, von dem Papste

für das erste Regierungsjahr Jakobs ein höchst merkwürdiges Ergebniß. Fast allgemein hat man bisher angenommen, daß schon von Anfang an die katholische Religion des Königs Jakob als solche seinen Unterthanen in England zum besonderen Anstoß gereichte. Diese Ansicht, welche auch Ranke in seiner englischen Geschichte (6, 9 ff.) theilt, ist nach der Darlegung Klopp's nicht haltbar. Jakob II. war während seines ersten Regierungsjahres ein populärer König. Gleich seine ersten Maßregeln machten den günstigsten Eindruck. Er schickte nicht bloß die Maitresse des Bruders fort, sondern entließ auch die eigene, eine Miß Sedley. Jakobs Anrede an den geheimen Rath, in welchem er erklärte, „er werde sein Bestreben richten auf die Bewahrung der Regierung in Staat und Kirche, wie sie festgestellt durch das Gesetz", machte den günstigsten Eindruck. Bereits am nächsten Tage überreichten die in London anwesenden anglikanischen Bischöfe dem Könige eine Dankadresse. Die protestantischen Engländer waren mit den Handlungen des neuen katholischen Königs zufrieden. Vor allem die ersten Schritte des Königs in kirchlicher Beziehung zeigten, daß er keineswegs beabsichtige, die kirchlichen Ueberzeugungen seiner Unterthanen zu verletzen: die Leichenfeier Karls war nicht nach katholischem Ritus veranstaltet (S. 21). Nur Unkenntniß oder Fanatismus kann es dem König verargen, daß er in seiner Kapelle von Whitehall bei offenen Thüren die hl. Messe lesen ließ: die Zeitgenossen urtheilten anders. Mit Recht erinnert Klopp an das warme Lob, welches der bekannte Skeptiker Bayle dem Verfahren Jakobs spendet. Bayle schrieb damals: „Das weise Verhalten dieses neuen Königs mäßigt einerseits die Furcht, andrerseits die Hoffnung der verschiedenen Parteien. Er selbst bekennt sich offen zur römisch-katholischen Kirche; aber er erklärt zugleich, der anglikanischen ihren Besitz und ihr Recht zu belassen. Es ist die würdige Haltung eines Königs, welcher sowohl dem eigenen Gewissen Genüge thut, als der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen Andere. Der Muth

„habe Alles gethan, um mit der Kirche in gutem Vernehm[en] zu stehen“, ist somit völlig unrichtig.

Ueberhaupt kehrt die Ranke'sche Darstellung, sowohl [in] der französischen Geschichte wie in derjenigen der Päpste, d[as] Verhältniß zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. völl[ig] um; die Aggressive ist nur bei dem Könige von Frankreich, bei dem päpstlichen Stuhle die Defensive. Was nun die andere Seite der kirchlichen Stellung Ludwigs XIV., sein Verfahren gegen die Hugenotten, vor Allem die Aufhebung des Edikts von Nantes anbelangt, so macht Klopp mit Recht nachdrücklich darauf aufmerksam, daß das Betragen des Königs von Frankreich gegenüber den Hugenotten eng verwoben ist mit dem gegenüber dem Papste. „Die gallikanischen Artikel und der Rechtsbruch an den Hugenotten waren Kinder desselben Geistes, Schößlinge derselben Wurzel, nämlich des sich selbst vergötternden Staates, concentrirt in das Königthum Ludwigs XIV.“ (S. 103). Wir halten den Nachweis dieses Zusammenhangs im kirchlich-politischen Streben Ludwigs XIV. für eine der glänzendsten Partien des Klopp'schen Geschichtswerkes. Leider wird dieser Zusammenhang nur selten gewürdigt. Die moderne protestantisch-preußische Geschichtsschreibung will noch immer nicht unterscheiden zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Könige von Frankreich. Die Ansicht, Ludwig XIV. sei aus Religionseifer zur Unterdrückung der Hugenotten geschritten, eine Ansicht, welche Ranke und seine Schule[1]) vertritt, läßt sich der nüchternen Forschung gegenüber nicht halten. Wir würden die uns hier gewährten Grenzen überschreiten, wollten wir auch nur in Kürze die Gründe, welche Klopp gegen jene Ansicht vorbringt (S. 100 f. 104 f. 107 — 112), aufzählen[2]).

1) Auch K. von Noorden (Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert I. 1. S. 30) nennt die Hugenotten mit Emphase „die Martyrer des katholischen Despotismus.“

2) Wir brauchen dieß um so weniger, da Klopp sich über diesen

land durch innere Zwietracht lahm zu legen, schwand täglich mehr (S. 55). Das Parlament war voll Loyalität gegen Jakob (S. 52 f.). Es ist der Mühe werth, gegenüber der zu weit getriebenen Ansicht, Jakob habe von Anfang zu Gunsten der Katholiken die Gesetze durchbrechen wollen, hier darauf hinzuweisen, daß Jakob, bei aller Willfährigkeit dieses Parlamentes, demselben nicht irgend einen Vorschlag gemacht hatte, der aufgefaßt werden konnte als direkte oder indirekte Begünstigung der katholischen Kirche (S. 57).

Schon mehrmals haben wir es hervorgehoben, wie die holländische Republik, namentlich unter der Führung Oraniens, dem Franzosenkönige bei allen seinen Plänen hinderlich im Wege stand, 1685 noch mehr als 1672. Wenn es ihm gelang, die Republik und England zu entzweien, so durfte Ludwig XIV. nach den Erfahrungen des letzten großen Krieges sich sagen, daß den anderen Mitgliedern einer Coalition, die sich etwa bilden würde, seine Macht allein gewachsen war, ja sogar, daß er wieder (wie von 1680—1685) nehmen dürfe ohne Krieg. Nun war jetzt der ungünstige Fall eingetreten, daß Jakob II. sich nicht lenken ließ. Dem Franzosenkönig blieb also nur noch das andere Mittel, England durch inneren Zwist lahm zu legen. Auch diese Hoffnung hatte bei der loyalen Haltung des Parlaments wenig Chancen. In diesem Moment erfolgte die bekannte Empörung Monmouth's. Sie gab Ludwig XIV. die Hoffnung, wenn nicht beide, so doch eine jener Absichten zu verwirklichen. Gelang es ihm nicht, England durch Bürgerkrieg aktionsunfähig zu machen, so gedachte er diese Empörung wenigstens zu benützen, um Jakob II. und Wilhelm III. unheilbar zu entzweien. Monmouth unterlag. Im Haag wie in Wien und Madrid herrschte Freude über Jakob's Sieg: das Vertrauen auf ihn festigte sich dort von Tag zu Tag (S. 75). Die eine Hoffnung Ludwig's XIV. war dahin; auch die andere, Jakob II. und Wilhelm III. zu entzweien, sollte sich noch nicht erfüllen. Was die Frage, wer bei Monmouth's Em-

lichen Interesse der Allgewalt seines Königthums. Er erstrebte sie mit Hintansetzung des positiven Rechts, kraft der allumfassenden Staatsgewalt, die sich concentriren sollte in seiner Person, durch Drohung und durch Zwang. Darum erregte er wider sich den glühenden Haß der Mißhandelten, und fand bei dem Haupte der Kirche, bei Innocenz XI., unverhehlte Mißbilligung. — Jakob II. verband ähnlich wie Ludwig XIV. in sich die Begriffe Religion und Königthum, oder richtiger dessen was er unter diesen Begriffen verstand, zu einem untrennbaren Ganzen .... Wie der Zweck Jakob's, die Zurückführung von England zum Dogma der katholischen Kirche, schon an sich einen unlauteren Zusatz erhielt durch die Verquickung mit dem Begriffe des Königthums nach der Art Ludwig's XIV.: so entsprachen dieser Unlauterkeit erst recht die Mittel."

Der Verfasser schildert diese aus unlauteren Motiven entsprungenen und theilweise mit unlauteren Mitteln versuchten Katholisirungsbestrebungen Jakob's in eingehender Weise (S. 200 ff. 313 ff. 335 f. 379 f. 396 f.) Dem König standen bei diesem Versuche vorzugsweise der ehrgeizige Jesuitenpater Peters sowie einige katholische Lords zur Seite. Es ist schon damals behauptet worden, der indiscrete Religionseifer Jakob's II. werde von den Jesuiten angefacht und zwar zu Gunsten Frankreichs. In neuerer Zeit hat diese Behauptung Ranke (Engl. Gesch. 6, 151 ff.) sehr nachdrücklich wiederholt. Er spricht von dem „Treiben der Jesuiten", von einer „jesuitischen Faktion, die den König umgab" und Aehnlichem. Solche Ansichten werden durch die Klopp'sche Darstellung widerlegt. Klopp weist darauf hin (S. 200), daß es der Jesuit Simons war, welcher dem Könige Jakob mit Bezug auf einen unlauteren Vorschlag zu Gunsten des Katholicismus noch vor seiner Conversion zurief: „Die Kirche und der Stuhl Petri haben nicht die Macht Böses gut zu heißen, damit Gutes davon komme." Mit Recht macht er ferner darauf aufmerksam, daß der Jesuitenorden damals

ben, wie die Augenzeugen unter Karl II. sie nie erblickt (S. 81).

Die Wendung im Geschick Jakob's II. erfolgte Anfangs November 1685, kurz vor dem Zusammentritte des Parlaments. Damals verlauteten rasch nach einander eine Reihe von Nachrichten, welche das protestantische Gefühl der Engländer tief erregten (S. 128). Es erfolgte endlich am 9.|19. November die Thronrede, in der Jakob erklärte, sich um die verschiedenen Testakte nicht kümmern zu wollen. Dadurch drängte er das Parlament auf den Standpunkt der Vertheidigung, er trieb das loyale Parlament um des Schutzes der eigenen Rechte willen zur Opposition[1]).

So war denn der von Ludwig XIV. längst ersehnte Spalt in England da. Wir sehen seinen Gesandten Barillon geschäftig, neue Keile hinein zu treiben. Ueberaus tragisch ist es nun, wie Jakob II. in unglaublicher Verblendung mitarbeitet an diesem traurigen Werke (S. 141 ff.) Barillon bewog durch sein Gold die Opposition im Parlamente aufzutreten gegen Jakob II. Gleichzeitig aber feuerte er Jakob II an, nichtachtend der Ueberzeugung des englischen Parlamentes und Volkes, „für die katholische Religion" energisch vorzugehen. Wir sehen also Jakob II. wie Ludwig XIV. vor der Welt auftreten als Vertreter der katholischen Kirche. Wenngleich es für den Kundigen keiner näheren Erörterung bedarf, daß Könige, am wenigsten Könige wie Ludwig XIV. und Jakob II., die katholische Kirche nicht vertreten und nicht vertreten konnten, so müssen wir doch dem Verfasser Recht geben, daß er dieß in längerer Auseinandersetzung darlegt. Denn die neuere wie ältere protestantische Geschichtsforschung

1) Es ist interessant, daß die Opposition im Unterhause nur mit einer Stimme Mehrheit siegte. In diese eine Stimme concentrirt sich der Wendepunkt der Regierung Jakobs II. Diese eine Stimme ist zugleich der Beweis, wie schwer es dem loyalen Unterhause wurde, die Provokation *des Königs* aufzunehmen (S. 132).

Haltung in der Welt" (IV. 332). An einer andern Stelle (IV. 413. 419) meint der Berliner Historiker: „der katholischen Kirche zu genügen, war eine seiner vornehmsten Bestrebungen." Dieser Auffassung entsprechend stellt er den Conflikt Ludwigs mit dem Papste als von letzterem verursacht dar, der König dagegen „hat Alles gethan, um mit der Kirche in gutem Einvernehmen zu stehen." Nur einmal scheint sich dem Verfasser der „französischen Geschichte" ein Zweifel bezüglich der Katholicität Ludwigs aufgedrängt zu haben, aber er beruhigt sich mit der Bemerkung, „der König und sein Conseil seien mit nichten ultramontan gesinnt" gewesen. Im übrigen erscheint Ludwig XIV. bei Ranke stets als Vertreter der katholischen Kirche. Bei der Schilderung der beginnenden Hugenotten-Verfolgung legt Ranke großes Gewicht darauf, daß Ludwig XIV. so viel daran gelegen, „die Protestanten mit der alten Kirche zu versöhnen" (III. 512). Dieselbe Ansicht finden wir in seiner englischen Geschichte wo möglich noch in stärkerer Form. Wir lesen da (6, 290): „Ludwig XIV., welcher großmüthig und uneigennützig erschien, noch mehr als er es war (bei Unterstützung des vertriebenen Jakob II.), wurde um so mehr als der vornehmste Rückhalt und Schutz der katholischen und der dynastischen Ideen in der Welt betrachtet. Von der Verbindung der beiden Könige erwarteten die Royalisten die Aufrechterhaltung der alten Formen des Staates, die Katholiken die Befestigung und Ausbreitung ihrer Kirche." Gegenüber den „gut katholischen" Ludwig XIV. und Jakob II. stellt nun Ranke den „protestantischen" Wilhelm III. Er construirt sich einen europäischen Gegensatz zwischen der „katholisch-romanischen Monarchie" Ludwigs XIV. und der „protestantisch-parlamentarischen Verfassung" Englands (Engl. Geschichte 7, 1) und findet immer, daß „in dem Interesse des Königs von Frankreich sich damals die katholische Aktion im westlichen Europa concentrirte" (ibid. 6, 160). Wir sehen, wie Ranke stets die religiösen, oder vielmehr die protestantischen und anti-protestantischen Mo-

lichen Interesse der Allgewalt seines Königthums. Er strebte sie mit Hintansetzung des positiven Rechts, kraft allumfassenden Staatsgewalt, die sich concentriren sollte seiner Person, durch Drohung und durch Zwang. Da erregte er wider sich den glühenden Haß der Mißhandel und fand bei dem Haupte der Kirche, bei Innocenz XI., verhehlte Mißbilligung. — Jakob II. verband ähnlich Ludwig XIV. in sich die Begriffe Religion und Königth oder richtiger dessen was er unter diesen Begriffen verstan zu einem untrennbaren Ganzen.... Wie der Zweck Jakob' die Zurückführung von England zum Dogma der katholisch Kirche, schon an sich einen unlauteren Zusatz erhielt dur die Verquickung mit dem Begriffe des Königthums nach de Art Ludwig's XIV.: so entsprachen dieser Unlauterkeit erst recht die Mittel."

Der Verfasser schildert diese aus unlauteren Motiven entsprungenen und theilweise mit unlauteren Mitteln versuchten Katholisirungsbestrebungen Jakob's in eingehender Weise (S. 200 ff. 313 ff. 335 f. 379 f. 396 f.) Dem König standen bei diesem Versuche vorzugsweise der ehrgeizige Jesuitenpater Peters sowie einige katholische Lords zur Seite. Es ist schon damals behauptet worden, der indiscrete Religionseifer Jakob's II. werde von den Jesuiten angefacht und zwar zu Gunsten Frankreichs. In neuerer Zeit hat diese Behauptung Ranke (Engl. Gesch. 6, 151 ff.) sehr nachdrücklich wiederholt. Er spricht von dem „Treiben der Jesuiten", von einer „jesuitischen Faktion, die den König umgab" und Aehnlichem. Solche Ansichten werden durch die Klopp'sche Darstellung widerlegt. Klopp weist darauf hin (S. 200), daß es der Jesuit Simons war, welcher dem Könige Jakob mit Bezug auf einen unlauteren Vorschlag zu Gunsten des Katholicismus noch vor seiner Conversion zurief: „Die Kirche und der Stuhl Petri haben nicht die Macht Böses gut zu heißen, damit Gutes davon komme." Mit Recht macht er ferner darauf aufmerksam, daß der Jesuitenorden damals

zu berufendes Concil. „Nun liegt es vor Augen, sagt Leibniz, daß derjenige welcher Berufung einlegt an einen Richter, die Jurisdiktion desselben anerkennt.“ Die Augsburger Confession ist somit die stets geöffnete Thür zum Wiedereintritt der Getrennten in die allgemeine Kirche. Von diesem Gedanken gingen Kaiser Leopold und der große Franziskaner Spinola aus. Letzterer unternahm im Auftrage des Kaisers für die Reunion große Reisen, Papst Innocenz XI. ermuthigte ihn, die Generale der großen Orden unterstützten ihn (S. 96). Kaiser Leopold seinerseits kam durch Concessionen an die Protestanten in Ungarn entgegen. Da trat dem segensreichen Werke der Gönner des Rebellen Tököly, der Freund der Türken, der Widersacher des Papstes, Ludwig XIV. entgegen (S. 98).

Die kirchliche Reunion in seinem Reiche verwirklichte Ludwig XIV. durch die gewaltsame Bekehrung der Hugenotten. Es ist bemerkenswerth, daß zur selben Zeit, in welcher dieser König die Lehre der gallikanischen Artikel befahl, eine lange Reihe von Zwangsmaßregeln gegen die Hugenotten erfolgte. Ueberaus charakteristisch ist das Verhalten des Königs gegenüber dem päpstlichen Stuhl. Seinem Gesandten Crequi in Rom gab Ludwig XIV. die Instruktion: „Behandeln Sie bei jeder Gelegenheit, die sich darbietet, den päpstlichen Stuhl mit aller Härte, bis er mir Satisfaktion gibt. Lassen Sie ihm nichts hingehen, was immer es sei, dessen er sich vor der Welt zu seinem Vortheile bedienen könnte: kurz kränken Sie ihn auf alle Weise“ (S. 85). Zur selben Zeit gab Ludwig Portugal den Rath, eine von Rom losgelöste Nationalkirche zu gründen (Bd. 1 S. 60). Aehnliche Zwecke verfolgte Ludwig XIV. in seinem eigenen Reiche; wenn er auch nicht zu dem festen Entschlusse eines Schisma gelangte, so waren doch Velleitäten in dieser Richtung unverkennbar. Die gallikanischen Artikel mußten folgerecht zur Losreißung der französischen Kirche von Rom, zu einer französischen Nationalkirche führen. Die Behauptung Ranke's, Ludwig

sich namentlich in Holland das Gerücht, daß ein geh
Einverständniß bestehe zwischen den beiden Königen von
land und Frankreich. Im Februar 1686 erhob sich aber
das Gerücht einer solchen geheimen Allianz (S. 167
Es war der König von Frankreich, von welchem diese
sage ausging. In Folge derselben mußte bei den Hollän
die Furcht aufsteigen vor der Erneuerung des Jahres 1
wo sie, einen Krieg mit England nicht ahnend, plötzlich
demselben überrascht und überfallen waren. Das Schre
des Dover-Vertrags erhob sich abermals. Wenn ein so
Bündniß entsprechend dem Dover-Vertrage bestand, s
wuchs den Holländern aus der Pflicht der Selbsterha
die Forderung, sich nicht zum zweiten Male überrasche
lassen. Jakob II. verneinte das Gerücht und diese Vernei
fand noch einmal Glauben. Allein es tauchte immer w
von neuem auf. Die Handlungen Jakob's, welcher die T
weite der Anklage, die in demselben lag, nicht erka
machten das Gerücht nur wahrscheinlicher. Bereits im A
1686 warnt Wilhelm die Republik, vor einem Angriff
lands auf der Hut zu seyn (S. 229. 239). Immer
steigt der Verdacht einer englisch-französischen Allianz (S.
Die Franzosen sind unermüdlich in der Erneuerung
falschen Gerüchtes (S. 267). So wird die Spannung
schen Jakob II. und seinem Schwiegersohn Wilhelm i
schärfer (S. 237 f.).

Zur selben Zeit verkündete die französische Politi
Mähr einer neuen antifranzösischen Liga, geschlossen zu A
burg im Juli 1686. „Das Uebergewicht der derm
und späteren französischen Literatur in Europa hat d
Augsburger Bündnisse, la ligue d'Augsbourg genannt,
Bedeutung beigelegt, die dasselbe nicht besaß. Unge
dessen daß Pufendorf, Leibniz, Bolingbroke und Ande
richtig gewürdigt, hat in der Geschichtschreibung von W
europa die künstliche Aufbauschung, welche damals im
teresse der Politik Ludwig XIV. dieß Bündniß erfahren,

Es fragt sich endlich, ist Ranke's Ansicht von dem Katholicismus Jakob's II. richtig? Wir können uns hier sehr kurz fassen und das zweideutige Verhalten Jakob's bei Aufhebung des Ediktes von Nantes (S. 112—114) übergehen; ein Wort König Jakob's II. genügt um darzuthun, daß sein Katholicismus sehr zweifelhafter Natur war: Jakob II. schrieb an den Papst, von welchem er für Pater Peters den Cardinalshut verlangte, „man könne ein guter römischer Katholik seyn und doch dabei des Stuhles von Rom entbehren"! (S. 395). Es ist kein Zweifel, der Katholicismus Jakob's II. war principiell nicht verschieden von dem was Ludwig XIV. unter diesem Worte verstand. Entsprechend dieser so grundverschiedenen Auffassung des Katholicismus waren auch die Reunionsversuche der Könige von England und Frankreich gar sehr verschieden von denen des römischen Kaisers.

„Der Kaiser," so resumirt Klopp (S. 198 f.), erstrebte die kirchliche Reunion im Interesse des Friedens seiner Völker, namentlich der Ungarn, im Interesse ferner der Einigung, der Festigung des Reiches. Er erstrebte sie von der Grundlage aus der Anerkennung des positiven Rechtes, vermittelst einer Transaktion, deren Ausgangspunkte gegeben waren in den geschlossenen Verträgen, so wie in den eigenen Bekenntnißschriften der Protestanten. Darum ward ihm von Vielen warme Anerkennung entgegengetragen, von dem Papste Innocenz XI. lobende Ermuthigung. — Ludwig XIV. erstrebte die kirchliche Reunion seiner Unterthanen im vermeint-

Punkt in seiner Studie über Wilhelm III. bereits in diesen Blättern (Bd. 76 S. 496—509, 629—643) näher ausgesprochen hat. Dort ist auch das merkwürdige und schlagende Urtheil, welches Wilhelm von Oranien über die Hugenotten-Verfolgung dem kaiserlichen Gesandten gegenüber geäußert hat, zuerst aus den Akten mitgetheilt worden. Am wichtigsten bleibt stets das Verdammungsurtheil des Papstes Innocenz XI. über die gewaltsamen Bekehrungen des Königs von Frankreich.

das Fehlende bei der Recension des vierten Bandes, w
die Katastrophe Jakob's II. und die große Allianz von
behandelt, nachholen.

Ludwig Pasto

XV.

Vor dem Friedensschluß.

(Aus Oesterreich.)

Ende Januar 187

Es ist unmöglich zu sagen, was werden soll, wohl
ist es gewiß, daß der bevorstehende Friede jedenfall
Keim neuer Zwietracht und neuen Blutvergießens i
bergen wird. Man hat vielleicht geglaubt, sich den
der Völker mit der Ersparung eines Bluttropfens z
dienen, während man sie der Gefahr, ja der Gewißheit
setzt, volle Ströme Blutes zu vergießen. Man ha
Pilatus die Hände zum Zeichen der Gesinnungsreinh
Wasser getaucht. Hat aber dieses Symbol dem röm
Landpfleger genützt? Has es ihm das Merkmal ein
rechten Richters und gewissenhaften Mannes aufged
Pilatus ist zum bildlichen Muster, zum Prototyp eines
Verwalters der Gerechtigkeit, zum kläglichen histo
Charakter geworden. Ja, wir werden den europäischen
den haben, aber auf wie lange? Bis morgen oder
morgen. Dann wird an die Stelle des lokalisirten K
die europäische Conflagration treten. Was ist dabei g
nen? Lohnt es sich der Mühe zaghaft und ungere

weder französisch noch kaiserlich gesinnt war. „Der Orden als solcher nahm nicht eine politische Partei, zumal da die Constitutionen eine solche Betheiligung ausschließen. Die Neigung nach dieser, nach jener Seite war individuell. Sie und ebenso das politische Urtheil im Falle einer Befragung konnte verschieden, ja entgegen gesetzt seyn in Mitgliedern desselben Collegs." Am eclatantesten zeigt sich dieß im Jahre 1689, wo der Kaiser sich mehrere Gutachten über die Frage der Anerkennung Wilhelm's III. geben läßt. Das Gutachten des Jesuiten Othmar ist dagegen, das des Jesuiten Menegatti für die Anerkennung (vgl. Bd. 4 S. 424 und 515). Wenn nun auch in England die Mehrzahl der dortigen Jesuiten im Sinne des Pater Peters aufgetreten seyn sollte, so zeigt doch das Urtheil des Paters Con nach der Flucht Jakob's II. (Bd. 4 S. 273 f.), daß auch dort die Gesammtheit nicht mit P. Peters ging. So viel ist sicher: die politische Thätigkeit der Jesuiten unter Jakob II. concentrirt sich allein auf den Namen des Paters Peters (S. 214). Wie wenig der Orden eine gewaltsame Bekehrung Englands durch Jakob II. gebilligt haben würde, erhellt daraus, daß der Jesuitengeneral Noyelle in einem Schreiben vom 19. August 1684 an ein Mitglied seines Ordens[1]) die friedlichen Reunionsbestrebungen Spinola's auf's nachdrücklichste billigt.

Das eine Ziel, den Zwiespalt zwischen dem katholischen König Jakob II. und seinen protestantischen Unterthanen, hatte Ludwig XIV. also erreicht. Unverdrossen arbeitete die arglistige Politik dieses Königs weiter an einem anderen Ziele, an der Entzweiung Jakob's mit der Republik Holland und mit Wilhelm von Oranien. Die Erfolge, welche der König von Frankreich hier errang, waren nicht minder gewichtig, als diejenigen welche er im Innern Englands erreichte.

Schon im ersten Jahre der Regierung Jakob's verbreitete

---

1) Vergl. Klopp's Leibniz-Ausgabe I. Bd. 7 S. 40.

das Fehlende bei der Recension des vierten ... die Katastrophe Jakob's II. und die gro... behandelt, nachholen.

Medi
anderer
...ffnung, daß
auf diese
nur mehr der
Wirklichkeit werd
welche bislang nur
Potenz eines wahren
werden. Dadurch
Dalmatien für Oest
verdreifacht. Dalm
auf welches es sich in seinen
kann. Wir ersehen aus
Plänen und Absichten der se
vernehmen aus der Zeit vor
Krieg, wie man Medaillen schlug, w
anticipirten und österreichisch Serbien mit
einem Staat vereinigt darstellten. J
den Stützpunkt solch' subversiver Tend
für unabhängig erklärt und passend vergr
Meint man, daß Oesterreich darin ein Zeich
Wohlwollens erkennen werde? Bosnien und
wina, ringsum von Slaven umgebene Landstreck
vielleicht als Trinkgeld anbieten. Oesterreich k
Bakschisch einstecken, aber wir verstehen
Eigenschaft jener Trinkgelder, welche russische
Braten zukommen lassen; sie brennen i
mehr Unheil als Vergnügen. Der Einfl
tief nach Rum-Ily hinein maßgebend
Oesterreich wird nicht mehr an
sondern an das unfriedliche unternehm
Diesem Rußland steht aber die erste
zu einer Seite — wenn man es halt

noch überwogen." (S. 221). Wem diese Worte zu stark erscheinen möchten, der vergleiche die Auseinandersetzung Ranke's (Engl. Gesch. 6, 156 f.) über den „europäischen Charakter" dieses Bündnisses. Klopp's gründliche Erörterungen (S. 214 f. 221 ff. 242 ff. 274 ff. 291 ff. 300. 366. 449 f.) zeigen in schlagender Weise, daß die „Augsburger Liga" keinen europäischen Charakter hat, daß sie vielmehr ein Partikularbündniß im römisch-deutschen Reiche war, so sehr daß auch die nichtdeutschen Fürsten, welche sich betheiligten, wie der König Karl II. von Spanien, beitraten nur vermöge ihrer Qualität als Fürsten des Reiches.

Zu beachten ist ferner, daß das Augsburger Bündniß kein Offensivbund, sondern im Gegentheil lediglich auf die Defensive berechnet war. Völlig unbegründet ist endlich die Behauptung, der Prinz von Oranien sei die Seele dieses Bündnisses gewesen, und zwar so sehr, daß Wilhelm den Bund dem kaiserlichen Gesandten gegenüber vielmehr als einen politischen Fehler bezeichnete. Die Bedeutung dieses Bündnisses schrumpft somit in aller Beziehung gar sehr zusammen. Es lag dagegen im Interesse des Königs von Frankreich die Bedeutung dieses Bundes aufzubauschen, die reine Defensiv-Allianz, welche nicht einmal einen Gegner benannte, vor der Welt als eine Offensiv-Liga gegen ihn darzustellen. Ludwig's Unmuth über die „Augsburger Liga" hatte noch einen anderen Grund. Er hatte gehofft durch die Hugenottenverfolgung den Religionsspalt aller Orten, namentlich in Deutschland, zu einer unausfüllbaren Kluft zu erweitern, über welche man sich fortan nicht mehr die Hand zu reichen vermöge zum Bunde wider ihn. Nun einigten sich aber im Augsburger Bündnisse eine Anzahl von Reichsständen verschiedener Confession.

Klopp führt in dem letzten Buch des dritten Bandes die Entwicklung der Dinge bis zum März 1686. Da die nun folgenden Ereignisse eng mit der großen Katastrophe des Jahres 1688 zusammenhängen, so brechen wir hier ab. Wir werden

das Fehlende bei der Recension des vierten Bandes, welcher die Katastrophe Jakob's II. und die große Allianz von 1689 behandelt, nachholen.

Ludwig Pastor.

XV.

Vor dem Friedensschluß.

(Aus Oesterreich.)

Ende Januar 1878.

Es ist unmöglich zu sagen, was werden soll, wohl aber ist es gewiß, daß der bevorstehende Friede jedenfalls den Keim neuer Zwietracht und neuen Blutvergießens in sich bergen wird. Man hat vielleicht geglaubt, sich den Dank der Völker mit der Ersparung eines Bluttropfens zu verdienen, während man sie der Gefahr, ja der Gewißheit aussetzt, volle Ströme Blutes zu vergießen. Man hat wie Pilatus die Hände zum Zeichen der Gesinnungsreinheit in Wasser getaucht. Hat aber dieses Symbol dem römischen Landpfleger genützt? Has es ihm das Merkmal eines gerechten Richters und gewissenhaften Mannes aufgedrückt? Pilatus ist zum bildlichen Muster, zum Prototyp eines feigen Verwalters der Gerechtigkeit, zum kläglichen historischen Charakter geworden. Ja, wir werden den europäischen Frieden haben, aber auf wie lange? Bis morgen oder übermorgen. Dann wird an die Stelle des lokalisirten Krieges die europäische Conflagration treten. Was ist dabei gewonnen? Lohnt es sich der Mühe zaghaft und ungerecht zu

handeln, um mit diesem Handel einen vierundzwanzigstündigen Aufschub zu gewinnen?

Europa hatte kein Wort der Abmahnung, kein Wort der Entrüstung für das Beginnen Rußlands. Wird es aber so voll Resignation und Ergebung seinen ferneren Schicksalen entgegen gehen? Was meint man wohl, daß der Bund der Mächtigen für den übrigen Welttheil nach der Zertrümmerung der Pforte zu bedeuten habe? Es ist die Diktatur, die eiserne Diktatur der beiden nordischen Staaten, es ist die Weltherrschaft in neuer dualistischer Form. Ein Sprichwort sagte: „Wer vermag wider den Czar und Großnowgorod?" Dieses Sprichwort ist veraltet und hatte auch vormals einen nur beschränkten Sinn. Viel richtiger wird man künftig fragen können: „Wer vermag etwas wider Berlin und St. Petersburg?" Es gibt keine europäische Angelegenheit mehr, welche dem Einflusse der beiden Großmächte entrückbar wäre, es kann keine Weltfrage mehr gegen den Willen oder Wunsch der zwei Kabinete von Berlin und St. Petersburg entschieden werden. Der Welttheil fällt in seinen alten Tagen in Knechtschaft und Dienstbarkeit und wer aus den Potentaten Europa's nicht Lust hat die Rolle eines römischen Bundesgenossen oder Freundes der Republik zu spielen, der läuft Gefahr zum Vassus oder Lehenträger erniedrigt oder ganz aus der Reihe der Souveräne gestrichen zu werden. Das unbehagliche Gefühl und Vorahnen, ja das politische Erkennen, daß es so kommen müsse, wird die alten Großmächte Europa's in den Krieg treiben, sie werden es versuchen das Duumvirat zu brechen, ob mit Erfolg, das kann kein Sterblicher verbürgen.

Aber besehen wir uns die Lage genauer, vielleicht leben wir in eingebildeten Schwierigkeiten. Oesterreich — das wird jeder billig denkende Kosacke zugeben — hat sich durch sein Wohlverhalten seit sieben Jahren, den sieben magern Jahren heimischer Politik und vaterländischen Gedeihens, um die Hoheit und Würde der beiden Kaiserreiche an der Spree

und Newa verdient gemacht. Womit wird man ihm lo
Es gäbe eine einzige Belohnung von Werth, die Wied
stellung des status quo ante mit einigen Modifikation
Gunsten der griechisch-orthodoxen und anderer Christe
türkischen Staates. Haben wir Hoffnung, daß man d
tente Parteigängerschaft Oesterreichs auf diese Art ver
werde? Solche Hoffnung könnte nur mehr der Sphä
Irrenhauses entspringen. In Wirklichkeit werden die v
Stämme der Czernagorzen, welche bislang nur ein sta
liches Daseyn fristeten, zur Potenz eines wahren ziemlic
fangreichen Staates erhoben werden. Dadurch wird di
sicherheit des Besitzes von Dalmatien für Oesterreich e
die Gefahr verdoppelt und verdreifacht. Dalmatien ha
Hinterland gefunden, auf welches es sich in seinen Losreiß
bestrebungen stützen kann. Wir ersehen aus dem P
Miletic von den Plänen und Absichten der serbischen
ladina; wir vernehmen aus der Zeit vor dem ru
türkischen Krieg, wie man Medaillen schlug, welche di
kunft anticipirten und österreichisch Serbien mit türkisch
bien zu einem Staat vereinigt darstellten. Jenes S
welches den Stützpunkt solch' subversiver Tendenzen
wird für-unabhängig erklärt und passend vergrößert w
Meint man, daß Oesterreich darin ein Zeichen beso
Wohlwollens erkennen werde? Bosnien und die He
wina, ringsum von Slaven umgebene Landstrecken, wir
vielleicht als Trinkgeld anbieten. Oesterreich kann da
sische Bakschisch einstecken, aber wir verstehen uns a
Eigenschaft jener Trinkgelder, welche russische Diplo
ihren Leuten zukommen lassen; sie brennen im Sack
stiften mehr Unheil als Vergnügen. Der Einfluß Ruß
wird bis tief nach Rum-Ily hinein maßgebend und un
stehlich seyn. Oesterreich wird nicht mehr an die fri
Türkei, sondern an das unfriedliche unternehmende Ru
grenzen. Diesem Rußland steht aber die erste Militä
Europa's zu einer Seite — wenn man es halbwegs g

anfängt — der wälsche Landsknecht zur andern. Diese Lage ist nur für eine Macht erträglich, die sich selbst aufgibt und auf dem Punkte steht, den harten Gläubiger in ihren Besitz vorbehaltlos einzuführen, aber nicht für die altehrwürdige, hundert verheerenden Stürmen und Unwettern entronnene Großmacht Oesterreich=Ungarn. Man mag sich biegen und wenden wie man will, gegen die eiserne Umarmung Rußland's gibt es doch nur Ein Mittel, Einen Rath — Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das mag verdrießlich seyn, Diesem oder Jenem die gute Laune verderben, dem Lande mißfallen, den Großindustriellen ein Aergerniß geben. Wäre man der ersten kleinen Verdrießlichkeit nicht ausgewichen, man müßte heute nicht auf den großen Verdruß gefaßt seyn. Man scheute den Nadelstich und wird sich nun gegen Dolchstiche wehren müssen; man wollte aus Furcht vor Heiserkeit die Stimme schonen und wird nun, um nicht erdrosselt zu werden, mit dem Aufwand aller Kräfte die Schlinge zerreißen müssen, die man sich ruhig über den Kopf werfen ließ.

Es ist aber noch ein Zweites denkbar. Daß man nämlich den österreichischen Interessen — und die Sicherheit des Grafen Andrassy deutet eben auf dieses Zweite hin — bis zu einem gewissen Grade scheinbar Rechnung trägt, daß Serbien, unter Hinweis auf den Protest Oesterreichs gegen eine reiche und freigebige Ausgestaltung, nur wenig vergrößert, wenn auch selbstständig geworden, aus dem Kampfe hervorgeht, daß Montenegro unter dem gleichen Hinweis, wenn auch besser bedacht, dennoch vom Meere ausgeschlossen bleibt. Wird Oesterreich darum glücklicher daran seyn? Allerdings kann man in Berlin und St. Petersburg mit Gönner=Miene versichern, daß die Oesterreich gebrachten Opfer Alles übersteigen, was von einer siegreichen, triumphirenden Macht nur immer erwartet werden mochte, daß die österreichische Freundschaft mit Gold aufgewogen wurde; freilich vermöchte der Chef des auswärtigen Amtes die formelle Richtigkeit seines Calculs an der Hand des errungenen Scheinerfolgs zu be=

weisen, freilich könnte er seinen Mitbürgern sagen, daß Alles so gekommen sei, wie er behauptet, und daß die Wahrung der Interessen des Kaiserstaates keinen Gulden und keinen Blutstropfen gekostet habe. Das Alles wäre zum Ueberfluß formell wahr und dennoch von der wirklichen Wahrheit sonnenweit entfernt.

Oesterreich würde selbst im Falle der äußersten Schonung seiner Interessensphäre oder desjenigen was Graf Andrassy darunter zu verstehen scheint, nicht viel weniger verlieren als bei einer eben so weit getriebenen Rücksichtslosigkeit. Das klingt parador, ist es aber nicht. Zwei Thatsachen werden auch, wenn man die mildeste Praris gegen den Dritten im Bunde walten ließe, aus der Unterwerfung der Pforte und dem endlichen Friedensschluß resultiren, erstens, daß Oesterreich die türkische Grenze einbüßt und neue Staatengebilde zu Nachbarn haben wird, und zweitens, daß diese neuen unabhängigen Staaten gerade so viel errungen haben werden, um nach neuem Zuwachs zu lechzen, und keineswegs genug, um sich bei dem Erreichten zu bescheiden. Rußland wird es unverholen und offen aussprechen, daß Oesterreich das einzige und ausschließliche Hinderniß der ausgiebigen Vergrößerung und, so zu sagen, des Ausbaues der slavischen Südstaaten war; Rußland wird diese Erklärung um so feierlicher abgeben, als alle Welt zu Zeugen der Mäßigung und Rücksichtnahme des Kabinets von St. Petersburg auf Oesterreich gemacht und angerufen werden sollte und weil es den bundesgenössischen Südslaven den Beweis schuldig ist, daß es Rußland nicht an gutem Willen, die Bundestreue der Rumänen, Serben und Czernagorzen zu belohnen, mangle und nur das böse Oesterreich der Bethätigung jenes guten Willens eigensinnig und selbstsüchtig entgegenstehe. Rumänen, Serben und Czernagorzen werden in Folge ihrer Verkürzung und des erklärenden Geständnisses Rußland's in Oesterreich das sehen, was man in St. Petersburg will, daß jene Völker *in Oesterreich* erblicken sollten — den Feind ihres nationalen

Gedeihens, den Gegner ihrer Machtentfaltung, den Widersacher ihrer materiellen Entwicklung. Die Grenznachbarn Oesterreichs, die nie in Hingebung an das Kaiserreich erstarben, werden aus zweifelhaften Freunden die entschiedensten Gegner Oesterreichs werden; sie, die zu keiner Zeit für den Kaiserstaat schwärmten, werden von einem tiefen Rachegefühl angetrieben jede Gelegenheit benützen, Oesterreich zu schädigen. Die Wunde wird fortbrennen und, wenn sie je vernarben sollte, von denjenigen aufgeätzt werden, welchen der andauernde Brand frommt.

Wohl brauchte die österreichische Großmacht die Feindschaft von Rumänen, Serben und Montenegrinern nicht allzu hoch anzuschlagen, wenn sich diese Völker im Kampfe selbst überlassen blieben; wer kennt aber nicht die kundige Hand der Leiter des Puppenspiels? jene Hand, die seit einem halben Jahrhundert die Fäden hält und nach Bedürfniß anzieht oder freiläßt? Es ist leicht gesagt, daß sich Oesterreich das Völkergewimmel am Nordabhang des Balkan zu Freunden machen solle. Zu dieser Freundschaft gehören zwei. Der Eine, welcher die Freundschaft sucht, der Andere, welcher sie gewährt. Oesterreich ist nicht im Stande, sich diese theure Freundschaft zu kaufen, es kann keine Anweisung auf Land und Leute, Gut und Geld ausstellen, aber Rußland vermag es, wird es immer vermögen. Das Mißverhältniß ist in die Augen springend: Oesterreich, das nur über platonische Gefühle zu verfügen hat, und Rußland, das weit solidere Dinge anbieten kann.

Was weiß man andererseits von Oesterreich an den Höfen der Vasallenfürsten? Daß die österreichische Politik noch immer von jener des Kabinetes zu St. Petersburg überflügelt und in Schatten gestellt wurde; daß Oesterreich den Kürzeren in Italien und Deutschland zog und es noch jetzt nicht wagte für seine specifischen Interessen mit dem Schwert in der Hand einzutreten. Ist diese Wissenschaft vielleicht geeignet die Achtung und Ehrfurcht vor dem öster-

reichischen Grenznachbar zu erhöhen oder den Stern Deut
lands in ihren Augen zu verdunkeln? Wenn der Friede
schluß auch jedes unmittelbare Interesse Oesterreichs un
rührt lassen sollte, auch dann, behaupten wir, wird die L
Oesterreichs eine schwierige, nahebei verzweifelte werden. A
dann wird dem Kaiserstaat an der Donau nichts als
Versuch übrig bleiben, sich der eisernen Umarmung Rußla
gewaltsam zu entwinden; auch in diesem günstigsten F
wird der Krieg den Krieg gebären.

Wenn es mildernde Umstände gibt, welche das Urt
über die österreichische Politik zu mäßigen geeignet schei
wenn man dafür die finanzielle Bedrängniß, die Fried
sehnsucht der Völker und die ausgesetzte Lage der Monar
zwischen drei Nationen, welche nöthigenfalls gemeine S
gegen Oesterreich machen konnten, anführt, so trifft kein einz
dieser Milderungsgründe in Ansehung Großbritanni
ein, das nächst Oesterreich zumeist gefährdet erscheint.

Was bedeutet die Politik des Inselreiches vom J
1877 gegenüber der Politik, welche dieser Staat seit Be
dieses Jahrhunderts der Pforte gegenüber beobachtet h
Eine Verläugnung der leitenden Grundsätze der frühern Po
und der Staatsmänner welche sie vertreten haben, ein Ve
gegen den Verstand und die Urtheilsfähigkeit der b
Kenner des Orients, einen gewaltigen Riß durch Urkun
und Dokumente, welche vor kaum dreiundzwanzig Jah
durch das edelste Blut der Engländer erkauft und errun
worden waren, eine Entsagung, wie sie Duodezrepubl
gleich jener von San Marino oder Andora, nicht aber
Meer gebietenden Albion ansteht, eine Demuth, von der
nicht weiß, ob sie in politischer Ascese oder niedriger
sinnung ihren Ursprung hat, eine Kurzsichtigkeit, die e
Zweifel läßt, ob auch die Wichtigkeit des Gegenstandes,
den man zur Tagesordnung überzugehen sich anschickt, je
merkt und ordentlich ergründet wurde.

War es denn ein Carnevalsscherz, als England

der Türkei zu Hülfe eilte? Oder durfte man jene Staatsmänner, welche Rußland damals den Krieg erklärten, einer solchen Kriegsluft beschuldigen, daß sie ihre Pflichten gegen das Land leichtsinnig bei Seite setzten, um militärische Lorbeeren zu erringen? Wir glauben, daß Großbritannien allen Grund hatte die Absichten des Kabines von St. Petersburg zu vereiteln, und müssen nur bedauern, daß man sich mit der zeitweiligen Verstopfung der Quelle, statt dieselbe ganz zu verschütten, genügen ließ. Nicht der Krimkrieg war ein politischer Fehler; sondern die Unbedeutendheit der gesetzten Ziele. Nicht über das Wiederauftauchen der scheinbar todten orientalischen Frage hätte man sich beklagen sollen, sondern über den Irrthum, daß man meinte Rußland mit einem Hautritz zerschmettern zu können.

Die britischen Staatsmänner aus den Jahren 1853 und 1854 kannten die Segnungen des Friedens so gut als die Salisbury und Carnarvon, sie wußten das Blut ihrer Mitbürger so gut zu schätzen als Lord Derby und sie waren mindestens ebenso scharfe Denker als die heutigen Whigs, aber das hinderte sie nicht der Gewalt mit Gewalt entgegenzutreten. Man durchlese ihre Staatsschriften, die Begründung ihres Thuns und Handelns, man mache sich mit den Ursachen des Krimkrieges vertraut und erwäge dann das Verhältniß der damaligen Politik zur gegenwärtigen Lage. Was wird das Resultat jener Erwägung seyn? Daß sich die Gründe, welche damals zum Kriege führten, heute bis zur dünnsten Schneide zugeschärft haben; daß, was 1853 von ferne drohte, heute zum Greifen nahe gerückt erscheint; daß, wenn man vor dreiundzwanzig Jahren noch über die letzten Ziele der russischen Politik in Zweifel seyn konnte, dermalen Gewißheit herrscht; daß, was vor einem Vierteljahrhundert Eingebung der Staatsklugheit war, in unseren Tagen Gebot der Nothwendigkeit ist.

Auf jeder Seite der westmächtlichen Noten, welche von 1853 bis zum Pariser Friedensschlusse geschrieben wurden,

findet man Beweise der Nothwendigkeit, die Integrität
türkischen Gebietes zu schützen, verzeichnet, auf jeder S
liest man neue Bestrebungen diese Doktrin zu verbreiten
ihr Mitstreiter und Vorkämpfer zu erwerben. Weder
Staatsmänner Oesterreichs noch die Preußens vermögen d
Lehren und Ueberzeugungen ihre Ohren zu verschließen
selbst Italien, oder besser Piemont, der an den orientali
Wirren am wenigsten betheiligte Staat, sendet Hülfstru
nach der Krim. Der Krieg endigte mit dem Pariser Tra
Hatte man das Uebel nicht an der Wurzel angegriffen
angreifen wollen, so durfte man auch nicht erwarten, da
ein- für allemale aus der Welt geschafft seyn würde,
mußte sich daher darauf gefaßt machen, der Wieder
des Uebels zu steuern. Immerhin hatte man einen D
aufgeworfen, an welchem, wenn man nur das Bauwer
Stande hielt, sich die Hochfluth stauen konnte. Aber
man auch nur Vorsichtsmaßregeln, daß jener Damm
durchbrochen wurde? Mitten im Frieden gelang es
russischen Politik die Bestimmungen des Pariser Fri
bezüglich des „Schwarzen Meeres", nachdem sie längst
beanstandet umgangen worden waren, durch Uebereinkom
zu eliminiren. Nichts half es, daß der Pariser Fried
Freiheit der Schiffahrt auf der Donau gewährleistet h
Sobald der Krieg zwischen Rußland und der Pforte
brach, kümmerte sich das Kabinet von St. Petersburg n
um die von unzeitiger Bescheidenheit angekränkelten V
stellungen Oesterreichs.

War die österreichische Diplomatie durch die Scheu
Deutschland abgehalten schon damals, als die von R
land auf das Schlachtfeld entsendeten Vorposten, bosn
Rebellen, dann Serben und Montenegriner in ihrem e
Waffengang mit den Türken begriffen waren, ernstlich g
die Störung im Orient einzuschreiten, so hätte doch Engl
das sich die Zeichen am politischen Horizont zu deuten verm
das alte Wahrwort: si vis pacem para bellum beher

und andere Maßregeln ergreifen müssen als jene Auskunftsmittel der Denk- und Thatenfaulheit, welche die Diplomatie zu den Conferenzen am Bosporus führte und sie dort Rathschläge ertheilen ließ, die Englands so unwürdig als seinen Interessen entgegengesetzt waren.

Schon die Rede von einer speciellen Interessensphäre Großbritanniens barg eine starke Dosis Widersinnes in sich. Nicht an einem bestimmten Ort, an einer bestimmten Landschaft, in diesem oder jenem Paschalik, Hafen oder Meerbusen findet sich jenes Kleinod britischen Interesses verborgen; nicht durch die Abtretung dieses oder jenes Platzes, wenn derselbe auch Constantinopel hieße, geht es verloren. Das britische Interesse, wenn es wohl verstanden wird, heischt die Erhaltung des türkischen Reiches oder, falls dieselbe unmöglich wäre, die Ersetzung desselben durch eine Staatsbildung, welche England dieselben Dienste leistete oder in dem gleichen Verhältniß zu Großbritannien stünde, als die Pforte. England kann keine andere Lösung der orientalischen Frage zugeben, wenn die britische Staatskunst nicht ausgelernt und Alles vergessen hat.

Die Friedensliebe um jeden Preis muntert nur den Gegner auf, sich den höchsten Preis zahlen zu lassen. Es gibt aber einen solchen den kein Staat und keine ehrliebende Nation zahlen darf; es gibt eine Capitulation von Städten aber nicht von Staaten; man hat gesehen, daß Heere die Waffen streckten, nicht aber, daß sich ganze Nationen gefangen erklärten. Wenn Großbritannien dem Untergang der Pforte Gewehr bei Fuß zusieht, so ist das allerdings noch keine Uebergabe, aber eine Flucht ist es, ein Geständniß der Ohnmacht, der Beginn jener Abenddämmerung eines großen Volkes, welcher die Nacht, solange auch das Abendroth noch fortglühen und die Sinne täuschen mag, auf dem Fuße folgt.

Hinter dem osmanischen Reich steht die islamitische Welt, steht Alles was den Propheten verehrt, was den Turban trägt und sein Antlitz beim Gebet nach dem Aufgang wendet; hinter der Pforte stehen die Bekenner des

Koran bis in die verlorensten Winkel Afrika's, bis an die Grenzen Indiens, bis hinauf an die Strebepfeiler der Wiege der Menschheit. Der Orientale läßt sich weit mehr als der Abendländer — obgleich wir es seit einem Jahrzehnt in diesem Genre weit genug gebracht — durch den Erfolg bestimmen. Ist der Schlag gefallen, ohne daß ihn Großbritannien verhindern konnte oder wollte, und liegt das Erbe Osmans zermalmt zu den Füßen des Siegers, ist die Pforte zu einem Vasallenstaat Rußlands herabgesunken, dann mag England zusehen, wie es sein Prestige aufrecht erhält. Bei gleichem Haß gegen den Fremdling, woher er auch komme, wird doch der Stärkere und Mächtigere größerer Achtung begegnen, als derjenige der seine islamitischen Unterthanen ungestraft durch Niedertretung der Fahne des Propheten beleidigen ließ.

Man hat vielleicht die Gefahr übertrieben, welche England von russischer Seite droht, man hat seit dreißig und mehr Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß Rußland den Weg nach Indien suchen und finden könnte. Wer mag aber behaupten, daß jene Gefahr auch heute noch eine erträumte, nur in der Einbildung erhitzter Gehirne vorhandene sei? Vestigia terrent! In wessen Hand sich die alten Wege zum Wunderlande am Fuß des Himalaya befinden, in dessen Kopf wird sich der Gedanke an ihre Benützung von selbst einstellen. Es ist nicht einzusehen, warum sich die russische Politik Entbehrungen auferlegen sollte, die Niemand, ausgenommen Großbritannien, verlangt. Wenn es England gleichgültig ist, wer zwischen Donau und Balkan herrscht, so ist es der Welt noch viel gleichgültiger, ob im Regierungspalast zu Calcutta ein britischer Vicekönig oder ein Kosackenhetman seine Residenz aufschlägt.

Die britische Staatskunst hat einen einzigen nicht ganz unstichhaltigen Grund der Nichteinmischung, auf den sie sich berufen mag — die Lähmung Frankreichs. Aber theilt Großbritannien nicht die Schuld an dieser Verrückung, um nicht zu sagen leichtsinnigen Abolirung des europäischen Gleichgewichts?

Es wäre politisch richtig gewesen, Frankreich jenen überwiegenden Einfluß zu entwinden, welchen es während der Regierungszeit Napoleon's III. bis zum Jahre 1866 auf die Geschicke des Welttheils übte; aber es war ein nicht mehr gut zu machender Fehler, daß man Frankreich seiner Präponderanz entkleidete, um zwei andere Großmächte mit der europäischen Diktatur auszurüsten; daß man, um das hohle Pathos Napoleonischer Ansprachen nicht länger ertragen zu müssen, andern die Macht und das Recht verlieh, der Welt Befehle zu ertheilen.

Es ist wahr, daß die orientalische Frage und der Krieg keinen Grund bietet, Frankreich dem Zustand der Sammlung und des Erstarkens zu entreißen, daß Frankreich keine Ursache hat, den Rest seiner Kraft an Probleme zu vergeuden, die es nur sehr mittelbar berühren. Mag es auch schmerzlich empfunden werden, bei Vorgängen ruhig zu sitzen, welche Frankreich sonst im Vordergrunde der Ereignisse gesehen haben würden; ist es auch traurig, dort, wo die französische Diplomatie anderthalb Jahrhunderte hindurch, jeden andren Einfluß verdrängend, sich zur Meisterin der Situation gemacht hatte, eine untergeordnete Rolle spielen zu sollen: so wird doch kein billig denkender Politiker der französischen Regierung aus dieser Auffassung der Lage einen Vorwurf machen. Das hindert aber keineswegs, daß die Lösung der orientalischen Frage im russischen Sinne auf Frankreich zurückwirken muß. Wenn man in Paris die Hoffnung fassen dürfte, in Rußland den künftigen Bundesgenossen Frankreich's zu begrüßen; wenn man es vermöchte einen Keil zwischen die russisch-deutsche Freundschaft zu treiben: dann könnte Frankreich nichts willkommener seyn als ein starkes, übermächtiges Czarenreich. In dem Maße aber, als die russischen Erfolge großentheils der Rückendeckung durch Deutschland zuzuschreiben sind und nur die Politik des deutschen Reichskanzlers Oesterreich in Schach hält, bei dem Umstand, daß das politische zwischen beiden Großmächten vereinbarte Pro-

gramm auf mehr denn ein Menschenalter berechnet scheint, als beide Mächte bezüglich des Ausbaues und der Ausgestaltung ihrer Reiche auf einander angewiesen sind und eine Kette von Leistung und Gegenleistung sich durch die jüngsten Geschehnisse zieht, wird und muß auch jene Hoffnung Frankreichs, sich mit Rußlands Hülfe Revanche zu verschaffen, schwinden. Die französischen Politiker werden der Ketzerei eines russisch-französischen Bündnisses entsagen und sich zum Anschluß an die Gefährten in Leiden, zum Anschluß an alle jene Staaten bequemen müssen, welchen die gleiche Gefahr langsamer Aushungerung oder gewaltsamen Todes droht.

Obgleich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sich in der Berufung auf die „erhabenen und großen Traditionen der Savoyischen Dynastie" gefällt, vermögen wir in denselben weder Größe noch Erhabenheit, wohl aber die Instinkte jener uralten Dynastie des deutschen Waldes zu erkennen, welche von dem Jäger wegen ihrer Gemeingefährlichkeit so eifrig verfolgt wird. Wie Italien von Deutschland gemiethet erscheint, die Umstellung Oesterreichs vollkommen zu machen, so kann es auch, weil an beide Staaten grenzend, gegen Frankreich verwendet werden. Die alten Traditionen verweisen das regierende Haus auf gefahrlosen Gewinn; dieser wurde ihm in seiner Zwitterstellung während der langen Kriege zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg zu Theil. Es gibt aber noch Vieles, das sich im Besitze Oesterreichs oder Frankreichs befindet, das der eifrigsten Bestrebungen werth erscheinen kann. Wo die italienische Zunge weiter reicht, ist es die Sprachgrenze, wo die Wasserscheide das Gebiet auszudehnen verspricht, ist es die geographische Grenze, nach welcher Italien verlangt. Man muß in Frankreich zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß es nicht der Strohhalm eines russischen Bündnisses ist, an dem sich dieses Land zur alten politischen Bedeutung emporringen kann. In Frankreich wird der Druck nach dem Tode Victor Emanuel's und nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges erst doppelt

schmerzlich empfunden werden. Es ist eine Eigenthümlichkeit jeder Diktatur, daß sie die Kreise ihrer Wirksamkeit unausgesetzt zu erweitern strebt und eifersüchtig darüber wacht, daß kein Athemzug ihrer Controlle entgeht. Auch Frankreich wird diese Erfahrung machen und die ersterbende Hoffnung auf russischen Beistand wird die Respiration um nichts erleichtern. Nur Italien befindet sich in der glücklichen Lage, noch auf eine Weile hinaus Beweise der Freundschaft Deutschlands und Rußlands ruhig einheimsen zu dürfen. Die Gewaltigen des Erdtheiles bedürfen noch geraume Zeit des Condottieres und scheinen entschlossen die Verträge mit ihm zu erneuern. Italien ist ihnen ein nützlicher Bundesgenosse nach drei Seiten; es kann Oesterreich oder Frankreich, je nach augenblicklichem Bedürfniß, oder beide zugleich beunruhigen und beschäftigen; und es mag gegen das Papstthum und die katholische Kirche erfolgreich verwendet werden. Zu jedem Dienst gegen prompte Bezahlung bereit, scheint Italien recht eigentlich zu deutsch-russischen Staatszwecken geeinigt worden zu seyn. Und dennoch möchte es in der Stunde der Entscheidung für Italien wenig ausmachen, aus wessen Hand es den Preis empfängt; und dennoch möchte der Augenblick eintreten, da es im Quirinal räthlicher erscheint sich mit den Nachbarreichen — denn Berlin liegt weit von Rom — welche es durch die Wucht ihrer Heersäulen zermalmen könnten, friedlich abzufinden. Wenn schließlich auch zwei Wanderer ihren Vortheil dabei finden mögen ein und dieselbe Straße zu beschreiten, so mag immerhin der Zeitpunkt eintreffen, daß derjenige welcher bei der Gemeinschaft nichts mehr zu gewinnen hat und nur mehr den Druck fühlt, den der Stärkere auf ihn übt, die Straße verläßt und andere Wege einschlägt, die ihn aus der Knechtschaft zur Freiheit führen.

Wir wissen, daß heute bereits der halbe Welttheil mit mehr oder minder fühlbaren Banden an das Duumvirat gefesselt ist; wir sehen Süddeutschland in der Dienstbarkeit Preußens, ein Verhältniß, das sich übermorgen schon in Leib-

eigenschaft verwandeln kann; wir bemerken, wie die österreichische Großmacht auf selbstständige Entschlüsse und Schritte verzichten und dem Augenwink seiner Bundesgenossen Folge leisten muß; wir gewahren, wie Frankreich zur Unthätigkeit verurtheilt, unter dem Banne deutscher Drohung steht; wie die „freie Schweiz" am Gängelbande der Berliner Politik dahin gebracht wird den Freiheitsbegriff ad absurdum zu führen und wie sie in hingebender Nachahmung Culturkampf treibt; wie Italien, freilich um eigenen Vortheils willen, sich zur Heeresfolge bereit erklärt und die Vollstreckung jeder in Berlin ausgesprochenen Acht freudigen Herzens übernimmt. Diesem Verhältniß entspricht aber vollkommen das ähnliche Vorgehen Rußlands im Südosten des Welttheils.

Europa befand sich seit dem Einbruch der Sarazenen und dem Vordringen des Halbmonds im Osten, seit der Mongolennoth und den Raubzügen der Hunnen in keiner schwereren Gefahr, Europa war der Knechtschaft nie so nahe als heute. Wer zur Stunde das Klirren der Fesseln nicht vernimmt und die Commandostimme überhört, welche heute noch leise und bald in markerschütternden Tönen den Anbruch der neuen Aera verkünden wird, dem ist nicht zu helfen, und wenn der Welttheil in Weichlichkeit und Genuß des Augenblicks versunken, sich nicht zu sammeln und vorzubereiten versteht, wenn er seine Glieder für zu kostbar hält, um sie anzustrengen, und seine Freiheit für zu werthlos, um sie zu vertheidigen, nun dann wird ihm werden was er verdient — dann wird die Pickelhaube und der Kosackenspieß die Gerhabschaft oder Mundiburde für die Unmündigen und Ausgelebten, für Greise und Kinder übernehmen. Die Geschichte wird aber ein neues Capitel, einen jüngsten Zeitabschnitt zu registriren haben: „Die Welt unter der Führung von Deutschen und Kosacken."

Dr. G. E. H.

XVI.

Zur Geschichte der Jesuitenschulen.

Der heil. Ignatius von Loyola hatte, wie Görres treffend sagt[1]), seinen Orden gegründet, „damit er in die Geschichte eingreife und als eine Macht Theil an ihr nehme. Er sollte das Reich der Gnade auf Erden, so viel an ihm war, fördern, damit es mehr und mehr eindringe in's Reich der Natur, und also das Ziel aller Geschichte herbeiführen helfen.“ Ausbreitung, Vertheidigung und Befestigung des katholischen Glaubens ist also Zweck des Jesuitenordens. Ein Hauptmittel, um diesen Zweck zu erreichen, erblickte der Orden von der Zeit seiner Gründung an in dem Unterricht und der Erziehung der Jugend. In welch' großartiger Weise der Orden auf diesem Gebiete wirkte, bezeugt die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Die großen Verdienste der Jesuiten um die Erziehung der Jugend sind auch von vielen protestantischen und kirchenfeindlichen Schriftstellern anerkannt worden: wir erinnern an die Aussprüche von Baco, Grotius, Macaulay, Ranke u. s. w.

Dennoch hat man in jüngster Zeit es auf's neue versucht, den Jugendunterricht der Jesuiten als ungenügend, schlecht und verderblich darzustellen. Vor allem hat sich ein österreichischer Professor, Dr. Joh. Kelle in Prag abgemüht, dieß zu beweisen[2]). Wie schlecht ihm dieß gelungen, zeigt die treffliche, jedoch etwas allzu ausführliche Kritik, welche P. Rupert Ebner[3]) über das Machwerk des Dr. Kelle veröffentlicht hat: beinahe jede Seite der tendenziösen Schrift „strotzt von Verdächtigungen, Entstellungen, Einseitigkeiten und Unwahrheiten.“ Und er weist das im Einzelnen nach.

Neues Material über die segensreiche Thätigkeit der Jesuiten bringt die kürzlich erschienene Schrift des verdienten Regens des bischöflichen Seminars zu Fulda Dr. Komp über „die zweite Schule Fulda's und das päpstliche Seminar 1571 bis 1773“[4]). Dr. Komp hat für diese Arbeit werthvolle handschriftliche Quellen benutzt, unter Anderen drei Foliobände Literae annuae des Fuldaer Jesuiten-Collegs. Mit welcher Genauigkeit

---

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 16, 321.
2) Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. Prag 1873.
3) Beleuchtung der *Schrift des Herrn Dr. Kelle*: „Die Jesuiten-*Gymnasien in Oesterreich*“. *Linz* 1873 (720 S.).
4) *Fulda. Verlag von A. Maier. 1877.*

der Verfasser diese Quellen ausgebeutet, ist Referent um so eher zu beurtheilen im Stande, da er sich mit der genannten Quelle selbst zum Zweck einer Monographie über den großen Abt Balthasar von Dernbach eingehend beschäftigt hat.

Um vor Allen zu zeigen, wie es kam, daß die erste Schule Fulda's aufhörte und eine zweite an ihre Stelle trat, und um zugleich der Darstellung den geschichtlichen Hintergrund zu geben, gibt Dr. Komp zunächst eine Uebersetzung der 1602 wahrscheinlich von dem berühmten P. Christoph Brower in classischem Latein geschriebenen Gründungsgeschichte des Fuldaer Collegs. Der hochbedeutende Abt Balthasar von Dernbach war es, welcher 1571 die ersten Jesuiten berief. Bald nach Einrichtung des Collegs begründeten die Jesuiten eine Schule, welche schnell überraschende Theilnahme und große Berühmtheit in den Nachbarländern und in ganz Deutschland erlangte. Komp theilt (S. 18) aus den Annalen von 1578 eine Schilderung der Jesuitenschulen mit, welche einen tiefen Blick in das Leben derselben gewährt. Wir heben aus derselben einige der bezeichnendsten Stellen aus. „Im Seminar befinden sich meistentheils 120 Conviktoren, deren Lob wegen ihrer ausgezeichneten Bescheidenheit, Frömmigkeit und Erudition fast durch ganz Deutschland allenthalben verbreitet ist. Alle beichten wöchentlich einmal. Sie leiten sich selbst an. Ihre Genossen und Commilitonen, die ihnen vom Superior des Hauses vorgesetzt sind, achten und ehren sie ebenso, wie ihre Lehrer, kommen ihnen gleich Patres mit Liebe und Ehrfurcht entgegen ... Nicht selten kommt es vor, daß sie, wenn sie Jemand in jugendlicher Ungebundenheit beleidigt zu haben meinen, vor dem Schlafengehen aus eigenem Antriebe vor ihren ‚Brüdern' sich zu Füßen werfen, freimüthig ihren Irrthum oder ihre Schuld bekennen, um Verzeihung bitten ... Naht ein höherer Festtag heran, so entsteht unter ihnen ein frommer Wetteifer, wer in Demüthigung und Selbstüberwindung vor den Anderen den Vorrang habe. Dann eilen sie nämlich zum Beichtvater oder zum Regens des Seminars oder zu ihrem Lehrer, um von dem Einen zu erhalten, was der Andere abschlug ... Wenn sie (die Schüler) sich im Freien befinden oder auch auf dem Heimwege in langen Zügen durch die Straßen schreiten und bisweilen das Zeichen des Collegs zum Englischen Gruße vernehmen, knieen sie Alle nieder und unterlassen keineswegs die fromme Sitte, zu beten, während die Leute, die begreiflicher Weise Zuschauer sind, es nicht bloß ansehen, sondern bei der Neuheit der Sache förmlich anstaunen. Für den Gottesdienst haben sie so großen Eifer, daß sie sich auch bei der größten Kälte nicht von demselben abhalten lassen und es nothwendig wird, sie durch Androhung von Strafen abzuschrecken, statt sie durch solche in die Kirche zu treiben ... In welcher Liebe diese Frömmigkeit gegründet sei, erscheint größerer Be-

wunderung und Anerkennung werth. So oft einer auch nur leicht erkrankt ist, finden sich sofort nicht wenige ein, die sich ganz zur Verfügung stellen, sei es den Kranken zu pflegen oder ihn durch ein gottseliges Gespräch zu erfreuen oder die ganze Nacht bei ihm zu wachen ... Um das größte Lob dieser Jugend in einem Worte zusammenzufassen — der P. Provinzial hat wiederholt die Behauptung ausgesprochen, in keinem Colleg habe er so aufrichtige, eifrige und zu jeder Tugend sich hinneigende Jünglinge gesehen, als in diesem Seminare zu Fulda. Diese Jugend ist zwar aus vielen und weit auseinanderliegenden Gegenden gesammelt, aber so innig in ihren Anschauungen vereint, daß sie der Anordnung eines Einzigen sich willig unterwerfen und wie durch ein Band verbunden, sich gerne leiten lassen."

Trotz der bald über Abt Balthasar hereinbrechenden Stürme und seiner gewaltsamen Entfernung von Fulda (1576—1602) besaß das Colleg der Jesuiten doch Kraft genug, um sich zu erhalten und sich sogar weiter auszubreiten und zu verbessern. 1583 wurde eine sechste Classe eingerichtet, in das folgende Jahr fällt die Gründung des päpstlichen Seminars zum heil. Franz Xaver durch Papst Gregor XIII. Der Papst selbst stiftete nämlich für 40 adelige und 60 bürgerliche Jünglinge, die in Fulda ihre Studien machen sollten, Stipendien oder Bursen, ohne eine Verpflichtung zum Eintritt in den geistlichen Stand zu fordern. Die Wirksamkeit dieses Seminars war äußerst segensreich. Schule und Seminar wirkten unter der ausgezeichneten Leitung der Jesuiten vereint zur Verbreitung des katholischen Glaubens. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn der Verfasser sagt, daß die zweite Schule Fulda's ebensoviel zur Erhaltung des katholischen Glaubens beigetragen habe, als die erste zur Verbreitung desselben geleistet hat. Es ist uns hier nicht gestattet, auf das Einzelne dieser Wirksamkeit einzugehen; wir müssen unsere Leser auf die interessante Schrift Komp's selbst verweisen, welche diese Verhältnisse nach handschriftlichen Quellen erzählt. Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, daß der Verfasser hie und da auch andere schon gedruckte Quellenstellen, welche die Glaubenswürdigkeit der Berichte der Jesuiten glänzend bestätigen, herangezogen hätte. So berichtet z. B. über die Errichtung des Seminars auch Maffei (Annali di Gregorio XIII dati in luce da C. Cocquelines. Romae 1742. II. 380). Ueber die Geschichte des Fuldaer Jesuitencollegs selbst finden sich sehr gute Nachrichten bei Socher (Historia Soc. Jesu III. VII. 68) und vor allem bei Reiffenberg (Hist. Soc. Jesu ad Rhenum inferiorem Tom. I. Coloniae 1764 p. 132 sq.). Ein Schreiben Abt Balthasars an den Jesuitengeneral Borgias hat Theiner (Schweden und der heil. Stuhl. II. p. 297) abdrucken lassen; zwei Schreiben Kaiser Rudolf's II. betreffs des Fuldaer Seminars

finden sich in der 1771 erschienenen Briefsammlung dieses Kaisers (D. Rudolfi epistolae ed. de Pace p. 1 und p. 3 sq.). Interessante Notizen über viele auch in Fulda thätigen Professoren gibt A. Ruland (Series et vitae professorum S. S. Theol. Wirceburgens.).

Der zweite Abschnitt der Schrift des H. Regens Komp schildert die „größte Gefahr", welche die Fuldaer Erziehungsanstalten im 30jährigen Kriege bestanden. 1622 ward Fulda geplündert, 1631 wüthete eine ansteckende Krankheit. Die Schweden selbst kamen allerdings fast gar nicht nach Fulda, aber ebenso schlimm verfuhren die Hessen, welche Fulda von 1631 bis 1634 besetzt hielten. Die Verwüstungen, welche diese zügellosen Truppen anrichteten, waren entsetzlich. Komp beschreibt dieselben nach den Berichten der Jesuiten. Letztere wurden im Februar 1633 nach furchtbaren Mißhandlungen vertrieben, ihre Wohnungen wurden geplündert und verwüstet. Unter solchen Umständen hörte selbstverständlich die Schule auf, die Unterbrechung des Unterrichts währte bis zum April 1635. Das päpstliche Seminar flüchtete nach Köln. Es blieb dort bis 1651. Dann kam es wieder an seinen alten Sitz zurück. Zwar wurden Stimmen laut, die es in Köln zurückzubehalten oder sonst wohin zu verlegen wünschten; allein der apostolische Stuhl war anderer Ansicht, es mußte als echtes Kind zu seiner Mutter Fulda, der es Papst Gregor XIII. übergeben hatte, zurückkehren (S. 57). Rührend ist es zu sehen, mit welcher Liebe und Sorgfalt die Jesuiten in dem Auf- und Niederwogen des entsetzlichen Krieges, der damals Deutschland verwüstete, der Schule und der studirenden Jugend sich annahmen, mit welchem Muthe sie alle Leiden duldeten und mit welcher Freudigkeit sie immer wieder zu ihrem Posten zurückkehrten.

Nachdem eine friedlichere Zeit zurückgekehrt, hob sich auch bald die Fuldaer Schule zu neuer Blüthe. Der Schilderung dieser „Blüthezeit" ist der folgende Abschnitt gewidmet. In die damalige Zeit fällt das Rektorat des berühmten Controversisten P. Vitus Erbermann († 1675). Die päpstlichen Nuntien, welche das Seminar besuchten, waren des Lobes voll (S. 65). Das rege geistige Leben, welches damals in Fulda herrschte, ward noch gehoben durch die Gründung einer Universität in Fulda (S. 70 ff.) Am 19. September 1734 fand die Inauguration der neuen Hochschule statt. Komp theilt die Beschreibung mit (S. 77 ff.), welche die Jahresberichte der Jesuiten von dieser Feierlichkeit entwerfen; dieselbe ist ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts. Leider entstanden an der neugegründeten Alma Adolphiana bald Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Benediktinern. Letztere bestritten die Lehren der Ersteren über den Probabilismus und über gewisse Punkte der

Logik. Zu diesen wissenschaftlichen Streitigkeiten, in welchen auch die cartesianische Philosophie eine Rolle spielte, kamen bald auch noch Entzweiungen über die Rechtsverhältnisse an der Akademie. Komp schildert diese „Verwicklungen" im 5. Abschnitte (S. 86—119). Seine Darstellung, die sich im Wesentlichen auf die Fuldaer Literae annuae stützt, zeichnet sich durch Objektivität und Ruhe aus. Mit Vermeidung jeder Polemik widerlegt der Verfasser auf diese Art in einer des Historikers würdigen Weise die unrichtigen Auffassungen, welche neuerdings u. A. Hr. Zirngiebl in München über diese Verwicklungen verbreitet hat. Die streitigen Rechtsfragen bezogen sich auf den Besuch der Vorlesungen im Convent, auf die examina pro primatu am Colleg und die Promotionen an der Universität. Noch nachtheiliger als diese Ordensstreitigkeiten wirkten „andere Störungen" (Abschnitt VI. S. 119—141) auf Universität und Schule. Im J. 1752 blieben unter dem sparsamen Benedikt XIV. die römischen Scudi für das Seminar aus. Dazu kamen die Bedrängnisse, welche Fulda im siebenjährigen Kriege zu erdulden hatte (so 1757, dann 1759—62). Die Preußen hatten es nämlich ganz besonders auf Fulda abgesehen, elfmal besetzten sie Fulda im Verlauf des Krieges; preußische Generale verübten mit aller Härte Erpressungen. Auch die hessischen Truppen nahmen die unglückliche Stadt wieder arg mit. Es war natürlich, daß die Erziehungsanstalten der Jesuiten unter diesen traurigen Verhältnissen leiden mußten. Die noch immer andauernde Spannung zwischen Jesuiten und Benediktinern wirkte auch äußerst nachtheilig, besonders auf die Disciplin der Studirenden; sie hatte Reibungen und eine große Verwilderung der Sitten zur Folge.

Nach dem Kriege waren die Jesuiten eifrig bemüht die Schule wieder zu heben. Sie versuchten dieß durch die Hebung des päpstlichen Seminars (S. 141). Inzwischen traten aber bei den Benediktinern immer mehr unkirchliche Gesinnungen zu Tage. Dann begann der Sturm der Revolutionspartei gegen den Jesuitenorden, der damals Europa durchtobte, auch die Fuldaer Niederlassung zu bedrohen. Im J. 1770 tauchte zum erstenmale in Fulda das Gerücht von der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu auf. Es hielt sich lange Zeit; öffentliche Blätter brachten sogar schon die Suppressionsbulle (S. 152). Indessen war mit dem 21. Juli 1773 das Gerücht zur Wahrheit geworden. Das Fuldaer Colleg wurde am 6. Dezember desselben Jahres geschlossen. „Ueber zweihundert Jahre hatte es segensreich gewirkt und Fulda seinen katholischen Glauben und seinen historischen Ruf bewahrt. Männer von edlem Geschlechte, wie Friedrich von Spee, von Hertling, Priester von großer Gelehrsamkeit, wie Kilber von Mainz, Munier von Aschaffenburg, Voit von Neustadt an der fr. Saale und viele

Andere, Ordensleute von ungewöhnlicher Tugend, wie P. Christ. Halver, der im Geruche der Heiligkeit starb, waren an das Colleg berufen und aus der Schule desselben hinwieder Männer von europäischem Rufe, wie P. Athanasius Kircher von Geisa[1]) und P. Franz Xaver Widenhofer von Fulda für die Gesellschaft gewonnen worden" (S. 153 f.).

Die philosophischen und theologischen Vorlesungen wurden nun ausschließlich den Benediktinern zugewiesen. Aber — nicht ganz dreißig Jahre nach der Aufhebung der Jesuiten mußten auch die Benediktiner weichen. So endete die zweite Schule Fulda's. „Wir gedenken ihrer mit den Gefühlen der Dankbarkeit und Pietät, denn ihr ist es zuzuschreiben, daß das Hochstift Fulda seinen katholischen Glauben bewahrt hat und auch in den letzten Jahrhunderten ein Sitz kirchlicher Wissenschaft gewesen ist. Ihr gebührt das Verdienst, weit über die Grenzen Buchoniens hinaus die edlen Geschlechter Deutschlands der Kirche erhalten, ja deren hundert ihr wieder zugeführt, der bürgerlichen Gesellschaft charakterfeste Männer gebildet, den Staat mit treuen Dienern versehen, der Diaspora Missionspriester gesendet, den kirchlichen Orden auserwählte Mitglieder erweckt, den Kapiteln tüchtige Domherrn und Dignitare, den Abteien treffliche Prälaten und den Diöcesen ausgezeichnete Hirten geschenkt zu haben" (S. 158 f.).

Unter anderen Motiven mag daher wohl auch das geschichtliche Moment bestimmend gewesen seyn, als der heil. Vater Pius IX. und mit ihm der deutsche Episcopat für eine dritte Schule von allgemein deutscher Bedeutung das Auge auf Fulda richtete. Indem der Verfasser am Schluß seiner trefflichen Schrift hieran erinnert, hebt er mit Recht hervor, daß die Schulkrankheit unserer Zeit sich ihrer Krisis nähert und daß die Unterrichtsfreiheit für die Kirche, die unerläßliche Vorbedingung einer freien Universität, nur eine Frage der Zeit sei. Sind auch augenblicklich nach menschlicher Berechnung die Aussichten für eine freie katholische Universität in Fulda sehr trüb, so sollte doch dieser Gedanke von uns nicht aus Hoffnungslosigkeit aufgegeben werden; denn schon der Gedanke an eine solche Universität, indem er die Katholiken für sich begeistert, ist, wie vor Jahren einer unserer Kirchenfürsten bemerkt hat[2]), eine Macht, welche den Glauben Deutschlands hebt und den Unglauben beschämt.

---

1) Es wird nicht unangemessen seyn, hier auf das vor Kurzem erschienene Lebensbild dieses trefflichen Mannes von K. Brischar S. J. (Würzburg. L. Wörl 1877) aufmerksam zu machen.
2) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 51 S. 356.

XVII.

Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen[1]).

Die Redaktion der Histor.-polit. Blätter erwies vor einigen Monaten dem Unterzeichneten die Ehre, zu einer Besprechung des genannten Werkes aufzufordern. Dasselbe war mir bereits bekannt. Auf die Aufforderung jedoch einzugehen, trug ich Bedenken, weil ich ein österreichisches Unternehmen solcher Art gern nur loben möchte, es jedoch in diesem Falle nicht überall konnte. Allein da die Redaktion von ihrem Wunsche nicht abstand, so bin ich eingegangen. Denn allerdings betrifft der Dissens nur Einzelnheiten, während ich in allen Hauptsachen der Grundanschauung des Werkes nahe stehe.

Der Grundzug des Werkes nämlich ist österreichischer Patriotismus. Es ist nicht unwichtig dieß hervorzuheben; denn leider erwächst auf österreichischem Boden gar manches geschichtliche oder geschichtlich seyn wollende Buch, welches nicht vom Hauche des Patriotismus sich beseelt erweist. Von dieser Grundanschauung aus haben namentlich die Verfasser des Werkes sich nicht beirren lassen durch die zahlreichen Urtheile in französischen und deutschen Büchern zu Ungunsten des römischen Kaisers Leopold I., vielmehr diesen edlen

1) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Nach den Feldakten und anderen authentischen Quellen herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archives. I. Serie Band I—III. Mit 39 Kartenbeilagen. Wien 1876. Verlag des k. k. Generalstabes.

Fürsten in der ihm gebührenden Weise anerkannt. Nur glauben sie ihn ein wenig vertheidigen zu müssen. „Strenge Gewissenhaftigkeit, sagen sie (Band I. S. 56), war die feste Stütze für Leopolds stets bewahrte Selbständigkeit des Handelns; wenn er auch seinen Gewissensräthen einen nicht unbeträchtlichen Einfluß selbst in weltlichen Dingen einräumte, so wäre es doch ein großer Irrthum, ihn als blindes Werkzeug seiner priesterlichen Umgebung zu betrachten; eine Anschauung, die durch die Allianz mit Wilhelm von Oranien, durch die Creirung der protestantischen Kurwürde Braunschweig-Lüneburg, durch die Verleihung der Königswürde an Preußen und durch hundert andere geschichtliche Thatsachen gründlich widerlegt ist."

Bei dieser Vertheidigung hat die Deferenz vor der scheinbaren Uebermacht der liberalen, und eben darum auf dem Gebiete der Geschichte durchweg irrthümlichen Weltanschauung die Herren Verfasser zu einer Concession bewogen, welche den Thatsachen nicht entspricht. Diese Concession ist die Meinung, daß die Gewissensräthe, wie sie hier genannt werden, des Kaisers gegen die Allianz mit dem Oranier, gegen die neunte Kurwürde gestimmt haben sollen. Aber diese Meinung ist eine liberale petitio principii, steht im Widerspruche mit den Thatsachen. Vielmehr ist der Sachverhalt wie folgt.

Ueber die Angelegenheit der Allianz mit dem Oranier befragte der Kaiser Leopold sechs Theologen, je einzeln, um ihr Gutachten. Von diesen sechs Gutachten sind zwei gegen die Allianz, vier dafür, unter den vier namentlich dasjenige des Beichtvaters des Kaisers, des Jesuiten Menegatti. Demnach handelte der Kaiser bei der Schließung der Allianz von 1689 nicht freilich „als blindes Werkzeug seiner priesterlichen Umgebung", aber mit der Zustimmung von Theologen, welche nicht bloß in einer Unterredung, sondern im einsamen Studium das Für und das Wider reiflich erwogen hatten. Ja man *darf darin* noch einen Schritt weiter gehen. Die große

Allianz von 1689 verfolgte allerdings nicht ultramontane Zwecke; aber ihre Wirkungen kamen in erheblicher Weise dem Ultramontanismus zu gute. Despoten wie Ludwig XIV. pflegen bekanntlich nicht freiwillig nach Canossa zu gehen. Aber sie gehen, wenn sie müssen. Die große Allianz brachte Ludwig XIV. im Jahre 1693 in diese Zwangslage, nämlich daß er, um sein kirchlich empörtes Volk zu beruhigen und dadurch für die Fortsetzung des Krieges willig zu erhalten, die gallikanischen Artikel retraktiren mußte. Und damit fiel der Plan der gallikanischen Nationalkirche, mittelbar in Folge der großen Allianz, des Bundes von Leopold mit dem Oranier.

Aehnlich wie mit der Zustimmung der vom Kaiser befragten Theologen zu der Allianz von 1689 verhält es sich mit derjenigen zu der Kurwürde für das Haus Braunschweig-Lüneburg in Hannover. Der Kaiser selber gebraucht einmal den generellen Ausdruck: die Theologen, die er befragt, seien dafür, und zwar im Interesse der Christenheit. Dieß letzte Wort erklärt sich daher, daß, während die sämmtlichen anderen Fürsten nur gegen schwere Subsidien ihre Hülfstruppen nach Ungarn marschiren ließen, der neue Kurfürst Ernst August 6000 Mann auf seine eigenen Kosten stellte. — Die Hinzufügung des Wortes protestantisch zu der Kurwürde in jener Charakteristik gibt dagegen der Sache ein unrichtiges Gepräge. Nicht um des Protestantismus willen verlieh der Kaiser eine Kurwürde, sondern er verlieh sie einem Fürsten, der, selber Protestant, mit gleicher Gerechtigkeit, wie sie damals nicht leicht anderswo stattfand, über katholische Unterthanen in Osnabrück wie über protestantische in Hannover regierte.

Der dritte Punkt in jener Vertheidigung betrifft die Verleihung der Königswürde an Preußen. Betrachten wir kurz auch diese Angelegenheit.

Der neue König Friedrich I. hat oft mit großem Vergnügen erzählt, daß ihm ein Jesuit, Namens Wolf, für die

Unterhandlung in Wien über die Königskrone sehr förderlich gewesen sei[1]). Die Akten im k. k. Archive in Wien lassen darüber nichts ersehen. Sie enthalten aber auch über die Angelegenheit kein theologisches Gutachten irgend welcher Art, weder für, noch gegen. Dagegen thun sie dar, daß das am 23. Mai 1700 dem Kaiser überreichte Gutachten der betreffenden Deputation, bestehend aus dem Oberst-Hofmeister Grafen Harrach und dem Reichs-Vicekanzler Grafen Kaunitz, die Ablehnung des Gesuches von Friedrich III. eingerathen. Damit schien damals die Sache beendet. Allein der Kurfurst Friedrich III. von Brandenburg erneuerte dann seine Bitte durch ein Handschreiben an den Kaiser Leopold persönlich. Dieses Handschreiben, von den preußischen Professoren, welche über die Angelegenheit geschrieben, nicht erwähnt, ist in der ganzen Angelegenheit das wichtigste, ja geradezu der Angelpunkt, und zwar deßhalb, weil die erneute Berathung auf Grund desselben endet mit der bedingten Einwilligung. Deßhalb möge dieß Schreiben, zur Klarstellung des nicht immer richtig aufgefaßten Sachverhaltes, im Wortlaut hier folgen.

„Potsdam, 9. Juni 1700.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Römischer Kaiser,
Allergnädigster Herr!

E. K. M. erinnern Sich in Gnaden, was ich Deroselben durch meinen Residenten Bartholdi wegen Annehmung des königlichen Titels über mein Herzogthum Preußen bisher vorstellen lassen ꝛc. Wann in solchem meinem Suchen etwas wäre, so E. K. M., dem Reich oder sonst Jemandem in der Welt im geringsten nachtheilig seyn könnte, so wollte ich davon willig und gern abstehen. Die Krone Polen aber, auf welche es wohl am meisten deßhalb ankommt, hat darein bereits gewilligt, und kann ich mir also nimmer einbilden, daß E. K. M. das geringste Bedenken dabey haben werden, bevorab da E. K. M. anderen Fürsten ihre honores bisher verschiedentlich vermehrt und die-

1) Man vergl. die Mémoires du comte de Dohna p. 272.

selbe darin den Königen gleich gemacht oder königlichen Namen[1]) ihnen gegeben, unerachtet Sie mir hierbevor versprochen, in dergleichen Dingen mir Niemanden vorzuziehen, ich auch diesen Fürsten in allem dem, worauf E. K. M. dabey etwa gesehen haben mögen, am allerwenigsten aber in Treue, Devotion und attachement an E. K. M. und Dero königliches Haus nicht zu weichen, vielmehr aber ihnen allen es darin weit zuvor zu thun gedenke. E. K. M. werden mir also die Gnade thun und erwägen, ob es mich nicht aufs äußerste betrüben würde, wenn Dieselbe mich hierunter unerhört lassen sollten, bevorab, da die Sache nun schon soweit gekommen ist, daß ich dieselbe unmöglich abandonniren kann, auch, wie ich E. K. M. in geziemendem Respect nicht verhalten darf, damit durchzubringen hin und wieder gute Apparenz und Mittel sehe. Ich habe mich aber derselben bisher ganz nicht gebrauchen wollen, sondern mich einzig und allein an E. K. M. gehalten und Deroselben die Ehre und den Vorzug dieses Werk zu Stande gebracht zu haben, vor allen Anderen lassen, Ihro auch dadurch Gelegenheit geben wollen, ein ewiges meritum bey mir und meinem Hause zu erwerben ꝛc. E. K. M. können auch versichert seyn, daß ich solches nicht mit leeren Worten, sondern mit allem dem, was ich zur Beförderung E. K. M. Glorie und Interesse einigergestalt beyzutragen vermag, erkennen, und in Erwartung E. K. M. gnädigsten, schleunigen und hoffentlich gewierigen Antwort bis an das Ende meines Lebens unverändert seyn und bleiben werde E. K. M. allerunterthänigst gehorsamster Kurfürst Friedrich, Marggraf zu Brandenburg."

Bei aller scheinbaren Loyalität läßt der letztere Theil des Schreibens klar durchschimmern, daß, im Falle eines definitiven Abschlages, der Kurfürst andere Wege suchen werde. In den mündlichen Erläuterungen vor den Grafen Harrach und Kaunitz beließ der Resident Bartholdi keinen Zweifel darüber, daß dieser andere Weg nach Versailles führe, zum

---

1) Dieß dürfte sich namentlich beziehen auf den Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, dem der römische Kaiser einige Jahre zuvor den Titel der Königlichen Hoheit bewilligt.

Bunde mit Ludwig XIV. Demnach reichten die beiden Mini[illegible] am 16. Juni 1700 dem Kaiser ein erneutes Gutachten des Inhalts, daß sie principiell lieber bei der Negative [illegible]harren würden, aber bei dieser Lage der Dinge anrat[illegible] müßten, das minus malum zu erwählen. Der Kaiser Leop[illegible] willigte ein.

Das ist der Kern der Verhandlung um die preußi[illegible] Königskrone. Aus diesem Kerne wächst das Weitere empo[illegible] Von einer Befragung von Theologen enthalten, wie bereit[illegible] gesagt, die Akten keine Spur.

Demnach erweist sich in Betreff aller drei Punkte, [illegible] welchen die Verfasser des vorliegenden historischen Werkes di[illegible] Selbstständigkeit des Kaisers Leopold I. hervorheben, sein Ver[illegible]fahren in etwas anderer Weise als durchaus correkt. Diese Charakteristik des Kaisers Leopold ist überhaupt so wichtig, daß auch noch ein ferneres Verweilen dabei gestattet seyn dürfte.

Die Verfasser legen besonderen Werth auf die Finalberichte der venetianischen Botschafter über die Persönlichkeit des Kaisers und führen mehrere derselben an. Sie sind dazu um so mehr berechtigt, weil nicht bloß die drei oder vier, welche sie namhaft machen, sondern alle, an der Zahl zwölf Venetianer, welche während der Regierung Leopolds nacheinander den Posten in Wien einnahmen, in den Grundzügen der Ansichten über die Persönlichkeit übereinstimmen. Die Verfasser des vorliegenden Werkes kommen daher endlich zu dem Gesammturtheile: „Die vorurtheilsfreie Geschichte wird Leopolds tadellosen Charakter, sein richtiges Urtheil, sie wird auch seine großen Verdienste um die Bewahrung Europa's, besonders Deutschlands vor türkischer Barbarei, vor französischer Allgewalt würdigen; sie wird ihm nicht den Beinamen des Großen, wohl aber den des Ehrwürdigen zuerkennen. Oesterreich weiht ihm dankerfüllt ein liebevolles Andenken als dem Regenten, der in schweren Zeiten Habsburgs Machtgebiet beschützt, gefestigt und gemehrt, hoch und rein erhaltend Habsburgs große Traditionen des Rechtes und der Sitte."

Die Worte sind aller Ehren werth, und man darf nur den Wunsch hinzusetzen, daß die Gedanken, die aus ihnen reden, in Deutschland wie in Oesterreich als Gemeingut der geschichtlichen Literatur anerkannt werden möchten.

Das Epitheton des Ehrwürdigen dürfte freilich hier und da etwas auffallen. Wenn die Verfasser das Werk des Engländers Burnet kennten, so läge die Vermuthung nahe, daß sie bei jenem Worte an die Ausdrücke gedacht, mit welchen dieser Zeitgenosse und Anhänger des Oraniers die Gesinnung desselben gegenüber dem Kaiser bezeichnet. Burnet sagt: The king had a sort of regard and submission to the Emperor, that he showed to no other prince whatsoever[1]). Ein anderer Zeitgenosse, der Holländer Sylvius, nennt den Kaiser: Leopold, die ontzachelyke Heerscher[2]). In der That würde diese Bezeichnung derjenigen des Ehrwürdigen, Venerabilis, ziemlich entsprechen. Andere Historiker wie Rinck und Wagner haben dem Kaiser das Prädikat Groß beigelegt. Allein die Franzosen haben bekanntlich auch Ludwig XIV. den Großen genannt, und unter ihnen hat Voltaire dieß Prädikat sogar zweien seiner Zeitgenossen zugeeignet, bei denen von sittlicher Größe nur das Gegentheil zu finden. Dazu scheint es, daß jeglicher Versuch in späterer Zeit eine charakteristische Bezeichnung solcher Art beizulegen, sich als undurchführbar beweisen möchte. Begnügen wir uns daher mit der Sache selbst. Diese findet sich am klarsten und nachdrücklichsten in einem bisher unbekannten Distichon von Leibniz, welches er beim Tode des Kaisers Leopold im Jahre 1705 in einem Briefe an einen Freund überschrieb. Wenn es Gottes Wille ist, wie jeder patriotische Oesterreicher es wünschen muß, und wie jeder patriotische Deutsche es hoffen sollte, daß die Monarchie, die Leopold befestigt oder auch gegründet, unter den Reichen Europa's wieder diejenige Stellung einnimmt, die, wenn sie von Leopolds Geiste beseelt wird, zum Wohle der

1) History of his own time p. 573. Zum Jahre 1691.

2) Sylvius: saken van staat en oorlog t. IV. Im Vorworte.

Gesammtheit ihr gebührt — wenn dann die Nachwelt diesen Kaiser, den seine Zeitgenossen mit Verehrung und Bewunderung nannten, ihre Dankbarkeit für ihn auch durch ein Denkmal von Stein oder Erz bethätigen wird: so dürfte sich dafür als Inschrift jenes Distichon von Leibniz empfehlen. Es lautet

Aeternum decus Austriadum, Leopolde, probasti:
Et Sancti et Magni nomina stare simul.

Der Charakteristik des Kaisers Leopold in dem vorliegenden Werke entspricht an Wärme und Lebhaftigkeit diejenige des im Vordergrunde stehenden Helden, des Prinzen Eugen von Savoyen.

Allein hierbei drängt sich uns eine besondere Anfrage in Betreff des Ganzen auf: die Anfrage nämlich, warum das Werk nicht noch weiter angelegt ist, nicht die ganze Zeit zunächst des Kaisers Leopold in kriegsgeschichtlicher Beziehung umfaßt.

Zu dieser Frage gibt äußerlich zunächst den Anlaß der gesammte Inhalt des ersten Bandes. Denn derselbe betrifft in zahlreichen Abhandlungen nicht bloß die Zeit des Prinzen Eugen, sondern überhaupt die des 17. und des Beginnes des 18. Jahrhunderts, also die Zeit des Kaisers selbst, dessen Regierung begann noch bevor der Prinz Eugen geboren war. Dieß entspricht der Sache. Denn mit dem Auftreten des Prinzen Eugen beginnt nicht ein neues Zeitalter der österreichischen Kriegsgeschichte. Die Continuität ist da, auch vor ihm. Demgemäß eignet sich sehr viel des im ersten Bande Gesagten auch für die Zeiten Karls von Lothringen und weiter hinauf, Montecuculis. Nachdem der dreißigjährige Krieg abgeschlossen und dann, wenigstens für diese Monarchie, einige Jahre der Ruhe erfolgen, beginnt wieder mit dem schwedisch-polnischen Kriege die endlose Kette von Verwicklungen. Der Kaiser Leopold findet allerdings bei seiner Thronbesteigung diesen ersten Krieg schon vor; allein das *eigentliche* Eingreifen zu Gunsten Polens geschieht doch durch

ihn, und von da an hat er sein Lebenlang nur einzelne Jahre der Ruhe. Der Ausgangspunkt für die Kriegsgeschichte seiner Zeit müßte daher, meines Erachtens, von ihm selber aus, von seiner Thronbesteigung an genommen werden.

Dieß um so mehr, da in der Art, wie das vorliegende kriegsgeschichtliche Werk angelegt ist, der Diener über den Herrn fast hinauszuwachsen scheint, freilich nicht der Intention, sondern der Thatsache nach. Schon die dem Werke vorausgeschickte Charakteristik des Prinzen Eugen ist ausführlicher als diejenige des Kaisers. Bietet denn dafür die andere geschichtliche Literatur Oesterreichs einen Ersatz? Das Umgekehrte ist der Fall. Bekanntlich ist keines der größeren Länder Europa's so arm an nennenswerthen Geschichtswerken über seine großen Männer wie gerade Oesterreich. Ueber den römischen Kaiser Leopold I. existirt, wenn wir absehen von den drei Bänden Gualdo Priorato's, die schon mit 1670 enden, gar nur Eins, allerdings ein höchst bedeutendes, die **Historia Leopoldi Magni**, von Wagner, dem Karl Adolf Menzel und andere namhafte deutsche Historiker die gebührende Anerkennung zollen. Dieses Werk Wagner's wird von den Verfassern der Feldzüge des Prinzen Eugen nicht erwähnt.

Aehnlich verhält es sich dann aber auch mit dem Prinzen Eugen gegenüber den anderen hervorragenden Persönlichkeiten zur Zeit des Kaisers Leopold. Prinz Eugen ist einmal die populärste Gestalt jener Zeit und wird es bleiben. Er ist es nicht bloß in Oesterreich selbst. Das Lied vom „Prinz Eugen dem edlen Ritter" erklingt, so weit die deutsche Zunge reicht, bis an die Ufer der Nordsee und der Ostsee. Möglich auch, daß dieß Lied erheblich zu der Popularität beigetragen. Aber auch die geschichtliche Forschung hat sich gerne seiner Persönlichkeit zugewandt. Wir haben das Werk von Arneth. Die Ehre des Prinzen Eugen wird ferner verkündet durch sein Denkmal vor der kaiserlichen Hofburg. Das Alles ist billig und recht, und muß jedem patriotischen Oesterreicher zur Freude gereichen.

Allein was dem Einen recht ist, muß auch dem Anderen werden. In der Charakteristik des Prinzen erwähnt das vorliegende Geschichtswerk den Feldzug des Jahres 1683. Es bemerkt dazu (S. 64): „So war die glänzende Kriegerlaufbahn des jugendlichen Prinzen eröffnet in einem der glorreichsten Feldzüge der Weltgeschichte, unter den Augen des edlen Karl von Lothringen, dieses Musters aller Soldaten- und Feldherrn-Tugenden."

Die letzten Worte entsprechen durchaus der Wahrheit. Es ist herzerhebend für Oesterreich, daß dort, wie vielleicht nirgends anderswo, so viele seiner ausgezeichneten Feldherren zugleich Männer von so bravem Charakter waren. Und zwar gerade diese beiden, der Herzog Karl von Lothringen und der Prinz Eugen von Savoyen. Dazu knüpft sich ja an den Namen des ersteren wie an den des letzteren Sieg auf Sieg, die ganze lange Kette derselben von 1683 bis 1689, vom Entsatze von Wien bis zum Wiedergewinne von Mainz. Aber hat ihnen beiden die Nachwelt in gleicher Weise ihren Dank gezöllt? — Kein Standbild verkündet die Ehre Karls von Lothringen. Keine nennenswerthe Biographie ist ihm gewidmet. Und nun, wo man ein so umfassendes Unternehmen beginnt, und zwar dieß in würdiger Weise, wo die Vorarbeiten im allgemeinen zu einem erheblichen Theile dieselben sind für die Zeit Karls von Lothringen wie für die des Prinzen Eugen: da wird auch dießmal wieder der Erstere nur gelegentlich erwähnt, freilich erwähnt wie es sich gebührt, aber doch nur gelegentlich! Dieß scheint der justitia distributiva nicht zu entsprechen.

Es versteht sich, daß durch diese Wünsche, die das Werk nicht erfüllt, der Werth des in demselben Dargebotenen auf keine Weise verringert werden kann.

Der erste Band enthält, wie bereits gesagt, eine Reihe von Abhandlungen allgemeiner Art, die sich beziehen auf das gesammte Kriegswesen der damaligen Zeit, nicht bloß Oesterreichs. Der zweite Band beschäftigt sich mit dem Feldzuge gegen die Türken im Jahre 1697, bespricht also namentlich

e Schlacht bei Zenta am 11. September. Die Leistungen
r kaiserlichen Armee an Märschen in den acht Tagen vor
r Schlacht sind wahrhaft staunenerregend. — Der dritte
and bringt das erste Jahr des spanischen Successions-
krieges, den Feldzug Eugen's in Oberitalien im Jahre
1701. Dazu ist über diese beiden Feldzüge von 1697 und
1701 ein Kartenwerk beigegeben, welches die Kriegsschau-
plätze so umfassend und so präcise vor das Auge bringt,
wie es allen Wünschen entspricht.

Ein Eingehen auf die Einzelnheiten würde hier zu
weit führen. Nur das möchte ich meinerseits hervorheben,
daß die Bedeutung dieses Feldzuges von 1701 sich nicht be-
schränkte auf die Erfolge auf dem Kriegsschauplatze selbst,
daß sie vielmehr moralisch erheblich beitrugen, die zweite
große Allianz, vom 7. September 1701, zum Abschlusse zu
bringen. Die Sache verhält sich nämlich wie folgt. Der
Kaiser, noch allein, ohne Allianz, entschloß sich im Beginne
des Jahres 1701 zur Unternehmung dieses Feldzuges auf
das dringende Anrathen Wilhelms III. von England, welcher
die Zusicherung gab, daß er, sobald einmal der Kaiser das
Beispiel gegeben, die Seemächte England und Holland zur
Nachfolge bewegen würde. Es geschah, und diese Leistung
Wilhelms III., die er selber dann dem Kaiser gegenüber als
die höchste seines Lebens bezeichnete, für die er gearbeitet,
als wäre er kaiserlicher Minister, ist in der That ein, wenn
auch in den Einzelnheiten bisher wenig bekanntes, darum
nicht minder staunenswerthes Meisterstück. Die Kriegserklärung
der Allianz an Frankreich verzog sich bekanntlich bis tief in
das Jahr 1702, erst nach dem Tode Wilhelms III.

Wie aber der Kaiser, noch allein, diesen Feldzug von
1701 wagte gegen die Uebermacht Frankreichs, auf das An-
rathen des Königs Wilhelm III., so hatte der noch fast jugend-
liche Heerführer, dem diese wichtige Mission anvertraut war,
der Prinz Eugen, in Europa keinen schärferen Beobachter
seines Thuns als den Oranier. Der kaiserliche Gesandte in

London, Graf Wratislaw, legte dem Könige die Briefe v
die er von dem Prinzen erhielt. Namentlich ein Schrei
aus Roveredo, vor dem berühmten Uebergange über
tridentinischen Alpen, rief das staunende Lob des Königs h
vor. Als der erste Sieg, der von Carpi, errungen w
übergab Wilhelm III. dem Gesandten ein eigenhändi
Schreiben an den Prinzen Eugen, in welchem er nach d
Glückwunsche zu den vollbrachten Leistungen dem ihm p
sönlich unbekannten Feldherrn seine Freundschaft anbot[1]).

Der König erhob dadurch den Prinzen Eugen in
selbe Stellung zu ihm persönlich, wie früher den Herz
Karl von Lothringen. Auch nach dem Tode des letzter
pflegte Wilhelm III., wenn er den Namen nannte, hinzu
fügen: „Mein Freund".

Die Verfasser des Werkes haben namentlich in Betr
der Verwicklung, aus welcher der europäische Krieg entsprin
der von der spanischen Succession her den Namen hat,
Band II einen Anhang von Aktenstücken gegeben. Dieser b
ginnt, S. 333 u. f., mit vierundzwanzig diplomatischen Akt
stücken. Die Reihe ist sehr bunt. Es befinden sich darun
Conferenz-Protokolle der kaiserlichen Minister, Instruktion
für Gesandte, Berichte derselben, dann wieder ein Ausz
des sogenannten preußischen Kronvertrages, Loyalitäts-B
sicherungen der Kurfürsten von Bayern, Brandenburg u
Köln u. s. w. So werthvoll jedes einzelne Stück, so
doch die Gesammtheit fragmentarisch und läßt ein Syst
dieser Zusammenstellung nicht gewahren. Die Sammlu
enthält z. B. zwei Gesandtschaftsberichte des Grafen Aue
perg aus London, im Juni 1700. Aber der Graf Auersp
berichtete ebenso ausführlich wie hier Jahr aus Jahr
zweimal wöchentlich, und die hier gegebenen enthalten in
nicht einen Abschluß irgend einer Angelegenheit. Auch s
nicht alle Stücke chronologisch richtig eingeordnet. Das C

1) Bericht des Grafen Wratislaw vom 23. August 1701.

ferenz-Protokoll von S. 336 u. f. gehört nicht in das Jahr 1700, sondern 1701, und ebenso die darauf folgende Instruktion an den Grafen Goes S. 341 u. f.

Im Allgemeinen darf man die Ansicht aussprechen, daß die Zertheilung von historischen Aktenstücken einer und derselben Zeit nach Materien mancherlei Inconvenienzen nach sich zieht. Eine allgemein gültige wissenschaftliche Eintheilung solcher Art dürfte nicht aufgestellt werden können. Das einfachste, sicherste, in jedem Falle unanfechtbare Princip für die Mittheilung von Aktenstücken bleibt daher dasjenige der Chronologie. Lediglich dieß Princip hat der englische General Murray befolgt in seinem Werke: The letters and dispatches of John Churchill, first duke of Marlborough, from 1702 to 1712. Daher sind diese fünf Bände so leicht nachzuschlagen und zu benutzen, für den Kundigen wie sogar auch für den weniger Kundigen, wenn er nur den Anhaltspunkt eines Datums hat.

Den Verfassern des kriegsgeschichtlichen Werkes über die Feldzüge des Prinzen Eugen scheinen indessen mehr die Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV., gesammelt von dem General de Vault und herausgegeben von dem General Pelet, als Muster vorgeschwebt zu haben, in welchem Werke Bearbeitung und unveränderte Reproduktion der Aktenstücke sich mit einander verschlingt. Eine solche Aufgabe zu lösen ist an sich schwer, nirgends jedoch schwerer als in Oesterreich.

Ziehen wir, um dieses klarer zu machen, eine Stelle der Vorbemerkung heran, welche die Verfasser dem gesammten Werke vorausgeschickt haben.

Nachdem zuvor die Archive namhaft gemacht sind, aus welchen die Verfasser geschöpft, kommen sie auf die von ihnen benutzten gedruckten Bücher. Sie sagen dort (S. VI): „Die Zahl dieser Bücher wuchs auf mehr als hundert, und es mußten dieselben um so genauer durchforscht werden, als sie von dem verschiedensten Werthe sind. Neben vorzüglichen

Quellen, die dem ganzen Werke wesentliche Unterstützung
gewähren vermochten, wie jene von Arneth, de Vault=Pe
und Noorden, sowie das jedoch immerhin mit Vorsicht
benutzende Theatrum Europaeum, bestehen auch andere, dem
Ruf und Bedeutung wohl ihre eingehende Berücksichtigun
erforderte, die aber dabei doch von solcher Mangelhaftigk
oder tendenziöser Färbung sind, daß die an dieselben v
wendete Mühe selten im Verhältnisse zu der gewonnenen Au
beute stand." Es werden dann mehrere dieser Werke g
nannt, darunter „in gewissem Sinne auch St. Simon".

Daß ein Oesterreicher einen böswilligen Verläum
des Kaisers Leopold, wie den Duc de St. Simon,
anders als mit höchstem Mißtrauen in die Hand nehm
kann, bedarf keiner Erörterung. Allein gehen wir zurück
den drei Werken, die hier als vorzügliche Quellen bezeich
werden.

Zuerst wird das Werk von Arneth über den Prin
Eugen genannt, ein ehrenwerthes Buch, das auf jeder Bl
seite Begeisterung für den Prinzen Eugen verkündet.

Es folgt dann das große kriegsgeschichtliche von P
herausgegebene Werk. Ohne den allgemeinen Werth di
umfassenden Arbeit in irgend einer Weise herabzusetzen,
man doch sich gegenwärtig halten, daß es die französische
schauung wiederspiegelt, die in Betreff des in Frage stehen
Objektes der kaiserlichen geradezu entgegengesetzt war. Da
aber folgt der Name Noorden, also wahrscheinlich das W
des preußischen Professors: Europäische Geschichte im
Jahrhunderte. (Bis jetzt zwei Bände.) Diesen drei We
wird noch das Theatrum Europaeum hinzugefügt, jedoch
der Einschränkung, daß es mit Vorsicht zu benutzen
Aber wie denn? Sind nicht die beiden vorher genann
Werke noch mit ungleich größerer Vorsicht zu benutzen?

Eben dieß aber führt uns auf das Wesen der Sa
Nur bemerke ich ausdrücklich, daß die folgenden Bemerkun
nicht eine Persönlichkeit betreffen, wie etwa den Herr

Noorden, sondern die Species, welcher diese Persönlichkeit angehört, diejenige der preußischen Professoren-Geschichtschreiber.

Ein Engländer hat einmal die Klage ausgesprochen, daß es englischen Historikern viel schwerer sei, in Betreff der Angelegenheiten der eigenen Nation Gerechtigkeit zu üben als den Franzosen. Denn, nachdem in Frankreich die Revolution von 1789 mit der Vergangenheit völlig aufgeräumt, sei für die späteren Franzosen alles was vorher liege neutraler Boden geworden, auf welchem politische Gegner der Gegenwart dennoch sich einig zusammenfinden könnten. Anders sei es in England. Weil dort die Continuität des geschichtlichen Werdens niemals gewaltsam durchbrochen worden, so trügen sich auch die Gegensätze der Gegenwart zurück bis in die entlegene Vergangenheit. Das Urtheil des Whig über die Kämpfe der beiden Rosen laute verschieden von demjenigen des Tory.

Ob oder in wieweit die Franzosen dieß englische Urtheil in Bezug auf sie als berechtigt anerkennen würden, mag dahingestellt bleiben. Dagegen würde der Engländer die Gegensätze, die er daheim bei sich wahrzunehmen glaubte, in viel stärkerem Maße ausgeprägt erblicken können in Deutschland, oder richtiger auf dem Boden des alten römischen Reiches deutscher Nation. Denn in England hat man sich, ungeachtet aller Differenz, endlich doch immer wieder einig zusammengefunden. Das einstige Reich aber ist zerspalten worden und geblieben. Und nicht bloß dieß, sondern der eine Partikularstaat hat es vermocht, durch Aneignung und Aufsaugung vieler derjenigen Theile, die einst in ihrer Gesammtheit das alte Reich ausmachten, ein neues Reich zu schaffen, dessen Wesen der Natur der Dinge nach freilich immer der ursprüngliche Partikularstaat seyn und bleiben wird.

Dieser Gegensatz muß sich nun aber ebenso geltend machen in der geschichtlichen Anschauung des Werdens dieser Dinge. Derjenige der das Aufwachsen des Partikularstaates

als ein Glück, als eine Segnung betrachtet, wird folger
die Momente der Spaltung in den vergangenen Ja
hunderten ganz anders ansehen, als derjenige welcher
Fortbestand der einstigen Föderation gewünscht hätte.
Preuße, wenn er consequent ist, wird jeden Akt der V
gangenheit, welcher einen Keil in die Fugen des alten Reic
körpers eintrieb, als einen Fortschritt betrachten. Der Oes
reicher, wenn er consequent wäre, müßte jeden Akt die
Art, weil derselbe gelingen konnte nur durch das Zurü
drängen, die Ueberwältigung Oesterreichs, welches es als se
Aufgabe betrachtete, den bestehenden Rechtszustand zu
halten, ihn zu vertheidigen, als einen Nachtheil für
Vaterland ansehen.

Lassen wir einstweilen den Oesterreicher und fassen
Preußen noch etwas schärfer in's Auge.

Die Offensivstöße, welche darauf ausgingen das
Reich zu lockern, endlich zu zertrümmern, sind nicht zu
von Preußen ausgegangen. Der Kurfürst Moritz von Sa
im 16., der Schwedenkönig Gustav Adolf im 17. Ja
hunderte, glaubten ein Jeder zu eigenem Nutzen ihre
griffe zu unternehmen. Allein durch Friedrich II. wurde
preußische Königthum der Erbe der Thaten jener beiden
gänger. Daher sind der Kurfürst Moritz im 16.,
Schwedenkönig Gustav Adolf im 17., der Preußen
Friedrich II. im 18., der Fürst Bismarck im 19. Jahrhund
wenn auch unter veränderten Umständen je nach der
dennoch Repräsentanten desselben Princips. Dieses Pri
wendet sich jedesmal feindselig gegen Oesterreich, oder,
es allgemeiner zu fassen, gegen die Monarchie des Ha
Habsburg. Die preußische Staatsidee ist geworden und
wachsen, man darf nicht bloß sagen im Kampfe mit Oe
reich, sondern im Angriffe wider dasselbe. Es kommt
die Neigung des Menschen, welche Tacitus in die W
kleidet: Facile est odisse quem laeseris.

Daher liegt sowohl auf dem preußischen Staate in

Gesammtheit, wie auf dem Individuum, welches an diesem Staatsleben Antheil nimmt, die Tradition der — um nicht einen stärkeren Ausdruck zu wählen — Abneigung gegen Oesterreich.

Dieß gibt sich ganz besonders kund in der Literatur, namentlich der geschichtlichen. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß der einzelne preußische Geschichts-Professor mit bewußter und absichtlicher Feindseligkeit gegen Oesterreich verfährt. Es können Fälle vorkommen, daß ein preußischer Professor ganz correkt zu handeln glaubt, wo er den besten Kaisern aus dem Hause Habsburg das schmählichste Unrecht zufügt. Denn es hat sich, allerdings nicht zuerst in Preußen, sondern zuerst in Frankreich, eine Tradition gebildet, nach welcher das Interesse des Hauses Habsburg der Maßstab der Politik desselben gewesen seyn soll. Namentlich Ludwig XIV., dessen Politik die selbstsüchtigste war, die es je gegeben, hat mit ungemeinem Geschicke diese Sage verwerthet, und zwar gegenüber demjenigen Kaiser, der, wie die Verfasser der Feldzüge des Prinzen Eugen mit gutem Grunde sagen: „hoch und rein erhielt Habsburgs Traditionen des Rechtes und der Sitte", also gegenüber Leopold I. Dieses Wort der sogenannten Hauspolitik haben die preußischen Geschichtsbücher sich angeeignet. Es steht ihnen fest wie ein Axiom. Sie glauben daher nicht ein Unrecht zu thun, wenn sie es verwerthen und zwar gegen jeden Kaiser des Hauses Habsburg, wer immer es sei, also auch gegen Leopold I.

Die vermeintliche selbstständige Forschung bietet gegen diesen Irrthum und ähnliche verwandter Art nicht ein Gegengewicht. Es ist zunächst schon an sich nicht richtig, daß das Studium eines und desselben Aktenstückes zwei verschiedene Persönlichkeiten zu demselben Ergebnisse führen müsse. Wenn dieß der Fall wäre, so bedürften wir im Rechtsleben keines Instanzenzuges, so könnte jeder Rechtsfall von einem Einzelrichter endgültig entschieden werden. Aber der Richter ist in solchem Falle wenig*stens eine möglich*st unbetheiligte Persönlichkeit,

jedenfalls mehr als es ein Historiker jemals seyn kann. De
je eifriger dieser an seine Arbeit tritt, desto mehr hat er
wachen über sich, daß nicht die verschiedenen Neigungen d
Nationalität, der Religion, der politischen Anschauung, od
was immer sonst es sei, einen Druck auf ihn ausüben na
rechts oder nach links. So steht die Sache, wenn der Be
treffende die geistige Kraft der selbstständigen Forschung be
sitzt. Aber die Existenz dieser Kraft ist nicht als Regel an
zunehmen, namentlich in einer Zeit wie in der unserigen, w
das Geschichte-Schreiben wie zu einem Handwerke geworden,
wo daher die neuen Historiker Jahr aus Jahr ein zu Dutzenden
emporschießen. Die Einsicht in neue, bisher unbekannte
Dokumente gewährt nicht die Bürgschaft einer selbstständiger
Auffassung. Viel leichter ist es, auch mit der Kunde neue
Aktenstücke und trotz derselben, den gebahnten Wegen de
Tradition zu folgen. Besonders ist dieß in Preußen leichte
bei der dort überhand nehmenden Art und Weise des Ge
schichtschreibens, welche mehr in einem subjektiven Räsonnir
über geschichtliche Thatsachen besteht, als in dem geordnet
Darbieten des geschichtlichen Stoffes. Der Grundsatz, d
die Thatsache und das Urtheil des Historikers immer a
unterscheidbar hervortreten müssen, und daß für die letzte
der Beweis entweder sofort erbracht oder doch leicht au
findbar sei, gelangt bei der preußischen Historiographie imme
mehr in Vergessenheit. Um so näher liegt dann die Ver
suchung sich gehen zu lassen.

Ferner aber ist das Einherschreiten in den einmal g
bahnten Wegen der Tradition viel sicherer und lohnend
Umgekehrt dagegen möchte das Abweichen von dem tradition
vorgezeichneten Geleise in Preußen nicht ohne Gefahr sei
Denn die Maschinerie des dortigen Staatswesens verlan
die unbedingte Unterordnung jeder geistigen Kraft, und b
trachtet die Nichtdienstbarkeit als feindselig.

Im Ganzen und Großen darf und muß man dah
sagen, daß jeder einzelne Geschichts-Professor in Preu

dem Staatswesen dort dient, wie es ist, mit allen Traditionen desselben, und mit allen Nutzanwendungen dieser Tradition. Und insofern repräsentirt die Gesammtheit eine geistige Macht, wenn auch freilich stärker quantitativ als qualitativ.

Niemals aber kann oder darf diese Art von geistiger Macht, wie sie jeder preußische Professor an sich ausgeprägt trägt, angesehen werden als maßgebend für die geschichtliche Auffassung auch in anderen Ländern, am wenigsten in Oesterreich. Vielmehr ist jedes geschichtliche Werk, welches sich als mit preußischer Anschauung getränkt erweist, von jedem patriotischen Oesterreicher mit höchster Vorsicht aufzunehmen.

Dasjenige österreichische Werk dagegen, welches die Verfasser der Feldzüge des Prinzen Eugen nicht unbenützt lassen dürfen, ist die historia Leopoldi Magni von Wagner, mit der Fortsetzung, historia Josephi I.

Im Uebrigen liegt es vor Augen, daß es an geschichtlichen Werken, welche das Werden und Seyn der österreichischen Monarchie wiederzuspiegeln, die Tradition derselben anschaulich und zum Gemeingute Aller zu machen vermöchten, fast völlig fehlt. Solange die Idee des alten römischen Kaiserthumes deutscher Nation bestand, hatte dieß geringere Gefahr. Denn diese Idee, in moderner Form ausgedrückt: diejenige des Rechtes im Völkerleben, ward vertreten von dem Hause Habsburg, welchem auf diesem Wege seine eigenen Völker, wenigstens die Mehrheit derselben, willig folgten, und welchem zu gleichem Zwecke geistige wie materielle Kräfte aus dem Reiche zuwuchsen. So namentlich noch zur Zeit Leopolds I. Indem aber dann im 18. Jahrhunderte diese Idee allmählig thatsächlich verblaßt, verstummt auch zugleich die geschichtliche Literatur, welche die Kunde derselben hätte rege erhalten können. Die Gründe dessen hier zu erörtern, würde zu weit führen.

Indessen der Charakter ist da, indelebilis, weil ruhend auf der *Grundlage des Entstehens* und Werdens der Mo-

narchie. Dieser Charakter ist derjenige der Defensive. U
eben dieser Charakter bewährt sich in dem scheinbaren Offens
stoße des Jahres 1701. Denn angenommen auch selbst, d
das dem todkranken Könige Karl II. von Spanien wider sein
Willen entrungene Testament zu Gunsten des Hauses Bourb
zu Rechte bestand: so war doch Mailand ein Reichs-Mannlehe
über welches der Inhaber nicht zu Gunsten von Cognat
verfügen durfte, welches vielmehr der Kaiser kraft sein
Krönungseides zurückfordern mußte. Und eben wegen sein
Rechtes traten die Seemächte und das Reich dem Kaiser z

Wie dieser große Kampf geführt ward, wird das g
schichtliche Werk der Feldzüge des Prinzen Eugen uns fern
enthüllen, wird uns ferner klar vor Augen legen, daß d
Kaiser Leopold niemals anders handelte als im Bewußtse
seines Rechtes.

Onno Klopp.

XVIII.

Peter Palladius und sein Visitationsbuch.

I.

Besagtes Buch, früher nur in einem dürftigen Ausz
bekannt, galt als verloren, bis es im J. 1866 in der gro
königl. Bibliothek zu Kopenhagen mitten in einem B
anderer Urkunden entdeckt wurde. Der „Verein zur Förder
der dänischen Literatur" ließ hauptsächlich aus sprachlic
Interesse auf seine Kosten eine Ausgabe desselben d
Pastor Heiberg besorgen, die 1867 erschien. Da dieselbe
doch nicht befriedigte, so veranstaltete Professor S

Grundtvig 1872 eine neue, sehr sorgfältig bearbeitete Ausgabe des Visitationsbuches[1]). Den Inhalt des Buches bilden einfache Skizzen der Ansprachen, welche Palladius bei seinen Visitationen, besonders auf dem Lande, hielt und die, wie aus einzelnen Stellen hervorgeht, erst nach und nach die Gestalt bekamen, in der sie uns hier vorliegen. Das Ganze war also für den Privatgebrauch des Palladius und keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt. Einen Auszug und Plan desselben scheint jedoch Palladius seinen Amtscollegen mitgetheilt zu haben, wenigstens findet sich ein solcher in dem bischöflichen Archive zu Ribe unter den Amtsschriften von Sabolin, und auch in Island wird ein solcher erwähnt[2]). Da Palladius seine regelmäßigen Visitationen nur bis zum Jahre 1543 fortsetzte, und von da an durch Kränklichkeit und andere Umstände verhindert wurde sie selbst vorzunehmen, so mußte er sie in der Folge den Dekanen oder Pröpsten überlassen, und so ging denn auch aus dem Visitationsbuch das „Provstebog“ und die verbesserte Ausgabe desselben von 1555, die früher erwähnte „Formula visitationis provincialis seu praepositorum“ hervor. Da man über das in Dänemarks Geschichte so wichtige Ereigniß dieser Visitationen sonst keine Nachrichten hat, so ist die Auffindung des Buches für die dänische Reformationsgeschichte gewiß von großer Bedeutung, indem Palladius nach drei Jahrhunderten gleichsam selbst wieder aus dem Grabe ersteht und uns ein interessantes Bild von sich selbst und seiner Zeit gibt.

Ueber diese Bedeutung des Visitationsbuches sagte der Herausgeber in der Vorrede: „Das Visitationsbuch von

---

1) En Visitatz Bog, indeholdende en udförlig Beskriffning paa den Visitation som bleff holden udi alle Sogne Kircker i Sielands Stict, besynderlige paa Landsbyerne, aff Doct. Petro Palladio, den förste Evangeliske Superintendent. Ved det Aar MDXL. Prentet i Köbenhaffn. 1872.

2) Theol. Tidsskrift IV. Bd. II. Heft S. 150.

Palladius, das eigentlich erst durch seine Herausgabe in der zweiten Häfte des 19. Jahrhunderts unserer Literatur einverleibt ist, nimmt gewiß einen hervorragenden Platz unter Dänemarks literarischen Werken aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ein und kann auch mit einem gewissen Rechte „eine der merkwürdigsten Schriften, welche unsere Literatur aufzuweisen hat'[1]) genannt werden. Denn es stellt uns ein frisches lebendiges Bild einer vergangenen Zeit ganz unmittelbar und in kunstloser Weise vor Augen, gemalt mit des Lebens eigenen Farben und in einem der Zeit eigenthümlichen Styl. Und in diesem Zeitbilde haben wir zugleich den getreuesten Abdruck von der sowohl ächt volksthümlichen als auch der Zeit entsprechenden energischen Persönlichkeit, in deren Subjektivität es sich abspiegelte. Und wie man auch jetzt den Mann und seine Zeit betrachten und beurtheilen mag, ob man sich beim Anblicke angezogen oder abgestoßen fühlt, in jedem Falle fesselt das Spiegelbild unsere Aufmerksamkeit, da dasselbe, ohne daß es beabsichtigt war, als eine wichtige historische Quelle sich darstellt" (S. XII). „Das Buch ist ein in seiner Art einziges Werk in der dänischen Literatur und muß als das Hauptwerk des ausgezeichneten Verfassers bezeichnet werden" (S. XIV). „Seine Sprache zeichnet sich allzeit durch treuherzige Kraft und volksthümliche Beredsamkeit aus, aber hier, wo er zu den seeländischen Bauern, um sie zu erwärmen und aufzuklären, nicht bloß von hohen und ewigen Dingen, sondern vorzüglich auch von deren Einfluß auf ihr tägliches Thun und Treiben spricht, bekommt seine Sprache durch die Macht der Umgebung und der Umstände jene volksthümliche Frische und derbe Natürlichkeit, die er aus seinem eigenen Wesen heraus hineinzutragen im Stande war" (S. XX). So der für seinen Autor begeisterte Herausgeber. Und in der That, was diesen letzten Punkt betrifft, so müssen wir unsere geehrten Leser im voraus um Entschuldigung

1) *Rördam*, Kjöbenhavns Universitets Historie I. 526.

bitten, wenn wir in den folgenden Auszügen manchmal Sachen bringen und Ausdrücke wiedergeben, welche den Gesetzen des Anstands zuwider sind und in dem Munde eines „Bischofs" das ästhetische und religiöse Gefühl in gleicher Weise verletzen. Wir glauben solche Proben geben zu müssen — häufig jedoch in gemilderter Form, denn manches läßt sich in seiner ganzen Crudität im Deutschen gar nicht wieder geben — um ein möglichst objektives Bild von dem Manne und seiner Zeit zu bieten, und zu zeigen, von welchem Geiste diese „Gottesmänner" beseelt waren. Man entschuldigt dieß gewöhnlich mit dem niedrigen Bildungsgrad der damaligen Zeit. Daß aber der rohe Ton in der Polemik ein besonderes Privilegium der Prädikanten war, ist hinlänglich bekannt, und wird auch für Dänemark von einem der gründlichsten Kenner der Literatur aus der Reformationszeit bezeugt. Bischof Engelstoft in seiner kleinen vortrefflichen Schrift: „Reformantes et Catholici" S. 153 sagt: „In Dänemark wurde nicht mit mehr Würde und Anstand gekämpft (als in Deutschland), vielleicht noch mit weniger. Dieses Jahrhundert zeichnete sich schon an und für sich nicht aus durch seine Sitten, und die Reformatoren, die meistens dem Volke angehörten, kümmerten sich wenig um eine feine Sprache. Die Katholiken zeigten unläugbar eine bessere Bildung, wie durchgehends schon aus ihren Streitschriften (conviliis) hervorgeht, und häufig bedienten sich die Katholiken einer elegantern Form als die weniger gebildeten (simpliciores) Reformatoren."

Doch nun zum Visitationsbuch selbst! Palladius stellt sich dem Volke als einen Gesandten und Minister des Königs vor und beginnt seine Visitation mit folgender Einleitungsrede: „Gute Christen dieser Pfarrei! Ich gebe euch in Liebe zu erkennen, daß unser gnädigster Herr und k. Majestät mich hier in ganz Seeland herumgeschickt hat, um zu erfahren, ob das christliche Volk in allen Pfarrkirchen die rechte Nahrung zu seinem Seelenheile bekommt, wie sich dieß geziemt, ob die rechten Kirchengebräuche nach der Ordonnanz von Seiner

Gnaden gehandhabt werden, und wie sich das Volk in je-
licher Weise darnach richtet und schicket. Und so bin ich
Jesu Namen auch hieher gekommen, um mich bei euch üb
all dieses zu unterrichten. Deßhalb will ich zuerst meine
königl. Befehl verlesen lassen und dann mit euch nach Aus-
weis meines Amtes verhandeln."

Hier, heißt es in einer Parenthese, liest der Propst
mein Sendschreiben und ich lasse sogleich den Kirchen- und
Armenvorstand zu mir in die oberste Bank kommen, während
das Volk niedersitzt und ich mich auf einen Stuhl vor das-
selbe setze. Hierauf werden die sechs Punkte bezeichnet, von
denen bei der Visitation die Rede seyn wird, nämlich:

1) Von der Kirche oder dem Gotteshause, das ihr be-
sucht, um da Gottes Wort zu hören. 2) Von eurem Pfarr-
geistlichen und Küster, die euch und euren Kindern Gottes
Wort vortragen sollen. (Der Küster hatte den Kindern
Religionsunterricht zu geben.) 3) Von den Festtagen, oder
der Zeit, wo ihr in die Kirche kommen sollt, und wo ihr
nicht zu kommen braucht. 4) Von den Armen hier und
anderswo, und wie ihr euch gegen dieselben zu verhalten habt.
5) Von dem Kirchgang, wie er beschaffen seyn soll[1]). 6) Von
Ehesachen und andern dem christlichen Volke nothwendigen
Dingen.

In Betreff des ersten Punktes macht Palladius d
Gemeinde aufmerksam darauf, was und woher die Kirche s
und empfiehlt dann den Kirchenvätern und der Gemeinde
dringend, dieselbe in gutem Stand zu halten. „Kirche nennen
wir diesen Bau, der von Stein und Kalk aufgeführt ist. Ihr
habt dieselbe euern Vorfahren zu verdanken, und die
Gute (nur?) könnt ihr den Abgeschiedenen nachsagen, d

1) In der Ausführung fehlt dieser Theil als ein besonderer. Es
wohl der Kirchengang der Wöchnerinen gemeint, der, wie
scheint, bei einer spätern Ueberarbeitung dem zweiten Theile b
gefügt wurde.

sie euch diese Stätte bereitet haben, bevor ihr zur Welt kamet. Das soll auch wohl anerkannt werden, denn wäre die Kirche jetzt noch nicht gebaut, so dürftet ihr kaum jemand so bereitwillig finden, eine solche Mauer und einen solchen Bau für die Nachwelt aufzuführen (!). Deßhalb müßt ihr wenigstens das Gotteshaus für euere Kinder erhalten, wie eure lieben Vorfahren es für euch gebaut haben, damit auch eure Kinder Gottes Wort hier hören können, wenn euer Haupt einmal hier in der Kirche oder da auf dem Kirchhof ruht und schläft." Darum sollen die Kirchenwärter fleißig nachsehen, ob das Dach nicht beschädigt ist, die Fenster gut schließen und sonst Alles in Ordnung ist, damit es nicht hereinschneie und regne, das gute Volk so seine Kleider verderbe und deßwegen nicht lieber aus der Kirche wegbleibe. Der Boden und die Stühle sollen auch reinlich gehalten werden und im Sommer mögen die Frauen Gras und Blumen in ihren Schürzen bringen und den Boden damit bestreuen, damit Alles recht schön und lieblich sei, so daß man mit Lust und Freude hieher kommt, um Gottes Wort zu hören. Auch der Kirchhof soll rein und sauber gehalten und das Gras im Sommer zwei- bis dreimal abgemäht werden, damit das gute Volk die Gräber der Eltern besuchen kann, „nicht um für sie zu beten, Gott sei Dank, das haben sie nicht mehr nöthig, sie haben ihr Gericht schon längst überstanden", sondern damit die Leute bedenken, daß sie auch einmal sterben müssen. Auch soll der Kirchhof eingefriedet seyn, damit kein Vieh hineinkomme und ihn verunreinige, denn dieß ist die Ruhestätte und das Bett eurer Eltern, und wird dereinst auch das eurige seyn. Auch darf nicht gestattet werden, daß man bei Hochzeiten hineinreite und renne. Dieß gehört dem Teufel, wie auch das Schlemmen und Schwelgen, das am zweiten und dritten Hochzeittag in der Kirche stattfand und jetzt verboten ist. Deßhalb sollen die Kirchenvorsteher dieß besonders zu verhindern suchen.

Nun folgen Unterweisungen über die drei Dinge, die

Mitte, damit euer Seelsorger, wenn er euch u
Wort rein und klar verkündet, seine Lehre a
beiden hochwürdigen Sakramente beweise, die ei
dem Taufbrunnen, die andere nach dem Altare
die zu beiden Seiten der Kanzel wie die beid
bei der Bundeslade stehen. Den Taufbrunnen
Rücken, weil es genug ist einmal getauft zu s
Taufe nicht wiederholt werden kann, hingegen
Altar immer vor Augen, damit ihr erinnert
Altarssakrament öfters zu empfangen. Diese be
mente sind die Siegel an den uns vom Himm
Briefen des alten und neuen Testaments, die wa
briefe, die wir im Tod und im Grabe noch bei
müssen und nicht päpstliche Ablaßbriefe, die vom T
Kanzel, Taufbrunnen und Altar sind auch die
des heil. Johannes: Geist, Wasser und Blut. T
die Stimme des Predigers, wenn er Christi Leh
klar lehrt, das Wasser ist das womit ihr getau
Blut ist das Blut Christi auf dem Altar. An
Dingen kann Jedermann erkennen, ob er ein Kind
oder des Todes ist. Wenn du gern in die Kirch
das Wort Gottes, wo es rein und klar gepredi

du ein Kind des Lebens bist. Ist dieß hingegen nicht der Fall, so brauchst du nicht weiter zu fragen, dein eigenes Gewissen gibt dir das gewisse Zeugniß, „daß du von einem Teufel aus der Hölle besessen bist, der in deinem Herzen sitzt und dich davon abhält, das Wort Gottes zu hören. Er ist schon zufrieden, magst du sonst seyn wo immer, wenn er dich nur von der Pfarrkirche und dem Worte Gottes abhält, weil er wohl weiß, daß du dann ihm gehörst.“ An diesen drei Zeichen des heil. Johannes sollen wir also erkennen, ob wir Gott oder dem Teufel gehören.

In den praktischen Bemerkungen über diese drei Dinge wird gesagt: Die Kanzel soll kein bloßer Bock seyn, sondern anständig aufgeführt, auf der Südseite der Kirche, über alle andern Stühle erhaben, in der Nähe eines Fensters aus Rücksicht für den Priester. Wo keine solche Kanzel ist, kann sie füglich hergestellt werden „aus den zerstörten Altären, deren sich jetzt überall so viele in den Kirchen befinden“. Bei Anhörung des Wortes Gottes soll ein gutes christliches Volk bei Verlesung des Evangeliums zuerst aufstehen, dann sich ordentlich setzen, nicht faul hineinliegen, um zu schlafen. Alle sollen sich gegen die Kanzel wenden und nicht schändlich sitzend ihren ..... dem Priester zukehren, wie grobe und unvernünftige Bauern zu thun pflegen.

Was den Taufbrunnen betrifft, so soll er allzeit rein und trocken seyn, bis ein Kind zur Taufe gebracht wird. Dann soll der Küster ein bis zwei Eimer Wasser hineinschütten, das aber rein und klar seyn muß, nicht voll Ungeziefer und Unrath, so daß es Einem eckeln möchte die Finger hineinzustecken. Im Winter muß das Wasser gewärmt werden, denn die Taufe ist dem Kinde zum Seelenheile, nicht zum Schaden und Verderben des Leibes gegeben. Wenn ein Kind getauft wird, sollt ihr alle aufstehen und euch gegen den Taufbrunnen wenden, dem hochwürdigen Sakramente der Taufe und dem Kindlein zu Ehren. Der Priester soll alles laut lesen, so daß es Jedermann von seinem Platze aus verstehen kann.

wachen, bis es confirmirt ist. Die Pathen sind die
vertreter Gottes, deßwegen heißen sie auch Gudfad
Gudmoder, und sollen sich daher bei den Eltern ö
kundigen, wie es mit ihren Pathchen geht, damit sie sich
Sünde schuldig machen und nicht zu Lügnern werden.
bist du, mein Bäuerlein, verpflichtet und davon kannst
nicht loskaufen mit Pathengeschenken, die man aus
Gründen gibt, nämlich den Eltern zum Trost und zum
halte der Kinder." „Hier sollt ihr auch wissen, da
Gevatterschaft ein Ehehinderniß bilden kann, wie da
lose Papstvolk gelehrt und uns vorgelogen hat."

Was endlich den Altar angeht, so soll er mi
reinen Tuche bedeckt seyn. Und wie jede Kirche an
Kanzel genug hat, so hat sie auch nur Einen Altar
Gott gebe, daß das christliche Volk daran denke, diese
recht zu gebrauchen. Deßhalb fort mit den anderen A
„Wenn die Papisten sie zu erhalten hoffen, so kön
lange auf die frohe Kunde warten, daß ihr Kra
Plunder wieder aufkommen soll. Gott im Himmel l
uns vor diesen und anderen Irrthümern, so wahr w
dem Irrthume des Papstes und der Mönche frei wur
dem wir lange genug befangen waren. Die anderen

können sie an der Wand aufhängen den einfältigen Leuten zur Belehrung, wenn sie wissen, was solche Bilder darstellen. Sind jedoch Bilder hier, „die sehr besucht waren und vor denen Wachsfiguren und Krücken aufgehängt wurden", so sollen die weggenommen und verbrannt werden. Die Stoffe und Tücher, womit Gott zum Spotte an diesen Altären Holzblöcke und Steine bekleidet waren, soll man lebendigen Wesen, den armen Kranken hier in der Pfarrei geben, und wenn ihr dieses nicht wollt, so wird jemand aus dem Heilig Geistspital in Kopenhagen kommen, um sie für die Kranken dieses Spitals zu holen. „Unterdessen, bis diese Altäre abgebrochen sind und ihr, gute Christen, sie also noch vor Augen habt, sollt ihr an die große Verirrung denken, in der wir unter Papst und Mönchen waren, und Gott loben und danken, daß er uns daraus befreit hat, und daß wir nun besser unterrichtet sind in unserer durch das klare Evangelium erleuchteten Zeit."

Auf dem Hochaltar sollen auch zwei Lichter angezündet werden, aber erst wenn jemand von euch zum Sakramente geht, was in einer solchen Gemeinde jeden Sonn- und Feiertag geschehen soll. Diese zwei Lichter haben etwas zu bedeuten, sonst dürften sie nicht brennen. Denn es zieht ja täglich ein so helles Licht, die Sonne, über unserm Haupt dahin, daß man hier selbst eine Nadel finden könnte, und deßhalb dürften wir unseres Gottes nicht spotten mit angezündeten Lichtern, wenn sie nichts zu bedeuten hätten. Diese zwei Lichter also brennen das eine zu Ehren des Leibes; das andere zu Ehren des Blutes Jesu Christi und bedeuten, daß unsere Herzen durch Christus, der sich das Licht der Welt nennt, erleuchtet werden, und daß wir volle Gewißheit und Sicherheit über Vergebung unserer Sünden haben, so oft wir zu dem Sakramente gehen.

Wir haben diese ersten 16 Seiten des Buches, wenigstens dem Sinne nach, so ziemlich vollständig gegeben, weil die darin ausgesprochenen, wenn auch nicht besonders erhabenen

in jeder Pfarrkirche seyn müssen, nämlich die Kanzel, d
Taufbrunnen und der Hochaltar, und zwar wird zuerst il
Bedeutung im Allgemeinen erklärt und dann folgen praktis
Bemerkungen über jedes Einzelne. Der Taufbrunnen
hinten in der Kirche, der Altar vorn, die Kanzel in d
Mitte, damit euer Seelsorger, wenn er euch unseres Her
Wort rein und klar verkündet, seine Lehre auch durch d
beiden hochwürdigen Sakramente beweise, die eine Hand na
dem Taufbrunnen, die andere nach dem Altare ausstrecken
die zu beiden Seiten der Kanzel wie die beiden Cherubin
bei der Bundeslade stehen. Den Taufbrunnen habt ihr in
Rücken, weil es genug ist einmal getauft zu seyn, und di
Taufe nicht wiederholt werden kann, hingegen habt ihr den
Altar immer vor Augen, damit ihr erinnert werdet, da
Altarsakrament öfters zu empfangen. Diese beiden Sakra
mente sind die Siegel an den uns vom Himmel gesandte
Briefen des alten und neuen Testaments, die wahren Ablaß
briefe, die wir im Tod und im Grabe noch bei uns hab
müssen und nicht päpstliche Ablaßbriefe, die vom Teufel sind¹
Kanzel, Taufbrunnen und Altar sind auch die drei Zeug
des heil. Johannes: Geist, Wasser und Blut. Der Geist
die Stimme des Predigers, wenn er Christi Lehre rein u
klar lehrt, das Wasser ist das womit ihr getauft seid, d
Blut ist das Blut Christi auf dem Altar. An diesen d
Dingen kann Jedermann erkennen, ob er ein Kind des Lebe
oder des Todes ist. Wenn du gern in die Kirche gehst, u
das Wort Gottes, wo es rein und klar gepredigt wird,
hören, wenn du dich der Taufe gern erinnerst und gern u
oft zum Altare gehest, so ist das ein sicheres Zeichen, d

1) Da dieß die einzige Stelle im Buche ist, wo dieser verbitt
Feind alles Katholischen gegen den Ablaß sich ausspricht, so
dieß wohl eine Bestätigung dessen was auch Dr. Helveg in sei
Kirchengeschichte II. Bd. S. 527 hervorhebt, daß der Ablaß,
in Deutschland solche Stürme hervorrief, in Dänemark eine sol
Wirkung nicht hatte.

voll von Lügen und Legenden über St. Franziskus und andere Heilige. Ebensowenig hatten die einen rechten Altar, sondern eine Menge Kajüten und Kramläden für ihre lügenhaften Seelenmessen und ihren falschen Heiligencult. Deßhalb lassen wir diese fahren und bleiben wir in Jesu Namen bei unserer Pfarrkirche, denn sie ist Gottes Haus!" Der protestantische Herausgeber muß zu solchem Wahnwitz selbst bemerken: „Das ist doch nicht sehr genau gerechnet von Palladius, eine solche Geschichte — aus einem offenbar falschen Aktenstücke — als Einnahme aufzuführen"[1]) ... Wie er dann mit einer Art Raserei Himmel und Hölle in Bewegung setzt, und Solchen, die anstatt in die Pfarrkirche zu kommen ohne dringenden Grund zu Hause bleiben oder gar in's Wirthshaus sitzen, mit zeitlichen Unglücksfällen und Krankheiten, mit einem schrecklichen Tod und ewiger Verdammniß droht, und fortwährend mit Hölle und Teufel um sich wirft, wollen wir nicht weiter ausführen. Als ein Muster dieser kirchlichen Beredsamkeit, wollen wir nur das strenge Gericht anführen, das ein solcher zu bestehen hat, der sich dieser „größten aller Sünden" schuldig gemacht und das „selige Wort Gottes" verachtet hat. Zu ihm wird der grimmige Richter einst sprechen: „Du elender Wurm, du elender vermaledeiter Sünder! Ich gab dir eine Kirche und Glocken, die dich dahin riefen, ich gab dir Priester und Küster, Kanzel, Taufbrunnen und Altar, ich streckte meine Hände auf dem Kreuzesgalgen nach dir aus und starb für dich; ich gab dir Vernunft und Verstand, so daß du kein einfältiges und dummes Vieh wärst; ich gab dir auch Ohren zu hören, und du mußt damit auch rings um dich herum gehört haben: aber du, Schändlicher und Niederträchtiger, hast mein heiliges Wort verachtet, bist

1) Vorrede S. XXVI, wo auch bemerkt ist, daß sich Palladius auf Ekkehardi (abbatis Urspergensis) Chronicon beruft, wo S. 437 edit. von 1537 ein apokrypher Brief des Bischofs Ulrich von Augsburg gegen das Cölibat sich finde, der diese Geschichte enthält.

Und so oft der Namen Jesu genannt wird, sollen Al
Männer und Frauen, die Knie beugen, die Männer auch d
Haupt entblößen, und so bekennen, daß es keine Seligk
gibt, als allein im Namen Jesu. Diejenigen welche bei d
Taufe als Pathen stehen, sollen der übernommenen Be
pflichtung eingedenk seyn und die Erziehung des Kindes übe
wachen, bis es confirmirt ist. Die Pathen sind die Stell
vertreter Gottes, deßwegen heißen sie auch Gudfader un
Gudmoder, und sollen sich daher bei den Eltern öfter er
kundigen, wie es mit ihren Pathchen geht, damit sie sich keine
Sünde schuldig machen und nicht zu Lügnern werden. „Daz
bist du, mein Bäuerlein, verpflichtet und davon kannst du dich
nicht loskaufen mit Pathengeschenken, die man aus andern
Gründen gibt, nämlich den Eltern zum Trost und zum Unter
halte der Kinder.“ „Hier sollt ihr auch wissen, daß keine
Gevatterschaft ein Ehehinderniß bilden kann, wie das gott
lose Papstvolk gelehrt und uns vorgelogen hat.“

Was endlich den Altar angeht, so soll er mit einem
reinen Tuche bedeckt seyn. Und wie jede Kirche an Eine
Kanzel genug hat, so hat sie auch nur Einen Altar nöthig
Gott gebe, daß das christliche Volk daran denke, diesen Eine
recht zu gebrauchen. Deßhalb fort mit den anderen Altären
„Wenn die Papisten sie zu erhalten hoffen, so können si
lange auf die frohe Kunde warten, daß ihr Kram un
Plunder wieder aufkommen soll. Gott im Himmel bewahr
uns vor diesen und anderen Irrthümern, so wahr wir vo
dem Irrthume des Papstes und der Mönche frei wurden, i
dem wir lange genug befangen waren. Die anderen Altär
außer dem rechten Hochaltar, sind ein Zubehör jener falsch
Lehre, welche die Päpste und Mönche in Betreff der Heilige
verehrung und der lügenhaften Fegfeuersqualen hielten, u
gleichen jenen Kajüten und Krämerbuden, die unser He
Jesus im Tempel zu Jerusalem umstürzte, als er die Ve
käufer austrieb.“ Darum müssen die Kirchenvorsteher solc
Altäre auch fortschaffen. Gewöhnliche Gemälde und Bild

Diesen mehr als kräftigen Ermahnungen folgt dann eine Unterweisung über das was man in der Kirche zu thun hat. Und damit die Leute nicht kommen und wieder fortlaufen „wie eine Geis die mit Wasser übergossen wird“, so macht er ihnen dieß durch einen Vergleich klar, nämlich durch das was bei einer Hochzeit oder bei einem sonstigen Gastmahl zu geschehen pflegt, indem er sagt: Bevor ihr euch zu Tische setzt, betet ihr ein „Vater unser“ und lauft nicht zum Essen „wie die Schweine und Kühe“, sonst verdient ihr, daß Gott euern Arm so lahm machte, daß ihr die Hand gar nicht mehr zum Munde bringen könnt. Dann unterhaltet ihr euch und belehret einander, von diesem und jenem redend, ihr singet da auch, esset und trinket und seid fröhlich, wie es auch ganz billig ist, „denn der Teufel bereitet uns so manche bittere Stunde, daß wir uns schon auch eine heitere stehlen und mit einander ein Glas selbst über den Durst hinaus trinken dürfen, wenn wir nur nicht schlemmen und schwelgen und uns keine andere Gottlosigkeit zu Schulden kommen lassen, Liebeslieder vermeiden und die gottlosen Trinksprüche mit Heiligenanrufung (zu Ehren gewisser Heiligen in den Zunftversammlungen ausgebracht) nebst anderen Ungebührlichkeiten, wie sie der Teufel an manchen Orten eingeführt hat... In eueren Zunftherbergen sollt ihr nicht anders singen, als was in der Kirche gesungen wird (ja keine papistischen Lieder und fromme Trinksprüche!). Auch sollt ihr da bei Tag kein Licht brennen zu Ehren der Abgestorbenen, denn diese befinden sich nicht in den erdichteten Fegfeuersflammen, sondern entweder in der ewigen Freude oder in der ewigen Qual, wie sie es durch ihren Glauben oder Unglauben (bloß!) verdient haben. Sollte so etwas in eurer Zunftherberge stattfinden, so würde von unserm gnädigsten Herrn und Könige sogleich der Befehl kommen, daß eure Zunft aufgelöst werde, denn es ist besser, daß eine solche Teufelszunft (!) aufgehoben werde, als daß Gott und die Menschen sich noch länger darüber grämen und ärgern.“ *Zuletzt gibt man* noch den Armen von den

Gedanken gleichsam die dogmatische Unterlage des Gan[zen]
bilden. Das Folgende sind hauptsächlich Moralpredig[ten].
Und zwar enthalten 18 weitere Seiten nur Ermahnungen,
gerne in die Kirche zu gehen und das Wort Gottes an[zu]-
nehmen, Ermahnungen welche durch den heftigen und po[l]-
ternden Ton, in dem sie gehalten sind, allein schon hinläng-
lich zu erkennen geben, daß das Volk für das „reine Wort
Gottes", worauf es dem Palladius vor allem ankam, nicht
sehr begeistert war, sich von den protestantischen Kirchen fern
hielt und vielmehr den katholischen Dom- und Klosterkirchen
zueilte, wo sich solche noch fanden. Deßhalb ergeht sich auch
Palladius gegen die Klöster, die gleich dem Domcapitel von
Roskilde noch ganz „papistisch" waren, in Schmähungen, für
die wir gar keinen Namen haben. Hören wir, mit welchen
Gründen er seine Bauern in die protestantische Pfarrkirche
zu locken sucht:

Weil ihr also in dieser Pfarrkirche die drei Dinge habt,
die zur Seligkeit nothwendig sind, weil dieß Gottes Haus
ist, so muß es euch auch lieber seyn als jeder andere Ort
auf der Welt, lieber als alle kostspieligen Paläste, Schlösser
und Höfe, denn dieß sind nur Menschenwohnungen, euere
Pfarrkirche aber ist Gottes Haus. „Ja nicht einmal Dom-
und Klosterkirchen, die von Gottlosen noch immer benützt
werden, darf man Gottes Haus nennen, dieß sind vielmehr
Räuberhöhlen des Teufels, wenn sie nämlich nicht auch Pfarr-
kirchen sind. Aber, mag mir Jemand sagen, die haben ja
auch Alles, Kanzel, Taufstein und Altäre. Nein, meine
Freunde, Taufstein war in diesen keiner. Unser Herr Jesus
wollte sein hochwürdiges Sakrament der Taufe nicht so ver-
höhnen lassen, daß es in diesen Mordgruben und Räuber-
höhlen gespendet werden sollte. Denn diese ließen ihre Huren-
kinder nicht zum Christenthum gelangen, sondern mordeten
sie, wie St. Gregors Fischteich beweist, jene 6000 Kinder-
schädel, die in demselben gefunden wurden, als er gereinigt
wurde. Die hatten auch keine rechte Kanzel, denn die war

Nachdem er das Volk noch belehrt hat, daß man nicht bloß in der Kirche, sondern auch zu Hause, allein und gemeinschaftlich beten müsse, kommt er wieder auf die Hauptsache, das Zweite, was in der Kirche geschehen soll, auf die Anhörung des Wortes Gottes zu sprechen, und will auch da, daß man zu Hause während der Woche öfter daran denke und das Sonntags-Evangelium auch den Kindern lehre und erkläre. Er selbst kenne brave Bauern (wohl noch aus den finsteren katholischen Zeiten her!) welche dieß fleißig thun und die Sonntags-Evangelien des ganzen Jahres an den Fingern hersagen können. In den Städten, wo die Kinder auch lesen lernen, sei dieß noch leichter. Da Christus selbst sage: „Meine Schafe hören meine Stimme" und „Wer aus Gott ist, höret Gottes Wort", so sei es sein Wille, daß Alle fleißig in die Kirche kommen, um das Wort Gottes zu hören, und daß keines von seinen Schafen fortbleiben soll. „Wie kommt es nun aber, daß jetzt doch so Manche fortbleiben? (!) Die Sache ist einfach diese: Gott lockt seine Schäflein mit grünem Grase, mit dem seligen Gotteswort an, wollen sie davon nehmen, so sind sie Gottes Schafe, wo nicht, so sind sie verlorne und verdammte Schafe."

Das Dritte ist der Empfang des Altarssakramentes und die dazu nöthige Reinigung des Gewissens. Und auch da bleibt der „Gottesmann" sich getreu und hat von dem hochheiligen Sakramente der Liebe redend nur Worte des bittersten und rohesten Hasses. „Ehemals", so beginnt er seine Unterweisung, „waren wir vom Papste und den Mönchen zum Empfang des Altarssakraments zu Einer Zeit („nur" oder „wenigstens"?) und zwar zu Ostern verpflichtet, und da haben sie uns noch auf eine schändliche und schamlose Weise einen Theil von dem hochwürdigen Sakramente geraubt und gestohlen, nämlich Jesu Christi gebenedeites Blut, und haben uns statt des Blutes reines Wasser zu trinken gegeben. Nun sind diese Diebe (Kelchdiebe, sagt er anderswo) aus dem Lande verjagt, und ein Theil davon ist aufge-

nicht in die Pfarrkirche gekommen, hast deinen Stuhl d
zeit leer gelassen, Andern zum Aergerniß und schlechten
spiel und dir selbst zur Verdammniß. Darum bist du
einer von Jenen, mit welchen ich nichts mehr zu thun
Fahre fort zu allen Teufeln und sei mit ihnen für
Zeiten in der Hölle!" Mit gleichem Nachdruck schärft e
Eltern und Vorgesetzten ein, auch ihre Kinder, Dienst
und Untergebenen in die Kirche zu schicken und sie ja
davon abzuhalten, weil sie sonst zu Hause Hurerei un
Schlechtigkeit treiben, und dereinst in der Hölle denen
sie nicht dazu anhielten oder gar davon abhielten, die f
barsten Vorwürfe machen werden.

„Und hier, bemerkt er weiter, wäre wohl eine
Vermahnung nothwendig vor Allem an die Adeligen
sie auch gerne ihre Pfarrkirche besuchen, Gott zum Lob
Andern zu einem guten Beispiel — namentlich aber
deßwegen, damit sie bei dem Volke nicht in den Ve
kommen, als ließen sie zu Hause auf ihren Schlössern
irgend eine papistische oder Mönchsmesse lesen, wie
gottlose Adel zu thun pflegt, Gott zum Spott und
Könige und Herrn sowie andern Christen zum Trotz,
Gott mit seinem Zorn und seinen Strafgerichten heims
Auch die Bürgermeister und Gemeinderäthe hätten eine
Mahnung nothwendig, daß sie die Sonntagsarbeit verh
und die Schenklokale während des Gottesdienstes sch
lassen, sonst werden sie alle das höllische Feuer in ihre
bekommen, das ihnen der Teufel für alle Ewigkeit eins
wird, und zwar sowohl denen welche durch die Finger
und solches dulden, als auch denen welche Schnaps ver
und trinken zum großen Aerger für Gott und die Me
Wie der Adel, so sollen auch diese und alle andern V
setzten mit gutem Beispiele vorangehen und fleißig
Kirche kommen. Und wer bisher hierin nachlässig wa
Gottes Wort verachtet hat, der soll mit St. Peter
Sünden bereuen und sich bessern.

Ueber die Beicht oder die Vorbereitung zum Empfange des Altarssakramentes hören wir auch wieder ganz wunderliche Dinge aus dem bischöflichen Munde: „Die Beicht ist keineswegs so schwer, als das gottlose Papst- und Mönchsvolk uns gelehrt und vorgelogen hat, daß wir nämlich alle unsere Sünden aufzählen sollen. Herr Gott sei uns gnädig! wir können nicht einmal alle unsere Sünden denken, geschweige denn aufzählen. Unsere unbekannten Sünden sind weit mehr als die welche wir zu sagen wissen.“ „Wenn du beichten willst, fährt er dann weiter, so kannst du deinem Pfarrgeistlichen sagen: Lieber Herr! wollt ihr meine Beicht um Gottes willen hören? und er darf dir dieß nicht verweigern, insofern du ihm die schuldigen Gebühren nach Vermögen entrichtest, wie dieß eines jeden Christen Pflicht seinem Seelsorger gegenüber ist, sonst ist er dir nichts schuldig (!). Auch mußt du die zehn Gebote wissen, denn der Priester darf Niemand, der diese nicht kann, zu den Sakramenten zulassen“ — wie man denn auch einen Solchen vor Gericht nicht schwören lassen soll, da man ihm nicht mehr als einem Hund glauben kann. Wäre Jemand so dickhäutig, daß er die zehn Gebote nicht lernen könnte, soll er zum Seelsorger gehen und ihm dieß sagen, damit dieser, ohne seinen Namen zu nennen, von der Kanzel herab zum Gebet für ihn auffordere und den Leuten sage: „Ihr gute Christen, da ist einer von meinen Pfarrangehörigen, der die zehn Gebote nicht lernen kann. Wir wollen also den himmlischen Vater für ihn bitten, daß der Teufel, der in seinem Herzen sitzt, von ihm weichen möge, damit er sie vor seinem Tode noch lerne, seine Sünden bekennen und Nachlassung derselben erlangen könne, und so selig und nicht verdammt werde.“ Wenn du also deine zehn Gebote kannst, so bekenne deine Sünden auf folgende Weise und „sag in Jesu Namen: Lieber Herr! ich bekenne vor Gott und Euch, daß ich ein armer sündiger Mensch bin, gesündigt habe wider die zehn Gebote und nicht das geringste, geschweige denn das größte gehalten habe, daß

Ueberbleibseln des frohen Mahles. — Dasselbe sollt ihr n
jeden Sonn= und Feiertag in eurer Pfarrkirche thun. J
sollt 1) beten, 2) Gottes Wort hören, 3) den Leib und d
Blut Christi essen und trinken, 4) singen, Gott loben un
danken, 5) Almosen geben.

Das Erste also, was ihr thun sollt, sobald ihr in di
Kirche kommt, ist, daß ihr mit Herz und Mund das Vater
unser betet, so daß es kein bloßes Mundgeklapper bleibt.
Und am Ende des Vater unsers sollt ihr nicht, wie ihr in
alter mönchischer Verirrung gethan, das „Gegrüßt seist du
Maria" daher plappern. „Dieß ist nur ein Spott auf die ge
benedeite Mutter und Jungfrau Maria, da wir nicht der
Engel Gabriel sind, sie auch nicht zugegen und nicht all=
mächtig ist und uns nicht hören kann" — sondern sollt eure
besonderen Nöthen und Anliegen dem himmlischen Vater selbst
vortragen. Auch gebraucht ihr wohl nicht mehr den gott=
losen Rosenkranz, der nicht Gottes Wort, sondern einer
Menschen= und Teufelslehre entstammt. Denn von einem
solchen Mist und dieser Teufelsbetrügerei wußte man nicht
weder vor Christus noch die ersten 13 Jahrhunderte nachhe
bis einige Schwarze Mönche (so hießen die Dominikaner
Dänemark wegen ihres schwarzen Mantels) ihn aus Ha
gier (!) erfanden. Da unser Herr Jesus wohl wußte, daß e
solcher Irrthum kommen werde, so hat er den Rosenkran
selbst (!) verboten und lange vorher schon vor demselbe
gewarnt, indem er sagt: „Wenn ihr betet, sollt ihr ni
viele Worte machen, wie die Heiden." Sollte noch so „e
Papstknecht, ein Mönchsbube oder eine Nonnenbrut" an dies
Mißbrauch hängen, Gott, dem König, den Pfarrherrn u
Pfarrvolk zum Trotz, so möge dieß wenigstens zu Hause zwisch
vier Wänden geschehen — und wir wünschen ihm allen Dr
(d. i. Pestbeulen, s. Grimm's W.) und alles Unglück dazu (gem
christlich!) — „damit nicht die ganze Gemeinde ein schlecht
Beispiel an einer solchen schmutzigen Mönchs= und Nonnenbr
nehme, die lieber dem Teufel dienen will als Gott im Himm

euch der Küster lehren, nämlich singen, Gott loben und danken, und dieß alle zusammen, Männer und Frauen, Jung und Alt. Deßwegen soll der Küster in Dorfgemeinden nichts Lateinisches singen, außer zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, damit er zeige, daß er auch in die Lateinschule gegangen ist, und die Kinder auch dahin locke. Dafür gebet ihr ihm denn auch die Beiträge für die Gesangbücher oder was ihr ihm von jeher an diesen Tagen zu geben pflegtet. An andern Sonn- und Feiertagen des Jahres soll er nur dänische Weisen und Psalmen, die er euch gelehrt hat, singen lassen und kein dänischer Gesang soll mit lateinischen oder Choralnoten gesungen werden." Palladius bestätigt also hier, was von protestantischen Historikern auch sonst bezeugt wird, daß das Volk sehr an dem alten erhebenden Choralgesang hing, und sich für den dänischen Volksgesang, der, wie Paul Elias sagt, nur ein wildes Schreien war, nicht sonderlich begeisterte. Denn wohl nur deßwegen erlaubt er an den höchsten Festtagen den lateinischen Choralgesang und sieht darin sogar ein Mittel, in den Knaben die Lust zu wecken, Latein zu lernen und die Lateinschulen zu besuchen, die damals fast leer standen; wie wir aus den Klagen des Palladius noch sehen werden. Daß das Volk nicht dänisch singen wollte, geht auch aus der folgenden energischen Ermahnung hervor. Er macht das Singen dem „christlichen Volk" geradezu zur Pflicht. „Denn dieß befiehlt die heil. Schrift: Singet, sagt der heil. Paulus, heilige Psalmen, Hymnen und geistige Gesänge, lobet und danket Gott mit Herz und Mund, wenn ihr zusammen kommt. Dieß will Gott haben." Wie Gott den kleinen Vögelein befohlen hat zu singen: Laudate volucres coeli dominum, so sollt auch ihr es thun. „Mein liebes Männlein und Weiblein, wenn du im Zunfthaus oder bei einem Gastmahl singen kannst und es verschmähest in deiner Pfarrkirche zu singen, sollte man da nicht wünschen und zu Gott beten, daß dein Mund auf die Ohren zu sitzen käme, damit man sehen könnte, daß sich Gott an dir gerächt hat?

hängt[1]) und ihr habt beide Theile des Sakraments gan
und vollständig wieder bekommen, wenn ihr es also z
empfangen versäumt, so ist es eure eigene Schuld." Diese
Aufklärung folgt die eindringliche Mahnung, nun auch u
so fleißiger zum Tische des Herrn zu gehen, und selbst Kinde
von sechs bis sieben Jahren zu demselben zu führen. „Da
müßte ja ein vermaledeiter Mensch seyn, der jetzt in diese
durch das reine Evangelium erleuchteten Tagen nach alte
Sitte nur zu Ostern und nicht öfter im Jahr zum Abend-
mahl ginge;... ein solcher würde unserem Herrn Jesus in'
Angesicht speien, da er das hochwürdige Sakrament nicht meh
achtete, als wenn es" (man verzeihe uns die Anführung diese
gotteslästerlichen Gemeinheit) „nur für Schweine, Hunde un
Kühe gegeben wäre... Wenn hier an Sonn- und Feier
tagen nur Wenige, oder mitunter vielleicht auch gar Niemand
zum Abendmahl gingen, so wäre dieß ein sicheres Zeichen
daß hier noch der alte Unrath einer papistischen und Mönchs
kirche ist, und nicht eine herzensgute und christliche Kirche."

1) Hier erfahren wir also von dem ersten protestantischen „Bischofe"
der gewiß wußte was im Lande vor sich ging, und wissentlic
sicher keine derartige Lüge öffentlich verbreiten konnte, daß d
Mönche, namentlich die Bettelmönche, nicht bloß aus dem Lan
verjagt, sondern auch aufgehängt wurden. Wenn man die b
der Reformation in Dänemark vorgekommenen Gewaltthätigkeiten
vor der Nachwelt so gut zu verheimlichen wußte, daß es bis auf den
heutigen Tag allgemein herrschende Ansicht war, die Reformation
sei in Dänemark „ganz friedlich", „ohne Gewalt" und nament
lich „ohne Blutvergießen" durchgeführt worden: so kommt je
nach mehr als drei Jahrhunderten die Wahrheit doch imme
mehr an's Tageslicht. Von den an den Mönchen verübten G
waltthätigkeiten gibt uns die aus der Reformationszeit stammend
und von Knudsen erst vor einigen Jahren veröffentlichte Histori
ejectionis Monachorum e Dania ein trauriges Bild, und d
Behauptung, daß kein Blut geflossen, wird hier durch Palladiu
selbst Lügen gestraft, wenn man nicht etwa den Begriff de
Blutvergießens so strikte nimmt, daß sich das Hängen dam
recht wohl verträgt.

den dänischen Chrysostomus: „Daß Manche größere Armuth und Noth leiden, als dieß vor einigen Jahren der Fall war, und daß es ihnen nicht so gut geht wie früher, schreiben sie der neuen Lehre zu, die hieher gekommen seyn soll, und sie nennen dieß eine neue Lehre, weil sie nicht weiter sehen als bis in die Nacht, und daß Wasser eben Wasser ist, was eine Kuh auch sehen kann. Und diese vermaledeiten Stümper wollen nicht einsehen, daß dieß eine ganz alte Lehre ist, während der Unrath, an dem sie hängen, die Heiligenverehrung und das mönchische Fasten, eine neue und keine alte Lehre ist." Dann zeigt er, daß die zehn Gebote schon Adam und Eva in's Herz gegraben und später auf den steinernen Tafeln gegeben wurden, daß Christus selbst das Vater unser lehrte und die beiden heil. Sakramente, die jetzt im Gebrauch sind, eingesetzt hat, und fügt dann ganz entrüstet bei: „Was ist da Neues?" „Und doch soll die neue Lehre Schuld seyn, und damit wollen Manche ihre Heuchelei und Schalkheit verbergen und lehren das einfältige Volk, ihren Seelsolgern diese und ähnliche Worte entgegen zu halten: ‚Ja, seit wir aufhören zu fasten und die Heiligen anzurufen, seit wir keine Mönche mehr dulden dürfen, ging es uns nie mehr gut.' Solches müssen gute Christen hören von den Schändern des Wortes Gottes, von diesen Heuchlern und Mönchsschwänzen. Lassen wir diese Heuchler und Lästermäuler seyn, was sie sind. Gute Christen sollen wissen, daß das selige Wort Gottes, wie es jetzt in Dänemark rein und klar gepredigt wird, nicht die Ursache ist weder von der Schlechtigkeit des Volkes, noch von dessen Armuth und Noth." Die wahre Ursache davon, führt er dann aus, ist, daß man das Wort Gottes nicht hören, den Armen nichts geben, die Seelsorger und Küster nicht mehr unterhalten will, während man früher den Mönchen im Ueberfluß gab, und „so manches Andere, das aufzuzählen zu lange wäre".

Auch diese Geständnisse quittiren wir; fragen aber billiger Weise, woher all' diese neuen traurigen Erscheinungen? Wie

ich meinem Schöpfer und Gott mehr zum Verdruß und
Unehre als zu Lob und Preis, und meinem armen Nächst
vielmehr zu Schanden, Schaden und Verderben als zu Nu
und Frommen gewesen bin. Darüber klage ich mich vor Go
und vor Euch an und bitte Euch um einen guten Rath au
der heil. Schrift, das heißt ja Scriftemaal oder Beicht. Messe
mir also einen Scheffel voll zu aus der heil. Schrift, so viel Ih
wisset und ich gegen Sünde, Tod, Teufel und Hölle nothwendig
habe. Lieber Herr! sichert mir auch in Jesu Namen Vergebung
meiner Sünden zu, ich will mich gerne bereiten für den
Genuß des Abendmahles zur Bestätigung der Vergebung
meiner Sünden." — „Dieß, heißt es weiter, soll deine Beicht
seyn. Mehr brauchst du nicht zu sagen, es sei denn, dein
Herz wäre beklemmt durch einen Kummer oder eine besondere
Sünde, derentwegen du Rath brauchst. Solchen findest du
allzeit bei deinem Pfarrgeistlichen, wenn du ihn auch sonst
nirgends finden kannst. Und wenn du ein Hurenleben führst
oder gerne stiehlst, so sag es ihm nur. Man soll ihm die
Zunge aus dem Halse schneiden, wenn er irgend einem Menschen
etwas davon mittheilt. Da also die Beicht so einfach
ist, so soll sich in Zukunft Niemand von dem Empfang des
Abendmahls abhalten lassen. Wer könnte da nicht beichten
lernen? Jedes arme, einfältige Dienstmädchen kann jetzt
wissen, wie sie beichten und bei dem Seelsorger sich Rath
aus der heil. Schrift holen soll"[1]).

„Das Vierte, was ihr in der Kirche zu thun habt, soll

---

1) Man vergleiche was früher über die Streitfrage, wie zu beichten sei, gesagt wurde. Diese Frage ist heute noch nicht entschieden. In dem von der kirchlichen Commission im J. 1870 abgegebenen Gutachten sagt Dr. H. C. Nörbam: „Die vom Rituale vorgeschriebene unbedingte Absolutionsformel ohne vorausgehende Beichthandlung muß für denkende Protestanten an sich selbst zum Anstoß seyn; denn es liegt sehr nahe, daß sich ihnen die Frage aufdrängt: Wie kann der Priester dieß sagen? Woher weiß der Priester solches über meinen Seelenzustand?"

beralismus und seiner Metamorphosen von Beginn der Selbstständigkeit Belgiens, vom Jahre 1830 an, von Interesse seyn. Was die deutschen Brüder über dem Rhein durch die klirrenden Waffentänze des Culturkampfes im Grunde beabsichtigen, das liegt durch den Vergleich mit den zu besprechenden Velleitäten in Belgien klar vor Aller Augen.

Frère-Orban, der langjährige Führer der belgischen Liberalen, definirte am 29. März 1876 den Liberalismus wie folgt: „Er hat zur Aufgabe, dem Menschen die größte Summe der in allen Sphären der menschlichen Thätigkeit möglichen Freiheit zu sichern. Der Liberalismus stellt als Grundsatz auf, daß der Mensch das Recht hat, sich in religiöser, moralischer, intellektueller, politischer, materieller Hinsicht weiter zu bilden, ohne Fessel, ohne Zwang, und daß man ihm mit Rücksicht hierauf alle Freiheiten garantiren muß, welche mit den Rechten Anderer und mit der öffentlichen Ordnung verträglich sind." Vor einigen fünfzig Jahren mögen nun einzelne Männer, indem sie die Fahne des Liberalismus hoch hielten, sich von dem Verlangen haben leiten lassen, das Reich der Freiheit in allen legitimen Anwendungen sicher zu stellen; betrachtet man aber die Entwicklung des Liberalismus im Ganzen, wie er uns in den verschiedenen Ländern gegenübertritt, dann kann man dem Liberalismus den distinktiven Charakter, wie Frère ihn andeutet, nicht zuerkennen; mit dem Cardinal Dechamps in seiner eben veröffentlichten Broschüre „über den Liberalismus" werden wir am Schlusse unserer Darstellung klar erkennen, daß der Liberalismus „die politische Schule der Confundirung der beiden Gewalten, der weltlichen und geistlichen, der Vorkämpfer einer ganz neuen Staatsreligion, des officiellen und obligatorischen Antichristenthums ist, daß er darum aber auch weder eine Schule der Wahrheit noch der Freiheit seyn kann."

Waren die Liberalen in der Minorität, dann haben sie allerdings das Banner der wahren Freiheit scheinbar hochgehalten; sie wollen aber in der Regel nur die Freiheit für

Es wäre ja tausendmal besser, daß deine Zunge in deinem Halse verfaulte und du schon lange da draußen auf dem Kirchhof lägest, als daß du noch länger da herin stehest und Gott verspottest, wie ein Schwein und eine Kuh, die auch nicht singen können."

Fünftens endlich erinnert Palladius an die mannigfache Noth so vieler armer Leute und fordert die in die Kirche Gehenden dringend auf, da auch den Armen etwas zu geben. Deßwegen sei ja der Opferstock für die Armen gleich bei der Kirchthüre aufgestellt, damit er allen gleich in die Augen falle und sie an diese Pflicht erinnere. Auch sollen die beiden Armenpfleger abwechselnd jeden Sonn- und Feiertag in der Kirche für die Armen sammeln, wie dieß die Kirchenpfleger für die Kirche thun. Wenn sie bisher hierin nachlässig waren, so möge ihnen Gott verzeihen, aber es sei gar nicht zu verwundern, wenn Manche selbst in Armuth und Noth gerathen, nachdem sie der Armen in der Kirche gar nicht mehr gedenken.

Zum bessern Verständniß dieses Nothschreies und dessen was nachfolgt, wollen wir anführen, was der Protestant Allen in dieser Beziehung von den früheren katholischen Zeiten sagt. In seiner vortrefflichen „Geschichte der drei nordischen Reiche" IV. Bd. I. Abth. S. 239 schreibt er: „Wohlthätigkeit war ein schöner Charakterzug an unsern Vorfahren. Die hülfsbedürftigen Armen, alte und schwache, kranke und gebrechliche Personen, elternlose Kinder litten keine Noth und entbehrten der nöthigen Pflege und Unterstützung nicht... Ausgeübt wurde die Wohlthätigkeit vornehmlich durch die Geistlichkeit und die kirchlichen Stiftungen, aber das Volk gab im großen Ganzen mit mildem Herzen die Mittel dazu." Nach der Reformation wurde dieß anders, wie uns Palladius hier selbst bezeugt; die Mildthätigkeit nahm ab, Armuth und Elend nahmen zu. Und das Volk fand den Grund dafür in der „neuen Lehre". Eine solche Erzketzerei mußte freilich den „frommen Gottesmann" in Harnisch bringen. Hören wir

seinen Erwartungen getäuscht, ließ er von dem Freiheits-Cult ab, um zu einem System der Bedrückung zurückzukehren. Wird er eines Tages inne werden, daß es auch so nicht nach Wunsch geht, dann wird er zu einem anderen Mittel greifen, sich die Herrschaft zu sichern. Denn das allein ist der Zweck. In nachstehenden Ausführungen werden wir diese Sätze bestätigt finden. Die Metamorphosen, wie sie der Liberalismus in Belgien durchgemacht hat, sind die Erhärtung des Gesagten.

Um sich über den Ursprung des Liberalismus Rechenschaft zu geben, muß man bis zum großen Revolutionsjahr 1789 zurückgehen, damals sagte Sieyès: „Was ist der dritte Stand? Nichts. Was muß er seyn? Alles." Mit diesen Worten wurde die prädominirende Stellung der mittleren Classen verkündet. Der Liberalismus erblickte das Licht der Welt, um die Interessen des Mittelstandes zu vertreten. Er begnügte sich jedoch nicht damit, Gesetze zur Neuordnung der politischen Stände und Classen zu geben, er suchte vor Allem die Kirche unter seine Botmäßigkeit zu bringen, und proclamirte die ersten „Maigesetze", die Civilconstitution des Klerus. Der Liberalismus führt naturnothwendig zum Radikalismus; der Convent löste die gesetzgebende Versammlung ab; das Pariser Volk diktirte seinen eigenen Willen für ganz Frankreich. Der constitutionelle Klerus ward aufgegeben, jeder positive Cultus alsbald abgeschafft. Der Radikalismus führt früh oder spät zum Despotismus; wenige Liberale nur widersetzten sich dem Kaiser Napoleon I.; die Volksmasse drängte sich in die Tuilerien; sie beugte sich, glücklich ob des Unterganges der alten privilegirten Stände, vor dem Alleinherrscher, ohne große Sorge für die Freiheit, und begnügte sich damit, „ihre Unabhängigkeit gegen Gott auszubeuten." Das Concordat hatte den Staat mit der Kirche ausgesöhnt, allein die organischen Artikel setzten der Freiheit der geistlichen Gewalt Schranken; Papst und Kaiser mußten bald wieder in Streit gerathen. Während der Restauration setzte der Liberalismus seine Minirarbeit unermüdet fort.

Palladius selbst constatirt, daß größere Unsittlichkeit
Armuth als früher unter dem Volke herrschte, und daß b
damals schon auf Rechnung der Reformation gesetzt wu
so können wir diese Abnahme des Wohlthätigkeitssinnes
diesen Verfall des religiösen Lebens nur als weitere T
sache verzeichnen, die ihren Grund in jener neuen Lehre hat
die da sagt, daß der Glaube allein selig macht. Auch
Bauern, zu denen hier Palladius hauptsächlich spricht, ha
die praktische Consequenz sogleich gefunden, daß also die gu
Werke nicht mehr nothwendig sind.

Damit wären wir nun auch, trotz aller Hiebe
Keulenschläge, glücklich am Ende des ersten langen und
wichtigsten Theils von Palladius' Visitationsbuch angekomm

XIX.

Die Metamorphosen des belgischen Liberalismus

I. Partei=Verhältnisse früherer Zeit.

„Belgien ist mehr als vielleicht irgend ein anderes L
ein Versuchsfeld für die Bestrebungen des Pseudolib
lismus und des Radikalismus; die dortigen Vorgänge
währen die reichsten Belehrungen in Betreff der Zielp
auch unserer Culturkämpfer sowie der Mittel, durch w
man bei denselben anzulangen hofft." Diese Worte A. R
chensperger's haben ihre tiefe Bedeutung und es b
gerade jetzt, wo die belgischen Liberalen auf dem Punkte st
die Verwirklichung ihrer endlich offen dargelegten Zwecke
allen Mitteln anzustreben, den Lesern ein auf authenti
Material beruhendes Bild des mustergültigen belgischen

stimmten für die belgische Constitution von 1831. In dem constituirenden Congreß hatten die Katholiken die große Majorität; im Bunde mit den Liberalen statuirten sie im Fundamentalgesetz die Freiheit nach allen Richtungen hin. Nichtsdestoweniger ging eine kleine Fraktion der liberalen Richtung nicht auf die allgemeine Bewegung ein; sie blieb den alten Velleitäten treu, wie der Liberalismus sie immer verfolgt hatte. Defacqz war deren Führer. Diese Liberalen protestirten gegen die Freiheiten, wie sie in der Constitution garantirt waren, und proklamirten als Grundsatz: „Die weltliche Macht muß der geistigen Macht vorangehen und sie in gewissem Maße absorbiren." Die Partei, welche auf dem Congreß unterlag, gründete den „Indépendant". Das Programm des Blattes war: „Wir adoptiren nicht die anarchische Maxime, welche auf dem Congreß zum Siege gelangt ist; Freiheit in allen Dingen und für Alle ist unsere Devise nicht. Die religiöse Gesellschaft ist in Belgien mächtig; wir halten es für unsere Pflicht, ihre Entwicklung zu überwachen und ihr eine Ausnahme-Stellung nicht zu belassen." Allein so groß war die allgemeine Begeisterung, welche die Revolution von 1830 zu Gunsten der freiheitlichen Principien geweckt hatte, daß diese Proteste ohne Echo blieben. Diese liberale Minorität des Congresses verschwand sogar gänzlich aus den ersten Legislaturperioden des unabhängigen Belgiens. Zehn Jahre lang konnte man an die Verwirklichung der patriotischen Vorhersagung Nothombs glauben, welcher im Dezember 1830 erklärt hatte: „Die Union (der Liberalen und Katholiken) ist nicht eine Taktik, sondern ein Princip; nicht eine Schlinge, sondern ein aufrichtiger Akt; nicht ein vorübergehender Waffenstillstand, sondern ein socialer Fortschritt." Leider entsprachen dieser Hoffnung die nachfolgenden Thatsachen nicht.

Die ersten Symptome einer liberalen Reaktion kamen im Jahre 1840 zum Vorschein. Bis dahin waren beide Parteien friedlich Hand in Hand gegangen, die Aemter waren gleich-

mäßig und ohne Rücksicht auf Parteischattirung vertheilt. Die Liberalen, welche im Jahre 1828 in die Union eingetreten waren, gaben diese jetzt im Princip auf. Sie trater unter der Führung von M. Devaux mit der Forderung „homogener Minister“ auf. Hiermit ward die Reconstituirung einer selbstständigen liberalen Partei proklamirt und von Metamorphose zu Metamorphose mußte sie schließlich zu dem excessiven Programm von 1876 kommen. 1840 konnte man aber ein solches Programm noch nicht einmal vermuthen. Der Bruch der Eintracht unter den Parteien war das Werk solcher Männer, welche mit den Katholiken in zwölfjährigem Bunde gelebt hatten; darum manifestirte sich in dieser Epoche der Liberalismus noch unter sehr gemäßigter Form, d. h. im Doktrinarismus. Man wollte die Constitution intakt erhalten wissen, man wollte auch nicht direkt gegen ihre Consequenzen reagiren; mit Ausnahme einer Organisation des öffentlichen Unterrichtes, welche etwas weiter ging, als die Katholiken sie genehm hielten, stand nichts Besonderes in ihrem Programm. Sie strebten mit großer Leidenschaft nur nach der Gewalt und nach den Stellen für sich und ihre Freunde. Devaux schrieb 1843: „Die Klagen der beiden Parteien verbittern sich immer mehr und werden heftiger, solange die Vertreter der katholischen Partei nicht durch die Thatsache überzeugt werden, daß sie sich zur Rolle der Minorität resigniren müssen.“ Die Partei verlangte übrigens für sich nicht einen absoluten Triumph mit gänzlicher Unterdrückung der Gegner; diese sollten keineswegs von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden, aber die Regierung im Lande sollte von der „Souverainetät der Vernunft“ geführt werden und diese war natürlich von den Vertretern der liberalen Partei gepachtet.

Diese Periode kennt noch keinen Haß gegen die Kirche, sondern nur Mißtrauen und Eifersucht. Die Doktrinären waren nur über den Einfluß des Klerus beunruhigt, gegen die Religion hatten sie noch eine gewisse Hochachtung; sie *sahen den Nutzen* derselben zur Leitung des Volkes ein und

wollten ihr auch die Pforten der Staatsunterrichtsanstalten öffnen. Dabei hatten sie nur den einen Wunsch, daß die Religion dort eine etwas subalterne Stellung einnähme, ihr Wirken sich in den von ihnen bestimmten Grenzen halte, sie nur die Gehülfin ihrer eigenen Direktion sei, wie sich die „Revue générale“ ausdrückt, welcher wir bei diesen Allegationen folgen.

Hören wir einige Ehrfurchtsbezeugungen jener belgischen Doktrinäre für die Kirche. Leclerq sagte am 20. Februar 1841: „Wenn ich meine Gedanken ganz ausdrücken soll, so muß ich sagen, daß Belgien in meinen Augen vom Grund aus katholisch ist, der Katholicismus es in nationaler Beziehung auszeichnet, und es ein Glück für das Land ist, diesen Charakter zu haben, den wir mit Sorgfalt zu erhalten streben müssen. Wir können ihn nicht preisgeben, ohne mit ihm uns selbst aufzugeben.“ Am 3. Januar 1845 sprach Devaux: „Wir wollen keine Feindschaft gegen den Cultus weder im Gesetz noch in der Verwaltung; wenn wir verlangen, die Regierung solle unabhängig von der geistlichen Gewalt seyn, so verlangen wir seitens der Staatsverwaltung Achtung, ja sogar eine aufrichtige Sympathie für die religiöse Mission des Klerus.“ Am 13. Februar 1846 bemerkte Lebeau: „Wir müssen Alle, welches auch immer die Meinungen seien, denen wir folgen, eine herzliche Eintracht zwischen der religiösen und civilen Welt wünschen.“

Aus diesen Stimmungen kann man sich auch die Thatsache erklären, daß mit allen gegen drei Stimmen sowohl in der Deputirtenkammer als im Senat das Gesetz über den Elementarunterricht angenommen wurde. Dieses Gesetz wird den Wünschen des Staates wie der Kirche gerecht; die Unterrichtsfreiheit ist darin gewahrt. Damals sagte Lebeau: „Wir wollen alle zu demselben Zwecke eine wesentlich religiöse und moralische Bildung; wir alle wollen mit gemeinsamer Anstrengung die Würde der kirchlichen Autorität und die Würde der weltlichen Autorität zu vereinigen suchen.“

Er redete von dem Werthe, den alle der Mitwirkung des Klerus, seiner Intervention im Elementarunterrichte beilegten, und fügte bei: „Wenn einstens an der Regierung Staatsmänner seyn sollten, welche die Intervention des Klerus beim Elementarunterricht nur vom rein politischen und philosophischen Gesichtspunkte aus betrachten würden, so ist doch Jeder in dem Maße von dem Vortheile überzeugt, der darin besteht, auf dauernde und positive Weise die religiöse und moralische Erziehung mit dem eigentlichen Unterricht zu verbinden, daß die Furcht der Katholiken schwinden müßte vor dieser socialen Nothwendigkeit, welche von allen Männern, welche auf geistige Bildung Anspruch machen, anerkannt wird.“ Orts bemerkte: „Jeder von uns gibt gerne zu, daß ein guter Elementarunterricht ohne religiöse und moralische Unterweisung nicht existiren kann, daß die Intervention des Priesters bei dieser ganzen Erziehung mehr oder weniger nützlich und wünschenswerth ist. Aus diesen Prämissen folgt, daß man eine solche Intervention mit allen Mitteln, welche nicht die Freiheiten und die Rechte, wie sie uns die Constitution und die Gesetze sichern, compromittiren, bewirken muß.“ Der Führer der Liberalen, Devaux, hatte schon vorher gegen die Trennung von Moral und Religion sich verwahrt. „Die Religion“, sagt er, „umfaßt die Moral; unterschiebe man uns darum nicht die Absicht, die Moral von der Religion trennen zu wollen, dem Cultusdiener zu untersagen, Moral zu lehren. Die Religion begreift die Moral oder wenigstens einen großen Theil derselben in sich; es würde sogar schwer werden, die Grenze zu bestimmen, wo die Moral sich von der Religion absondert.“ Im Senat sagte de Haussy: „Alle Welt ist einig darüber, daß die Erziehung wesentlich moralisch und religiös seyn muß, daß der Unterricht in der Religion einen Theil des Elementarunterrichtes ausmacht, seine Grundlage bildet und in entsprechender Weise nur vom Klerus und unter seiner Leitung gegeben werden kann.“ Selbst Verhaegen gestand: „Viele Redner haben behauptet, der Elementar-

unterricht muß zur Grundlage die Religion und Moral haben; ich denke gar nicht daran, dieses Princip zu läugnen."

Vom Jahre 1846 an waren diese Doktrinären in Gefahr von einer Gruppe extremer Richtung über Bord geworfen zu werden. Damals hielt die „Fraktion des nationalen Congresses", welche gegen alle constitutionellen Freiheiten gestimmt hatte, eine Generalversammlung ab, um ihr „Programm der Zukunft" zu formuliren. Darob wurden in den Reihen der parlamentarischen Linken mannigfache Befürchtungen laut. Wenn man aber heute dieses Programm liest, dann ist man versucht, die glücklichen Tage zu ersehnen, wo die liberalen Forderungen noch weit entfernt waren Ziele zu verrathen, wie sie nunmehr mit so großem Ungestüm erstrebt werden. Man sprach nicht von den Kirchhöfen, nicht von Armenunterstützung, nicht von Freistellen zum Studium, nicht von der Befreiung des Klerus vom Militärdienste, noch von der Unterdrückung des Cultusbudgets; die Unversöhnlichen verlangten nur „die Organisation eines staatlichen Unterrichtes, welcher nach jeder Richtung unter der ausschließlichen Direktion der weltlichen Gewalt stehe, um dieser die constitutionellen Mittel zu geben, die Concurrenz gegen die Privatschulen auszuhalten, und die Intervention der Cultusdiener mit dem Anspruche einer berechtigten Autorität bei dem vom Staate organisirten Unterrichte auszuschließen." Diese Forderung war eine sehr ernste; sie wollte die Bestimmungen vom Jahre 1842 umstoßen; doch war das der einzige Punkt, welcher in den angenommenen Resolutionen auf gemischte Fragen Bezug nahm. Uebrigens verschmähte man für die Staatsschulen weder den Unterricht in der Religion noch die Beihülfe des Klerus; man ließ es dabei bewenden, die Intervention des Klerus unter dem Titel einer „berechtigten Autorität" zurückzuweisen. Allerdings war das eine vage Formel, deren Ausdeutung niemals in genügender Weise stattgefunden hat.

Im Jahre 1847 kamen die Liberalen an die Regierung.

Das neue Ministerium bestand aus Doktrinären, welche sich, obwohl sie sich von der Union des Jahres 1828 losgesagt hatten, mit Devaux in voller Uebereinstimmung befanden. Eine der Grundlagen des Regierungs-Programmes war, wie das Kabinet in einem Cirkular an die Gouverneure der neun Provinzen erklärte, folgende: „Aufrichtiger Respekt für den Glauben und die Dogmen, Beschützung für die Uebungen der religiösen Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlwollen für die Cultusdiener, wenn sie in dem Kreis ihrer religiösen Mission verbleiben." Keine religiöse Reform ward angekündigt, man begnügte sich damit, die Anwendung des Princips von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt in Sachen des öffentlichen Unterrichts zu versprechen. Das Kabinet dachte wohl daran, das Unterrichtsgesetz von 1842 zu modificiren, aber es konnte sich über die darin anzubringenden Veränderungen nicht einigen. Frère-Orban wollte am weitesten gehen; doch verlangte kein Minister und auch kein Mitglied der Linken die Ausschließung des Priesters von der Schule; Frère hat nachher öfters erklärt, seiner Meinung nach handle es sich darum, auf den Elementarunterricht die Grundsätze zur Anwendung zu bringen, welche 1850 bei den Mittelschulen Eingang fanden. In der Session 1848/49 wurde ein Antrag gestellt, die Regierung möge so bald als möglich eine die Revision des Elementarunterrichtsgesetzes betreffende Vorlage einbringen. Der Minister Rogier antwortete: „Dieses Gesetz kann freilich in einigen Artikeln abgeändert werden; aber ich behaupte, das Gesetz über den Elementarunterricht genügt, wenn es im liberalen Geiste ausgeführt wird, dem augenblicklichen Bedürfnisse. Dieses Gesetz schließt gute Principien in sich. Man muß unparteiisch zu Werke gehen. Das Gesetz ist größtentheils das Werk der Opposition." Der Antrag ward mit 77 gegen 17 Stimmen verworfen; man wollte nicht an den Grundbestimmungen des Gesetzes von 1842 gerüttelt wissen.

Die parlamentarische Linke war also nicht gewillt, sich

im Wesentlichen von der gemäßigten Richtung Devaux' zu trennen. Dafür ward nicht lange nachher ein weiterer Beweis geliefert. Im J. 1851 wurde eine Commission eingesetzt, ein neues Gesetz über die Kirchhöfe auszuarbeiten. Eine Reihe Bestimmungen ward darin aufgenommen, um den Klagen der Katholiken gerecht zu werden; man wollte in dem Gesetze den beiden großen Principien des öffentlichen Rechtes, dem Princip der Meinungs- und Cultusfreiheit und der gleichzeitigen Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt Ausdruck verleihen. 1855 wurden dieselben Grundsätze in einem weiteren Gesetzesprojekt der liberalen Minister adoptirt.

Man muß aber zugestehen, daß das im Jahre 1850 zu Stande gekommene Gesetz über die Mittelschulen der conservativen Partei Grund zu ernsten Besprechungen bot. Das Gesetz offenbarte seitens der liberalen Partei in Sachen des öffentlichen Unterrichtes Centralisationspläne, welche für den freien Unterricht gefährlich waren; gleichfalls gab es auch dem Klerus keine genügenden Garantien. Doch schloß es von den Gymnasien und Mittelschulen den religiösen Unterricht keineswegs aus; es lud insbesondere die Cultusdiener ein, diesen Unterricht entweder selbst zu geben oder zu überwachen. Ein Minister hatte sogar erklärt: „Der Name Religion ist unsere Aegide; er soll an den Pforten unserer Gymnasien und unserer Collegien stehen; Allen soll er ein Zeichen seyn, daß auch wir die Wohlthaten der Religion, ihre hohe Bedeutung, die Nothwendigkeit sie aufrecht zu erhalten, sie so viel als möglich zu stützen, anerkennen, da sie das erste und conservativste Princip von allen ist, die stärkste Garantie der socialen Ordnung." Selbst die äußerste Linke war für den Religionsunterricht. Am 15. Februar 1849 hatte Delfosse erklärt: „Wir sind in diesem Punkte einig, daß der Klerus auf dem Administrationswege zur Ertheilung des religiösen Unterrichtes in den Mittelschulen eingeladen werden muß." Das also ist der Unterschied zwischen

dem Elementarunterrichts-Gesetz von 1842 und dem Gesetze für die Mittelschulen von 1850, daß in den Elementarschulen die Intervention des Klerus gesetzlich sichergestellt ist, bei den Mittelschulen aber die Intervention mehr oder weniger von der Verwaltung abhängt.

Man knüpfte über das neue Gesetz Verhandlungen mit der kirchlichen Autorität an; diese führten damals nicht zum Ziele. Einige Jahre später wurden sie wieder aufgenommen; die „Convention von Antwerpen" kam zu Stande, welche am 14. Februar 1855 in der Kammer mit 86 gegen 7 Stimmen approbirt wurde, trotzdem Frère dagegen energisch in's Feuer ging. Es war also gar keine Frage mehr von der Reform des Gesetzes über den Elementarunterricht, welches nach der Erklärung des leitenden Ministers „der allgemeinen Erwartung" entsprach; man war sogar soweit gegangen, unter Billigung der ganzen Linken, mehrere Fundamentalprincipien auf die religiöse Leitung der Mittelschulen zu basiren.

So kam es bis zum J. 1857. Bis dahin waren die Parteikämpfe sehr lebhaft gewesen; in der Regel hatten aber die Ideen der Eintracht und Versöhnung die Oberhand behalten. Die Unterrichtsfragen waren nach einigen Plänkeleien zur gemeinsamen Befriedigung entschieden worden und auf den Bänken der Linken erklärte man sich nicht weniger „dem Glauben unserer Väter" zugethan wie auf den Bänken der Rechten.

Wir haben bisher gesehen, wie der Liberalismus in der ersten Phase seiner Entwicklung sich mit Indignation dagegen wehrte, „dem Glauben unserer Väter" feindlich gesinnt zu seyn; er anerkannte vielmehr die Dienste des Klerus, er wollte der Kirche einen theilweisen Einfluß selbst auf dem Gebiete der durch das Gesetz geregelten Angelegenheiten gönnen: er fürchtete nur, daß dieser Einfluß sich bis zur Herrschaft steigere. Darum suchte er die Staatsaktion zu befördern, indem er die Entwicklung des officiellen Unterrichtes empfahl. Das war die Epoche, wo Devaux und Le-

beau als die anerkannten Führer der Liberalen galten. Während der zweiten Phase nahm der Kampf größere Schärfe und eine gewisse Gewaltthätigkeit an. Die liberale Partei wollte den Klerus nicht auf die Sakristei beschränken, sie restringirte aber so viel als möglich seine Intervention in den Sphären, in welchen das Zusammenwirken der beiden Gewalten früher von beiden Parteien gemeinsam festgestellt worden war. Sie fuhr fort von dem Respekt des Liberalismus für die Religion zu sprechen, acceptirte jedoch die Mitwirkung anti-religiöser Elemente, um den „Klerikalismus" besser zu bekämpfen. Sie gab Gesetze welche, ohne direkt die Freiheit zu behindern, die Katholiken verdroßen, indem sie ihrer rechtmäßigen Aktion Schranken setzten. Diese Periode ward im J. 1847 inaugurirt durch das Programm des Kabinets vom 12. August, welches eben eine neue Politik ankündigte. Während dieser Zeit übten der berühmte Freimaurer-Häuptling Verhaegen und bald darauf Frère-Orban den maßgebenden Einfluß aus. Wie sich seit 1857 besonders unter der Führung des letzteren der Liberalismus weiter entwickelte, bis er im J. 1876 zum Radikalismus ausartete, darüber werden wir im Folgenden handeln.

II. Liberale Entwicklung gegen die Constitution.

Die alte liberale Partei, welche auf dem National-Congreß gegen die constitutionellen Freiheiten stimmte, hatte sich unter der Führung Verhaegen's, welcher jedoch langsam vorgehen wollte, gesammelt und trat nach und nach mit immer größerer Macht auf. Verhaegen war der Constitution nicht günstig gesinnt und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, auf ihre Revision mit Entschiedenheit zu dringen. „Ich habe", sagte er am 27. November 1856, „keinen Antheil an der Union genommen, welche im J. 1828 zwischen den Katholiken und Liberalen geschlossen wurde; ich war selbst, ich spreche mich offen aus, kein Anhänger der Revolution von 1830, weil ich voraussah, daß diese Union und darum auch

dem Elementarunterrichts-Gesetz von 1842 und dem Gesetz für die Mittelschulen von 1850, daß in den Elementarschulen die Intervention des Klerus gesetzlich sichergestellt ist, bei den Mittelschulen aber die Intervention mehr oder weniger von der Verwaltung abhängt.

Man knüpfte über das neue Gesetz Verhandlungen mit der kirchlichen Autorität an; diese führten damals nicht zum Ziele. Einige Jahre später wurden sie wieder aufgenommen; die „Convention von Antwerpen" kam zu Stande, welche am 14. Februar 1855 in der Kammer mit 86 gegen 7 Stimmen approbirt wurde, trotzdem Frère dagegen energisch in's Feuer ging. Es war also gar keine Frage mehr von der Reform des Gesetzes über den Elementarunterricht, welches nach der Erklärung des leitenden Ministers „der allgemeinen Erwartung" entsprach; man war sogar soweit gegangen, unter Billigung der ganzen Linken, mehrere Fundamentalprincipien auf die religiöse Leitung der Mittelschulen zu basiren.

So kam es bis zum J. 1857. Bis dahin waren die Parteikämpfe sehr lebhaft gewesen; in der Regel hatten aber die Ideen der Eintracht und Versöhnung die Oberhand behalten. Die Unterrichtsfragen waren nach einigen Plänkeleien zur gemeinsamen Befriedigung entschieden worden und auf den Bänken der Linken erklärte man sich nicht weniger „dem Glauben unserer Väter" zugethan wie auf den Bänken der Rechten.

Wir haben bisher gesehen, wie der Liberalismus in der ersten Phase seiner Entwicklung sich mit Indignation dagegen wehrte, „dem Glauben unserer Väter" feindlich gesinnt zu seyn; er anerkannte vielmehr die Dienste des Klerus, er wollte der Kirche einen theilweisen Einfluß selbst auf dem Gebiete der durch das Gesetz geregelten Angelegenheiten gönnen: er fürchtete nur, daß dieser Einfluß sich bis zur Herrschaft steigere. Darum suchte er die Staatsaktion zu befördern, indem er die Entwicklung des officiellen Unterrichtes empfahl. Das war die Epoche, wo Devaux und Le-

stellten diese beiden Abgeordneten den Antrag auf obligatorischen Unterricht und Revision des Gesetzes von 1842. Der Antrag fiel. Goblet erklärte: „Ich lasse ohne Kummer denen, welche sich Liberale der alten Schule nennen, das Recht, stolz auf ihre Vergangenheit zu seyn, indem sie sich mit der Gegenwart begnügen und sich dabei glorreich in die Mantelfalten des befriedigten Greisenalters hüllen." Majorität und Regierung schienen demnach einig zu seyn, alle aufregenden Fragen bei Seite zu lassen; der Doktrinarismus blieb oben und das Gesetz von 1842 schien so gesichert zu seyn wie je; nur fünf Stimmen hatten auf Revision desselben gelautet.

In den Regierungskreisen entwickelte sich aber plötzlich eine andere Strömung. Die Thronrede für 1861/62 sprach die Anerkennung des Königs von Italien aus und kündigte ein Gesetz über staatliche Freistellen für die Studenten und ein Gesetz für die Temporalien der Culte an; nur unter der Bedingung, daß diese zwei Gesetze vorgelegt würden, war Frère wieder in's Ministerium eingetreten. Dieser hatte sich in der liberalen Partei eine Stellung geschaffen, welche ihm erlaubte, seinen Willen zu diktiren; man ließ sich von ihm führen und so folgte auf die bisherige doktrinäre Politik eine Uebergangs-Periode, welche bestimmt war, der radikalen die Wege zu bereiten. Mit diesem Programme hatte Frère nicht gerade eine Schwenkung mit sich vorgenommen; er war immer doktrinär in politischen Fragen, aber radikal in religiösen gewesen. 1842 wie 1846 war er Gegner des Gesetzes von 1842; 1849 hatte er erklärt, die französische Revolution habe dem Staate das Unterrichtswesen, die Armen-Unterstützung und das Temporelle der Culten zurückgegeben, darum müsse die liberale Partei dieses Princip verwirklichen. Damit war der Geist seiner politischen Laufbahn deutlich gekennzeichnet. Neu war aber, daß die Linke einem solchen Programm zustimmte; und damit ward dem Doktrinarismus die Grube gegraben. Man konnte voraussehen, daß, kämen einmal diese

Reformen in Fluß, dann auch das Gesetz von 1842 fallen werde. Die Radikalen jubelten; Goblet, welcher sich 1859 so bitter beklagte, sagte jetzt: „Das liberale Ministerium marschirt vorwärts; das ist sein Verbrechen in den Augen der Katholiken. Das ist aber für uns ein Grund mehr, es energischer wie jemals zu unterstützen."

Die angekündigten Reformen wurden eingeführt; das Gesetz über die Freistellen für Studenten ging durch; die Frage über die Temporalien der Culten wurde durch einen Vergleich der beiden Parteien geregelt; ferner traten noch weitere Aenderungen in Bezug auf das Begräbnißwesen ein und bisher unbekannte Restriktionen beschränkten die Exemtion vom Militärdienste seitens der Kleriker. Die Doktrinären beugten sich und stimmten, wenn auch „ohne Enthusiasmus", für diese Neuerungen; einige meinten vielleicht durch solche Concessionen die Radikalen zu entwaffnen, oder ihnen die Grenzen zu bestimmen, welche sie nicht überschreiten dürften. Vielleicht glaubten sie auch, auf diese Weise das Gesetz von 1842 zu retten. Die Folge zeigte aber, daß sie sich getäuscht haben. Es war eben klar, daß die radikalen Forderungen, durch die Initiative der Regierung gehoben, bald keine Grenzen mehr kennen würden, daß insbesondere die „Utopie von 1842" revidirt werden würde. Vereine und Presse übten auf die Linke einen fortgesetzten Druck nach dieser Richtung hin aus; jeder neue Abgeordnete mußte ein geschworener Gegner des Elementarunterrichts-Gesetzes von 1842 seyn; kaum zwölf Deputirte waren bis vor den Wahlen von 1870 ihren liberalen Ueberzeugungen, wie sie die alte Schule verfocht, treu geblieben.

Frère stützte sich mit einer Hand auf die Radikalen, mit der andern auf die Doktrinären. Er widersetzte sich der Ausdehnung des Stimmrechtes mit aller Gewalt. Der Radikalismus war aber eine Macht geworden, er wollte Alles haben, war darum nicht mehr zufrieden mit dem was *man ihm gab*. Er verlangte eine Wahlreform, man gab ihm

ein derisorisches Gesetz; das bekämpfte er. Als Frère bei den Wahlen von 1870 in der Minorität blieb, da rief derselbe Radikalismus, welcher Frère so viel verdankte, jubelnd aus, seine Niederlage habe eine allgemeine Befriedigung im Lande hervorgerufen. Die Politik Frère's, welche nach einer Seite radikal, nach der andern doktrinär war, hatte abgehaust; von nun an wird der Radikalismus die tonangebende Macht. Wie überall war es nun nicht mehr allein auf den Klerus abgesehen, sondern auf die Kirche selbst, auf den Katholicismus als solchen.

Neben den Katholiken hatten auch die Radikalen Herrn Frère bei den August-Wahlen des Jahres 1870 den Fehdehandschuh hingeworfen. Die Katholiken siegten; mancher Anhänger Frère's unterlag entweder den Katholiken oder den Radikalen. Brüssel, welches 1858 nur einen Radikalen entsendet hatte, wählte jetzt deren eilf. Im Wahlprogramm hatten die 42 liberalen Vereine des Landes in Bezug auf kirchliche Fragen Forderungen aufgestellt, wie sie bisher niemals gemacht worden waren; das zeigte am besten den Fortschritt des radikalen Einflusses. Man verlangte: „vollständige Trennung von Staat und Kirche und mittelst immediater Maßregeln a) vollständige Säkularisation des öffentlichen Unterrichtes in jeglicher Beziehung; b) allgemeine und gleichförmige Anwendung des Princips der Säkularisation der Kirchhöfe; c) Aufhebung der Exemtionen vom Militärdienste für den Klerus.“ Das war aus dem Liberalismus von 1840 geworden, und doch behielt man sich die Zukunft noch vor. Man stellte nur vorerst unmittelbare Forderungen. Der langjährige Führer der Doktrinären, Devaux, sprach Angesichts dieser Velleitäten ernst und traurig: „Ich halte das neue Programm des Liberalismus so gefährlich für die Zukunft unserer Geistesrichtung und auch für das Land, daß ich mich, wie schwer es mir auch würde, von dem liberalen Vereine trennen müßte wenn er es annähme. Die dritte Reform, wie sie das neue Programm aufstellt, ist eine förmliche Kriegs-

erklärung gegen den Klerus, die Zurücknahme des Gesetzes von 1842 ... Ich für meine Person gestehe, daß ich eine große Schuld auf mich laden würde, wenn ich dazu meine Zustimmung gäbe, was ich für das Wohl des Landes für so unheilvoll halte." Die Stimme verhallte; liberalerseits arbeitete man mit aller Kraft auf den Sturz des Gesetzes von 1842 los.

Der liberale Verein Brüssels stellte sich an die Spitze der Bewegung; am 13. Januar 1872 hieß es in einem Cirkular: „Das Project einer Revision des Gesetzes von 1842 muß bald von der ganzen liberalen Partei einstimmig angenommen werden." Vor zehn Jahren hatte ein liberaler Minister unter Zustimmung der Linken seine Sympathie für das Gesetz von 1842 ertheilt; jetzt mußte man dessen geschworener Gegner seyn, um gewählt werden zu können. 1874 erklärte in Gent ein Candidat in seiner Wahlrede: „Ich werde, durch die Stimmen meiner Mitbürger in die Kammer eingetreten, glücklich seyn an dem Tage, wo ich dieses Gesetz von 1842 unterdrücken kann, welches ich als die größte Schande betrachte, die in unser Gesetzbuch eingeschrieben ist." Noch einmal protestirte der alte Devaux: „Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß ich die Abschaffung des Gesetzes von 1842 für ein Unglück halte, und daß nichts das fragliche Gesetz für den Augenblick auf vortheilhafte Weise ersetzen kann." Am Abende seiner Tage mußte der Mann es erleben, daß die Partei, welche er geschaffen, seine Mahnworte verachtete. Nur noch ein paar Doktrinäre fanden sich in der Kammer vor, doch auch diese konnten der öffentlichen Meinung gegenüber nicht Stand halten.

Frère wollte bekanntlich die Bestimmungen des Gesetzes für Mittelschulen vom J. 1850 auf das Gesetz von 1842 angewandt wissen. Am 7. Juni 1876 erklärte aber van Humbeck, der liberale Ministercandidat: „Die Anwendung des Gesetzes von 1850 auf den niedern Unterricht ist *unmöglich;* das Gesetz von 1842 muß in dem Sinne der voll-

ständigen Ausschließung des Priesters aus der Schule revidirt werden." Ein Anderer drang auf die Ausschließung jeglichen religiösen Unterrichts aus den Schulen. Allard hatte vor seiner Wahl gesagt: „man muß gegen die subversive Politik protestiren und die Gesetze von 1842 und 1850 bekämpfen, welche eine Frucht der Reaktion sind, die nicht aufgehört hat unsere constitutionellen Institutionen zu verstümmeln von dem Tage an, an welchem das Land damit behaftet wurde." Das Programm des liberalen Kabinets vom 12. August 1847 fand also vor dieser jungen Linken keine Gnade: nicht allein der Priester, sondern Gott selbst muß nach ihr aus der Schule verbannt werden. Diese radikale Partei tritt dann aber auch für den unentgeltlichen obligatorischen Unterricht ein, um auf dem Lande den Katholiken die Staatsschule aufzudrängen und gegen die freien Schulen den Krieg auf Leben und Tod zu eröffnen. Sie verlangt die „Abschaffung aller Privilegien, welche dem Klerus bewilligt sind", die „Abschaffung aller reaktionären Gesetze in Sachen des Cultus"; sodann dringt sie auf Maßregeln, um „den Staat gegen die Herrschaft und das Umsichgreifen der Klöster zu vertheidigen." Die Ausführung liberaler Pläne mit dem Unterrichte macht den Anfang, dann geht es aber immer weiter auf dem Wege ohne Grenzen.

Das religiöse Programm der Liberalen läßt sich kurz in den Worten zusammenfassen: „Krieg bis auf's Messer der Kirche und dem Klerus." Die Koryphäen der Partei belehren uns klar darüber. Was aus „dem Schutze der Uebungen der religiösen Ordnung", aus „der Gerechtigkeit und dem Wohlwollen für die Cultusdiener" geworden ist, das verkündigt man jetzt in starken Worten. „Wir sehen", sagte die „Flandre libérale" im Juli 1875, „vor unsern Augen die liberale Partei Belgiens eine bedeutende Evolution vornehmen und sich anschicken mit allen gesetzlichen Mitteln gegen den Ultramontanismus einen unaufhörlichen Krieg zu führen." Ein anderes Blatt behauptet frei: „Die antireligiöse Bewegung accentuirt sich

in Belgien; das Dogma wird ohne Schonung angegriffen; nach dieser Seite hin entwickelt sich jetzt der Liberalismus." Und als im November 1875 in Gent der dortige Bürgermeister zum Deputirten gewählt wurde, ist diese Wahl als ein Sieg derjenigen Liberalen erklärt worden, welche glauben, daß „die Zeit der Transaktionen und der Berücksichtigung der Kirche unwiderruflich vorbei sei, und man gegen sie fortan eine energische und stramme Politik handhaben müsse."

Nicht bloß eines oder das andere, sondern alle liberalen Blätter Belgiens vertreten jetzt diesen strammen Standpunkt. Nach den Wahlen von 1874 schrieb das „Journal de Gand": „Möge man doch endlich einsehen, daß eine liberale Ueberzeugung mit dem ultramontanen Credo unverträglich ist; unglücklicherweise gibt es aber in Belgien kein anderes katholisches Credo als dieses." Liberal und Katholik sind darum unversöhnliche Gegensätze. Es ist unleugbar, daß das Vorgehen Bismarcks und seine Politik die vollständigste Antithese der belgischen Constitution ist; gleichwohl schwingt unsere Presse ihm das Weihrauchfaß. „Précurseur" bemerkte im Oktober 1874: „Bismarck bewegt sich nicht allein auf dem Boden der Legalität, sondern huldigt auch einer guten Tradition, indem er die Rechte des Staates vertritt." Indem die Presse dem preußischen Regiment Loblieder singt, muß sie consequenter Weise auch der holländischen Regierung vor 1830 Beifall klatschen. Die „Revue de Belgique" schrieb im August 1875: „Eines der Hauptdesiderien der klerikalen Partei war immer absolute Unterrichtsfreiheit. In dieser Hinsicht war die Regierung der Niederlande viel weiser, als der belgische Congreß; sie wollte den öffentlichen Unterricht nicht dem Klerus und den Ordensleuten ausliefern." Um zum Ziele zu kommen, empfiehlt dasselbe Hauptorgan der Liberalen das Zusammenwirken aller Sekten: „seid Lutheraner, Calvinisten, Unitarier, Alt-Katholiken, Israeliten, Rationalisten, seid was ihr wollt; ihr könnt dann gute Bürger, *ausgezeichnete* Liberale, aufrichtige Fortschrittler seyn. Bedenket

aber, daß keiner logisch zu gleicher Zeit in der Politik liberal und römisch-katholisch in der Religion seyn kann."

Ein tonangebendes Tagesblatt der liberalen Partei ist ferner die von den Professoren der Genter Staatsuniversität geleitete „Flandre libérale"; da finden sich keine heuchlerischen Toleranzerklärungen, wie man sie in der Kammer so oft hören muß, sondern die heftigsten Angriffe und Anpreisungen despotischer Pläne werden laut; die Constitution wird in gleicher Weise wie die Kirche dem Hasse preisgegeben. Beide werden systematisch und Tag für Tag in Stücke zerschlagen. Daß dieses Blatt erscheinen konnte und gedeiht, ist eine merkwürdige Thatsache; schwerwiegender ist sie, wenn man bedenkt, daß es überall hinkömmt und die andern Blätter, welche doch constitutionell seyn wollen, es dringendst empfehlen. Nehmen wir eine oder die andere Stelle heraus. „Man wäre thöricht oder blind, um nicht zu fühlen, daß der wahre Feind aller Liberalen, welches auch ihre Schattirung seyn mag, ob sie doktrinäre oder Fortschrittler, Conservative oder Progressisten sind, die klerikale Partei, das heißt die Kirche ist." „Der Krieg ist unter uns ausgebrochen und dieser wird so lange dauern, bis eure Kirche oder der Staat unterliegt. Wir haben aber zu unserer Sache Vertrauen; die Zukunft gehört uns, und *eure Kirche, welche nicht nachgeben kann, wird vernichtet werden und von der Weltbühne verschwinden.*" „Ja, wir bekämpfen die katholische Kirche. Die politischen Consequenzen der katholischen Lehre bekämpfen wollen, ohne den Muth zu haben, *diese Lehre selbst* anzugreifen, das hieße sich von vornhinein zur Ohnmacht und Sterilität verurtheilen." Auf die Frage, wer im Conflikstfall die Entscheidung geben soll, „werden alle Liberalen antworten: der Staat, und zwar darum, weil dieser über der Kirche steht, und die Kirche nur ein Anrecht auf die Summe von Freiheit und Macht hat, welche der Staat ihr zuerkennen will." „Die Kirche — es ist unrecht, dieses dann und wann außer Acht zu lassen — ist unsere alleinige

Feindin." Das Weltblatt „l'Indépendance" erklärte frank und frei diesen Auslassungen gegenüber: „Wir sind vollkommen mit der ‚Flandre libérale' einverstanden." Nach den Juliwahlen von 1876 ward in diesem Blatt die Kirche als eine „entsetzliche Mutter" behandelt, welche ganz die Instinkte eines wilden Thieres habe; „sie ist heilig, sagt ihr; ja, aber wie die Ungeheuer unter Menschengestalt, welche sie canonisirte und welchen sie einen Platz im Himmel anwies."

Die Hauptchefs im Kampfe gegen die Kirche sind nur widersprechender Ansicht über die Taktik, welche dabei anzuwenden ist. Die „Revue de Belgique" mit de Laveleye und Goblet wollen das Land zuerst protestantisch gemacht wissen, ehe der liberale Staat in seiner ganzen Herrlichkeit erstrahlen könne. Sie glauben zwar selbst nicht an eine protestantische Religion und meinen nur, das Volk nehme lieber eine andere Religion an, als ganz sich dem Unglauben in die Arme zu werfen. Andere Blätter haben auch gegen diesen Vorschlag protestirt, weil der Liberalismus keine religiöse Doktrin sei und keinen Cult exclusiv in Schutz nehme. Ihnen antwortete „la Flandre": „Man mag sagen oder schreiben, was man will, alle Liberalen bekämpfen unaufhörlich den katholischen Glauben mit allen Mitteln und auf alle Weise. Sie verwerfen offen seine Glaubenssätze, kritisiren seine Moral, verspotten seine Wunder, verachten seine Ceremonien. Alle ihre Bestrebungen gehen beständig auf dasselbe Ziel los, nämlich den Einfluß der Kirche auf die Seelen zu zerstören. Nur unter der Bedingung, daß man die Leute aufmuntert und antreibt, sich gegen die Kirche aufzulehnen, in immerwährendem Streite mit ihr zu leben, kann man in Belgien Anspruch darauf machen, liberal zu seyn." So kömmt man dazu, zuletzt den Katholicismus geradezu als „ein tollkühnes Unterfangen gegen die menschliche individuelle und sociale Natur" zu bezeichnen. Darum hat „la Flandre" schließlich Recht, wenn sie die ganze Streitfrage dahin zusammenfaßt: „*Muß* man öffentlich die Feindschaft gegen den Katholicismus

eingestehen? Daher allein entstammt der Zwiespalt.“ Die Klugen und Heuchler sprechen allerdings immer nur von der Vertheidigung der Rechte des Staates, sie wollen die Kirche lieben; daß Gott erbarm!

Kann Jemand nach alledem läugnen, daß der belgische Liberalismus sich gegen die Kirche verschworen habe? Ein unverdächtiger Zeuge sprach sich darüber im Juni 1875 in der „Times“ also aus: „Ehedem hatte die Kirche nichts zu fürchten von dem Fortgang der sogenannten liberalen Sache; aber heutzutage bezeichnet das Wort liberal einen entschiedenen Gegner der Kirche. Die Feindschaft gegen die Religion, die Priester und Ceremonien ist in gewissem Maße ein Parteiprincip geworden; da dem so ist, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß dieses Princip sich immer mehr Geltung verschaffen wird.“ Der Pariser „Temps“ constatirte im Juli 1876 dieselbe Tendenz des belgischen Liberalismus, in Zukunft nicht bloß eine anti-klerikale, sondern geradezu anti-religiöse Partei zu seyn. In der Kammer bezeugt Niemand mehr von der Linken seine Anhänglichkeit an den katholischen Glauben; der Papst wird dort von den Parteiführern immerfort in den Koth gezogen. Außerhalb der Kammer will man nicht bloß, wie in frühern Epochen, den Einfluß der Kirche begrenzen, sie dem Staate unterordnen oder ihr eine Civilconstitution geben; man will geradezu ihre Zerstörung. Man intendirt die Herrschaft über die Seelen seitens des anti-katholischen Staates. „Die fortgeschrittenen Liberalen lassen keine Dualität in der moralischen Ordnung mehr zu, sie wollen nicht, daß die Leitung der Seelen zwischen dem Priester und der weltlichen Gewalt getheilt sei“; und darum, sagt der Verfasser des „Manuel du libéralisme belge“, „müssen alle Nüancen des Liberalismus sich zu einer einzigen Partei vereinigen.“ Freilich verfolgen die Liberalen nicht alle Einen und denselben Zweck; die Einen wollen nur den Haß gegen die Kirche befriedigen, einen andern Zweck haben sie nicht; die Andern hoffen mittelst Concessionen in Religionssachen und

vielleicht auch mittelst religiöser Agitation die Pläne des Radikalismus auf politischem Gebiete wenn nicht verhindern, so doch aufhalten zu können. Das ist aber ein bedauerlicher und schwacher Calcul; denn jeder Angriff auf die Gewissensfreiheit bewirkt in der Gesellschaft eine gefährliche Unruhe. Zudem will der Radikalismus ja auch nicht seine politischen und socialen Reformen vertagt wissen; kömmt die Partei, wenn sie einmal bei den Wahlen siegt, an's Ruder, dann wird sie keinen Augenblick zögern, auf sofortige und eingreifende Lösungen zu dringen.

Diese Reformen werden bereits gebieterisch verlangt. Der liberale Convent von 1870 begehrt im ersten Artikel seines Programms: „Zuerkennung des Stimmrechtes ohne Census für die Bürger, welche die durch das Gesetz verlangte Bildung besitzen"; dazu kommt die Forderung nach dem obligatorischen Unterricht; das ist dann das allgemeine Stimmrecht. Auf den obligatorischen Unterricht hat man es besonders abgesehen, weil er zu allen anderen Forderungen führt. Das „Manuel du libéralisme belge" zählt unter die zu erstrebenden Reformen noch weiter die Unterdrückung der Exemtion vom Militärdienste für den Klerus, die Aufhebung der Kirchenfabriken als Civilpersonen, des Cultusbudgets und der Besoldung des Klerus, die Beaufsichtigung der Klöster, die Abschaffung des religiösen Eides, die Abhängigmachung des Rechtes zu lehren von der Erlangung eines Befähigungs-Diploms, die Modifikation des Senats und seiner Stellung u. s. w.

Was wird unter diesen Umständen aus der Constitution werden? Sie wird einfach umgestoßen werden. Die schon citirte „Revue de Belgique" ist die periodische Zeitschrift der liberalen Partei; Professoren, Senatoren, Deputirte arbeiten an derselben; ihre Aufgabe ist „das Papstthum auf religiösem Gebiete sowohl wie auf politischem zu verfolgen, und alle Schattirungen des Liberalismus um ein offen und *resolut* anti-klerikales Programm zu sammeln." Wie faßt die

Zeitschrift den Kampf gegen „den Papismus" auf? Die drei Jahre ihrer Existenz sagen uns dieses deutlich. Nach ihrer Ansicht fällt dieser Kampf mit dem Kampfe gegen unsere Institutionen zusammen; ihre Aufsätze haben bloß den Einen Zweck, die Feindschaft gegen die Constitution volksthümlich zu machen. Professor de Laveleye's Ausspruch, welcher constatirt, daß „viele Liberale glauben, Deutschland und die Schweiz geben uns nachahmungswürdige Beispiele", ist bei uns ein geflügeltes Wort. Am 15. Januar 1875 schrieb derselbe Autor: „Neulich sagte mir einer der Mitarbeiter an der belgischen Constitution, vielleicht der bedeutendste, mit trauererfüllter Seele: Wir glaubten, um die Freiheit zu gründen, genüge es, sie mit der Trennung von Staat und Kirche zu proklamiren. Ich sehe jetzt ein, daß wir uns getäuscht haben." Damit stimmt Hr. Laveleye selbst vollkommen überein.

Ein Hauptmann der liberalen Partei ist der Genter Professor Laurent, welcher den Einfluß des verstorbenen Verhaegen geerbt zu haben scheint. Im J. 1862 schrieb dieser Zukunftschef der Partei: „Die ganze liberale Partei ist dahin gekommen, sich die Principien der Minorität des Congresses anzueignen." Damals widersprach man ihm noch; im Jahre 1876 war man überall mit ihm einverstanden, als er die Allianz der Liberalen mit den Katholiken von 1830 „eine unselige, ja selbst unmoralische Verbindung" nannte und ausrief: „das Uebel liegt in den Institutionen selbst, d. h. in der absoluten Unterrichtsfreiheit ohne jegliche Garantie, was bedeutet, daß der Staat die erste seiner Pflichten und das wichtigste seiner Rechte darangegeben hat." Ein Herr Duchaine bemerkt 1875: „Zwischen der modernen Gesellschaft und dem Ultramontanismus besteht ein tödtlicher Kampf. Die Coexistenz des modernen Staates und der römischen Kirche, wie sie durch das letzte Concil geworden, ist unmöglich. Die eine von diesen Institutionen ist die Negation der andern. Die so verführerische Trennung von Staat und Kirche wird eine Utopie. Das hat man in Deutschland eingesehen."

Ein anderer Schriftsteller, Pergameni, gibt folgende Le
„Wenn die belgischen Liberalen ihr Land und ihre Ideen
wollen, so müssen sie energischere Mittel in Anwen
bringen; sie müssen unverzüglich an der Unterdrückung
Klöster und der religiösen Orden arbeiten, dem Klerus
Unterricht entreißen u. s. w. Gefängniß, Geldstrafen und
bannung sind gesetzliche Waffen; warum bedient man sich
selben nicht? Wenn wir ernstlich an's Werk gehen wo
so müssen wir die Doktrinen von 1830 vergessen und u
schönen Freiheitsträume bei Seite lassen." In diesem
verbreitet die „Revue" das neueste Licht.

Offen und brutal geht man so zu Werke, aber oft w
man den versteckten Weg. Gambetta ist bei der Unterdrück
der Militärgeistlichen in Frankreich mit dem genialen
spiel vorangegangen. Er wagte nicht die Revision des
setzes zu beantragen, welches die Militär-Seelsorge eta
hatte, er ließ dafür ihr Budget verwerfen. Dahin kö
auch in Betreff der Besoldung des belgischen Klerus die gena
Revue. Art. 117 der Constitution sagt hierüber: „Die
hälter und die Pensionen der Cultusdiener sind zu Lasten
Staates; die dafür nöthigen Summen werden jährlich
Budget angesetzt." Der Text scheint jede Controverse au
schließen; nach der „Revue" garantirt er aber nichts;
auch der Wortlaut eine Verpflichtung anzeigt, den Cul
dienern Gehälter und Pensionen zu bewilligen, so macht
doch die Auszahlung von der Votirung des Budget abhän
Das heißt zwar die Constitution verdrehen; aber wenn
sich um die Katholiken handelt, dann sind bekanntlich
Mittel gerecht.

Die ganze liberale Presse schlägt denselben Takt.
„wird kommen der Tag", heißt es da, „wo die Gesetzgeb
in Belgien keine religiösen Unterrichtsorden mehr dulden wi
„Der heutige Katholicismus kann kein Recht mehr auf
erkennung und Toleranz beanspruchen, welche man den and
Religionen bewilligen darf." „Die Verbindung von Ord

in einem Kloster bildet keine wirkliche Association und
diesem Titel hat sie kein Recht auf den Schutz der con=
nellen Garantien, die man zu ihren Gunsten anruft."
Liberalen, welche seinerzeit für freie katholische Uni=
äten eintraten, haben sich von falschen Ideen und von
falschen Auffassung der Freiheit leiten lassen."
Kommt die Linke wieder an's Ruder, so werden alle
echenden „Reformen" in Angriff genommen werden.
man sich dann noch wundern, wenn gelegentlich der
ii-Wahlen von 1876 ein Redner in einer Volksver=
mlung ausrief: „Wenn wir alle gesetzlichen Mittel
erschöpft haben, dann werden wir kund thun, was
noch zu thun erübrigt. Ich will für heute diese Frage
näher erörtern, ich wollte bloß andeuten, daß uns noch
ere Waffen zu Gebote stehen." Das ist der offene Appell
die Revolution.

So steht es jetzt mit dem Liberalismus in Belgien.
doktrinäre Form hat er längst abgestreift; sie war nur
bergehender Natur und nothwendig, um in den ersten
en politischer Unabhängigkeit das Volk nicht kopfscheu
machen. Die Ideen, welche die französische Revolution
Tage förderten und auch die Minorität des Congresses
1830 beseelten, haben bei uns von neuem Oberwasser
mmen. Der anti-katholische Haß wüthet in den Reihen
liberalen Partei mit einer Intensivität, wie er in Belgien
dem 16. Jahrhundert nicht mehr erlebt worden ist.
n jetzt an ist das Freidenkerthum oder vielmehr der Ra=
lismus die persönliche Religion der aufgeklärtesten und
ußreichsten Liberalen; das ist die Krönung unserer mora=
en und intellektuellen Erziehung", und nach dieser Scha=
e soll das ganze Volk fortan gedrillt werden. Wer sich
gen sträubt, ist ein Feind des Vaterlandes. Die ganze
etzgebungsmaschine soll künftig zur Vernichtung der Kirche
usgesetzt arbeiten.

Der gemäßigte Pirmez rief kürzlich seinen Wählern

in Charleroi zu, und diese Hinweisung ist significativ: „Ne
Euch in Acht, in der liberalen Partei gibt es ein Umst
element und ein Vorwärtsdrängen, dessen Consequenzen
nicht alle gezogen sind.“ Devaux, der langjährige Fü
der Doktrinären, kann es nicht einmal mehr zu einem Ma
bringen. Der Doktrinarismus, welcher so lange mäc
war, ist todt, um nie wieder aufzustehen; der bedäch
Standpunkt Verhaegen's und Frère's ist gleichfalls ü
wunden. Der Radikalismus ist mit Sang und Klang
den Dirigentenstuhl der liberalen Partei gestiegen.

Die Fortbildung der belgischen Liberalen ist die
Ursache für den Erfolg der katholischen Wahlen, wie sie
her stattgefunden haben, und sich auch in Zukunft siche
wiederholen werden, um die Regierung, so Gott will,
lange in den Händen der gemäßigten Rechten zu bela
welche augenblicklich die Geschicke des Landes leitet. Gl
wohl ist es voll der Gefahren, daß die Linke sich im
weiter auf radikale Abwege hindrängen läßt. Wo Ge
und Gewaltsamkeit die Herrschaft führt, da hört in
Regel das Räsonniren auf; keine Rücksicht auf die
fahrungen der Geschichte wird genommen. Unter der Le
leidenschaftlicher Eindrücke des Augenblickes pflegt man
schnell und energisch, aber auch oft schlimm und bö
handeln; das ist dann eine abenteuerliche Politik. Unter
schlimmen Verhältnissen bestrebt sich die Rechte, dem
kündigten gewaltsamen Vorgehen der liberalen Partei
Vorwand durch maßvolles Auftreten zu nehmen. Ob
nicht zuweilen in Schwäche ausartet, ist eine andere F
bei deren Beantwortung die allgemeine Weltlage nicht
Acht gelassen werden darf. Wenn aber trotzdem die
dikalen mit ihren Umsturzplänen voran machen und auf
constitutionellem Wege auf Erreichung ihrer Zwecke hi
beiten würden, dann müßten alle ehrlichen Leute zur
greifen.

Brüssel im Januar 1878.

XX.

F. Falk's Heiliges Mainz.

Heiliges Mainz oder die Heiligen und Heiligthümer in Stadt und Bisthum Mainz von Dr. Val. Alois Franz Falk. Mit Illustrationen. Mainz, Kirchheim 1877. VIII und 320 Seiten.

Ein schönes Buch, ein schätzbares Buch, wie ein solches jedem Bisthume zu wünschen ist. Die Ausstattung, welche namentlich bei einem derartigen Werke nicht gering anzuschlagen ist, weil sie zur Hebung und Förderung des Buches beiträgt, verdient vor Allem das beste Lob. Beim Aufschlagen sieht sich das Auge zuerst durch ein stylgerecht in Schwarz und Roth ausgeführtes Titelbild; Entwurf wie Ausführung loben beide ihren Meister. In einer zierlichen romantischen Bogenhalle steht die Titelaufschrift, Oben wie im Hintergrund zeigt sich ein Prospekt der alten Kurfürstlichen Mainz, zwischen Bogen und Prospekt stehen die Erzbischöfe St. Willigis und St. Bardo als Kirchenerbauer, während die Zwickel des Bogens oben ausgefüllt sind durch die Bilder von St. Bonifatius und St. Rabanus in Medaillons, beide verbunden durch die Hirtenstäbe von Worms und Mainz mit den betreffenden Wappen. Ueberall laufen Spruchbänder mit den charakteristischen mittelalterlichen Ehrenversen auf das goldene Mainz und seine christlichen Hirten durch; ein wahres Prachtbild, welches dem Verlage alle Ehre macht. Die Dedikation richtet der Verfasser an seinen Vetter — den bekannten Volksmann Johann Falk III, Buchdruckereibesitzer, Stadtverordneter, Landtagsabgeordneter und Ritter des St. Gregoriusordens.

Die Einleitung belehrt den Leser, daß ein Band die Heiligen des Erzbisthums Mainz behandeln soll, ein anderer die Heiligthümer. *Der vorliegende Band begreift* unter Heiligthümern

Ein besonderes Verdienst maßen wir uns deßfalls ke
wegs an. Wir haben nur, unbeeinflußt von Liebe oder
mit bestem Wissen und Gewissen die Dinge genommen,
sie leider eben sind. Wir haben uns namentlich bemüht
allen vorhandenen Faktoren zu rechnen, und wir haben
vergessen, wie gründlich sich die Machtstellungen des Weltth
seit 1854 und der Zeit verändert haben, wo fast ganz Eur
für den ungeschmälerten Bestand des türkischen Reiches
Kampf gegen Rußland aufnahm, um schließlich die Kr
mit einem nichtigen Diplomaten=Werk zu vertuschen.

Hat auch nur eine einzige Macht in Europa seit
April v. Jrs. sich fest und klar auf den Standpunkt
1856 gestellt? Keine einzige. Man hätte sonst unbedingt
Türkei zu Hülfe kommen müssen gegen Rußland. Wohl
dann und wann ein englischer Minister heftig mit dem S
gerasselt und an das Grundprincip des Pariser Friede
Vertrags von 1856 erinnert. Auch in Wien und Pesth
man dann und wann die Erinnerung an die Verträge, w
auch nur leise, in das schwache Gedächtniß der mächt
Nachbarn zurückzurufen versucht. Aber mit diesem St
punkt konnten sich die officiellen Erklärungen einer Neu
lität nicht vertragen, welche nur dann aufhören würde, w
die „eigenen Interessen" in Frage gezogen würden. So
sich England und hat sich Oesterreich=Ungarn zur Sache
stellt; und eine „europäische" Stellung war dieß offe
nicht, sondern die Verläugnung des internationalen Rec

Man hat sich hier wie dort auf das Glück verl
und auf die militärische Tüchtigkeit der türkischen Defen
von der man hoffte, daß sie den russischen Heeren den
mit Erfolg streitig machen würde. Es war ein politi
Hazard=Spiel, an dem Diplomaten und Politiker aller
tionen, auch solche im deutschen Reichstag nicht ausgenom
sich betheiligt haben. Vor Allen scheint unter diesem Ge
punkt dem Leiter der österreichisch=ungarischen Politik
Zeit lang der Himmel voller Baßgeigen gehangen zu ha

oder kaum eine katholische Pfarrei (oder eine Filiale) wegen Mangels an Gläubigen besteht, fanden sich früher Klöster — und diese bewahren höchstens noch in der Flurbenennung oder in einem darnach genannten Hofgute die Erinnerung an ihre frühere Bedeutung." Das Buch kann als ein Perspektiv in die katholische Vergangenheit eines der schönsten Striche deutscher Erde gelten.

Möge bald der andere Band die Leser wie der erste erfreuen. In Anbetracht der trefflichen Ausstattung ist der Preis von 4 Mark durchaus nicht hoch und möchten wir nur wünschen, daß das Buch recht viele katholische Herzen erfreue und fleißige Nachahmung finde.

XXI.

Zeitläufe.

Die türkische Liquidation.

Den 12. Februar 1878.

Ganz Europa ist mit den Ruinen aller der Luftschlösser bedeckt, welche von Diplomaten und Politikern in der russisch-türkischen Verwicklung seit Jahr und Tag aufgebaut worden sind. In großen Reichen gibt es auswärtige Aemter, deren Leiter jetzt wie begossene Pudel dastehen, und selbst unter den Kabinets-Mitgliedern Englands herrscht seit Wochen eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung. Was aber die gefoppten Politiker in der Presse betrifft, so werden die Leser uns zugestehen, daß wir an dem Bau der fraglichen Luftschlösser völlig unbetheiligt geblieben und daher auch an den umherliegenden Ruinen unschuldig sind. Wir lassen die Todten ihre Todten begraben.

teressen entsprechendes Programm aufzustellen, dazu
gerade jetzt der Moment gekommen.

Wie liegt die große Frage in diesem Augenblicke?
der vollständigen Niederlage der Türkei, wodurch der Su
Friedensbettler um jeden Preis zu den Füßen des Cz
geworden ist, hat die Frage aufgehört, eine russisch-türk
zu seyn. Sie ist zunächst eine österreichisch-russische und
englisch-russische geworden. Unserer Ansicht nach wird
weder Oesterreich noch England jemals die „eigenen Interess
im Orient retten, wenn es nicht gelingt, diese wie alle and
Sonderinteressen unter dem gemeinsamen Titel des europäis
Interesses zu vereinigen. Das war die Anschauung, w
wir in diesen Blättern seit zwei Jahren stets vertreten ha
Es ist ja richtig, daß eine solche Anschauung als wen
probabel erscheinen konnte, solange es noch wahrscheinlich
daß die kriegerische Verwicklung zwischen Rußland und
Türkei sozusagen nach dem alten Styl verlaufen und aber
auf halbem Wege stecken bleiben würde. Aber jetzt, nach
völligen Zusammensturz der türkischen Macht und nach
folgen Rußlands, wie sie vor ein paar Monaten selbst
kühne Phantasie der Panslavisten kaum zu träumen
mochte — jetzt kann weder ein österreichisches noch ein
lisches Interesse im Orient für sich allein gerettet w
wenn es nicht geschieht unter dem Titel der allgem
Interessen des ganzen Welttheils.

Das liegt so sehr in der Natur der Sache, daß
land selbst, wider Willen, für diese Auffassung Zeugni
gelegt hat. Als der Sultan in seiner Hülflosigkeit sich
erklärt hatte, einen Waffenstillstand auf Grund gleich
zu vereinbarender Friedens-Präliminarien mit den R
abzuschließen, da haben sowohl Oesterreich als Englan
der Pforte und in St. Petersburg dagegen Verwahrung
gelegt, daß die Bedingungen des Separatfriedens defi
Geltung haben sollten, ehe sie darauf geprüft seien, o
durch nicht die „eigenen Interessen" Oesterreichs oder

Wenn man sich der zuversichtlichen Erklärungen erinnert, welche dieser Herr seinerzeit den Delegationen gegeben hat, so muß man wohl glauben, daß damals seine Spekulation auf das Glück den Höhepunkt der Sicherheit erreicht gehabt habe. So wird erzählt, im Hochsommer, als die Russen vor Plewna in schlimmer Lage waren, und kurz vor der Salzburger Begegnung mit Bismarck, habe Graf Andrassy zu einem hervorragenden Politiker aus Ungarn gesagt: „Ich habe das Fiasko der Russen vorausgesehen, und eben darum habe ich gegen den Krieg Rußlands mit der Türkei kein Veto eingelegt. Ich kannte die Widerstandsfähigkeit der Türkei, wußte, daß die Russen dieselbe unterschätzten, und baute daraufhin meine Politik. Rußland sollte sich unfähig erweisen, die orientalische Frage zu lösen und es hat dieß bereits gethan. Die natürliche Folge davon ist die Wiederherstellung der Hegemonie Oesterreich-Ungarns im Orient"[1]).

Es ist aber interessant sich zu erinnern, daß dazumal schon der Graf Andrassy sich vor den Delegationen geäußert hat, eine traditionelle Politik gebe es für ihn nicht, er kenne keine Tradition und für den vertragsmäßigen Statusquo der Türkei einzutreten, fehle ihm der Muth. Nur für die eigenen Interessen Oesterreich-Ungarns, mit aller Macht und mit den „geschonten Kräften", eintreten zu wollen, verpflichteten sich die Minister in Wien und in Pesth. Dazu wäre jetzt der Moment gekommen. Insofern freilich der Graf Andrassy zugleich den Magyaren versicherte: „wenn sie den Krieg wollten, so könnten sie denselben immer noch und unter günstigeren Umständen haben": so ist der Moment verpaßt. Nach unserer Meinung erst recht zum Glück der Monarchie. Aber für die Rettung der „eigenen Interessen" gemeinschaftlich mit England ein vernünftiges und den allgemeinen europäischen In-

---

1) Wiener Correspondenz des „Wochenblatts der Frankfurter Zeitung" vom 3. Februar 1878.

Einen können ihr Interesse im Orient darlegen, ohne an Interesse der anderen zu denken. Beide aber verhalten schlechthin negirend zu den Zielen, welche Rußland n seinen ungeheuern Kriegsopfern und militärischen Erfol für sich und seine Schutzbefohlenen anstrebt und anstreb muß.

Oder ist es nicht so? Oesterreich hat zwar bis jetzt v seinen Interessen in der Türkei immer nur im Allgemein gesprochen, ohne dieselben bestimmt zu formuliren. Aber i Allgemeinen darf man annehmen, daß es die Bildung weite selbstständigen Slaven-Staaten an seiner Grenze nicht z lassen, daß es eine Vergrößerung Serbiens nach der bosnisch Seite und Montenegro's mit Theilen der Herzegowina schlech hin nicht dulden will; auch soll der Fürst der schwarzen Be nicht an die Adria gelangen und keinen Seehafen erlang eine Hauptforderung bezieht sich auf Bulgarien; man horrescirt in Wien jede Art politischer Autonomie, we Bulgarien mit den Donau-Festungen dießseits des Balk direkt oder indirekt unter die russische Leitung bringen kön schon der geographische Begriff „Bulgarien“ und die en Fassung desselben erscheint als ein „vitales Interesse“ Oesterreich; und endlich erregt die Rückgabe des an mänien in Folge des Pariser Vertrags abgetretenen Sti von Bessarabien in Wien die schwersten Bedenken für Freiheit der Donauschifffahrt. Eben diese Restitution langt aber Rußland als unerläßliche Sühne seiner Ni lage im Krimkrieg und es bietet dafür in Bukarest türkische Dobrudscha mit ihrem Donaugelände an. S die Stellung Oesterreichs die denkbar odioseste gegen Rußland und seinen Verbündeten im Kriege gegen die Tü Soweit der Czar in der europäischen Türkei seine siegrei Waffen getragen hat, nirgends könnte er Entschädigung Genugthuung für sich und die verbündeten Slavenstä erlangen, weil überall das Veto der österreichischen Inter entgegenstünde. Kaum gibt es einen Punkt in den türki

lands verletzt seien. Sie reklamirten auf Grund der Verträge. Darauf hat Rußland ganz coulant geantwortet: es sehe die Sache selber nicht anders an, und habe sie nie anders angesehen; die Friedensbedingungen, soweit sie die Interessen-Sphäre anderer Mächte berührten, bedürften allerdings der „europäischen Sanktion".

So ist der österreichische Congreß- oder Conferenz-Vorschlag zur Annahme gelangt. Wir sehen dieß vorerst als einen höchst bedeutenden Vortheil an; der allgemeine Krieg ist so wenigstens für den Augenblick hintangehalten und Zeit zur reifen Ueberlegung gewonnen. Aber für England und Oesterreich entsteht nunmehr die entscheidende Aufgabe, für ihre „eigenen Interessen" einen solchen Schutz zu verlangen, der zugleich im allgemein europäischen Interesse liegt und geeignet ist, mit der „europäischen Sanktion" versehen, den Russen von allen Mächten aufgedrängt zu werden. Wir behaupteten stets und behaupten mehr als je, daß die „eigenen Interessen" Oesterreichs oder Englands, je für sich allein und soweit sie bis jetzt formulirt sind, nicht geeignet erscheinen die sämmtlichen Mächte Europa's zum Schutz gegen Rußland zu vereinigen; es bedarf hiezu einer allgemeinern Formulirung.

Bis jetzt ist es nichteinmal dahin gekommen, daß Oesterreich und England ihre Interessen im Orient gegenseitig als identisch geltend machten. Nach der alten Tradition besaßen die beiden Mächte allerdings eine gemeinsame Formel für ihre Interessen an der Türkei und im Jahre 1856 ist diese Formel feierlich zum europäischen Recht erhoben worden. Die Formel lautete: Unabhängigkeit und Integrität des türkischen Reichs. Nachdem nun aber der Czar, nach dem Beispiel anderer kaiserlichen Brüder, auch den jüngsten der europäischen Traktate zerrissen hat, verstehen die Engländer die Dardanellen, den Bosporus und Constantinopel, die Oesterreicher die Donau und die adriatische Küste, mit dem was drum und dran hängt, als je ihr Interesse im Orient. Die

Augenblick doch wie ein eigenes Recht, und Constantinopel stünde unter dem permanenten Belagerungs-Zustand, auch ohne russische Besatzung. Die Türkei wäre nicht nur herabgesunken zu einer Macht zweiten oder dritten Rangs; sie wäre gar kein unabhängiger Staat mehr, und der Schlüssel zu den zwei Welttheilen, um den England eifert, läge in der Hand eines Großpensionärs des Czaren. Das Alles steht mit mathematischer Gewißheit fest; und darum wird England, wenn es nicht für die österreichischen Interessen im Orient wie für seine eigenen eintritt, auch um diese selbst geprellt werden.

Rußland copirt, wie es denn überhaupt nur das Genie der Imitation besitzt, in seinem Vorgehen gegen die Türkei Punkt für Punkt das preußische Beispiel von 1866 und 1870. Es war auch leicht vorauszusehen, und wir haben es vorausgesagt, daß die von den Mächten zugelassene „Lokalisirung" dieser Kriege den sichern Triumph Rußlands im Orient zur Folge haben würde. Bei Königgrätz und Sedan hat der Czar mitgesiegt. Den lokalisirten Krieg Rußlands gegen die Türkei nicht zuzulassen, dafür bestand seit 1856 eine strenge vertragsmäßige Verpflichtung; vollends kam es einer thatsächlichen Cassirung des Pariser Vertrags gleich, daß man Rußland auch noch separat mit der Türkei verhandeln und einen Separatfrieden abschließen ließ. Was auch die Conferenz an einzelnen Bestimmungen dieses Friedens etwa abmarkten könnte: Eines wird sie nicht mehr ändern. Der Sultan wird fortan der ausgesprochene Allürte Rußlands seyn und er wird mit seinem Besieger so gut geheime Verträge haben, wie im August 1866 der König von Bayern mit Preußen den geheimen Allianz-Vertrag eingehen mußte. Nach der Analogie kann man dann in St. Petersburg das Weitere ruhig abwarten; zu überstürzen braucht man sich so wenig, als Graf Bismarck sich überstürzt hat.

Wird nun die Conferenz oder der Congreß zum Kriege *führen* oder zum Frieden? Die Frage schwebt auf allen

Concessionen an Rußland, der in Wien nicht auf Mißtrauen und Widerstand stoßen müßte.

England hat in der Note vom 18. Mai v. Js., sofort nach dem Kriegsausbruch, den Kreis seiner Interessen im Orient dem russischen Kabinet bestimmt bezeichnet. Von der Donau und den Donauländern ist darin mit keinem Wort die Rede. Von der europäischen Türkei wird in der Note nur Constantinopel und die vertragsmäßigen Bestimmungen, welche die Schifffahrt im Bosporus und in den Dardanellen regeln, berücksichtigt. Im Uebrigen liegen die englischen Interessen in Afrika; die Note verwahrt sich wegen Aegyptens und des Suez-Kanals, was auch von Rußland gar nicht beanstandet wird. Inzwischen ist durch die russischen Siege in Anatolien für England noch die asiatische Frage hinzugetreten, inwieweit die Einverleibung Armeniens in Rußland den Landweg nach Indien bedrohe und die Freiheit des Welthandels schädige oder nicht. Bekanntlich hat ein englischer Minister auch schon die Ansicht ausgesprochen, daß das Euphratthal zwar auf der Karte in der Nähe Indiens zu liegen scheine, in Wirklichkeit aber sehr weit entfernt sei. Soviel ist indeß gewiß, daß der Czar alle bis jetzt dargelegten Interessen Englands durch eine Separat-Verständigung scheinbar begütigen könnte, ohne im mindesten durch österreichische Einsprachen wegen der Donau, der Donauländer und der Adriaküsten genirt zu seyn.

Ich sage: „scheinbar". Denn wenn in den europäischen Gebieten der Türkei die bis jetzt bekannten Friedensbedingungen auch nur in ihrer mildesten Fassung — ich nehme z. B. ein autonomes Bulgarien mit einem vom Czaren zu präsentirenden christlichen Fürsten ganz aus — durchgeführt werden sollten, so wäre der Sultan in Constantinopel nichts weiter als eine Puppe in der Hand Rußlands. Letzteres brauchte eine Aenderung bezüglich der Meerengen und eine Controle über die Dardanellen-Durchfahrt gar nicht anzusprechen; in Wirklichkeit besäße es sie durch die dienstbare Pforten-Regierung jeden

25 Monaten so übel angerechnet hat. Wollte Gott, wir w
jetzt in der Lage unsern Irrthum einzugestehen!

Weder in noch außer der Conferenz werden die M
den Russen einen Vortheil abgewinnen, wenn die Ber
Politik ihr Veto einlegt und nicht vielmehr selber mit
Das steht fest. Die Mitwirkung Preußens wäre aber, w
wir uns nicht gänzlich täuschen, nur unter Einer Beding
zu erlangen, nämlich unter der Bedingung, daß der Tür
wirthschaft wenigstens in Europa und Vorderasien ein g
liches Ende gemacht werden wollte. Der Czar erklärte
jeder Gelegenheit: er wolle nur die Befreiung der christli
Bevölkerung in der Türkei und die Consolidirung d
dauernden Friedens erreichen; er hat versichert, daß er k
Eroberungen suche, er hat — der englische Minister vers
nicht ihn daran zu erinnern — in Livadia sein Ehren
verpfändet, daß er nicht die Absicht hege, Constantinopel
besitzen, und daß er auch Bulgarien nur im Falle der N
zeitweilig besetzen würde, bis die Sicherheit und der Fr
der christlichen Bevölkerung verbürgt wären. Ebenso
die jüngste Thronrede des Kaisers Wilhelm, daß sein
Orient angestrebtes Ziel der Schutz der christlichen Bewo
und ein dauernder Frieden sei. Wenn nun die and
Mächte darlegen, daß gerade dieses Ziel auf dem durch
russisch-türkischen Präliminar-Frieden eingeschlagenen W
nicht erreicht würde, vielmehr die Sache, wie der Czar sel
zu seinem Wiborger Regiment gesagt hat, „noch lange n
am Ende wäre“ — hätte dann nicht selbst Preußen genug
Ursache, Rußland buchstäblich bei seinem Wort zu nehmen,
den vom Reichskanzler den „vitalen Interessen Oesterrei
zugesagten Schutz unter der allein möglichen Bedingung
verwirklichen?

Das ausgesprochene Ziel beider Mächte, die Human
und der dauernde Friede, wird nicht erreicht auf der ber
vom Czaren Nikolaus im J. 1853 in seinen Unterredun
mit Lord Seymour — wir haben oft genug darauf zu

Lippen und namentlich in Wien scheint man endlich den schweren Ernst der Lage zu erkennen. Die Antwort hängt ganz und gar davon ab, ob die von den russischen Plänen bedrohten Mächte endlich im Stande seyn werden, die orientalische Angelegenheit unter einem neuen Gesichtspunkt aufzufassen, wie er den unwiderruflichen Thatsachen entspricht. Es ist unmöglich, dem russischen Czar zuzumuthen, daß er nach allen seinen Opfern und Erfolgen mit leeren Händen aus den Türkenländern abmarschire. Beschränken sich die Mächte in der Conferenz darauf an seinen Forderungen mehr oder weniger abhandeln zu wollen, und verfolgt dabei jede Macht wie bisher nur ihre „eigenen Interessen", dann ist gar nicht abzusehen, wie auf solcher Basis eine Coalition gegen Rußland möglich seyn, oder auch nur zwei Mächte die Gefahren eines Krieges auf sich nehmen sollten — eines Krieges, bei dem unfraglich Preußen auf der Seite Rußlands stehen und Frankreich von Berlin aus im Schach gehalten würde. Ebenso Italien, dessen Politik schon seit seiner Entstehung und hastigen Anerkennung durch Rußland mit der russischen Politik solidarisch ist[1]). Oesterreich wird dann überstimmt, von England verlassen, von Preußen dominirt und gänzlich isolirt seyn. Schließlich wird ein fauler Friede aus der Conferenz hervorgehen, und nach ein paar Jahren wird man nicht mehr von Rußland und der Türkei, sondern von Oesterreich und dem Slavismus reden. Es wird dann die Situation eintreten, deren vorausgeschickte Schilderung man uns vor

1) Als Rußland seinerzeit die Welt mit der schleunigen Anerkennung der Annexion des Königreichs Neapel überrascht hatte, ließ sich die „Allg. Zeitung" aus Genua schreiben (Nr. vom 8. November 1862): „Die Interessen Rußlands forderten gebieterisch dieses Opfer und es wurde gebracht . . . Die italienische und russische Politik im Orient sind gegenwärtig solidarisch; dieses Faktum ist ebenso neu in der Geschichte Europa's, als es von unberechenbarer Wichtigkeit ist." So war es und so ist es — Napoleon III. zum Trotz — *geblieben*.

allgemeinen Krieg der Mächte gegen einander? Zunächst b deutet es, daß die Türkenherrschaft in's Herz getroffen i ob nun der Sultan nach Asien flieht oder bleibt.

Als die Russen schon vor dem Abschluß des Waffenstillstands bis in die unmittelbare Nähe der Chalifen-Stad vorgerückt waren, da verbreitete sich das Gerücht dieselbe hätten sich ausbedungen, vor dem Friedensschluß einen militärischen Durchmarsch durch Constantinopel aufzuführen, genau nach dem Beispiel der Deutschen vor Paris im Jahre 1871. Gegen eine förmliche Besetzung der Stadt hatte sich Czar Alexander wiederholt verwahrt, es sei denn, daß die äußerste Noth ihn dazu zwinge. Auf einmal sind ihm aber die Engländer mit ihrer Flotte im Bosporus zuvorgekommen. Es geschah unter Berufung auf die bedrohlichen Zustände und die drohende Anarchie in der Hauptstadt. Was aber den Engländern zu Wasser recht ist, das ist den Russen zu Lande billig; und auf Grund des Separatfriedens, der den Sultan zu ihrem Alliirten macht, dürften die Russen sogar den nähern Beruf haben, den Padischah gegen Aufruhr und Empörung unter seinen zur Verzweiflung getriebenen Gläubigen zu schützen.

Die drohenden Zustände in Constantinopel brauchen auch nichteinmal ein bloßer hämischer Vorwand zu seyn. Die dichten Schaaren desperater Flüchtlinge, die sich vor den Russen her in der Hauptstadt zusammendrängen, sind großentheils bewaffnete Marodeurs, die ihren Weg mit Brand und Plünderung bezeichnet haben. Sie folgen jedem der ihnen blutig Arbeit anweist, und lauernde Führer hiezu finden sich vo mit oder ohne Softa's. Seitdem der großherrliche Nimbu verblichen ist, rächen sich die grausigen Gewaltthaten, welch der Constitution Ottomane vorangegangen sind. Man kan jetzt im Palast erkennen, daß in dieser Constitution ein besonderer Artikel stehen sollte zum Schutz der Thronfolge au den Harems der Sultane. Selbst ein so entschieden türkenfreundliches Blatt wie die „Kölnische Zeitung" hat jüng

ch an die alttürkische Sitte erinnert, daß jeder neue Sultan
e erbfolgeberechtigten Verwandten einfach ermorden ließ, um
h gegen ihre und der verwittibten Sultaninen Umtriebe zu
ützen. Mahmud II. war der erste der „großen Reform-
ultane"; aber als er im Jahre 1808 seinem gestürzten
rfahrer auf dem Throne folgte, säumte er nicht, der durch
nna geheiligten Sitte so gründlich gerecht zu werden, daß
auch noch vier schwangere Sultaninen in Säcke nähen und
den Bosporus werfen ließ. So konnte es nicht kommen,
e es jetzt gekommen ist, daß jeder der Prinzen seine auf
Insurrektion lauernde Partei hat: Izzedin, der Sohn des
mordeten Sultans, Murad, der abgesetzte Sultan, und so-
r der jüngere Bruder des regierenden Sultans.

Wenn nun die türkische Hauptstadt unter dem Bann
lcher verzweifelten Zustände in die Gewalt und Ueber-
chung der rivalisirenden Mächte fällt, dann sollte man doch
inen, es müßte der Conferenz sich nothwendig der Gedanke
fdrängen, daß weder auf der Basis des russisch-türkischen
eparatfriedens, noch der Beschlüsse der Conferenz von Con-
ntinopel, die in der deutschen Thronrede von den Todten
erweckt wird, eine dauernde Neuordnung in der Türkei im
lgemeinen europäischen Interesse zu erreichen sei. Den
ussen freilich könnte es so, und gerade so, ganz recht seyn,
ei mehr noch als eine unmittelbare Theilung der Türkei.
ber das allgemeine Interesse Europa's wie die „eigenen
nteressen" der anderen Mächte bedingen eine ganz andere
oraussetzung, nämlich die endliche Befreiung des christlichen
bendlandes von der Nachbarschaft des türkischen Sultanats.

Wir sind lange ziemlich allein gestanden mit einer solchen
nschauung. Jetzt aber, wo der berufenen und unberufenen
Diplomatie das Wasser an den Hals geht, scheint sie fast sich
llmählig Bahn zu brechen. So wird der Wiener officiösen
orrespondenz unterm 26. Januar aus Berlin geschrieben:
„Vielleicht *wird gleichzeitig mit dem* russischen Heere vor
onstantinopel die englische Flotte im Bosporus erscheinen,

gemeinen Krieg der Mächte gegen einander? Zunächst be-
utet es, daß die Türkenherrschaft in's Herz getroffen ist,
o nun der Sultan nach Asien flieht oder bleibt.

Als die Russen schon vor dem Abschluß des Waffen-
tillstands bis in die unmittelbare Nähe der Chalifen-Stadt
vorgerückt waren, da verbreitete sich das Gerücht dieselben
hätten sich ausbedungen, vor dem Friedensschluß einen mili-
tärischen Durchmarsch durch Constantinopel aufzuführen, ge-
nau nach dem Beispiel der Deutschen vor Paris im Jahre
1871. Gegen eine förmliche Besetzung der Stadt hatte sich
Czar Alexander wiederholt verwahrt, es sei denn, daß die
äußerste Noth ihn dazu zwinge. Auf einmal sind ihm aber die
Engländer mit ihrer Flotte im Bosporus zuvorgekommen.
Es geschah unter Berufung auf die bedrohlichen Zustände
und die drohende Anarchie in der Hauptstadt. Was aber
den Engländern zu Wasser recht ist, das ist den Russen zu
Lande billig; und auf Grund des Separatfriedens, der den
Sultan zu ihrem Alliirten macht, dürften die Russen sogar
den nähern Beruf haben, den Padischah gegen Aufruhr und
Empörung unter seinen zur Verzweiflung getriebenen Gläubigen
zu schützen.

Die drohenden Zustände in Constantinopel brauchen auch
nichteinmal ein bloßer hämischer Vorwand zu seyn. Die dichten
Schaaren desperater Flüchtlinge, die sich vor den Russen her
in der Hauptstadt zusammendrängen, sind großentheils be-
waffnete Marodeurs, die ihren Weg mit Brand und Plün-
derung bezeichnet haben. Sie folgen jedem der ihnen blutige
Arbeit anweist, und lauernde Führer hiezu finden sich vor
mit oder ohne Softa's. Seitdem der großherrliche Nimbus
verblichen ist, rächen sich die grausigen Gewaltthaten, welche
der Constitution Ottomane vorangegangen sind. Man kann
jetzt im Palast erkennen, daß in dieser Constitution ein be-
sonderer Artikel stehen sollte zum Schutz der Thronfolge aus
den Harems der Sultane. Selbst ein so entschieden türken-
freundliches Blatt wie die „Kölnische Zeitung“ hat jüngst

noch an die alttürkische Sitte erinnert, daß jeder neue Sultan die erbfolgeberechtigten Verwandten einfach ermorden ließ, um sich gegen ihre und der verwittibten Sultaninen Umtriebe zu schützen. Mahmud II. war der erste der „großen Reform-Sultane"; aber als er im Jahre 1808 seinem gestürzten Vorfahrer auf dem Throne folgte, säumte er nicht, der durch Fetwa geheiligten Sitte so gründlich gerecht zu werden, daß er auch noch vier schwangere Sultaninen in Säcke nähen und in den Bosporus werfen ließ. So konnte es nicht kommen, wie es jetzt gekommen ist, daß jeder der Prinzen seine auf Insurrektion lauernde Partei hat: Izzedin, der Sohn des ermordeten Sultans, Murad, der abgesetzte Sultan, und sogar der jüngere Bruder des regierenden Sultans.

Wenn nun die türkische Hauptstadt unter dem Bann solcher verzweifelten Zustände in die Gewalt und Ueberwachung der rivalisirenden Mächte fällt, dann sollte man doch meinen, es müßte der Conferenz sich nothwendig der Gedanke aufdrängen, daß weder auf der Basis des russisch-türkischen Separatfriedens, noch der Beschlüsse der Conferenz von Constantinopel, die in der deutschen Thronrede von den Todten auferweckt wird, eine dauernde Neuordnung in der Türkei im allgemeinen europäischen Interesse zu erreichen sei. Den Russen freilich könnte es so, und gerade so, ganz recht seyn, viel mehr noch als eine unmittelbare Theilung der Türkei. Aber das allgemeine Interesse Europa's wie die „eigenen Interessen" der anderen Mächte bedingen eine ganz andere Voraussetzung, nämlich die endliche Befreiung des christlichen Abendlandes von der Nachbarschaft des türkischen Sultanats.

Wir sind lange ziemlich allein gestanden mit einer solchen Anschauung. Jetzt aber, wo der berufenen und unberufenen Diplomatie das Wasser an den Hals geht, scheint sie fast sich allmählig Bahn zu brechen. So wird der Wiener officiösen Correspondenz unterm 26. Januar aus Berlin geschrieben: „Vielleicht wird gleichzeitig mit dem russischen Heere vor Constantinopel die englische Flotte im Bosporus erscheinen,

mit ihr auch Schiffe anderer Nationen. Dann wäre jene Parallel-Occupation erreicht, welche Rußland im Herbst 1876 vorgeschlagen. Und sollte daraus eine Existenzfrage der europäischen Türkei hervorgehen, so darf angenommen werden, daß bei einer radikalen Lösung die Verständigung zwischen den Großmächten ungleich leichter seyn möchte als jetzt, wo das Flickwerk einzelner Mächte noch als die ungleich wünschenswerthere Lösung gilt."

Ein Flickwerk, das überdieß menschlichem Ermessen nach einen europäischen Krieg kosten würde, wäre auch die Theilung des türkischen Länderbestandes. Dessen Erhaltung unter dem Schutz des Welttheils und unter einer christlich civilisirten Regierung ermöglicht allein die friedliche Lösung des Knotens, welche das ausgesprochene Ziel Rußlands nicht alterirt, die „eigenen Interessen" der anderen Mächte schützt und vielleicht sogar den türkischen Staatsgläubigern noch einen Hoffnungsschimmer beläßt.

In der zwölften Stunde sind jetzt die Mächte noch zu einer That völkerrechtlicher Gemeinsamkeit berufen, ehe sie gegen den inneren Feind sich zu wenden haben werden, dem ihre beharrliche Verblendung in den internationalen Beziehungen eine neue schneidige Waffe in die Hand geben würde.

XXIII.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Elftes Capitel: Dritte Reise nach Italien (1823 — 24).

2. Von Rom nach Schloß Columbella. Heimkehr.

Mit Christian Brentano begann alsbald wieder der Verkehr und nun lernte auch Friederike den eigenartigen Mann, der ihr anfangs so befremdlich geschienen, herzlich schätzen und an seiner köstlichen Unterhaltung sich weiden. Bald gab er uns Tiefsinniges zum Besten, bald Witziges, bald seine merkwürdigen Erlebnisse mit der Nonne von Dülmen, bald Züge aus dem italienischen Volksleben, so z. B. wie einem Manne, der von Räubern zum Tod verwundet und von Gendarmen zu spät befreit worden war, seine Tochter noch zugerufen: „Verzeiht, Vater, verzeiht, damit Gott auch Euch verzeihe!" —

Ein trauriger Fall machte um jene Zeit viel von sich reden. Römische Sorglosigkeit hatte an einem Uferpfad der Tiber eine schmal eingeengte Stelle unterwaschen und verspülen lassen. Ein hübsches, liebenswürdiges und noch sehr junges englisches Fräulein kam mit gesetzten Begleitern zu Pferd dahin. Roß und Reiter stutzten — so erzählte man sich — die letztere wollte einen anderen Pfad aufsuchen, da ergriff einer der Herren das Thier am Zügel, um es hinüberzuführen, aber es gleitet aus mit den Hinterfüßen und stürzt in die Fluth, die das junge Mädchen rasch von dannen reißt. *Man wirft sich ihr nach, umsonst!* Sie kämpft, aber *sie ist zu schwach, zu rasch hinweggerissen*, noch breitet sich

das lange blaue Reitkleid auf der gelben Welle aus, dann ver schwindet sie, die verzweifelnden (vielleicht nicht ohne Schuld des Leichtsinns verzweifelnden) Männer zurücklassend. Dem an sich traurigen Ereigniß gab es noch eine besondere Färbung, daß Miß Bathurst Tochter jenes englischen Obersten war, der zu Napoleons Zeit auf einer Courierreise von London nach Berlin verschwunden, ohne daß man je wieder sichere Nachricht von ihm erhalten hätte; man wollte Erschießung durch ein heimliches französisches Kriegsgericht in Braunschweig muthmaßen, doch ohne sicheren Anhaltspunkt. Aus den Armen der in Turin lebenden Mutter hatte der Oheim das arme Mädchen geführt, in der Absicht, Vaterpflicht an ihr zu erfüllen, und ihr unwillentlich so das vorzeitige Ende bereitet. Ich suchte nachher die Unglücksstelle auf, die allerdings solch ein Wagstück von Männern für sich selbst, geschweige für ein Mädchen, als höchst bedenklich erscheinen ließ. Von Anstalten zur Ausbesserung des Pfades war noch weit und breit nichts zu merken.

Das gemeine Volk in Italien sieht, daß häufig Fremde um theures Geld solche Dinge erwerben, deren Werth ihm durchaus nicht einleuchtet (manchmal auch sonst keinem vernünftigen Menschen), und auf dieses hin wagt es denn zuweilen etwas kühne Versuche. Dem Grafen Seinsheim und mir bot ein Bursche einmal ein Thier zum Verkauf; aber was für ein Thier? Eine Fledermaus. „Ei", frugen wir ihn, „was verlangst du für diese kostbare Bestie?" „Eh!" meinte er, uno scudo, das wäre wohl nicht zu viel. „So?" erwiderte der Graf; „nun, weißt du was! In Deutschland habe ich ein Schloß, da fliegen diese kostbaren Thiere nur so unterm Dach herum. Die will ich dir alle schenken ohne Ausnahme, wenn du kommen willst und sie zusammenfangen, da wirst du in Bälde ein reicher Mann werden." Die gräfliche Familie v. Seinsheim-Grünbach wird Aufschluß geben können, ob der Italiener das großmüthige Anerbieten sich jemals zu Nutzen gemacht.

Jener bekannte hannöver'sche General Baron Dörnberg, welcher als Hesse den Aufstand gegen Hieronymus Bonaparte versucht und nach dessen Mißglücken sich hatte flüchten und verbergen müssen, und für seine Frau drei Jahre verschollen war, weilte mit seiner Familie nun in Rom. Der Baronin war von ihren schweren Prüfungen eine tiefe Melancholie zurückgeblieben, und nun wollten es der General und die ältere Tochter ihr sorgfältig verbergen, daß der an Lungenübel erkrankte Sohn unrettbar verloren sei; ebenso sorgfältig verbarg sie vor ihnen ihre Erkenntniß des unheilbaren Zustandes und mich als Arzt machten alle Theile zum Vertrauten ihrer Ängsten und Qualen. — Aufsehen erregte bei den Besuchern des Hauses ein kleines Töchterchen von genialen Anlagen, verständig und unterrichtet gleich einer erwachsenen Person — sogar was man vom Fortifikationswesen ihr mittheilte, begreifend und bewältigend — und trotz dieser Frühreife noch im Besitze kindlich lebhafter Unbefangenheit. —

Der Fasching, theils in Neapel, theils in Rom zugebracht, hatte uns nicht besonderes Vergnügen gewährt (was vielleicht in unserer Stimmung lag), obschon auf dem Festino deutsche und italienische Dichter mit Maskenfreiheit meiner Friedel in kurzen und langen Gedichten huldigten. Nun nahten die Chartage mit ihrer für deutsche Mägen schwer bezwingbaren Fastenkost ohne alle animalische Zuthat. „Ich hatte so satt daran“, schreibt Friederike, „daß ich mit wahrem Mitgefühl (am Charsamstag nach der Auferstehung) die Töpfe sprengen sah. Es war sehr lustig, wie Knaben und Große mit etwas Pulver Geschirre, worin Fastenspeise gekocht worden, so zerstörten; den ganzen Vormittag ein beständiges Knallen, manchmal gingen ganze Batterien von Fastentöpfen los.“ Aus der Sistina wurde ich an einem der Chartage ohnmächtig getragen, was vielleicht mit der römischen Fastenkost zusammenhing. Endlich kamen die österlichen Feierlichkeiten und noch oftmal hat es Friedel mir vorgerupft, daß aus meiner Schuld die Redensart an ihr wahr geworden:

„In Rom gewesen seyn und den Papst nicht gesehen haben."
Auf dem Weg nach St. Peter sprang ich nämlich schnell
noch ein vier Treppen hoch hinauf, nach einem Kranken zu
sehen; als wir dann dem Platze zueilten, strömte schon die
gesegnete Menge in gehobener Stimmung uns entgegen. Ein
Stückchen Benediktion hatten wir, glaub' ich, denn doch in
der Straße, die auf den Platz einmündet, noch von weitem
gekriegt.

Die Zeit der Abreise kam. Friederike und Fräulein
Regine gingen mir voraus nach Florenz, wo der Rath eines
Sach- und Ortskundigen entscheiden sollte, ob für sie das
Bad von San Giuliano bei Pisa geeignet sei. Für Reise-
gesellschaft war gesorgt. Ich aber ging mit dem Kronprinzen
und den übrigen Herren zu Anfang Mai nach Villa Co-
lumbella bei Perugia, wo der Gnädigste 8—14 als Gast
des Marchese Florenzi zu weilen gedachte.

Hiemit komme ich an eine Episode, über welche sonder
Zweifel mein dienstliches und persönliches Verhältniß zu dem
geliebten gnädigsten Herrn mir bescheidenes Stillschweigen
auferlegen würde, wenn diesem nicht gewichtige Erwägungen
entgegenstünden. Ich spreche von jenen phantastischen Ver-
götterungen der Schönheit, jenen schwärmerisch leidenschaft-
lichen Lieben Ludwigs I., die so viel Aufsehen gemacht, ihn
schließlich die Krone gekostet und hiedurch sich leider zu That-
sachen von weltgeschichtlichem Belang gestempelt, aber auch
eine Fluth von Fabeln nach sich gezogen haben. Ich müßte
Welt und Zeit nicht kennen, wollte ich mich der Erwartung
hingeben, daß nicht noch manch' geschäftiges Händepaar Alles
zusammentragen werde, was einen Schatten auf das Leben dieses
vielfach großen und ruhmreichen katholischen Fürsten zu werfen
vermag. Obschon nicht durchaus im Klaren über die Rechte
der Kirche und obschon seinen Katholicismus gern und ausdrück-
lich unterscheidend von „Ultramontanismus", wollte Ludwig I.
seiner Absicht nach doch ein getreuer Sohn dieser Kirche seyn
und gilt mit vielfachem Rechte als solcher und als ihr Förderer

Jener bekannte hannöver'sche General Baron Dörnberg, welcher als Hesse den Aufstand gegen Hieronymus Bonaparte versucht und nach dessen Mißglücken sich hatte flüchten und verbergen müssen, und für seine Frau drei Jahre verschollen war, weilte mit seiner Familie nun in Rom. Der Baronin war von ihren schweren Prüfungen eine tiefe Melancholie zurückgeblieben, und nun wollten es der General und die ältere Tochter ihr sorgfältig verbergen, daß der an Lungenübel erkrankte Sohn unrettbar verloren sei; ebenso sorgfältig verbarg sie vor ihnen ihre Erkenntniß des unheilbaren Zustandes und mich als Arzt machten alle Theile zum Vertrauten ihrer Aengsten und Qualen. — Aufsehen erregte bei den Besuchern des Hauses ein kleines Töchterchen von genialen Anlagen, verständig und unterrichtet gleich einer erwachsenen Person — sogar was man vom Fortifikationswesen ihr mittheilte, begreifend und bewältigend — und trotz dieser Frühreife noch im Besitze kindlich lebhafter Unbefangenheit. —

Der Fasching, theils in Neapel, theils in Rom zugebracht, hatte uns nicht besonderes Vergnügen gewährt (was vielleicht in unserer Stimmung lag), obschon auf dem Festino deutsche und italienische Dichter mit Maskenfreiheit meiner Friedel in kurzen und langen Gedichten huldigten. Nun nahten die Chartage mit ihrer für deutsche Mägen schwer bezwingbaren Fastenkost ohne alle animalische Zuthat. „Ich hatte so satt daran", schreibt Friederike, „daß ich mit wahrem Mitgefühl (am Charsamstag nach der Auferstehung) die Töpfe sprengen sah. Es war sehr lustig, wie Knaben und Große mit etwas Pulver Geschirre, worin Fastenspeise gekocht worden, so zerstörten; den ganzen Vormittag ein beständiges Knallen, manchmal gingen ganze Batterien von Fastentöpfen los." Aus der Sistina wurde ich an einem der Chartage ohnmächtig getragen, was vielleicht mit der römischen Fastenkost zusammenhing. Endlich kamen die österlichen Feierlichkeiten und noch oftmal hat es Friedel mir vorgerupft, daß aus meiner Schuld die Redensart an ihr wahr geworden:

zeugt[1]). Bekanntlich hat König Ludwig trotz solcher Ausschweifungen seine schöne und seelengütige Gemahlin, die er aus liebender Wahl gefreit hatte, auch bis zu ihrem Tode von Herzen geliebt und jene anderweitigen Begeisterungen sogar mit der paradoxen Behauptung zu rechtfertigen gesucht, sie seien durch die geistige Anregung, welche sie ihm gewährten, für das Glück seiner Ehe höchst förderlich.

Indem ich obige Ueberzeugung ausspreche, maße ich mir nicht ein Urtheil über den gesammten sittlichen Wandel meines inniggeliebten Fürsten an. Dafür aber bürgt mir sein ganzes Wesen und meine Erfahrung: Von den Schlimmen war er nicht und sicherlich niemals ein Verführer der Unschuld. Umgekehrt weiß ich, wie er einst ein sehr schönes Mädchen, in der übelsten Absicht ihm gegenübergestellt, mitleidig vor dem Falle behütet, meine Hülfe in Anspruch nehmend, dasselbe aus schnöder Lebenslage gerissen und mit der ihm eigenthümlichen Umsicht und Ausdauer zu einem rechtschaffenen Broderwerb hat heranbilden lassen. Ein sehr ausgezeichneter Pfarrer, der auf meine Vermittlung bei dieser

1) Ein Beweis dafür, wie auch das betrübteste unter König Ludwigs Liebesspielen von ihm als ein ideales behandelt worden, liefert unter Anderm folgender von einem der Interlokutoren mir zweifellos verbürgte Umstand: Als König Ludwig schon lang dem Thron entsagt hatte, war einst mit ihm die Rede von Mme. de Pompadour. „Maitressenwirthschaft", sagte er entrüstet, „Maitressenwirthschaft — ja das wäre das Wahre!" Er hatte das Bewußtseyn, daß auch Lola Montez für ihn keine Maitresse im gewöhnlichen Sinn gewesen. Daß trotzdem die Folgen denen einer Maitressenwirthschaft in Manchem gleichkamen, mochte er, wenn überhaupt er es klar überschaute, zum Theil denjenigen zur Last legen, die durch Widerspruch gegen eine vermeintlich harmlose Liebhaberei seiner persönlichen und königlichen Selbstständigkeit zu nahe getreten und so ihn gereizt und in falsche Bahnen getrieben. Doch haben wir auch Belege dafür, daß er sich selber mit Peccavi in dieser Sache nicht verschonte und sie jedenfalls nachträglich beklagt hat.

und Beschützer. Wie uns mit Bedauern, so erfüllt es andere mit Behagen, die Schwächen und Verirrungen eines solchen Regenten zu beobachten, und sie vergrößern deren Schatten nach Möglichkeit. Wenn nun ich, sein wiederholter Begleiter, der ich durch eine Reihe von Jahren ihm nahegestanden wie Wenige, über die angedeutete Schwäche mich gänzlich stumm verhalte, wie soll man es auslegen als besten Falles: die Pietät und mein Dienstverhältniß zwingen mich zu schweigen, wo ich sonst nach meiner Gesinnung nur zu tadeln und in keiner Weise die allgemeine Anklage zu mildern vermöchte. Dem aber ist nicht also. Ich kann nach bestem Wissen und Gewissen über meinen geliebtesten Fürsten ein weit günstigeres Zeugniß ablegen, als Viele gewärtigen. Will ich dieses Zeugniß aber einigermaßen begründen, so muß ich, wenn auch in aller Kürze, Züge aus dem vertrauteren Umgang erzählen, die allerdings unter anderen Umständen dem Siegel schweigender Zurückhaltung verfielen; ich enthülle sie, obgleich darin sich auch die Schwäche meines theuersten Gebieters enthüllt, ich enthülle sie aber, weil durch den Nebel phantastischer Leidenschaft hindurch ein so guter und rührender Untergrund zum Vorschein kömmt für Jeden, den nicht Parteisucht verblendet.

Daß ich jene schwärmerischen Leidenschaften meines hohen Herrn nicht zu rechtfertigen gedenke, daß ich darin ein für ihn und für die bewunderten Schönheiten gefährliches Spielen und Schwelgen seines Herzens erblicke, ein Abschweifen, welches immerhin der zarten Heiligkeit des Ehegelübdes nicht entspricht, und überdieß ein schwer zu verantwortendes Aergerniß vor Guten und Schlimmen, das brauche ich nicht erst zu sagen; daß aber gerade diese auffallenderen Verirrungen nicht dasjenige gewesen, was die ihm abhold gesinnte oder am Skandal sich erfreuende Welt am allerliebsten darin sähe, daß dieselben vielmehr ihren Verlauf nur in Herz und idealer Phantasie genommen, das hat Ludwig I. nicht nur mir selber oftmals betheuert, sondern ich bin es auch im Innersten über-

das Räthsel gelöst wurde. Ob dem geistlichen Herrn die Sache nicht ganz ausführlich dargestellt worden, das weiß ich nicht; doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß ich dem nämlichen einmal gebeichtet hatte und als ich meine Meinung aussprach, ich sollte fürderhin öfter zu den heil. Sakramenten gehen als bisher, erwiderte er: „Ich halte nicht viel von dem häufigen Beichten und Communiciren.“ Das machte mir den Mann ordentlich unheimlich und erregte mir nachträglich die Vermuthung, er sei jansenistisch gefärbt gewesen; wenn dem also, dann würfe es ein eigenthümliches Licht auf die angeblich laxe Moral der Jesuiten und die angebliche Strenge der Jansenisten. — Wenn in der Folge König Ludwig die Einführung der Jesuiten in Bayern nicht gewollt hat, so lag dieß gewiß in seiner ganzen Anschauungsweise. Ob aber durch jenes Erlebniß in Rom, wenn auch ohne deutliches Bewußtseyn, der Name „Jesuit“ für ihn nicht ein gewisses unbehagliches Beigeschmäckchen erhalten hat?

Heute kann ich mich nicht mehr der chronologischen Folge der Dinge entsinnen; aber ich glaube, in Palermo war es, daß ich nochmals und zwar einen schriftlichen Anlauf nahm, meinem gnädigsten Herrn, wenn auch in aller Unterthänigkeit, ein Warnungswort zuzurufen, und obwohl er im ersten Moment es nicht ungnädig aufnahm, so folgte doch die Erkältung nach und die obenerwähnte Erlaubniß, mit meiner Frau in Neapel zu bleiben und erst inner etlichen Tagen nachzukommen. „Ich mag meinen Arzt nicht gern mit zu Tische haben, so wenig als meinen Beichtvater“, äußerte er zu den übrigen Herren. In Rom hielt die Kälte noch immer an; bei einer Mahlzeit stichelte der Prinz in Worten wie etwa diese: „Kommen Sie, Klenze, die Kunst ist Leben, das ärztliche Wissen ist todt.“ Meine für ihren Muckel erboste Friedel sagte, natürlich aber nicht dem Kronprinzen selber: „Warum hat denn nicht Klenze den ausgerenkten Arm einzurichten bekommen?“ Auch ich war verstimmt und wir besprachen, ob ich nicht meinen Abschied begehren sollte. Der indessen ein-

Rettung mit thätig gewesen, wurde hiedurch dem Kronprinzen näher bekannt und wenn er in der Folge einen hervorragenden Bischofsstuhl eingenommen, so verdankte er es zwar vor Allem seinen Verdiensten, die aber ohne jene Verkettung vielleicht nicht zu des Königs genauerer Kenntniß gelangt wären. Und nun kehre ich zu meinem Ausgangspunkte zurück.

In meinem Bericht vom Fasching des Jahres 1821 habe ich der wundervoll schönen Marchesa Florenzi Erwähnung gethan und scherzend auch der Verheerung, welche sie in unserem Wagen auf dem Corso angerichtet. Bei unserem dießmaligen Aufenthalt aber loderte und zwar sehr bald das Huldigungsfeuer des Kronprinzen in hellen Flammen und er hielt dieß für eine harmlos erlaubte Sache, besonders so lang keine ernsten Mahner dem süßen Schwärmen entgegentraten. Ich und der eine und andere solche Mahner nahmen uns aber die Freiheit, ihm Vorstellungen zu machen. Nun legte er den Fall einem Jesuiten vor. Dieser entschied in unserem Sinne. Der leidenschaftliche Schmerz, der den Kronprinzen darüber ergriff, hätte genügen müssen, ihn über das Bedenkliche seiner Empfindung aufzuklären. Er warf in seinem Zimmer sich auf den Boden, den Kopf in die Kissen eines Ruhebettes vergrabend. „Wenn es Sünde ist, so muß ich es lassen, aber es ist mein Tod!“ Hätte man die Probe doch gewagt, der Tod hätte wohl auf sich warten lassen; aber Graf Seinsheim, der bewährte und einflußreiche Freund, war nicht da, man wußte nicht, wie beruhigen und trösten, war in schweren Aengsten, daß der hohe Herr von Sinnen käme vor Schmerz, und es fand sich Jemand, der einen andern Geistlichen aufsuchte, einen Schweizer und Ordensmann von hohem Rang. „Wenn die Sache so liegt, wie Ihr berichtet“, erwiderte dieser, „dann ist sie ja harmlos“. Ich wußte nichts von der Anfrage, noch von dem Bescheid, und konnte nicht begreifen, warum eines Tages der Kronprinz wie ausgewechselt bei Tisch erschien, strahlend und prickelnd von Wohlbehagen, bis mir nach Tisch durch Baron Gumppenberg

das Räthsel gelöst wurde. Ob dem geistlichen Herrn die Sache nicht ganz ausführlich dargestellt worden, das weiß ich nicht; doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß ich dem nämlichen einmal gebeichtet hatte und als ich meine Meinung aussprach, ich sollte fürderhin öfter zu den heil. Sakramenten gehen als bisher, erwiderte er: „Ich halte nicht viel von dem häufigen Beichten und Communiciren.“ Das machte mir den Mann ordentlich unheimlich und erregte mir nachträglich die Vermuthung, er sei jansenistisch gefärbt gewesen; wenn dem also, dann würfe es ein eigenthümliches Licht auf die angeblich laxe Moral der Jesuiten und die angebliche Strenge der Jansenisten. — Wenn in der Folge König Ludwig die Einführung der Jesuiten in Bayern nicht gewollt hat, so lag dieß gewiß in seiner ganzen Anschauungsweise. Ob aber durch jenes Erlebniß in Rom, wenn auch ohne deutliches Bewußtseyn, der Name „Jesuit“ für ihn nicht ein gewisses unbehagliches Beigeschmäckchen erhalten hat?

Heute kann ich mich nicht mehr der chronologischen Folge der Dinge entsinnen; aber ich glaube, in Palermo war es, daß ich nochmals und zwar einen schriftlichen Anlauf nahm, meinem gnädigsten Herrn, wenn auch in aller Unterthänigkeit, ein Warnungswort zuzurufen, und obwohl er im ersten Moment es nicht ungnädig aufnahm, so folgte doch die Erkältung nach und die obenerwähnte Erlaubniß, mit meiner Frau in Neapel zu bleiben und erst inner etlichen Tagen nachzukommen. „Ich mag meinen Arzt nicht gern mit zu Tische haben, so wenig als meinen Beichtvater“, äußerte er zu den übrigen Herren. In Rom hielt die Kälte noch immer an; bei einer Mahlzeit stichelte der Prinz in Worten wie etwa diese: „Kommen Sie, Klenze, die Kunst ist Leben, das ärztliche Wissen ist todt.“ Meine für ihren Muckel erboste Friedel sagte, natürlich aber nicht dem Kronprinzen selber: „Warum hat denn nicht Klenze den ausgerenkten Arm einzurichten bekommen?“ Auch ich war verstimmt und wir besprachen, ob ich nicht meinen Abschied begehren sollte. Der indessen ein-

getroffene Graf Seinsheim sowie Baron Gumppenberg beschwichtigten wohlwollend und so unterblieb, was ohne Zweifel eine Thorheit gewesen wäre.

Jene ganze Sache mag es gewesen seyn, an welche König Ludwig bei einem verwandten, nur viel traurigeren und folgenreicheren Anlaß gedacht hat. Das Ministerium Abel war abgedankt, weil es der Lola Montez das Indigenat und die Erhebung in den Grafenstand verweigert hatte. Das freisinnige „Ministerium der Morgenröthe" war vermöge Leistung jener Gefälligkeit in's Leben getreten. Viele Professoren der Universität hatten den abgetretenen Ministern eine Dankadresse für ihre Standhaftigkeit gewidmet und der Zorn des Königs hierüber bot den Morgenröthlichen willkommenen Anlaß, ihren Frei- und Hochsinn durch Absetzung der ihnen mißliebigen Professoren darzuthun. Auch Görres und ich sollten wie billig von der Gesellschaft seyn. So verblendet aber der König in seinem Zorne war — „Den alten Mann laßt mir in Ruh", erwiderte er in Beziehung auf Görres, „und der Muckerl", fuhr er fort, „der meint es gut, der hat mir schon manche bittere Wahrheit gesagt."

Mit derben Wahrheiten hat übrigens auch die schöne Marchesa Florenzi, um auf sie wieder zurückzukommen, ihren feurigen Bewunderer nicht verschont, wie ich mit eigenen Ohren es mit angehört. Ueberhaupt konnt' ich an ihr kein cokettes Wesen bemerken, sie blieb immer gelassen, wenn schon so hochfürstliche Huldigung ihr mochte schmeichelhaft seyn. Aber das hinderte nicht, daß Römer und Fremde je länger je mehr, sei es mit Bedauern sei es mit scandalsüchtigem Behagen, von der auffälligen Liebe des hohen Herrn redeten und wirkliches oder obligates Aergerniß daran nahmen. Unerträglich arg fand man es vollends (und das begreiflicher Weise), daß am Gründonnerstag der Kronprinz, nachdem er in öffentlicher Kirche die heil. Sakramente empfangen hatte, ebenso öffentlich mit der Marchesa auf dem Corso spazieren fuhr. Für ihn aber ist es recht bezeichnend, daß er ganz

vergnügt und treuherzig meinte: „Jetzt endlich wer
Römer doch die Ueberzeugung haben, daß mein Ver
zur Marchesa ein reines und unschuldiges ist, weil
diesem heiligen Tag nach Empfang der Communio
Allen mit ihr gezeigt habe."

Wie lang die Kühle meines Gnädigsten gegen
dauert hat, weiß ich nicht mehr; soviel ist gewi
wenn nicht früher, so doch auf Schloß Columbe
Eisrindchen geschmolzen ist. Die Marchesa zog mich
zu Rath über ein Leiden, das mit erzitalienischer Unb
heit auch vor dem Kronprinzen verhandelt wurde. Al
näher auf's Korn genommen, zeigte sich ein sehr bö
heildrohendes Uebel. Der Schmerz des Kronprinzen
mich, ohne viel Ueberlegung hinzuwerfen, geradezu u
sei eine Rettung nicht. Augenblicklich nahm er mi
Wort und begehrte, daß ich selber das Rettungswer
nähme, mein längeres Ausbleiben wolle er in Münc
antworten. Ich erschrack. Abgesehen von allem Ande
es mir zuwider, gerade hier zurückzubleiben und
Blaue hinein auf weiß Gott wie lang; denn, war ü
eine Heilung sehr unwahrscheinlich, so ganz sicher
rasche. Aber der Prinz bestürmte mich, und um m
zu stimmen, sollte mit des Marchese Genehmigung au
Frau, die bereits in San Giuliano war, auf das Sc
laden werden. „Das wird nicht angehen", wendete
„sie hat eine Freundin bei sich und kann diese n
lassen." „So möge die Freundin auch mitkommen."
schrieb an meine Frau ein sehr verbindliches Briefche
Friedel und ich waren einig darüber, daß sie (des „
Hinsicht so ausgezeichnet wackeren Ringseis" . . . „
würdige, geistreiche, brave Ehehälfte") ruhig bleibe
wo sie war, indessen ich in Gottes Namen dem Ansin
auf Weiteres willfahren wollte.

Der Kronprinz reiste ab und ich blieb. Da mir kein
Geschäft oblag als die Eine Kranke zu beobachten und zu v

so durfte ich kühne Mittel wagen, die ohne so fortgesetzte Bewachung nicht rathsam gewesen wären, und die Apotheker von Perugia, welche nach meinen Verordnungen die Arzneien zu liefern hatten, meinten kopfschüttelnd: „Dieser deutsche Doktor bringt unsere kleine Marchesa um's Leben.“ Der deutsche Doktor hat sie aber nicht umgebracht, sondern über all sein eigenes Hoffen hergestellt, sie hat noch mehrere Jahrzehnte gelebt und in zweiter Ehe einen Engländer, Bruder der Frau von Bunsen, geheirathet. Sie war eine Frau von Geist, und hat, wenn auch nicht ohne meine Nachhülfe, eine Schrift von Schelling in's Italienische übersetzt.

Ueber die Verdrießlichkeiten der Hauptsache hinweggesehen, bot sowohl vor als nach der Abreise des Prinzen mein Aufenthalt manches Antheilerregende. Zugleich mit mir weilte auf dem Schloß, um der Marchesa Unterricht im Deutschen zu ertheilen, der Maler Rehbenitz, welcher nach vollendetem Studium der Jurisprudenz sich der Kunst zugewandt hatte, ein sehr wackerer frommgesinnter Mensch, befreundet mit Bunsen und Schnorr, verschwägert mit Overbeck. In beschränkter Lage kam ihm die auf ein Jahr angetragene Bestallung als rechte Hülfe vom Himmel; aber so bescheiden war er und so gewissenhaft, daß er Bedenken hegte, die ausgesprochene Besoldung anzunehmen, weil sie doppelt soviel betrug als er erwartet hatte; Baron Gumppenberg und ich mußten erst ihm zureden, das Geschenk der Vorsehung sich gefallen zu lassen. Ich verkehrte viel mit ihm und besitze als Andenken daran fünf Bleistift-Zeichnungen von seiner Hand: Zwei liebliche Ansichten von Columbella, die Porträte von Cornelius und Overbeck und mein — des Giovanni Moretto, wie man dort mich nannte — selbsteigenes Bild, deß trüber Ernst die Verstimmung ahnen läßt, worin ich mich dazumal befand.

Am 13. Mai machten Graf Seinsheim, Baron Gumppenberg und ich mit vier Bedienten einen Ritt nach dem 5 bis 6 Stunden von *Columbella* entfernten Monte Corona,

der seinen Namen trägt als der höchste unter vielen u
gebenden Bergen. Auf seiner Spitze und seinen Abhän
besuchten wir eine Einsiedelei von Camaldulensern, bestehe
aus einer Kirche, einem größeren zusammenhängenden G
bäude und etlichen zwanzig, durch schmale gepflasterte W
verbundenen einzelnen Häuschen, jedes von einem Gärtc
umgeben, ringsumher ein ernster großer unhegter Fichtenwa
in ihm viele auf- und abwärtssteigende gerade Gänge, an de
Enden überall das heilige Kreuz aufgerichtet sichtbar w
Mit großer Freundlichkeit führte uns Einer der Mönche
der Kirche, im Kloster, in einigen der Häuschen und
Walde herum. Allenthalben tiefes Schweigen und die blenden
Reinlichkeit, das Bild der Ruhe und des Friedens, un
leuchtender Sonnenpracht entzückte uns an diesem über's
tümmel der Welt erhabenen Ort die Aussicht in die F
und in die Tiefen ringsherum, wo reißende Waldströme bra
und der junge Tiberfluß in baumreicher Schlucht von
Höhen herab seinem stolzen Geschick entgegenstürzt.
leben diese Mönche, deren schweigende Gestalten wir hie
da wandeln sahen, abgelöset vom Irdischen, in Betrach
der ewigen Dinge, wenden sich von derselben zu stre
körperlicher Arbeit, welche ihren Geist heilsam abspannt
ihn mit geringeren geistigen Interessen zu füllen, so da
möglichst unbeschwert, nach Abspannung und Ruhe, sich
der aufschwingen kann zur innigsten Gegenwart Go
„Mir war sonderbar zu Muth", schrieb ich damals an m
Friedel, „wie reizend schien es mir, jährlich einige We
hier zuzubringen und sich ganz der strengen Regel des Or
zu unterwerfen!" Eigentlich aber wollte mich es bedün
daß wenn ich nicht schon verheirathet gewesen, dieß viell
die Stätte meines Bleibens geworden wäre.

Nachdem wir Alles betrachtet hatten, führte man
in einen Speisesaal und bewirthete uns sämmtlich mit Ka
auch ein Mittagsmahl ward uns angeboten. Es war
allgemeines Kapitel und Mönche aus den verschiedensten

haben hier versammelt. Seit 15 Jahren lebte im Orden ein Deutscher, ein Prinz von Hessen-Homburg, den wir leider nicht sahen, weil er Kränklichkeit halber auf einer Villa des Klosters weilte. Von einem anderen Mönch bemerkte unser Führer, daß er französischer General gewesen, und von einem dritten erzählte er folgende Geschichte: Als rühmlich bekannter Porträtmaler lebte derselbe vor Zeiten in Neapel. Die Königin — eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia — trug nur widerwillig das Joch einer sehr strengen Etikette und umging dieselbe zuweilen mit jugendlicher Unbesonnenheit. So wollte sie einst sich ohne Vorwissen des Königs malen lassen und beschied unseren Künstler in ihre innersten Gemächer. Als aber während einer der Sitzungen unerwartet der König gemeldet wurde, da entsank ihr der Muth, sich zu ihrem Wagestück zu bekennen, und sie befahl dem Maler sich unter das Bett zu verbergen. Zu Widerspruch und Ueberlegung war keine Zeit, er gehorchte. Eine bis zwei Stunden blieb der König bei seiner Gemahlin, eine Ewigkeit für den Geängstigten, der laut- und regungslos in seiner höchstbedenklichen Lage verharren mußte. In solch' qualvoller Erwartung trat ihm die Nichtigkeit aller irdischen Dinge vor Augen und er that das Gelübde, wenn er glücklich und unentdeckt von dannen gelange, der Welt Valet zu sagen. Im Orden von Camaldoli hat er sein Gelübde gelöst.

Man gab uns im Kloster ein Empfehlungsschreiben an die sog. Abtei am Fuß des Berges, wo sie eine Apotheke besitzen und ihre Kranken und Schwachen verpflegt werden. Freundlich wurden wir auch hier aufgenommen und bewirthet, mit Suppe, Fischen, Eierspeise, Früchten und Wein, auch unsere sieben Pferde gefüttert. Geld, das wir geben wollten, ward nicht genommen. Unser Abschied war herzlich und gerührt.

Ebenso freundlich waren Empfang und Bewirthung in in einer benachbarten Cistercienser-Abtei, wohin wir ein andermal unseren Spaziergang richteten.

Daß wir Assisi und das uns nächstgelegene Perugia nicht versäumten, ist selbstverständlich[1]).

Wieder einmal ritt ich nach Gubbio, „um Stoff zum Schreiben an Dich zu bekommen“, wie ich an Friedel meldete. „Den 8. Juni Morgens um halb Viere saßen Rehbenitz und ich zu Pferd; eine schmale gutgebaute Straße führte uns beständig zwischen Eichenwäldern fast drei Stunden lang aufwärts; auf Perugia, das 1300 Fuß über der Meeresfläche liegende, blickten wir hernieder bei frischer und so heiterer Luft, daß es anstatt vier Stunden kaum eine von uns entfernt schien und wir deutlich die einzelnen Häuser unterschieden. In dieser Höhe war der Charakter des Landes der gleiche wie in Deutschland. Links und rechts romantische Thäler mit schönen Meiereien, Kirchen und Ruinen. Dann führte der Weg zwei Stunden fort abwärts in ein breites, mit Getreide, Reben, Kirsch- und Nußbäumen reich bebautes Thal; am nördlichen Ende desselben liegt Gubbio am untersten Abhang eines hohen Berges, auf dessen Gipfel ein Kloster dem heil. Ubaldus gewidmet. Neben diesem Berg erstrecken sich im Thale noch fünf bis sechs andere, durch schmale tiefe Thäler getrennt, alle oben spitz und wie sehr schiefe Dächer nach abwärts verlaufend, also von ganz eigenthümlichem Charakter. Die Stadt, ehemals Engina, dann Gobbi genannt, etruskischen Ursprungs, älter als Rom, gothisch und vorgothisch im Styl, hat ein prächtiges Gemeindehaus, das einem ungeheuer breiten und hohen, oben aber flachen Thurme gleicht; ein vortreffliches Krankenhaus, das ein Capital von 80,000 Scudi besitzt, als Vermächtniß eines reichen Mannes; einen Dom; eine Residenz, welche die alten

---

1) Ich habe eine Erinnerung, daß wir in Assisi zu eben der Zeit gewesen, als der Leib des heil. Franziskus erhoben wurde; doch weiß ich nicht, in welchem Jahr das war. (Aufgefunden wurden die Reste des Heiligen im J. 1818, also war es wohl bei der ersten Fahrt. — D. Redaktion.)

Herzoge von Urbino sechs Monate im Jahre bewohnten; lauter Häuser aus roh behauenen Marmorquadern, sehr gutes Pflaster. Das Ganze macht einen gewaltigen Eindruck, besonders vom großen Platz aus, und erinnert mich etwas an Salzburg. Welche Städte hat Italien! Gubbio wird nun gar nicht genannt, weil es nicht an der Poststraße liegt. Wahrlich das Land der Städte! Auch mehrere gute alte Gemälde fanden wir und einen bischöflichen Kirchenornat mit einer Stola, worauf acht Bilder theils genäht sind (die Gesichter) und theils in Gold gewirkt (die Gewänder), die Zeichnung vortrefflich, die Figuren einen Fuß hoch, offenbar aus der Schule van Eyks — vorgeblich ein Geschenk des Kaisers Friedrich Barbarossa an den heil. Bischof Ubaldus, was aber unmöglich, da man im 12. Jahrhundert nicht so zeichnete. — Auf dem Heimwege begegneten wir vielen Schnittern und Mähern, deren zu Hunderten schon seit sechs Wochen nach der Maremma (dem römischen Meeresgestade) ziehen. Obwohl dort, wegen Hitze und feuchter Luft, fast ein Drittel erkranken und sterben soll: so wandern doch die Uebriggebliebenen mit neuen Schwärmen aus den Bergen des Appennins jährlich wieder hin, wie von einer Art Heimweh getrieben, denn sie führen ein ungebundenes, nomadisches Leben, im Freien, unter Zelten; haben Spiele, Tänze, leben ungezwungen mit dem anderen Geschlecht ꝛc."

Trotz des hier schließlich angedeuteten Unfugs lehrte mein Aufenthalt in Columbella mich das ablegen, was mir an Vorurtheilen gegen den sittlichen Zustand der Halbinsel noch geblieben war. Ich kam hier durch ärztliche Thätigkeit vielfach mit Städtern und Landvolk in Berührung; sie suchten mich auf oder beriefen mich in ihre Häuser. Allerdings erlebte ich auch hier einige Beispiele jener bedenklichen disinvoltura oder Ungezwungenheit, kraft welcher ein in sittenlosem Kreise Lebender, selber unsittlich geworden, die ihn umgebenden oder berührenden unerlaubten Dinge und Verhältnisse mit einer *den Nordländer* schier versteinernden Ein-

fachheit bespricht, als müßte das also seyn, und diesen die übelsten Schlüsse auf allgemeine Verkommenheit ziehen läßt. Dicht daneben aber fand ich entzückende, kindlich rührende Lauterkeit und Einfalt in Sitten und Gemüth; da bestund sodann die nationale disinvoltura nur in einer reizenden Unbefangenheit geistiger und leiblicher Bewegung, und bei unverkümmerter Unschuld und Demuth in einem glücklichen Freiseyn von jener lähmenden, ja erdrückenden Schüchternheit, womit ländliche und kindliche Unschuld im Norden so häufig geplagt ist.

„Einen schönen Gebrauch haben sie hier, an Vorabenden von Festen, eine Stunde nach Sonnenuntergang auf allen Hügeln Feuer anzuzünden. So brannten neulich am Abend vor Himmelfahrt mehr als zweihundert Feuer ringsum; sie dauern nicht lange, da sie von Dornen sind; es ist aber ein herrliches Schauspiel.“

Merkwürdig war mir die Wohlfeilheit der Lebensmittel. Von ganz köstlichem Landwein zahlte ich die Flasche, die drei römische Folietten enthielt, mit 1½ Bajoc, Muskat mit 5, 6 Baj., Rindfleisch (das Pfund oder die Tischration?) 5 Baj.

An den Landleuten beiderlei Geschlechtes fiel mir das Tragen hochreichender Stiefel auf, womit sie gegen die Schlangen sich schützen, die dort sehr zahlreich sind; (dennoch bin ich ärztlich zu einem Gebissenen gerufen worden). Auf allen Wegen findet man getödtete Schlangen, von den Bauern aus ihren Weinbergen und Feldern herausgeworfen.

Am 3. Mai meldete ich an Friedel: „Der Architekt Hittorf, dem ich einige Recepte schrieb, hat mir sechs sicilianische Münzen gegeben, bronzene, von der größten Schönheit der Zeichnung, davon sollst Du ein Armband haben.“ — Mit diesen Münzen, welche Friederike große Freude machten, nahm es in der Folge ein klägliches Ende. Als sie in München dieselben einem erfahrenen Goldschmied *zur Fassung* übergeben wollte, ließ sie durch einen unserer

Freunde sich bereden, sie lieber einem von ihm begünstigten, angeblich sehr geschickten, jungen Manne zu vertrauen, der erst ein Geschäft eröffne, daher billig seyn werde und doch gewiß durch seine Arbeit sie befriedigen solle. Da sie eines Tages nachfragte, schien der junge Goldschmied sich selber nicht ganz behaglich zu fühlen, indem er ihr meldete, er habe die Münzen, um sie zu reinigen, in eine Säure gelegt. „Um Alles in der Welt, in eine Säure! Zeigen Sie her!" O weh! Da war nicht nur die herrliche Patina weggesäuert und gesäubert, sondern mit ihr auch die unvergleichliche Zeichnung, die mit dem Ueberzug allzu innig verbunden war, um sich ungestraft loslösen zu lassen; statt der kostbaren, uns unbezahlbaren schönen Antiken sah man etliche unscheinbare zerfressene alte Kupfermünzen.

Am 9. Mai schrieb mir Friederike im Hinblick auf die mir angetragene Professur an der neu errichteten medicinisch praktischen Lehranstalt zu München: „Ja wohl wollen wir recht still und in Gott vergnügt leben — aber dazu gehört auch eine geregelte Eintheilung der Zeit und Geschäfte, und diese kann nicht statthaben, wenn Du Dir zu Deinen vielen Arbeiten auch noch die Professur aufladen läßt. Was Du abgeben und annehmen sollst, weißt Du am besten, sei daher jetzt darauf bedacht, überlege alles reiflich und tritt dann mit bestimmten Foderungen in München auf. Meine Meinung — kann ich dir unmaßgeblich sagen — wäre: die ganze Professur an dieser unreifen Geburt von einer Universität ganz fahren zu lassen, da dieses Siebenmonatkind doch schwerlich zu einer rechten Manneskraft gelangen wird. Ich fürchte für Dich bei unsäglicher Mühe und Opfern, wenig Erfolg und tausend Verdruß. Sey auch auf unser Einkommen bedacht, denn mit Nahrungssorgen zu kämpfen, wäre sehr hart." — Ich aber schrieb ihr schon am 12. Mai von meiner Professur als einer entschiedenen Sache[1]),

1) Das Anstellungsdekret datirt schon vom Anfang des Jahres.

und am 16., der Kronprinz werde mit Graf Thürheim sprechen, damit ich einen Gehalt als Professor bekomme (das scheint also nicht ausgemacht gewesen zu seyn). „Ein anderer Vortheil“ (des Aufenthalts in Columbella, der mir auch ein eigenes Honorar eintrug) „ist, daß ich dieses halbe Jahr die Professur nicht auszuüben brauche, mich also länger vorbereiten kann. Und noch ein Hauptvortheil: daß ich mit Friedel über Pisa, Genua, Mailand, die Schweiz und einen Theil von Schwaben nach Hause reisen werde.“ Und so geschah es auch, ohne die frühere Verabredung mit ihren Reisegenossen, Herrn Rascher und Sohn aus Chur, aufzuheben. Sobald die Genesung der Marchesa so weit gediehen war, daß ich das Uebrige durfte der Natur und dem gewöhnlich vorhandenen ärztlichen Beistand überlassen, enteilte ich von Columbella, bevor etwa ein schriftlicher Auftrag längeren Verweilens dort erschiene. Wirklich kam ein solcher, nicht vor der völligen Herstellung zu scheiden; dieser holte mich aber erst in Mailand ein und von Umkehren war natürlich nicht die Rede.

Daß und wie sehr ich wieder in der Gunst des Kronprinzen gefestigt war, bezeugen viele herzliche Stellen seiner in der nachfolgenden Zeit geschriebenen Briefe[1]). Man würde ihm aber sehr Unrecht thun, wollte man dieß einzig seinem Interesse für die Marchesa und dem Dank für meine Hülfeleistung zuschreiben. Wo er einsah, daß er gefehlt, da trieb ihn seine Gewissenhaftigkeit, gutzumachen, und unbillig war Jener, welcher in Anspielung auf Ludwigs I. Wahlspruch gesagt hat: „Daß mich der König von meinem Posten entfernte, war nicht gerecht, und daß er mich wieder eingesetzt

1) Anm. der Schreiberin. Einmal heißt es: „Erhalten habe ich Ihre Briefe, der ich Wenige um ihrer selbst willen lieb gefunden wie diesen wackern Ringseis.“ Ein andermal: „Ihrer liebenswürdigen braven Ehehälfte (der anderen werth, und das will viel sagen), desgleichen deren Freundin, freundliche Empfehlungen *von mir.*“

hat, nicht beharrlich." Sollte der König denn sich in der Gerechtigkeit für unfehlbar halten? Oder sollte er beharrlich seyn im Unrecht?

Meine Reise mit Friedel und den Gefährten verlief sehr angenehm, nur hie und da versalzen durch die damaligen Mauthchikanen. Oft kam man an Einem Tag über mehrere Grenzen, weil die Länderzwickel und Enklaven so vielfach ineinandergriffen; wollte man nicht bestechen, und das mochte ich nicht, so war man hunderterlei Bosheiten und Plackereien ausgesetzt; die Plomben wurden so schlecht angemacht, daß sie herunterfielen und auf der nächsten Mauth Anlaß zu neuen Quälereien gaben, Alles beim Untersuchen durcheinandergeworfen u. s. w. In Bellinzona saß die gebietende Mauth mit dem Stock in der Hand, wir standen; Alles wurde herausgerissen, schlecht zugemacht, verrieben, die Schraube verdorben, endlich lief mir die Galle über und ich brach in heftigem Wort gegen den Zöllner los, da griff er mit einem abscheulichen Schimpfworte nach dem Messer und nur dem Sichdazwischenwerfen eines Anderen hatte ich es zu danken, daß er nicht auf mich losfuhr.

Im Uebrigen herrschte meist Fröhlichkeit und gegen Ende Juli begrüßten wir wohlgemuth die Frauenthürme von München.

Meine Romfahrten hatten hiemit ein Ende. Welches war denn der schließliche Gesammteinfluß, welchen sie auf meine innere Entwicklung geübt? Ich rede hier nicht von der intellektuellen Förderung durch den Umgang mit so vielen hochbedeutenden Männern, mit so vielen herrlichen Denkmalen der alten und neuen Zeit; ich rede von meinen religiösen Ueberzeugungen. Der Leser hat es gesehen, nicht mit blinden Vorurtheilen zu Gunsten der ewigen Stadt, des römischen Stuhles, der Curie war ich nach Rom gepilgert; vielmehr klebten an mir, besonders das erstemal, noch bedeutende separatistische Vorurtheile wider dieselben. Mit Leuten der verschiedensten Gesinnung hatte ich verkehrt, viel Ungünstiges hatte ich vernehmen müssen durch Männer, denen ich meine

Hochachtung nicht versagen konnte und heute noch nicht versage; und selbst der Fürst, mit dem ich reiste, war zwar dem Willen nach ein guter Katholik, aber nicht so allseitig in den Geist der Kirche eingedrungen, daß er mir hierin Förderung seyn konnte. Und dennoch! Wenn ich mich frage, wodurch mit der Zeit ich ein entschiedener Sohn meiner Kirche geworden, so muß ich meinem dreimaligen Aufenthalt in Rom eine hochbedeutende Stellung einräumen. Dem Geschrei der vielen Tadler entronnen und meine eigene Erfahrung über das Gut und Bös im kirchlichen Rom befragend, sah ich neben ausnahmsweise unwürdigen Erscheinungen, neben einer Anzahl gleichgiltiger, auch hochehrwürdige Gestalten meine Erinnerung beleben. Aber nicht hierin lag das Entscheidende. In der Entfernung fällt nicht nur all das kleinliche Gewühl, das durch Mißverständniß, Klatsch, Verdächtigung und Lüge den Staub um uns aufwirbelt, in sein richtiges Kleinheitsmaß zusammen, es tritt überhaupt das Persönliche weit zurück und immer deutlicher, immer herrlicher steigt in einfach großen Linien der Bau der Kirche mit ihrem Mittelpunkt empor und wirkt, noch ehe wir darüber denken, mit der unmittelbaren Wucht einer geheimnißvoll heiligen Größe, mit einer Kraft, die nicht von Menschen auszugehen vermag, sondern vom Wort: „Ich bleibe bei euch bis an's Ende der Welt!“

XXIV.

Von Chiusi nach Monte Oliveto.

Von Sebastian Brunner.

Chiusi ist den Reisenden nach Rom durch die Bahnstation bekannt. Wer dort je zu Mittag gespeist, der wird nur in dankbarer Erinnerung auch an diesen überwundenen Standpunkt denken. Im Oktober 1877 wollten ich und mein Herr Reisegefährte Dr. Jänig uns die Stadt als den Ausgangspunkt unserer Wanderung nach kleinen Städten anschauen. Sie liegt nach Art etrurischer Städte auf einem Berge, man kann in einem halben Stündchen mit dem Wagen hinaufkommen.

Ueber die etrurischen Gräber ringsum mit ihren Grabkammern, Aschencisten und Wandmalereien berichten Reisebücher hinlänglich. Unsern ersten Halt machten wir beim Dom, gleich beim Eintritt in die Stadt am Thurmthor (porta delle torri) gelegen. Der Dom ist aus Quadern altrömischer Monumentalbauten zusammengesetzt; 18 auffallend an Dicke und Material verschiedene antike Säulen theilen denselben in drei Schiffe ab.

Wir wollen hier über Gegenstände und Zustände sprechen, die in den Reisebüchern nicht zu finden sind. Hinter der Sakristei des Doms befindet sich die sogen. Bibliothek (libreria). Diese enthält sonst nichts als alte Chorbücher in Großfolio mit Miniaturen ersten Ranges. Wir ließen uns dieselben nacheinander aufschlagen. Die Bücher allein sind es werth, daß der Künstler und Kunstfreund einen Aus-

flug nach Chiusi macht. Sie rühren aus Monte Oliveto her, dem Ziel unserer gegenwärtigen Wanderfahrt. Das Domkapitel von Chiusi kaufte dieselben im Jahre 1808 den Franzosen ab, welche Monte Oliveto einfach aufhoben und mit den nicht niet- und nagelfesten Kunstwerken wie mit einem wohl erworbenen Eigenthum verfügten. Diesem Ankauf ist es zu verdanken, daß die Chorbücher für Italien erhalten blieben und nicht nach Frankreich wanderten, um dort an Private verschleudert zu werden. Der Folianten sind es über zwanzig. Viele Miniaturen rühren von Benediktinern der Olivetaner-Congregation her, welche sich durch zwei Jahrhunderte um die Kunst in Italien die höchsten Verdienste erwarben, indem aus ihrem Schooße selbst Künstler hervorgingen, und indem sie in ihren Klöstern oft Künstlern ersten Ranges von außen her Arbeit verschafften. Aus einer Handschrift ersahen wir, wie die glänzendsten Namen der italienischen Miniaturisten hier in diesen Büchern vertreten sind, so Lorenzo da Bindo, Jacopo da Verona, Girolamo da Cremona, Sano di Pietro Senese, Fra Alessandro da Milano (um 1471), Fra Bartolomeo da Ferrara, und Ser Francesco da S. Innozenzo.

Wie viele tausend und tausend kunstfreudige Stunden sind von diesen Künstlern in Anfertigung ihrer Bilder verlebt worden! Das ist keine Arbeit für Tageslohn, für Zeitungspapier, für ephemere Lobsprüche von Kunstkennern — das ist geradewegs gemalter Gottesdienst, das sind Gebete in Farben auf dem Goldgrunde einer lautern Herzensgesinnung, das ist religiöses Denken und Fühlen mit Hilfe von Farbe und Pinsel dem Pergament anvertraut und mit diesem spätern Jahrhunderten erhalten. Man fühlt sich im Betrachten dieser Bilder wie vom Frühlingshauch angeweht, es spiegelt sich in ihnen eine Welt von Unschuld und Reinheit der Sitte, von Gottvertrauen und Hoffnung auf die jenseitige Seligkeit, es sind himmlische Gedanken im Ausdruck menschlichen Antlitzes lebendig und sichtbar geworden. Die Miniaturen dieser

Gebäuden stehen den höchsten Leistungen in diesem Kunst=gebiete gleich und sind nur von den Bildern des Fiesole in S. Marco zu Florenz übertroffen.

Welchen Einfluß die Miniaturmalerei im Mittelalter auf poetische Gemüther ausgeübt, davon gibt das Nibelungen=lied Zeugniß, das von seinem Helden sagt, er sei so schön, als wäre er von einem Miniaturmaler auf Pergament ge=malt worden:

„Da stand so minniglich des Sigemunden Kind,
Als ob er wär entworfen an ein Pergament
Von guten Meisters Künsten."

Konnte man in dieser Libreria kunstfreudig angeregt werden, so ist in derselben auch für den Naturfreund Sorge getragen. Man tritt hinaus auf einen Balkon, findet sich hier auf der Bergeshöhe und hat unter sich eine zauberische Rundsicht: Hunderte von Hügelketten liegen ringsum wie Meereswogen im ganzen Zauber der Herbstfarben. Wenn aus diesen Bergstädten tüchtige Maler hervorgegangen sind, so darf Einen das nicht Wunder nehmen; wer von diesen Zauberbildern nicht angeregt wird, der müßte keinen Funken von Poesie und von Verständniß für Naturschönheiten im Leibe haben.

Nun einen Blick von Kunst und Natur weg auf mo=derne kirchliche Zustände. Die Domherren von Chiusi be=kommen seit fünf Jahren gar keinen Gehalt mehr — im Gegentheil, die Regierung hat ihnen noch einen Prozeß gemacht, sie sollen von dem erbärmlichen Bettel — den sie einige Jahre früher bekommen — noch etwas zurückbezahlen. Bei alledem gehen die Armen täglich in den Dom und halten pflichtgetreu ihre kanonischen Stunden — ein Umstand, der dem italienischen Klerus Ehre macht und keines weitern Lobes bedürftig ist.

Die Commune hat in jüngster Zeit höchst interessante Denkmäler aus der etrurischen Zeit, wie solche seit Jahren bei Ausgrabungen gefunden werden, in zwei Zimmern auf=

gestellt, die nun das Stadtmuseum genannt werden. Auf der Hinfahrt zu diesem Museum, welchem der Gerichtsdiener als Custode vorgesetzt ist, fragten wir unsern Kutscher, ob ein fixer Eintritt oder eine Mancia zu entrichten sei. Hierzulande ist üblich statt „Jedermann" immer jeder Christ zu sagen, er antwortete daher auch: „Si paga una lira per ogni christiano." Auf die Frage, ob es denn nicht auch Juden in Chiusi gäbe, erwiderte er: „Nein, wir brauchen auch keine, es geht uns ohnedieß schon schlecht genug." Man sieht, wie weit dieses Volk noch in der Bildung und hinter dem allgemeinen Fortschritt zurück ist — mit so geringer Ehrfurcht zu sprechen von den „Trägern der Civilisation", „Anregern der Bildung" und „Beförderern des Volkswohles". — Das Museum enthält Broncen und Steinsculpturen, wie eben andere Museen in Rom, Florenz und in andern kleinen etrurischen Städten.

Wir fuhren wieder nach dem Bahnhof und von hier auf der Zweigbahn nach Montepulciano. Wenn man in Italien die Bahn verläßt und landeinwärts reisen will, da klappt es selten, man hat mit vielen Hindernissen zu kämpfen und manche verdrießliche Situation zu überwinden. Es war dunkel geworden, als wir an der Stazione di Montepulciano ankamen.

Montepulciano. Bekanntlich liegen diese Stationen nicht selten sehr weit von der Stadt, oder dem Orte, mit dessen Namen sie bezeichnet werden. Wir fragten in der Restauration des Stationshauses, ob kein Wagen nach Montepulciano hier sei? Ja, hieß es, da droben in jenem Hause (das beim Monde auf einer Anhöhe sichtbar wurde) stehe derselbe, er fahre aber erst in einer guten Stunde ab, und müsse den nächsten Zug von der andern Seite her abwarten — wenn er diesen Zug nicht abwartet, müsse der Unternehmer 50 Lire Strafe bezahlen.

Also verurtheilt, über eine Stunde hier zu bleiben! Sehen wir uns die Restauration an. Ein Raum, fünf

Schritte lang, vier Schritte breit. Zwei kleine Tische mit Bänken an der Wand. Ein Schubladkasten mit einem Aufsätzchen das mit zwei Glasthüren versehen ist; die Glasscheiben bei beiden zerschlagen und das Centrum der jeweiligen Glasrunde, von welcher die Strahlen ausgehen, mit grobem braunen Petschirwachs und einem Fleck schmutzigen Papiers darauf verklebt. Im Kasten drinnen einige Gläser und Kaffeeschalen, deren Henkel mit Kitt angepappt worden. Dann einige Fläschen mit roth und gelb gefärbten Schnäpsen. Ein Gläschen derartigen Liqueurs wird hierzulande sehr sprachzierlich bicchiere di salute (Gesundheitsbecher) genannt. Herstehen auf der Erde hinter dem Sitz des Restaurateurs zwei große in Stroh geflochtene Flaschen mit Wein und einige Laibe Brot; neben ihm ein kleiner Kohlenherd, aber ohne Feuer — für eventuelles Verlangentragen nach einer Schale schwarzen Kaffee. Auf die Frage, ob er gar nichts anderes habe: „O ja“, zeigt er ein Stück Käse her und zieht unter den Füßen des Kastens eine Strohschüssel mit Nüssen hervor. Diese sind mit blauem Schimmel überzogen und im Durchschnitt innerlich eingedörrt.

An einem Tische sitzen und stehen sieben Bauern und Arbeiter aus der Umgegend. Ein furchtsames Gemüth, das Italien nur vom Hörensagen kennt, könnte sie nach Antlitz, verstrobeltem Bart und Kleidung in der Angst für wahrhaftige Räuber halten — in Wahrheit sind es aber ganz gute Kerle, und man hat von ihnen nichts zu befürchten. Wir fragten nun dieß und jenes und sie gaben uns mit viel Gefälligkeit Antwort, besonders der Wirth selber, der von seinem eine Viertelstunde entlegenen Hause jeden Morgen auf die Station kommt und hier „in der Restauration“ seine Gastrollen gibt.

Das Warten auf Bahnzüge oder Postwagen in die dunkle Nacht hinein ist besonders unerfreulich. Der Zug erscheint und zwei Passagiere mit demselben, ein Canonicus und ein Augustiner von Montepulciano. Der alte Canonicus

Bindi war sehr gesprächig, antwortete gern und lebhaft auf alle Fragen über Montepulciano, und so waren die anderthalb Stunden Weges (der zumeist bergauf geht und eine halbe Stunde vor der Stadt ziemlich steil wird) bald vorüber. Die Stadt liegt 540 Meter über der Meeresfläche. Nun in die Locanda. Selbige war schon zugesperrt wie eine Festung. Eine Magd öffnete, gab uns Zimmer und zündete ein Feuer am Herde an, um ein Abendmahl zurecht zu machen. Einsam saßen wir im großen Saale — die einzigen Gäste des Hauses.

Den nächsten Morgen wurden wir in der Augustinerkirche, Dank unserem Reisegefährten von gestern, sehr freundlich empfangen, gingen dann später hinauf zum Dom, der auf dem höchsten Punkte der Bergstadt liegt und fanden hier ein großartiges, jetzt in verschiedene Theile zerlegtes Grabmal, dessen Stücke an verschiedenen Orten des Domes eingemauert zu sehen sind. Donatello hat die schönsten plastischen Grabmalgestalten zu Stande gebracht, keiner hat ihn hierin übertroffen. Dem Lucca della Robbia, dem Florentiner Großmeister im Marmor, steht er gleich. Auch hier bei dieser liegenden Gestalt eines Bischofs der Frost des Todes, selbst aus dem Stoff des Pluviales ist zu ersehen, daß dieses Marmorgewand eine Leiche deckt. Der Palazzo pubblico vor dem Dom erinnert an den Palazzo vecchio in Florenz.

Wir übergehen andere Kirchen und Paläste und wollen uns nur mit einem sogenannten Unicum: der Kirche Madonna di S. Biagio unten im Thale am Fuße des Berges beschäftigen. Die Kirche ist 1548 von Sangallo gebaut und als das beste Werk dieses Meisters gerühmt; man bezeichnet den Bau als den „höchsten Zauber des Raums“. Von innen und außen ist der bloße unübertünchte Travertin sichtbar. Leider ist der eine der zwei freistehenden Thürme nicht ausgebaut. Bramante hat sich bei seiner Kirche Maria della Consolazione zu Todi wie Sangallo hier sinnreich einen

zur Betrachtung des Bauwerkes von allen Seiten sehr günstigen Punkt ausgewählt — ein Vortheil, den zu erringen dem Architekten oft nicht möglich ist, und auf den auch wieder manche nicht gedacht haben mögen. Dieser Bau von Sangallo findet sich in Reisebüchern vielfach beschrieben, keines aber macht Erwähnung vom Pfarrhof oder Curatenhaus in der Nähe dieser Kirche — ein offenbares Zeichen, daß die meisten dieser Herren Verfasser entweder gar nicht hier waren, die Schilderung der Kirche aus einem Werke über Architektur copirten, oder was noch schlimmer wäre, daß sie hier waren und für diesen höchst originellen mit der Kirche harmonischen Bau gar kein Auge gehabt haben. Es ist in diesem Styl sicher das künstlerisch schönste Pfarrhaus in Europa. Fünf einfache auf Pfeilern ruhende Bogen bilden im Erdgeschoß eine schöne Arkade. Im ersten Stock dieselbe Bogeneintheilung, nur mit dem Unterschied, daß jeder dieser oberen Bogen durch eine gekuppelte Säule untertheilt wird, welche mit der jeweiligen einen Ecksäule am Pfeiler correspondirt. Der ganze Bau ist nichtübertünchter Travertinstein, so daß Form und Farbe des Materials auf dem grünen Grunde des hinten aufsteigenden Berges einen wohlgefälligen Eindruck hervorbringt. Schreiber dieses zeichnete sich diese prächtige Façade sogleich in sein Notizbuch, um dieselbe jedem der Lust hätte einen solchen Bau aufzuführen, zur Verfügung stellen zu können.

Der Rundgang um die Bergstadt oben bietet Panoramen, die ihresgleichen suchen. Gegenüber dieser Herrlichkeit und dem üppig entfalteten Reichthum der Natur bietet die Armuth der Bewohner einen grellen Contrast. Ein uraltes Mütterchen arbeitete an einem primitiven Webstuhle in einer Art ebenerdigen Keller, dessen Thüre auf den Rundgang um die Stadt heraus geht. Auf die Frage, was bei fleißiger Arbeit ihr Erwerb sei, erwiderte sie: Wenn es gut geht, eine halbe Lire im Tag!

Wir mietheten uns nun einen Wagen nach Monte Oli-

veto. Der Kutscher war nie in jener Gegend. Es hieß, wir würden erst am Abend hinkommen.

Pienza. Wir nahmen den Weg über Pienza (die Piusstadt), berühmt wegen ihrer schönen Renaissancebauten. Was nur so ein kleines Städtchen, selten von Reisenden besucht, den meisten Besuchern Italiens auch nicht einmal dem Namen nach bekannt, an Architektur darbietet! Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) wurde hier geboren 1405 und beschloß, nachdem er Papst geworden, aus seinem Geburtsort etwas zu machen. Um 1460 ließ er in der kleinen, ovalrunden Stadt folgende Gebäude aufführen: Dom, Vescovado (Wohnung für den Bischof), Prätorium, einen Brunnen und einen Palast für sich und die Familie Piccolomini. Auf den letztern Palast (im florentinischen Rusticastyl) wurde die größte Sorgfalt und die meisten Kosten verwendet — er steht jetzt noch da, eine bewohnbare Ruine, mit einem eigenthümlichen Garten, der durch drei riesenhohe Bogen im Hintergrund die schöne Aussicht in drei Bilder abtheilt. Im Hofe Arkaden und eine tiefe breite Cisterne. Hier wird nur Regenwasser getrunken trotz der Hunderte von Hügeln ringsum. Nach außen zeigt der Palast noch die großen eisernen Fakelringe, wie beim Palazzo Strozzi in Florenz — eine noble Dekoration, an Herrlichkeit und Feste vergangener Jahrhunderte erinnernd. Neben dem Dom wurde ein früheres Augustinerkloster zu einem Seminar hergerichtet, das an herrlicher Aussicht seinesgleichen sucht. Die Stadt hat gegenwärtig etwas über 1000 Einwohner. Die Kalesche vor der Locanda wurde bei unserer Ankunft und ebenso bei unserer Abfahrt, wie es hier in kleinen Städten landesüblich, von Kindern, Frauen und Bummlern umringt — Fremde sind eben hier eine Seltenheit.

Der Vorstand des Seminars ist ein Canonicus, an 80 Jahre alt. Der edle Mann hat schon während der Lebenszeit sein väterliches Erbe von 40,000 Lire dem Seminar zum Opfer gebracht. Im ersten Stock fanden wir ein altes

Crucifix aus der Giottoschule — vergangenes Jahr wollte ein Engländer dafür 2000 Lire geben; es ist aber nicht verkäuflich. Pienza und Chiusi sind vereinigte Bischofssitze. Der Arciprete Imberciadori, den wir auf dem Platze vor dem Dom als den liebenswürdigsten Cicerone geangelt, schenkte uns die vollste Aufmerksamkeit. Er führte uns zum Bischof, einem Mann in den Fünfzigern mit dem Ausdruck der Bescheidenheit und des Wohlwollens. Er wollte seine Ernennung durchaus nicht annehmen. Der alte Seminardirektor mußte ihn nach dreitägigem Zureden dazu zwingen.

Ueber den Dombau (der Dom wurde geweiht 1462) vernahmen wir folgenden für Architekten interessanten Zwischenfall. Der Meister Bernardo di Lorenzo, dem Pius II. den Bau übertragen, bemerkte zu seinem Schrecken, nachdem der Rohbau vollendet war, daß er einen Fehler bei der Grundlegung begangen, und eine Seitenmauer sich senkte. Die Angst über dieß traurige Ereigniß wirkte derartig auf ihn, daß er durch die Flucht sich den Unannehmlichkeiten, die ihm nun bevorstanden, zu entziehen suchte. Er wurde aber aufgegriffen und zu Pius II. gebracht. Statt einer derben Zurechtweisung — wie Bernardo eine solche gefürchtet — nahm die Angelegenheit einen sehr friedlichen Verlauf. Der Papst sagte zum Baumeister: „Macht es nur so, daß der Bau so lange hält, als wir beide leben, und dann wird Euch von mir aus nichts geschehen.“ — Trotz Senkung und Meisterangst steht dieser Bau nun schon über 400 Jahre unerschüttert da. Moderne Baumeister sehen oft ohne alle Angst den Einfällen und dem zur Ruinewerden ihrer Bauwerke entgegen.

Um Pienza als eine geniale Schöpfung eines Fürsten zu verstehen, muß man Leben, Charakter, Erziehung und Bildung des Aeneas Sylvius Piccolomini in einige Betrachtung ziehen. Er war Schöngeist, Dichter, Humanist, schrieb das Lateinische klassisch und gewandt; Cicero, den er genau kannte, war hierin sein Vorbild. Er lebte in Wien am Hofe des Kaisers Friedrich als Geheimschreiber, kannte

Deutschland und schrieb Reiseerinnerungen, die ihn als feinen Beobachter von Menschen und Sitten erscheinen lassen. Als Papst verfaßte er in freien Stunden seine eigene Biographie, und aus den Schilderungen von Ländern erkennen wir, daß er ein großer Freund von Natur und Kunst gewesen. Hier in Pienza hat er gleichsam seinem Natur- und Kunstsinn ein Monument zu errichten gesucht. Das Schloß der Piccolomini, in welchem er geboren wurde, hatte eine zauberische Lage. An die Stelle desselben baute er den Palazzo, den wir zuvor beschrieben. Der Hauptplatz der Piusstadt sollte auf einer Anhöhe liegen. In den vier Monumentalbauten des Platzes herrscht eine augenfällige Harmonie und Schönheit der Renaissancearchitektur in dem ersten Erwachen derselben. Ein steinerner Ring von Kunstbauten, und um den Ring nach außen ein blüthenreiches Land mehrere Stunden im Umkreis — hunderte von Hügeln in Wellenform in allen Schattirungen von Wald, Flur und Gebüsch, ein zauberisches Gartenstück Mittelitaliens.

Wir hatten von Pienza bis Monteoliveto eine Fahrt von fünf Stunden vor uns: die ersten zwei Stunden ist die Landschaft noch außerordentlich malerisch, später fährt man in tiefen Erdeinschnitten, die mit dicht aneinander laufenden Regenrinnen im ockergelben Erdreich gezeichnet sind, wie das Erdreich vom Flußbette des Arno. Gegen Abend überfuhren wir die alte Straße von Viterbo nach Siena bei S. Quirico; bei Giovanni d'Asso übersetzten wir die Zweigbahn von Asciano zu den Maremmen. Es war dunkel geworden und Kutscher und Passagiere kannten den Weg nicht. Nun wußten wir aus einer aufgeschriebenen Aeußerung von Pius II., es liege das Kloster auf einem Hügel, der einem Kastanienblatte durch die Auszackung nach allen Seiten ähnlich sei, und daß der Weg über eine Felsenstraße führe, die rechts und links mitunter in thurmhohe Abhänge abfalle. Wir waren eine Stunde in die Nacht hineingefahren. Da sahen wir nicht zu unserer Freude in weiter Ferne unten Lichter

flimmern: es ging abwärts in eine Fläche nieder — das konnte unser Ziel nicht seyn! Was nun anfangen? Wir fuhren noch eine Weile fort, da zeigte sich links Licht und ein Bauernhaus. Wir hielten und riefen die Leute mit dem landesüblichen Ruf: „Gute Leute (buona gente) kommt ein wenig heraus!" Es erschien ein Knecht des Bauern. Wir redeten ihn wieder mit dem landesüblichen Galantuomo an und sagten, ob wir da recht fahren? „O nein, hieß es, Sie haben sich vor einer Viertelstunde geirrt und müssen denselben Weg wieder zurückfahren." — Wir ersuchten den Mann, mit uns zu fahren und den rechten Weg zu zeigen. Unterwegs fragten wir ihn, was der Taglohn eines Feldarbeiters sei; er sagte: eine Lire. Er begleitete uns bis zum Kloster — es war ein wahres Glück, daß wir ihn mitgenommen, die Wege theilten sich noch einigemale und wir hätten neue Gelegenheiten zu Irrfahrten gefunden.

Monte Oliveto. Zum Unterschiede von andern Klöstern gleichen Namens wird dieses nach dem Felsenneste Chiusuri (auf einem hohen Berg gelegen). Monte Oliveto di Chiusuri — oder auch, weil es das Mutterhaus der Olivetaner war, M. O. Maggiore genannt. Endlich, nach einer Fahrt auf den hohen Berg von Chiusuri und dann über die Felsenkante in die Tiefe, stehen wir vor dem Thurm, der in die Klostermauern führt. Der Knecht, zufrieden und dankbar mit der bekommenen Gabe, klopft an der Pforte zuerst, dann läuft er an 15 Minuten weit zu dem Bauern, der die Stallschlüssel aufbewahrt, um die Nachtunterkunft für unser Gefährte etwas zu beschleunigen.

Wir warten eine Viertelstunde lang an der Pforte. Im ganzen großartigen Gebäude leben jetzt nur der Abt, ein Priester und ein Diener — also drei Personen. Die Pforte geht auf, wir melden dem Diener unser Begehr und wollen mit dem Abte sprechen. Ja, hieß es, der Abt und der Priester der noch hier ist beten ihren Chor zwischen 7 und 8 Uhr — er wolle uns aber unterdessen Gastzimmer aufsperren. Nach einer halben Stunde erscheint der Abt im

Weltpriestergewande. Die Olivetaner sind eine Benediktine
Congregation und tragen weiße Habite. Wir geben ih
unsere Karten — er ist sehr freundlich, anfangs sehr ver
schlossen, wie es die Genueser überhaupt sind; er wurde in
der Folge warm, als wir ihm unsere Anschauung über
seine Lage und die Aufhebung, eigentlich Ausraubung
des Klosters mittheilten. Der Mann heißt di Negro, ist ein
Abkömmling der Markgrafen gleichen Namens in Genua,
und verwaltet das Kloster für den Fiskus der Regierung
aus dem Grunde, um den armen Bauern der Umgegend
Wohlthaten zu erweisen und sie in ihrer Arbeit und ihrem
Verkehr mit der Administration der Klostergüter christlich
behandeln zu können. Die Regierung ist mit einem ehren
haften Verwalter auch wieder zufrieden; denn wenn sie die
Administration einem weltlichen Oekonomen übergibt, so blüht
für den Finanzminister, wie vielfache Erfahrung vorliegt, gar
kein Waizen.

Um halb 9 Uhr wurden wir in das Refektorium ge
führt, speisten hier in dem großartigen, für hundert Per
sonen ausreichenden Raum zu vier. Das Mahl war, wie
sich unter so traurigen Umständen nur denken und mach
läßt, sehr einfach; was eben da war, wurde guten Wille
dargeboten. Das ganze Gebäude erscheint mit seinen Höfe
Corridoren, Zimmern und Zellen großartig. Hier hatte d
Generalabt der Congregation seinen Sitz; hier wurden a
sechs Jahre die Generalcapitel des ganzen Ordens gehalte
es kamen Aebte und Delegirte aus allen Richtungen
sammen. Dreihundert Zellen stehen noch immer ber
sie sind zum Behuf dieser Ordenscongresse gebaut word
Nun ist Alles bis auf einige für Fremde eingerichtete Zi
mer leer. Wie gespenstisch ist es, bei Nacht und Dunkelh
in diesen Räumen zu wandeln. Man sagte uns, bei Gener
Capiteln brauchten die fremden Ordensgenossen drei T
lang, bis sie sich in dem weitläufigen Bau zurechtfinden konnt

Am Morgen suchte ich die Kirche auf — eine Vier

stunde wanderte ich in den Höfen und Arkaden der Erdgeschoße herum, ich konnte keinen Eingang zur Kirche finden. Endlich begegnete mir der Abt und führte mich in die Sakristei. Er gab mir die Paramente und wollte selber ministriren. Als ich mich entschieden dagegen wehrte, kam der andere Priester und versah das Amt des Ministranten. Der Abt sagte: Wir beide, ich und der ehemalige Capitular, wir ministriren uns tagtäglich gegenseitig, es ist eben Niemand da, und der eine Diener ist anderweitig vielfach in Anspruch genommen.

Monteoliveto gehörte zu jenen Klöstern die man wohlhabend, ja reich nannte — und die ganzen Ländereien liefern bei guter und gewissenhafter Verwaltung nicht mehr als 25,000 Lire jährlich.

Betrachten wir nun vorerst die Kirche: die Architektur modernisirt, die Wände mit Kalk bestrichen, die Fresken übertüncht. Das Schiff ist eigentlich der Chor: hier haben die Olivetaner ihre kanonischen Gebetstunden abgehalten. Laien, die dem Gottesdienste beiwohnen wollten, standen im Transept vor dem Presbyterium. Hier in den Chorstühlen hat der größte Tarsia-Künstler, der Olivetaner Giovanni da Verona die höchsten Leistungen seiner Kunst niedergelegt. Italienreisenden ist der Chor der Olivetanerkirche zu Verona, Maria in Organo, zugänglicher und daher auch bekannter. Wer die gerühmten Tarsiaarbeiten bei S. Domenico in Bologna, in den Chorstühlen zu Orvieto, die besagten in Verona und andere in anderen Kirchen gesehen hat, wird denen in Monteoliveto die erste Palme der Kunst zuerkennen. Die Architekturstücke alles mit gefärbtem Holz eingelegt, mit ihren perspektivischen Ansichten, die Fruchtstücke, die Thierstücke, die eingelegten musikalischen Instrumente, alles verräth eine Meisterschaft, die wahrhaft bewunderungswürdig ist. Die Rücklehnen enthalten an 60 Bilder.

Nun gingen wir in das alte Refektorium, welches seit der Occupation und ersten Aufhebung des Klosters unter der Franzosenherrschaft 1808 nicht mehr als Speisesaal,

sondern als Korn= und Fruchtdepot benützt wird. Herrlic
aber durch Rauch und Schmutz zerstörte Fresken werden n
an dem Gewölbe sichtbar. Auch hier gab es über 60 prach
volle Tarsiabilder an den Wänden der Sitzbänke. Die Fra
zosen übergaben das Kloster 1808, nach Abzug der Oliv
taner, weltlichen Custoden, diese wohnten hier mit ihren F
milien und fanden es viel bequemer, statt sich im Wal
Holz herbeizuschaffen — diese Kunstwerke zu zertrümme
und das Holz davon auf dem Kochherd zu verwenden. Nic
eines dieser Bilder ist mehr vorhanden.

Die Fresken des Kreuzganges sind außer de
Tarsiawerken die Perlen des Hauses. Lucca Signorell
(1440—1521) malte hier um 1497, Bazzi (nicht Raz
genannt Sodoma (1479—1554) um 1505. Es sind Scen
aus dem Leben des heil. Benediktus; 27 Darstellungen da
von werden Sodoma zugeschrieben, die ersteren dem Signorell
Wir sind auf historische Gründe gestützt zum Schluß g
kommen, daß die Kunstschriftsteller in dem Urtheil über d
Meister einiger Bilder fehlgegriffen haben. So schreiben d
meisten Reisebücher (eines dem anderen nach) die Versuchu
des heil. Benedikt dem Signorelli zu. Das klappt nun wed
mit der eigenthümlichen Darstellung des Bildes, noch m
der Haustradition, welche die Darstellung enträthse
Der Abt de Negri, ein Kunstkenner, der diese Tradition
veröffentlichen sollte, erzählte uns folgende für die Ku
und Künstlergeschichte jener Zeit nicht uninteressante G
schichte dieses Bildes:

Sodoma war bekanntlich ein eigener Kautz — m
durfte ihm nicht viel in seine Kunst hineinkritisiren, da wu
er gleich aufgebracht. Er malte außerordentlich geschwi
Aus dem Anwurf (intonaco) des Mörtels ist es jetzt noch
manchem Bilde mit 10 bis 12 Figuren und Architektur da
deutlich ersichtlich, daß er in drei Tagen mit dem Freskobi
fertig wurde. Bei der Versuchung des heil. Benedikt ließ
seiner Künstlerlaune mit Bosheit die Zügel schießen; d

Frauengestalten waren derartig dargestellt, daß der damalige Abt sagte: „Mein lieber Bazzi, das geht nicht, wir sind hier in einem Kloster, das müßt ihr anders, decenter machen."

Sodoma verschleierte nun seine Gestalten in etwas, man sieht aber, daß er den Wunsch mit Widerwillen ausführte. Als er fertig war, rief er den Abt herbei, und dieser sagte: „Nun, ich will euch nicht weiter dreinreden, jetzt kann das Bild passiren, jetzt bin ich zufrieden, aber Bazzi ihr müßt mir ehrlich versprechen, daß ihr keine neuen Dummheiten macht, daß ihr die Figuren jetzt unverändert laßt, wie sie sind." Sodoma versprach sein Wort zu halten. An diesen Figuren änderte er nichts mehr; dafür aber malte er die Klosterbrüder, welche den heil. Benedikt umstehen, mit Porträts von damals im Kloster zu Oliveto lebenden Brüdern; links an einem gemalten Hause brachte er einen Balkon an — auf diesem steht der kritische Abt in dem Momente, wo er sagt: „Jetzt kann das Bild passiren, jetzt bin ich damit zufrieden." — Der Abt wollte dem zornmüthigen Künstler keinen neuen Verdruß machen, ließ sich den Schabernak gefallen und schaut nun seit fast 400 Jahren ernsthaft von seinem Balkon herab. Die Geschichte ist für Künstlerleben, Künstlerlaunen und Künstlerfreiheit damaliger Zeit charakteristisch.

Auf einem Bilde hat sich Sodoma selber porträtirt, er steht da im Gewande eines spanischen Ritters; man sieht ihm den Erzschelm an in seinen spöttischen Mundwinkeln, in seinen Augen und in seiner flotten Haltung.

Die Rahmen der Bilder, aus einer Ornamentik von Arabesken, phantastischen Figuren und verschlungenem Laubwerk bestehend, die der von Raphael in den Loggien des Vatikans ähnlich ist, waren Sodoma freigegeben. Diese Freiheit benützte nun der muthwillige Maler zu gerade nicht unsittlichen — aber im höchsten Grade unanständigen Situationen, in welchen er die in der Ornamentik üblichen Putti (Kinder) darzustellen suchte. Ein solcher Knabe folgt auf dem Wurzelwerk kletternd einem nach, der ober ihm ist und dem

untern den Rücken zuwendet; der untere hält den Mund offen — wir aber wollen über das weitere den Mund schließen. Es ist hier nur zu bemerken, daß in Italien ähnliche Künstlerphantasien weitaus nicht so anstößig erscheinen wie in Deutschland, England oder Frankreich.

Es wird dem Sodoma viel nachgeredet, gegen Ende seines Lebens wurden seine Werke auch materialistisch. In den hiesigen Fresken aus seiner Jugend zeigt er aber noch eine Begeisterung und ein Verständniß für edle, religiös-erhebende und sittlich anmuthige Gestalten und Gesichtsbildungen. Wir bemerkten, daß in diesem Kloster die Generalcapitel des ganzen Ordens immer nach sechsjähriger Frist gehalten wurden. Der Abt öffnete uns den Gerichtsaal. Ringsum: die Bänke für die Richter. Die um das Gevierte des Saales herumlaufende Inschrift (wenn wir nicht irren aus Sallustius) lautet: Omnes homines, qui de rebus dubiis consultant, ab odio, ira, amicitia atque misericordia vacuos esse decet; haud facile animus verum providet dum illa officiunt. Nun ist aber als schöner Gegensatz der heidnischen Gerechtigkeit, die keine Barmherzigkeit kennt, eben auch gegenüber den Worten misericordia vacuos auf dem Altare das Bild der Ehebrecherin vor dem Heiland al fresco dargestellt, und unter dem Bilde sind die Schriftworte (Johannes VIII. 7) zu lesen: „Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe zuerst einen Stein auf sie.“ Es läßt sich kaum der Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Gerechtigkeitspflege drastischer gegenüberstellen. An der rechten Wand vom Altar ist eine Vertiefung sichtbar, hier wurden die Abstimmungszettel verbrannt, so daß die votirenden Richter nicht persönliche Rücksichten zu beobachten nöthig hatten. In einigen Zimmern steht ober dem Kamin geschrieben: „Nec prope, nec procul.“ Als Inschrift ober einem Gemache stehen die räthselhaft klingenden, und doch nicht schwer zu lösenden Worte: „Quid? Necesse est!“

Der Generalabt der Monteolivetaner-Congregation hatte hier seinen Sitz. Die Wohnung desselben, aus fünf Ge-

mächern bestehend, wurde uns gezeigt. Der jetzige Abt entdeckte vor kurzem an einem Gewölbansatz einen sehr schönen Madonnakopf von Sodoma, nach weggekratzter Kalktünche. Eine kleine Kapelle hat ein Altarblatt von Beccafumi. Neben dieser Kapelle öffnete uns der Abt ein kleines Erkerzimmer und sagte: Was meinen Sie, wozu diese Kammer bestimmt war? — Hier wurden Ordensmitglieder hereincitirt, um ihnen bei eventuellen Fällen von Ungehorsam, Vernachlässigung der Ordensregel u. s. w. — „eine Perücke zu machen." Der Eingeladene bekam zuerst eine kleine Tasse schwarzen Kaffee, als ein Stärkungsmittel um seine Nerven zu stimmen, daß er die mehr oder minder scharfe Anrede in Geduld und Ergebung hinnehme. Es muß hier bemerkt werden, daß in manchen Gegenden Italiens der Ausdruck fare una parrucca a qualcuno so viel bedeutet als: einen zur Rede stellen, ihm Vorwürfe machen, ihm eine Reprimande geben. Ein Vorgesetzter, der in dieser Pflichterfüllung eine besondere Virtuosität und Kraft an den Tag legt, wird dann auch scherzweise un buono (bravo) parrucchiere, ein ordentlicher Perückenmacher genannt.

Die Regierung hat dieses Kloster als Monumentalbau erklärt und die Erhaltung desselben um seiner Kunstwerke willen beschlossen. Solche Gebäude aber werden nur durch die Sorgfalt rechtmäßiger Besitzer erhalten, die Gewissen und Ehre genug haben, die Stiftungen, Vermächtnisse und Schöpfungen ihrer Vorfahren nicht in Staub verkümmern und in Schutt verfallen zu lassen. Wir dankten dem Abt für seine Aufmerksamkeit und Mühewaltung und schieden mit Wehmuth aus diesem Hause, in welchem über 500 Jahre lang Söhne des heil. Benediktus dem Gebet, der Wissenschaft und Kunst gelebt haben, und das nun sichtlich auch als Architekturwerk wie so viele andere seinem gänzlichen Verfalle entgegenschreitet.

XXV.

Die Metamorphosen des belgischen Liberalismus.

III. Die unmittelbare Gegenwart.

Am 27. Juni 1877 sprach der Senator Reintjens: „Der Liberalismus von 1877 ist nicht mehr der Liberalismus von 1830." Vor ihm hatte der Abgeordnete Janson, welcher eben in Brüssel gewählt war, den Charakter seiner Wah dahin präcisirt: „Der Wahlkörper hat dadurch erklärt, da von nun an seine Politik eine Politik des Kampfes se soll." Janson ist ein ausgeprägter Radikaler mit socialistisch Färbung. Die neue Politik von 1847 genügt also nicht meh auch das Programm von 1861 ist aufgegeben. Es handelt si nicht mehr bloß darum, die Kirche vom doktrinären Gesicht punkte aus zu bekämpfen, die Gesetzgebungsmaschine mu gegen sie in Bewegung gesetzt werden, zu ihrer Vernichtun Um Deputirter werden zu können, muß man vor Allem u ganz besonders ein Feind des Katholicismus seyn; ein Liberal welcher, wie die Franzosen sagen, noch „prakticirt", wird der Wahl durchfallen, weil er noch eine Art Erbsünde sich trägt. Man muß tüchtig gegen die Kirche toben, sich n civiliter trauen lassen, den liberalen Vereinen das Unterpf des Kirchenhasses geben, um in die Kammer zu komm Unsere Aufgabe für heute wird es seyn, den authentisch Nachweis zu liefern, welche Fortschritte die Umformung belgischen Liberalismus im Jahre 1877 gemacht hat, a unwiderleglichen Dokumenten darzuthun, nach welchem Zi man hinstrebt, und die Mittel anzugeben, mit welchen w

den Fels der Kirche zu zerbröckeln bestrebt ist. Dann ist es zugleich klar, was auch in andern Ländern der Liberalismus eigentlich im Schilde führt.

Einer der Hauptkämpfer des belgischen Liberalismus ist der Lütticher Professor de Laveleye. Im Januar 1877 führte dieser Mann in einem Aufsatze aus, daß „eine politische Partei immer zwei Programme haben müsse": das aktuelle, welches die praktischen Politiker für den Augenblick vertreten, und das Zukunftsprogramm, welches nach und nach aus der Domäne der Theorie in das Gebiet der Thatsachen überleiten soll. „Es gibt vor Allem", sagte er, „das Wahlprogramm, was die Amerikaner Platform nennen; das Platform darf nur einen oder zwei sehr einfache Punkte enthalten, welche von Allen begriffen werden und schon vorher durch eifrige Diskussion klar gemacht seyn müssen. Da darf nichts vorkommen, was die Freunde auch nur im geringsten uneins machen kann, die Furchtsamen zu erschrecken vermag; es muß den Angriffen der Gegner kaum eine Gelegenheit zur Polemik geben. Es scheint sicher zu seyn, daß die liberale Partei mehr Chancen auf Erfolg hat, wenn sie auf den Wahlplatz mit der allgemeinen Formel von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt tritt." Das gilt für die Gegenwart; für die Zukunft lautet das Recept anders. „Das Platform darf und kann nicht das letzte Wort des intellektuellen Lebens einer großen Partei seyn." Welches wird nun dieses letzte Wort seyn? Hören wir. „Vor Zeiten glaubte sie, noch voll von Illusionen von 1789, sowohl in der Politik wie in der politischen Oekonomie Alles mit den magischen Worten entscheiden zu können ‚Freiheit in allen Dingen und für Alle'. Heute nimmt die Zahl derer immer mehr zu, welche dafür halten, daß absolute Unterrichts- und Vereinsfreiheit den unbeschränkten Despotismus des Klerus zur Folge haben wird."

Mit andern Worten, man muß jetzt offen das Banner entfalten, dem die Minorität des Congresses folgte. Schon im Jahre 1857 hat Defacqz, ihr Führer, das voraus-

Culte nicht in allen Beziehungen dem Staate subor
in welchen sie mit ihm in Contakt kommen." Die li
Blätter bekennen nunmehr offen, daß die von Defa
gekündigte Zeit nicht mehr ferne ist. „Wenn man",
sie, „das was augenblicklich vorgeht, erwägt, dann
diese Zeilen einen wahrhaft prophetischen Charakte
Zahl der Liberalen aus der Schule von Defacqz ni
Belgien mit jedem Tage zu; diese Thatsache ist kein
sondern eine nothwendige und unabweisliche Consequ
politischen Situation, in welcher unser Land jetzt den
führt."

So lautet der eine Theil des zweiten Progr
welches Laveleye der liberalen Partei vindicirt. Einen
Punkt entwickelt er mit derselben Offenherzigkeit. „
sagt er, „sind in Belgien die politischen Fragen religi
folglich, man mag es wollen oder nicht, sind die po
Parteien religiöse Parteien. Wie kann darum die
Partei eine wesentlich religiöse Partei bekämpfen, o
die Religion Hand zu legen?" Der gelehrte Herr su
weiter seinen Freunden klar zu machen, daß, nach
modernen Freiheiten von der Kirche verworfen word
die Vertreter und Anhänger dieser Freiheiten sich

scharf vertreten. Mehrere läugnen zwar, daß sie die Religion als solche bekämpfen. Aber derselbe Professor hat ihnen bereits die Maske vom Gesichte gerissen, wenn er weiter sagt: „Fast alle liberalen Blätter, selbst die meist gemäßigten, fallen in denselben Widerspruch wie Bara, der Führer der Linken seit 1877, welcher zuweilen deklamirt, wie er ‚die Religion unserer Väter liebe‘. Wir respektiren vollständig die Religion, sagen sie, unterdessen sind aber alle ihre Reden voll von Angriffen gegen die Dogmen.“ Die „Revue de Belgique“ sagt in einem Aufruf vom Dezember 1876 den Liberalen: „Wir haben nie aufgehört darauf zu dringen, daß alle Gruppen der liberalen Partei sich eng vereinigen müssen, um gegen die politischen Prätensionen des Klerus anzukämpfen; wir haben selbst unter den Ersten mit Nachdruck auf die Wichtigkeit der religiösen Frage hingewiesen, welche lange Zeit vom Liberalismus nicht gewürdigt wurde, von nun an aber alle Geister, die skeptischsten wie die gemäßigtesten beschäftigt, und gerade in dieser unserer Haltung müssen wir vorzüglich die Erklärung unseres Erfolges suchen. Wir werden darum fortfahren auf diesem Wege fortlaufende Untersuchungen anzustellen nicht allein über die Mittel, die liberale Partei wieder an die Regierung zu bringen, sondern auch über die Chancen, die vollständige Niederlage des Papismus durch die Reform unserer Gesetze und besonders unserer Sitten zu sichern.“ Die Niederlage des Papismus durch die Reform der Gesetze: das bedeutet die Einführung des Culturkampfes in Belgien; die Niederlage des Papismus durch die Reform der Sitten: das ist die Substituirung des Rationalismus für die ...rken Geister an Stelle des Katholicismus und die Einführung des Protestantismus für die Massen. Den letzteren Punkt betont die Zeitschrift wiederholt: „Jeder Tag sieht die Zahl derer sich vermehren, welche sich die Frage stellen, ob die Stunde noch nicht gekommen sei, vollständig und entschieden mit der römischen Kirche zu brechen, indem man entweder an ihre Stelle die Unabhängigkeit der philosophischen

Kirche in Belgien für unser Land ei
oder Tod abhängt."

Was aber die liberale „Revue"
betreibt, das führt die tonangebende
lich mit einem Cynismus aus, wel
schließt. Wir wählen nur einige der f
„Es ist eine Uneinigkeit", ruft sie a
und den freien Völkern entstanden, u
heit nicht einbüßen wollen, werden f
kommen, unter dieser oder jener Fo
zu brechen. Nun ist aber das Paps
und die Kirche ist der ganze Katholic
sinnigen Prätensionen der Kirche mac
mehr noch als diese abstrakten und
machen die Handlungen des Klerus, s
Intoleranz, seine Immoralität, sein
Katholicismus einen Gegenstand, von d
muß." Uebrigens ist nach dem Blatte
unmoralisch, sondern die katholische Leh
alle unsere Kräfte an, den Katholicism
er unmoralisch ist, weil er alle guten

Respekt; sie ließ den innern Menschen, seinen Glauben, seine Religion oder besser seinen Aberglauben intakt.“ Diese Grenze müsse endlich überschritten werden; denn „nicht, indem man die Gesetze, sondern indem man die Ideen, die Religion ändert, werden wir frei werden.“ „Solange wir vor diesem Beginnen zurückschrecken, solange werden alle unsere Kämpfe ohne Erfolg bleiben.“

Spricht aber „la Flandre“ nur in ihrem Namen? Die Aufgabe, am Werke der religiösen Reform zu arbeiten, liegt nach ihrer Auseinandersetzung dem gesammten Liberalismus ob. Am 1. Januar 1877 sagte sie in ihrem Programm-Artikel: „Die politische Transformation der Kirche hat zum Zwecke, den Kampf auf das religiöse Gebiet zu übertragen. Ungeachtet aller Zweideutigkeiten, mittelst welcher man diese Frage zu verdunkeln strebt, ist es evident, daß man nicht zu gleicher Zeit katholisch und liberal seyn kann.“ Auf diesem Wege geht denn auch die liberale Partei immer offener vor. Selbst einige ihrer Mitglieder, welche der Ueberzeugung sind, daß das religiöse Gefühl unaustilgbar in dem Herzen des Menschen eingeschrieben ist und es immer vergeblich seyn werde, gegen dasselbe in den Kampf zu treten, haben sich gesagt, daß man jeden Versuch der Auflehnung gegen Rom auf wirksame Weise selbst vom religiösen Gesichtspunkte aus fördern müsse; und sie haben Gelegenheit gefunden, ihre Gesinnung seit dem Abfall eines Theiles des Dorfes Sart-Dames-Avelines zum Protestantismus zu bekunden.“

Die liberale Partei als solche muß demnach den Katholicismus bekämpfen. Thut sie das? „La Flandre“ antwortet: „Die Feindschaft gegen den Klerus nimmt täglich in der liberalen Partei zu. Die Liberalen, welche von der Kirche verfolgt werden, müssen gänzlich mit ihr brechen. Sie können nicht zu gleicher Zeit Katholiken und Liberale bleiben. Sie müssen demnach *Freidenker* oder Protestanten oder *Alt-Katholiken seyn.“ Bald darauf* rief dieselbe Zeitung em-

phatisch aus: „Man sagt, der Liberalismus sei der Kirche feindlich gesinnt; das ist die reine Wahrheit.“ Daraus kann man auch auf die Verachtung schließen, mit welcher dasselbe Blatt diejenigen Liberalen überhäuft, welche noch immer von ihrer Anhänglichkeit an den Glauben unserer Väter den Mund voll nehmen zu müssen glauben. Bald macht sie sich über sie lustig, bald gibt sie ihnen heilsame Ermahnungen. Hier ein Beispiel ersterer Art: „Liberale, welche bis zur Furchtsamkeit klug seyn wollen, bilden sich ein, ihr Einfluß bei den Massen nehme zu, wenn sie ihrer Anhänglichkeit an den katholischen Glauben und ihrer Unterwürfigkeit gegen die Kirche in religiösen Dingen Ausdruck geben. Die Taktik ist bedauernswerth; man muß sich mit aller Macht gegen die wenden, welche derselben folgen. Es genügt, ihre Nichtigkeit zu zeigen die Eine Thatsache, daß die Thaten dieser Liberalen in beständigem Gegensatze mit ihren Worten sich befinden. Existirt denn überhaupt nur Ein Liberaler, welcher sich wirklich vor den katholischen Dogmen beugt, welcher die Orthodoxie der Kirche, so wie sie das letzte Concil aufgestellt hat, respektirt? Er würde es nicht können, ohne aufzuhören liberal zu seyn. Derjenige welcher wie Bara prätendirt, zwischen den katholischen Dogmen zu unterscheiden, die einen als den Ausdruck der göttlichen Wahrheit anzunehmen, die andern als überflüssig zu verwerfen, wäre damit in die Häresie der Alt-Katholiken verfallen. Daraus folgt dieses doppelte Resultat: die Liberalen, von welchen wir reden, bringen ihr Leben hin, indem sie durch ihre Handlungen ihre Worte Lügen strafen, und sie mühen sich vergebens ab, eine unmögliche Thesis, nämlich die Allianz des ultramontanen Katholicismus und des Liberalismus zu bekämpfen.“ — Nicht immer sind es die Handlungen, welche die Worte Lügen strafen; auch das Gegentheil kommt vor, und wird von dem Blatte ebenso streng verurtheilt. „Wir billigen diese seltsamen Compromisse nicht, welche die Folge haben, daß man sich über den Priester *lustig macht* und sich desselben doch nicht entschlagen kann,

daß man für die Aufhebung der Klöster stimmt und ihnen das die Erziehung der Kinder anvertraut, und schließlich die Zukunft der Familie und des Landes einem confusen System von heidnischem Aberglauben ohne philosophische und wissenschaftliche oder religiöse Basis überantwortet."

„La Flandre" ist den schwachmüthigen Liberalen gegenüber unermüdlich in dem Nachweis, daß man nur durch die Abschwörung des Katholicismus den Klerus überwältigen könne. Indem sie von der Zurückweisung des Amendements Frère's bezüglich der behaupteten Mißbräuche des Beichtstuhls spricht, ruft sie aus: „Wie kann der Liberalismus sich gegen derartige Mißbräuche vertheidigen? Indem er erklärt, die Wähler sollen sich um die Absolution nichts kümmern, nicht in den Beichtstuhl gehen, nicht zur Communion, mit einem Worte, aus der Kirche austreten, welche sie von sich weist; indem er den Nachweis bringt, daß die Autorität, mit welcher sich die Priester brüsten, keinen Grund hat, daß die Lehre, welche sie predigen, falsch und schlecht, daß ihre Moral gefälscht und verderblich ist. Hören wir darum auf, das taghelle Licht zu läugnen; hören wir auf, von unserem Respekt für eine Religion zu reden, an welche man nur glauben kann, wenn man seine Grundsätze verdammt; lassen wir ab von dem Respekt für eine Kirche, deren Mitglied man nur bleiben kann unter der Bedingung, daß man die Freiheit verläugnet und bekämpft."

Vollblut-Liberale mit solcher Gesinnung wollen natürlich von irgend einer Freiheit der Kirche nichts wissen. Die antikatholische Leidenschaft ist ihrer Natur nach intolerant und denkt nur an Unterdrückung. Hiezu hat auch sie einen Gott, das ist der Staat; von diesem verlangt sie, daß er ihre Gegner kneble. „Wenn, wie wir fürchten", sagt dasselbe Blatt, „die Erfahrung ausweist, daß die Abdankung des Staates in geistlichen Dingen nothwendig zur absolutesten Theokratie in einem katholischen Volke führt, dann werden wir vielleicht in dem Uebermaß des Uebels Kraft finden, um

aus der Suprematie des Staates etwas Anderes als ein bloß platonisches Princip zu machen." Sechs Monate später rief dasselbe Blatt, erfreut über die Feindseligkeit, welche sich in einigen Provinzialräthen gegen das Cultusbudget gezeigt hatte, aus: „Die Ideen der Liberalen über die Pflichten des Staates gegen die Culten werden präciser und entfernen sich zugleich immer mehr von dem constitutionellen System." Und um seiner Unverfrorenheit die Krone aufzusetzen, fügte es bei: „Gleichwie die Revolutionären von 1792 ihre Liebe für die Monarchie betheuerten, ebenso betheuern unsere Liberalen ihre Ehrfurcht für die katholische Religion."

Daran erkennt man hinlänglich, welchen Werth wir dieser Ehrfurcht beizulegen haben; sie führt geradeso zur Vernichtung der Religion, wie 1792 zum Ruin der Monarchie führte. Hieraus kann man auch ermessen, welches Geschick der Constitution vorbehalten ist: „Es ist nöthig", sagt „la Flandre", indem sie von den Klöstern spricht, „daß die öffentlichen Gewalten sich zu Exekutoren des Todesurtheiles erklären, welches der Wahlkörper gegen sie aussprechen muß." Und Laurent, das Haupt der Sturmleute, schreibt: „Wenn man den Unterricht für obligatorisch erklärt, wird man dann den Eltern gestatten, ihre Kinder zu den Brüdern oder zu den Schwestern zu schicken? Das wäre ein fiktiver obligatorischer Unterricht." Fast alle Organe der liberalen Partei sind derselben Ansicht; die Handlungen derjenigen Liberalen welche auf der Bresche stehen, sind ebenso gegen die Constitution inspirirt. „Opinion" schrieb am 24. Juli 1877: „Viele Liberale, welche jahrelang auf rein politischem Gebiete geblieben waren, und von einer Berührung der religiösen Fragen nichts wissen wollten, sind dahin gekommen, dem Priester den Krieg zu erklären und offen mit dem Dogma zu brechen." L'Avenir des Flandres gab am 4. Januar 1877 einige Wünsche zum Besten, welche es wohl verdienen der Nachwelt erhalten zu werden; es sind das: „die Schließung der Kirchen, weil sie unnütz, schädlich, eine Stätte des Betrugs

und moralischer und physischer Verthierung sind"; „ihre Umwandlung in rationalistische Schulen, welche nur solche Dinge lehren, die der Vernunft angemessen sind"; „für alle liberalen Bürger aber die Energie und die Logik ihrer Ueberzeugungen, welche in dem feierlich traurigen Augenblicke des Hingangs der Auferstehung Stand hält." Zu diesem Cynismus wollen wir nur noch anführen, wie das Weltblatt L'Indépendance die Freiheit des Beichtstuhls auffaßt: „Wenn es wahr ist", meint sie, „daß der Priester ungestraft im Beichtstuhl mit Hülfe geistiger Waffen einen Druck auf das Gewissen und den Willen des Büßers in den Dingen ausüben kann, welche weltlicher und politischer Natur sind, so ist gewiß, daß der Klerus dann absoluter Herr im Staate ist; er ist Herr in der Gesetzgebung, Herr in den Urtheilen der Justiz, Herr über die Ausführung der Gesetze; und da man unmöglich zugeben kann, daß die Gesellschaft sich durch die Kirche annihiliren lasse, so ist die Frage fataler Weise dahin zu formuliren, daß es sich um die Herrschaft oder das Aufgeben des Beichtstuhles handelt." Von den Klöstern sprechend, bemerkte das „Journal de Gand": „in der Luft vernimmt man ein Sturmgesäusel, und die Leute der todten Hand sind nicht sehr erbaut."

Mit der Polemik der Presse geht die Praxis der Liberalen Hand in Hand. Bald veranstalten sie Umzüge, um die Kirche gehässig zu machen, wie die Fastnachtsaufzüge in den großen Städten, wie die Feier der Pacifikation von Gent, von welcher der Times-Correspondent sagte, daß „sie mit einem starken Sauerteig sektirerischer und politischer Bitterkeit übersättigt war." Bald brüllen sie den injuriösen Schlachtgesang der Geusen des 16. Jahrhunderts ab. In Versammlungen und Vereinssitzungen werden die Redner beklatscht, welche der Constitution und der Kirche den Krieg machen. In Antwerpen hat die Clique eine Spionage organisirt, um aus den Predigten der katholischen Geistlichen „die subversiven Lehren, welche sie verkünden, und die Albernheiten, welche sie

vortragen", dem Pöbel signalisiren zu können. In Mons und an andern Orten vertreiben sie die Schwestern aus den Verwahrschulen, welche von ihnen seit 25 Jahren mit großer Anerkennung geleitet wurden. Besonders aber ist es abgesehen auf den Krieg gegen die katholischen Schulen. „Die katholische Erziehung" — sagt „la Flandre" — „mit ihren strengen Vorstellungen, ihren demüthigenden Strafen, ihren lächerlichen Schreckmitteln und ihrem ewigen Druck erstickt oder entnervt die bestangelegten Naturen." Kein Liberaler soll sich herausnehmen, anders zu denken: „Die welche ihre Kinder in katholische Schulen schicken, sind Verräther, Verräther an der liberalen Partei, am Vaterland; man muß mit dem Finger auf sie hinweisen, und sie weit von sich stoßen, da sie die Complicen unserer Feinde sind." „Der wahre Liberale vertraut sein Geld und seine Kinder nicht dem Klerus an; der Liberale, welcher anders handelt, verdient diesen Namen nicht; er muß von der Partei ausgeschlossen, er muß öffentlich desavouirt werden." Der „liberale Schulpfennig" ist der Hauptverein Belgiens zur Einführung atheistischer Schulen; der Präsident desselben verkündete am 18. März 1877, in Charleroi werde bald eine neue Töchterschule eröffnet werden; dabei bemerkte er: „dann haben die dortigen Liberalen keinen Vorwand mehr, ihre Töchter dem ultramontanen Minotaurus zu überantworten, und wir können die als Verräther an ihrer Partei brandmarken, welche so feige sind, ihre Töchter dahin zu schicken, wo die gefährlichsten Feinde unseres Vaterlandes Unterricht geben." Hunderte von Thatsachen und Zeugen belehren uns klar über die Fortschritte, welche die Entwicklung des Liberalismus in Belgien gemacht hat. Der jetzige Liberalismus birgt aber noch eine größere Gefahr in sich; er gibt immer mehr der revolutionären Versuchung nach, den Rechtsboden zu verlassen, um sich durch Volksemeuten der Gewalt zu bemächtigen. Es ist schon lange her, daß das „Journal de Liège" den Katholiken sagte: „ihr werdet entweder auf gesetzlichem Wege besiegt oder durch die Revolution

niedergehauen werden.“ Man kann nun freilich nicht die ganze Partei für die Einfälle eines Journalisten verantwortlich machen, wenn die Handlungen an dieser Partei zeigen, daß sie anders denke. Das ist aber bezüglich der Maxime des Lütticher Blattes nicht der Fall. Wort und That reden hier in gleicher Weise. Im Jahre 1857 haben die Straßenaufläufe ein Gesetz vereitelt, zu welchem die Kammermajorität bereits ihre Zustimmung gegeben hatte; es handelt sich nicht um die Frage, ob das Gesetz gut oder schlecht war. Es wollte bezüglich der Klöster bestimmen, was seit 1830 von allen Regierungen, liberalen wie katholischen, befolgt und im Jahre 1859 vom Cassationshofe als legal anerkannt ward. In constitutionellen wie anderen Ländern können seitens der Regierungen wie der Kammern bedauernswerthe Maßregeln ergriffen werden; wenn das die Intervention der Straße rechtfertigte, dann würde man die immerwährende Revolution haben. In solchen Fällen müßte die liberale Partei von der Vertretung an die Wahlkörper appelliren; statt dessen nimmt sie bei uns die Hülfe der Emeute an. Das katholische Ministerium fiel so im J. 1857.

Im Jahre 1871 rief Bara beim Beginne seiner Interpellation über die Ernennung M. Dedeker's zum Gouverneur von Limburg aus: „Ich bekümmere mich wenig um die Consequenzen meiner Rede; denn die Regierung hat mich gezwungen, diese Debatte zu eröffnen.“ Die Consequenzen zeigten sich noch denselben Tag beim Schluß der Sitzung, um die folgenden Tage fortzudauern. Die Entschuldigung Bara's, das Ministerium habe ihn gezwungen, die Interpellation zu stellen, ist ohne Werth; unter einem parlamentarischen Regimente ist die Opposition in ihrem Rechte, die Akte der Regierung anzugreifen und an das Land zu appelliren, ob es sie billigt oder nicht. Nur das ist ihre Aufgabe und ihr Recht. Nun kann aber kein Mensch läugnen, daß man im Jahre 1871 das Kabinet mittelst der Straßenaufläufe stürzen wollte; dieser Zweck hatte denn auch vollen Erfolg.

Gelegentlich der Reform des Wahlgesetzes im J. 1871 wollte die liberale Partei den dritten Versuch machen, sich mittelst der Straßenaufläufe der Gewalt zu bemächtigen. Als Malou das Gesetz ankündigte, fand sie es verwerflich. „Was wird das für ein Vorschlag seyn"? rief ein Redner in Lüttich aus. „Ich weiß es nicht, ich habe aber allen Grund zu der Annahme, es sei nur eine Lockspeise. Setzen wir Mißtrauen in alle Geschenke unserer Gegner. Ich verweise euch auf den Tag des Erscheinens des Projekts." Am 16. Januar 1877 ward dieses vorgelegt. Sofort erhoben sich aus allen Schattirungen der liberalen Partei Recriminationen sonder Zahl; „ein Staatsstreich sei im Werke", hieß es allenthalben in den großen Städten. Zwei Bestimmungen mußten den Vorwand abgeben zu den leidenschaftlichsten Auslassungen. Die Eine autorisirte den Wähler, obwohl dem Wahlbureau vorgeschrieben war, ihm beim Eintritt in den Abstimmungssaal einen officiellen Zettel zu geben, auf welchem der Candidat verzeichnet werden konnte, in die Urne einen Parteizettel zu legen. „Der ländliche Wähler", so rief man da, „muß dann schlechterdings diesen Parteizettel abgeben, da man ihm beim Austritt aus dem Wahllokal das officielle Billet abverlangen wird, welches dem Pfarrer zur Controle dient." Nun wäre aber der Wähler absolut frei gewesen, sich zugleich ein liberales Billet geben zu lassen. Der zweite Vorwurf war der, daß man von nun an zur Ausübung des Wahlrechts eine längere Besitzdauer der Qualifikation forderte und daß diese Bestimmung auf die Wahlen von 1878 bereits Anwendung finden sollte. Ehe die Linke noch von einem Staatsstreich sprach, hatte die Rechte schon beschlossen, diese Bestimmung fallen zu lassen. Im Jahre 1843 hatte man dieselbe Bestimmung getroffen, und nach dem Votum beider Parteien sollten sie schon Geltung haben für die Wahlen, welche nach drei Monaten stattfanden. Dieses Präcedens war der Grund, warum Malou 1877 analoge Vorschläge machte. Das war der ganze „Staatsstreich".

Das Gesetz sollte aber nun einmal auf den Betrug berechnet seyn, so wollte es die Parteitaktik. „Précurseur“ schrieb darüber: „Der Malou von 1857, mit einer Wahlreform in der Hand, ist soeben wieder aufgestanden; er will 1877 durchsetzen, was ihm 1857 nicht gelang: die Verschlung der Nation durch die Theokratie. Ein freies und stolzes Volk, welches auf seine Rechte und Freiheiten eifersüchtig ist, wird ihm zu antworten wissen.“ Die „Flandre“ sagte: Malou habe die gute Reserve aufgegeben durch einen Akt, welcher eine wahre Herausforderung an die öffentliche Meinung sei und im Lande den heftigsten Widerstand finden werde. „Das Gesetz über die Klöster von 1857 war eine gemäßigte Maßregel gegenüber dieser soeben vorgeschlagenen Reform. Die Ernennung von Dedeker war ein legaler Akt gegenüber diesem unehrlichen Gesetze, welches eben den Kammern vorgelegt worden ist. Wer Wind säet, erntet den Sturm.“ In den Volksversammlungen hallten die Wände von denselben Deklamationen wieder; in Gent sprach ein früherer Senator: „Ich halte dafür, daß die Zeit des Redens vorüber ist, die Lage ist der Art, daß die Thaten reden müssen. Und daß man es wohl wisse, wir sind entschlossen unserm Schwur mit allen Mitteln treu zu bleiben.“ Ein Journalist bemerkte: „Es gibt Umstände, in welchen man der Nation von dem Respekt für Gesetzlichkeit gut reden kann; sie antwortet, es ist nichts Gesetzliches in der Confiskation eines Rechtes und weder Kammer noch Minister werden Stand halten, wenn es sich um einen ähnlichen Mißbrauch der Gewalt handelt.“ Da konnte man an die baldige Verwirklichung des Wortes von Delvaux glauben, welcher kurz vorher die Lage dahin gekennzeichnet hatte: „So wird Belgien an den Abgrund gebracht, es wird auf immer in zwei feindliche Lager gespalten; seine Nationalität wird zerstört, seine Liebe zur Freiheit erstickt und das Ende bringen die Schüsse auf der Straße.“

Der Vorwand zur Agitation war gefunden; die Sache

an sich bot keinen Anlaß; das Ministerium sollte um jeden Preis fallen. Malou gab plötzlich die beiden angegriffenen Bestimmungen „auf höhern Befehl“ auf. Zwei Strömungen machten sich nun in der liberalen Partei geltend. Die gemäßigte Partei begriff wohl, daß die Agitation mit dem Verschwinden der Klagepunkte aufhören mußte; die fortschrittliche ließ ihrem Unmuth freie Zügel, und suchte aus der Lage den Vortheil zu ziehen, auf welchen sie fest gehofft hatte. In Antwerpen rief ein Redner aus: „das Ministerium will schon Concessionen machen; wir wollen aber keine.“ Der Redakteur der „Revue de Belgique“ blieb bei dem Satze stehen, „die vermeintlichen Concessionen Malou's sind die colossalsten Mystifikationen, von denen die Geschichte berichtet; das Gesetz bleibt nichtsdestoweniger in seinem zweiten Theile ein reaktionäres Gesetz, ein Ausnahmegesetz, ein für die Wahlkörper der Industrie- und Handelsstädte, welche decimirt werden sollen, injuriöses Gesetz“. Doch trugen bald die Klugberechnenden den Sieg über die davon, welche gewaltsam vorgehen wollten; man wendete ihnen wahrscheinlich ein, die Katholiken würden auch unter sofort eingesetzter liberaler Regierung bei einer Auflösung der Kammer siegen; es sei darum klüger, das modificirte Gesetz anzunehmen.

Das Thema über die Herrschaft des Klerus ward aber sofort wieder aufgenommen, um auf die Zukunft vorzubereiten. „La Flandre“ schrieb: „Unter allen constitutionellen Formen erblicken wir heute nur Eine Thatsache, die Unterwürfigkeit der Nation unter den Klerus. Unsere Minister regieren durch die Priester, für diese; die Kammern, von ihnen ernannt, gehorchen ihren Befehlen und in allen katholischen Gemeinden des Landes verfechten die Gemeindeverwaltungen nur Ein Recht, die Befehle der kirchlichen Autorität zu respektiren. Das ist ein unerträglicher Zustand, welcher geändert werden muß und der entweder auf gesetzlichem Wege oder mit Gewalt geändert werden wird.“ Um wieder an *die Regierung* zu kommen, ist demnach den Liberalen die

Emeute ein berechtigtes Mittel. Am 14. Mai schrieb dasselbe Blatt: „Belgien, weit entfernt, wie die uns umgebenden Nationen voranzukommen, weicht beständig auf dem Wege der politischen Entwicklung zurück; es duldet augenblicklich die Partei, welche seine Hinneigungen zum Fortschritt paralysirt; aber es wird sicher wieder erwachen, und zwar unter dem Knallen der Flintenschüsse, unter den Donnern der Emeute, welche es aus seinem Schlafe aufwecken werden.“ Kein liberales Blatt hat diesem Cynismus widersprochen.

Was die Deputirten der Linken selbst thun wollten, darüber liegt nichts Authentisches vor. Doch gab es wieder neuen Lärm. Im Mai war die Linke noch bereit, das amendirte Wahlgesetz anzunehmen. Der Deputirte Olin sagte: „Ich erkenne aufrichtig an, daß die Vorschläge, welche gemacht sind, das Wahlgeheimniß zu sichern scheinen, und darum glaube ich, daß der Entwurf auf allen Bänken der Kammer allgemeine Billigung finden wird.“ Die Tragweite des Gesetzes war bekannt; Bara sagte am 15. Mai: „Ihr wollt nicht — das ist in dem Bericht der Centralsektion enthalten — daß man den Priester bestrafe, welcher im Beichtstuhle einem Wähler sagt, du mußt bei Strafe der Verdammung für die Katholiken stimmen“; er fügte dann sofort bei: „wir nehmen dieses Gesetz als ein Heilmittel an, obwohl es gar nicht genügt für ein Uebel, welches alle Welt kennt.“ Aber da kommt plötzlich die Linke mit der Forderung, auch der Druck, welcher im Beichtstuhle ausgeübt würde, um die Offenbarung der Abstimmung zu erwirken, sei strafbar. Das Amendement fiel; Frère nannte daraufhin das Gesetz ein schimpfliches (honteuse), die Linke stimmte dagegen. Sofort erhob die Presse wieder den Ruf nach Emeute. Der liberale Verein Antwerpens forderte alle Vereine des Landes auf, zusammenzukommen „zu dem Zwecke, dem Könige die Bitte vorzutragen, dahin, daß die aggressive Politik der klerikalen Partei das Land beunruhige und aufrege; daß ihre anti-constitutionellen Prätensionen eine permanente Gefahr

für den öffentlichen Frieden seien, und daß Belgien, über sein Geschick sicher, darnach strebe, das Ende der Abenteuer zu sehen, welche man gegen seine Ruhe und sein Glück heraufbeschwöre." „Précurseur", ein ausgesprochenes Parteiblatt, bemerkte dabei: „Man will das Ende der Ungewißheiten, welche das Vertrauen in die Zukunft unseres Landes vernichten. Man regt sich auf bei dem Gedanken, daß die befreundeten Völker, welche unsere nationale Existenz garantiren, Belgien in Verdacht haben könnten, als stehe es mit dem Ultramontanismus, diesem Feinde des europäischen Friedens, im Bunde." Nichts fehlte also im liberalen Plane: der Appell an's Ausland figurirte neben der Erregung zu innern Volksaufständen. „La Flandre" sagte zur selben Zeit: „Die Reform ist unabweislich. Reform oder Revolution, das ist das Dilemma, vor welchem das Land steht. Wir weigern uns zu glauben, daß die Katholiken, indem sie die Reform unmöglich machen, aus der Revolution eine Nothwendigkeit machen wollen." Es kam eine Transaktion zu Stande; der ganze Paragraph mit den Strafbestimmungen für die, welche einen Druck auf die Offenbarung des Wahlgeheimnisses ausüben, ward zurückgezogen; ein Theil der Linken stimmte nun für das Gesetz.

Immerhin aber bleibt die aufrührerische Haltung des Liberalismus für das Land und die öffentliche Sicherheit eine bedauerliche Thatsache und eine beständige Drohung. Auch anderswo hat man von oben und von unten an gewaltsame Mittel appellirt, aber selten hat man es erlebt, daß eine Partei die Gewaltsamkeit zum System erhob, daß sie erklärte, sich solcher Mittel bedienen zu wollen, als der einzigen, wodurch die Oberhand wieder zu gewinnen wäre.

Mag dem seyn, wie immer, der Liberalismus will bei uns Hand an die Kirche und die Constitution legen; er will die Freiheit des kirchlichen Amtes in Fesseln legen, sich in die Verwaltung der Sakramente einmischen, den Priester von der Erfüllung seiner Pflichten durch Androhung zeitlicher Strafen abhalten — kurz er will die Kirche vernichten. Bei

uns ist die liberale Partei auf der abschüssigen Bahn, welche zur Verfolgung führt; fängt man damit einmal an, dann gibt es keinen Stillstand mehr. Um zur Unterdrückung der Kirche zu kommen, müßte die Constitution fallen; davor schreckt man nicht zurück. Die Revision ist in Folge der in der Constitution selbst angebrachten Cautelen sehr schwer; wenn man aber immer von Revolution spricht, wie es bei uns die liberale Partei thut, was wird dann aus den gesetzlichen Garantien? In Folge der Umtriebe der Liberalen befinden sich die Geschicke des Landes in einer bedauerlichen, ernsten und entscheidungsvollen Krisis.

Brüssel im Januar 1878.

XXVI.

Die Schule von Großkarlbach in der Pfalz.

Eine bayerische Landtags-Frage.

Von einem Juristen.

I.

Ein ganz hervorragendes Interesse unter den Verhandlungen des gegenwärtig versammelten bayerischen Landtages muß ohne Zweifel jene über die Petition der pfälzischen Katholiken zu Großkarlbach in Anspruch nehmen, bezüglich welcher nunmehr die stenographischen Berichte vollständig vorliegen, so daß jeder aufmerksame Leser desselben sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden im Stande ist. Praktischen Erfolg wird zwar die lange, mit großer (theilweise massiver) Energie und bedeutendem Aufwand an dialektischer Kunstfertigkeit geführte Debatte schwerlich äußern; allein sie drehte

sich durchaus um eine der brennendsten Fragen der Gegenwart, deren Lösung ebenso dringend als schwierig herbeizuführen ist.

In einer Zeit wie die unsrige, wo Staat und Kirche mehr und mehr feindlich einander gegenüberstehen, werden leider manche Fragen über deren gegenseitige Wechselbeziehung zu brennenden, welche man bisher in weiser Selbstbeherrschung zu umgehen Mittel gefunden hatte. Bei schonungsloser Ausbeutung gewisser Theorien spitzen sich nothwendig die Gegensätze in solcher Weise zu, daß ein gedeihliches Zusammenwirken von Kräften, welche eigentlich die gleichen Ziele verfolgen sollten, undenkbar wird. Daß sich dabei derjenige Theil, welchem die materielle Gewalt zur Seite steht, äußerlich in einer günstigeren Lage befindet, liegt in der Natur der Sache, beweist aber begreiflicherweise für dessen besseres Recht lediglich gar nichts.

Auf dem gesammten Gebiete, wo die äußerliche Thätigkeit der geistlichen und weltlichen Gewalten sich berühren, wird sich nun aber kaum ein Gegenstand darbieten, dessen rechtliche Behandlung nach abstrakten Grundsätzen größeren Schwierigkeiten begegnete, als gerade der öffentliche Unterricht der Jugend. Wohl gibt es auch andere Fragen — beispielsweise die Verhältnisse der Ehe, die Besetzung geistlicher Aemter u. dgl. — wo empfindliche Collisionen kaum zu vermeiden sind, sobald das gegenseitige Wohlwollen schwindet. Allein der eine große Unterschied besteht doch immer, daß es sich hier um Rechte und Pflichten selbstständiger unabhängiger Individualitäten handelt, während die Unterrichtsfrage gerade die Heranbildung des noch mehr oder minder urtheils- und willensunfähigen Theiles der Bevölkerung betrifft. Ebendeßwegen ist es aber ganz undenkbar, daß irgend eine von ernstlichen religiösen Ueberzeugungen durchdrungene Kirchengesellschaft die Verpflichtung mißkennen könne, hier auf möglichst umfassende Art ihre Wirksamkeit geltend zu machen. Es wird dieß ganz gleichmäßig von jedem, insbesondere von

jedem christlichen Religionsbekenntniß gelten; wir wollen uns jedoch hier vorzugsweise auf die Berücksichtigung der katholischen Kirche beschränken, sowohl dem gewählten Ausgangspunkte entsprechend, als auch um ein engeres und schärfer begrenztes Feld der Erörterung zu gewinnen.

Neben der katholischen Kirche, welche nach dem gesammten Zweck ihrer Gründung den Anspruch erhebt und erheben muß, alle ihr Zugehörigen schon von Kindheit an in einer Weise zu lenken und auszubilden, welche sie zur Erfüllung ihrer eigentlichen höheren Bestimmung geeignet macht, begegnet uns nun aber sofort der Staat, welcher — jedenfalls in seiner heutigen Gestaltung — an dem Unterricht und der Erziehung der Jugend gleichfalls ein sehr wesentliches Interesse hat. Es wäre eine offenbare Unbilligkeit abläugnen zu wollen, daß dem Staate, als Vertreter der Gesammtheit in Bezug auf ihre zeitliche Wohlfahrt, daran gelegen seyn müsse, seine Angehörigen in den für ihren Lebensberuf nothwendigen Kenntnissen unterrichtet und auch in solchen moralischen Grundsätzen ausgebildet zu sehen, welche überhaupt ein geordnetes Zusammenleben der Menschen ermöglichen. Dazu kömmt dann noch der Umstand, daß die weltliche Regierung, wenigstens nach unseren heutigen Verhältnissen, allein im Stande ist, den für die gesammten Unterrichts-Anstalten eines Landes benöthigten Aufwand zu bestreiten. Wir wollen übrigens auf diesen, sonst vielfach mit besonderem Nachdruck geltend gemachten Umstand keinerlei entscheidendes Gewicht legen, weil wir durchaus nicht dem Grundsatze huldigen, als berechtigte die Thatsache, daß gewisse Anstalten aus Staatsmitteln unterhalten werden, an sich schon die jeweiligen Machthaber zur unbedingten Verfügung über dieselben nach ihren zufälligen individuellen Ansichten. Vielmehr scheinen sie uns als bloße Verwalter öffentlicher Gelder schlechterdings verpflichtet, dieselben gemäß den begründeten Ansprüchen der zunächst Betheiligten zu verwenden.

Was wäre nun aber wohl der ideale Zustand auf einem

Gebiet, wo Kirche und Staat nothwendig zusammenwirken sollen und müssen? Offenbar derjenige, wo zwischen Beiden in Bezug auf Zwecke und Mittel ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit vollkommene Harmonie bestünde. An sich betrachtet erscheint ein solcher Zustand nicht nur nicht undenkbar, es ist im Gegentheil wunderlich, daß dessen Herbeiführung auch nur ernstlichen Schwierigkeiten begegnen solle, wenn man bedenkt, daß die moralische Lehre der katholischen Kirche sicherlich nichts enthält noch enthalten kann, was dem gedeihlichen Zusammenleben der Bevölkerung eines Landes hinderlich wäre. Von dieser Ueberzeugung ausgehend hat denn auch in früheren Jahrhunderten der Staat — soviel dazumal von einem solchen nach heutigen Begriffen überhaupt die Rede seyn konnte — das gesammte Unterrichtswesen so ziemlich ausschließlich der Kirche überlassen, in deren Händen dasselbe zu jener Zeit ohnehin allein gedeihliche Pflege finden konnte. Den ersten Riß in dieses Verhältniß brachte die Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts, mit welcher der Beginn einer aus verschiedenen Gründen immer straffer werdenden Centralisation der landesherrlichen Gewalt in der Hand der Fürsten so ziemlich zusammentraf. Freilich bekümmerten sich diese um eine selbstständige Organisation des öffentlichen Unterrichtes zunächst nur wenig und es ergab sich in dieser Beziehung keine weitere Aenderung, als daß derselbe vielfach unter die Leitung einer von der römisch-katholischen Kirche getrennten, ihr feindlich gegenüberstehenden Geistlichkeit gelangte. Erst als in Folge jener Reaktion, welche plötzlich und grell in der französischen Revolution hervortrat, der moderne Begriff des von der Person des Landesherrn getrennten Staates sich ausbildete, welcher auch sofort als omnipotent und religionslos auftrat, war der eigentliche Grund zu den heute noch nicht ausgetragenen Streitfragen gelegt. Zwar haben die Hauptgrundsätze jener ersten europäischen Revolution noch allerlei Wandlungen durchgemacht und scheinbare Niederlagen erlitten; allein in ihrer Wesen-

heit behaupteten sie sich bis auf den heutigen Tag. Die äußeren Formen der Ausübung der Staatsgewalt haben sich in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten mannigfaltig gestaltet, allein die selbstgenügsame Allmacht des Staates als solchen gilt noch jetzt als Axiom; deßgleichen seine völlige Mißachtung jedes rechtlich und geschichtlich noch so wohl begründeten Anspruches der Kirchengesellschaften, wenn man gleich für gut befand, dieselbe zu Zeiten hinter der Maske der Toleranz verschwinden zu lassen. Wer hierüber etwa noch im Zweifel seyn könnte, den wird ein Blick auf dasjenige was täglich in unserer nächsten Nähe innerhalb des neuen deutschen Reiches geschieht, sofort eines Besseren belehren.

Natürlich konnte eine Staatsgewalt, welche sich für allmächtig und auch allein berechtigt hielt, einerseits die leibliche und geistige Wohlfahrt der Bürger in ihrem Sinne zu fördern, andererseits aber auch über alle materiellen wie intellektuellen Kräfte derselben ausschließlich zu verfügen, auf dem so wichtigen Gebiete des öffentlichen Unterrichts nicht unthätig bleiben. Wie es schon früher manche unumschränkt regierende Fürsten gethan hatten, säumten die constitutionellen Regierungen der neueren Zeit nicht, das gesammte Unterrichtswesen als einen Gegenstand der höheren Staatspolizei für sich in Anspruch zu nehmen. Im Besitze der Gewalt und über alle öffentlichen Einkünfte verfügend, war es ihnen natürlich ein Leichtes, den ganzen kostbaren Apparat, welchen die verschiedenen Unterrichtsanstalten eines Landes erfordern, herzustellen beziehungsweise zu vervollständigen, während gleichzeitig die katholische Kirche durch den zu Anfang des Jahrhunderts erlittenen Raub der meisten dazu verwendbaren Hülfsmittel entkleidet war. Damit ließ sich ja auch die vielgebrauchte Behauptung wenigstens scheinbar rechtfertigen, daß nachdem die Unterrichts-Anstalten aus öffentlichen Mitteln erhalten würden, auch die Regierungsgewalt *allein über dieselben zu bestimmen* habe.

Schon nach dem Begriff seiner behaupteten Allma konnte der moderne Staat auf einem Feld der Thätigk welches er einmal zu bebauen für gut fand, nicht wohl ei gleichberechtigte Gewalt neben sich anerkennen. Zudem ha er sich ja längst als paritätisch und tolerant angekündigt u glitt, der Zeitströmung folgend, mehr und mehr einer völlig Religionslosigkeit entgegen. So mußten ihm denn die A sprüche, welche jede in sich geschlossene Religionsgesellscha und vor Allem die katholische Kirche in Bezug auf d Jugenderziehung zu erheben nicht umhin konnte, äußerst läst fallen. Gleichwohl waren dieselben nicht so leicht zu b seitigen, theils mit Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklun vieler Jahrhunderte, theils auch deßhalb, weil eine glücklicher weise immerhin noch beträchtliche Anzahl glaubenstreuer k tholischer Staatsbürger die Erziehung ihrer Kinder nach ihr eigenen religiösen Ueberzeugung als ein unveräußerliches Rec nachdrücklich in Anspruch nahm. Es blieb also nichts übrig, a vorläufig zu laviren, je nach Umständen einen Schritt vo wärts und auch wieder rückwärts zu gehen, strenge oder nach Bedarf begütigende Worte zu gebrauchen. In dies schwankenden Zustande, bei dem freilich das Zünglein Wage im Augenblick bedenklich nach einer Seite zu nei scheint, befinden wir uns denn zur Zeit namentlich auch Bayern.

Frägt man nach dem Grunde der bisherigen historisch Erörterung, so liegt derselbe darin, daß heutzutage jede Fra bei der das wechselseitige Verhältniß von Kirche und St zur Sprache kömmt, ganz natürlich und von selbst auf tiefsten Grundlagen dieses Verhältnisses zurückführt. D Vertreter der Staatsgewalt, innerhalb wie außerhalb eigentlichen regierenden Kreise, pflegen ja stets als let und nach ihrer Ansicht unbestreitbares Argument den S zu gebrauchen, daß der Staat in Bezug auf jede äußerl Thätigkeit innerhalb seiner Grenzen allein berechtigt sei, a keinen irgendwie begründeten Widerspruch dulden Vor

Daher die Theorie von der absoluten Verbindlichkeit jeder auf formell verfassungsmäßige Art ergangenen Verfügung, auf welcher unser vielbesprochener „Culturkampf“ beruht. Mit Anerkennung dieses Grundsatzes wäre aber offenbar jede Erörterung über den rechtlichen und sittlichen Werth von Anordnungen der weltlichen Gewalt abgeschnitten, und es könnte sich in jedem einzelnen Fall höchstens um eine technisch-juristische Untersuchung darüber handeln, ob auf denselben das bestehende Gesetz seine richtige Anwendung gefunden habe.

Welches unsere eigene Ansicht über die Theorie der sogenannten Staatsomnipotenz sei, dürfte wohl schon aus dem Vorhergehenden genügend hervorgehen: wir halten sie, kurz gesagt, für ein r e i n e s H i r n g e s p i n n s t, welches im direkten Gegensatze zu der historischen Entwicklung aller christlichen europäischen Staaten erst in verhältnißmäßig neuer Zeit theoretisch ersonnen wurde, um hieraus Folgerungen abzuleiten, wie sie den jeweiligen Machthabern genehm waren. Daß es den Fürsten, deren Rechtsnachfolger unsere gegenwärtigen christlicher gestalteten Landesregierungen wurden, im Laufe der Zeit gelang, sehr mannigfache Rechte, welche früher dem Einzelnen oder gewissen Körperschaften zustanden, centralisirend an sich zu ziehen, beweist doch offenbar noch lange nicht, daß in dieser Beziehung gar keine Grenze bestehen solle; ebensowenig läßt sich aus dem Umstande, daß ein materieller Widerstand gegen Anordnungen der Staatsgewalt heutzutage für gewöhnlich nicht denkbar ist, der Schluß ziehen, daß dadurch diese Anordnungen stets gerechtfertigt seien. Das sogenannte Axiom der absoluten Souveränität — sei es der Person des Regenten, sei es des Staates als solchen — ist und bleibt eine Erfindung, welche den Köpfen absolutistischer Staatsmänner entsprang und von manchen Theoretikern nachträglich verfochten wurde, gleichwohl aber, sammt den aus ihr gezogenen Consequenzen, d u r c h a u s z u r ü c k g e w i e s e n w e r d e n m u ß. *Außerdem ist jede staatskirchenrechtliche Diskussion natürlich von vornherein* unmöglich gemacht.

Ohne Zweifel wird unserer bisherigen Erörterung mit einer doppelten Einwendung begegnet werden.

Für's Erste wird man behaupten, es könne ja wenigstens in einem constitutionellen Staate von willkürlicher Ausübung der Regierungsrechte nicht die Rede seyn, da dieselbe der Mitwirkung und Controle selbstgewählter Vertreter unterliege. Darauf kömmt zu erwidern, daß dieser Umstand von dem hier eingenommenen Standpunkte aus ohne allen Belang erscheint. Zu untersuchen, ob, in wie weit und in welchen Beziehungen eine constitutionelle Verfassung den Einzelnen Schutz gegen Uebergriffe der vollziehenden Gewalt biete, ist hier nicht der Ort. Wo es sich um die Frage von der Begrenzung der Staatsgewalt als solchen handelt, kann sie auch nur als ein Ganzes aufgefaßt werden und es kömmt auf die verfassungsmäßige Vertheilung der Befugnisse in ihrem Innern keineswegs an. Sind ihr bestimmte rechtliche und sittliche Grenzen gesetzt, wenn sie ungetheilt in den Händen eines absoluten Regenten liegt, so müssen diese Grenzen gerade so gut dort bestehen, wo sie durch die vielbelobten drei constitutionellen Faktoren ausgeübt wird.

Aber — wird man weiter einwenden — wenn die Staatsgewalt innerhalb ihres Gebietes nicht unbeschränkt ist, wer soll denn eigentlich ihre Grenzen stecken? kann wohl nach heutigen Begriffen den Einzelnen oder auch einer Mehrzahl von ihnen das Recht zugestanden werden dieses selbst zu thun? läßt sich ihnen vollends die Befugniß einräumen, einer angenommenen Ueberschreitung dieser Grenzen Widerstand zu leisten? — Das Gewicht dieser Einwürfe ist unverkennbar, und da wir bei aller Abneigung gegen den Staats-Absolutismus nicht im mindesten gesonnen sind, etwa die permanente Revolution zu predigen, so stehen wir keinen Augenblick an unsere Antwort dahin zu geben: die fraglichen Grenzen vermag allerdings im Gebiete der Außenwelt nur der Staat selbst sich zu bestimmen, den Maßstab dafür hat er aber in gewissenhafter Achtung des geschichtlich entwickelten Rechtes (in der höchsten

Bedeutung dieses Wortes) zu finden. Thut er das nicht, so verletzen eben seine Anordnungen die wahre Gerechtigkeit, mögen sie formell in noch so tadelloser Weise zu Stande gekommen seyn; denn es ist an sich wohl erklärlich und durch die Geschichte sattsam erwiesen, daß parlamentarische Versammlungen gerade so wenig als unumschränkte Fürsten vor den gröbsten Mißgriffen sicher sind. Das geschichtlich entwickelte Recht aber, aus welchem der Staat das Maß seiner eigenen Machtbegrenzung zu schöpfen hat, ist eine gegebene Thatsache und läßt sich keineswegs aus willkürlich ersonnenen Theorien hervorspinnen. Abgesehen von den völkerrechtlichen Verhältnissen ist übrigens ohnehin nur ein Fall denkbar, wo der Staat als Ganzes einem gleichfalls selbstständigen Ganzen gegenübertritt, und dieser ergibt sich eben in seinen Beziehungen zur Kirche, insbesondere der katholischen Kirche. Wie der einzelne Mensch aus Leib und Seele besteht, so scheidet sich auch die Gesammtheit alles desjenigen was eine Mehrheit von Menschen betrifft, von selbst in zwei getrennte Gebiete: das der weltlichen und das der höheren, seelischen, religiösen Interessen. Nun steht aber dem Staat auf letzterem Gebiete nicht etwa ein Vacuum gegenüber, sondern ein wohlgegliedertes Ganze von Glaubens- und sittlichen Ueberzeugungen, ungleich fester eingewurzelt, als jede beliebige Staats-Idee, und auf einem Grunde ruhend, der der materiellen Gewalt des weltlichen Armes durchaus entrückt ist. Es handelt sich aber dabei wieder nicht um bloß individuelle Ansichten des Einzelnen, sondern bei der katholischen Kirche insbesondere um eine Idee, welche zwar göttlichen Ursprunges, doch im Verlaufe von bald 2000 Jahren auch äußerlich ihre feste, aller Welt in die Augen springende Gestaltung gewonnen hat. Erscheint es nun dem gegenüber nicht geradezu lächerlich, wenn die Vertreter der Staats-Omnipotenz — selbst ihre völlige persönliche Glaubenslosigkeit vorausgesetzt — sich geberden, als ob eine katholische *Kirche gar nicht bestünde*, als ob vielmehr die menschliche

höhere geistige Interessen vertritt, gegenüber der m
zeitlichen Aufgaben befaßten, vor willkürlichen Ueber
sicher seyn sollte? Allerdings kann die weltliche Mach
weil sie eine weltliche und im Besitz von Zwangsmitt
ihre Grenzen sich nach Belieben abstecken und dadurch
ligiösen Interessen, soweit auch sie zu ihrer Geltendm
äußerlicher Hülfsmittel bedürfen, mannigfach beeinträ
und schädigen; allein sie thut dieß nur im Widerspru
dem höheren Rechte, sie thut es unfehlbar zu ihrem
Schaden und stößt überdieß auf unbesieglichen Widerst
dem Gewissen jedes Einzelnen. Sobald staatliche Anord
diese Schranke zu durchbrechen versuchen, zeigt sich nic
alsbald ihr Machtlosigkeit, sondern der Versuch sel
schüttert den Bestand des gesammten gesellschaftliche
bäudes auf die bedenklichste Weise. Deßhalb sagten wi
oben, daß der Staat zwar äußerlich betrachtet nur sic
beschränken könne, daß aber diese Sebstbeschränkung ih
Rechtswegen obliege, und zwar mit Rücksicht
geschichtlich entwickelten religiösen Ueberzeugungen sein
gehörigen. Damit wird auch der Einwand hinfällig,
er dadurch der Willkür jedes Einzelnen preisgegebe

wicklung unserer heutigen europäischen Staaten den Grund gelegt, sondern überdieß in neuerer und neuester Zeit sattsam erwiesen, daß sie soweit irgend zuläßig einer weiteren Entwicklung dieser Staatsorganismen allerdings Rechnung zu tragen und von manchem Gebiete mehr weltlicher Thätigkeit, welches vordem als ganz brach liegend ihrer Bearbeitung zugefallen war, zurückzutreten bereit sei. Aehnliches gilt bis zu einem gewissen Grade auch bezüglich der übrigen christlichen Confessionen, soweit deren Lehrbegriffe irgend eine feste Gestaltung und Vertretung gewonnen haben — weiter aber reicht die Analogie allerdings nicht. Wenn man Muselmänner, Heiden, Mormonen und dergleichen mehr heranziehen und denselben allerlei seltsame religiöse Ansichten beilegen will, um dann daraus zu folgern, daß die Staatsgewalt unmöglich die Gewissensfreiheit solcher Leute unbedingt achten könne, so schafft man sich eben selbst einen Popanz um denselben zu bekämpfen. Der Staat mag allerdings theoretisch allen erdenklichen Religionsbekenntnissen Toleranz zusichern; praktisch würzeln seine gesammten öffentlichen Zustände doch noch viel zu fest auf christlichem Urboden, als daß er irgend eine erhebliche Beimischung solcher Elemente wirklich vertragen könnte. Deßhalb vermögen auch solche weither geholte Bedenken keineswegs die Forderung zu entkräften, daß der Staat an den Gewissen der Einzelnen sich eine Schranke setzen müsse; es ist eben das christliche und insbesondere christkatholische, vor individuellen Extravaganzen gesicherte Gewissen dabei gemeint. Dieses nicht achten zu wollen, weil für irgend einen hypothetischen Fall Mißbräuche oder Gefahren sich construiren ließen, wäre nicht vernünftiger, als wenn sämmtliche Einwohner eines Landes, weil unter denselben eine Anzahl Irren vorkömmt, allen für letztere nöthigen Beschränkungen unterworfen werden sollten.

Wir müssen nun noch, im Verfolg der oben erwähnten Einwürfe, ein Wort von dem zuläßigen Widerstande des Einzelnen gegen staatliche Anordnungen beifügen. Indem der Staat sich *unbeschränkte* Allmacht beilegt, verletzt er das

wahre objektive Recht; indem er ferner Consequenzen
für bestimmte Fälle zieht, wird er entweder dem E
nur ungerechtfertigte Belästigungen zufügen oder er
ihn in direkten Conflikt mit seiner Gewissenspflicht.
dem Christen und Katholiken aktive Auflehnung ge
bestehende Obrigkeit durch göttliches Gebot untersagt i
dem problematischen Revolutionsrecht hier ganz abg
wird derselbe zwar alle durch die Verfassung seines
irgend dargebotenen Mittel eifrig benützen, um Ausschre
der Staatsgewalt zu verhindern; finden sie aber gle
statt, so wird er die hieraus erwachsenden bloßen Belästi
erdulden, wo dagegen Zuwiderhandlungen gegen Vors
des Gewissens gefordert werden, unbedingt pas
Widerstand leisten, nach dem Gebote „Gott mehr
horchen als den Menschen". Man sieht, daß hier vo
lehnung, Aufruhr und dergleichen nirgends die Re
wohl aber erscheint es als ein Zeichen der maßlosen F
unserer Zeit, daß das eben erwähnte Gebot, wiewohl
Erschaffung der Welt von allen wie immer gearteten Re
anerkannt war, gegenwärtig bestritten oder auch w
lächelt wird. Die Folgen, welche daraus erwachsen
wenn die weltliche Gewalt einen passiven Widerstan
Art hervorruft, sind klar: entweder ist die religiöse
zeugung, auf der sie fußen, noch in einer hinreichend
Anzahl von Individuen lebendig, dann muß der Staa
geben, wo nicht, in sich zerfallen; oder es ist dieß n
Fall, dann hat das Christenthum in dem betreffenden
ausgelebt und es ist einem Alles verschlingenden
Papismus preisgegeben.

Uebrigens haben, von vorübergehenden Ausnahmszu
abgesehen, alle europäischen Staaten bis in die neues
den Grundsatz, daß sie der Gewissensüberzeugung ihr
gehörigen Achtung schuldig seien, thatsächlich anerkann
sie waren mindestens so klug einzusehen, daß sie der
ohne erhebliche Gefahren für sich selbst nicht auf die
zuwiderhandeln dürften. Man suchte deßhalb, wie

mentlich bei uns in Bayern geschah, auf demjenigen Gebiet, wo die Staats- und die Kirchengewalt in ihrer äußeren Wirksamkeit zusammentreffen, vertragsmäßige Vereinbarungen herzustellen, welche hauptsächlich in den sogenannten „Concordaten" ihren Ausdruck gefunden haben. Es ist dieß gegenüber der katholischen Kirchengemeinschaft um so leichter ausführbar, als dieselbe ihre berechtigte Vertretung in einer uraltbegründeten Hierarchie fand, welche das allseitig anerkannte Organ für derartige Vereinbarungen bildete. Wir können uns natürlich hier nebenbei auf eine gründliche Erörterung der Bedeutung und Wirksamkeit solcher Concordate nicht einlassen, durften sie aber auch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil ihr sehr verschiedenartig gestalteter Inhalt allerdings als geschriebene Rechtsquelle für die Beurtheilung mannigfacher Einzelfälle von Belang erscheint. Das muß aber hervorgehoben werden, daß sie, als Verträge zwischen der weltlichen Gewalt einerseits und den durch ihre zuständige kirchliche Vertretung repräsentirten Staatsangehörigen andererseits, jeder einseitigen Abänderung oder Auslegung durch die erstere entzogen bleiben müssen. Es wird dieß freilich neuerdings heftig bestritten, aber wieder nur auf Grund der selbstgeschaffenen Idee von den schrankenlosen und unveräußerlichen Rechten des Staates, also mittels einer reinen Petitio principii. Noch eine weitere, eigentlich selbstverständliche Bemerkung glauben wir beifügen zu sollen, daß nämlich der oben entwickelte Grundsatz von der nothwendigen Begrenzung der Staatsgewalt natürlich ganz unabhängig von dem Vorhandenseyn eines Concordates ist: das letztere vermag ihn wohl im Einzelnen weiter auszuführen, aber er wird durch dasselbe keineswegs erst geschaffen.

Wenige Worte müssen wir schließlich noch der „Parität" widmen, welche so oft und gerne als Argument für die Behauptung verwerthet wird, daß der paritätische Staat, über den einzelnen Confessionen schwebend, von keiner derselben sich dürfe beeinflussen lassen. Wir anerkennen vollständig die *gegenwärtige Parität* der christlichen Religionsbekenntnisse,

nicht als Ideal, aber als eine unläugbare geschichtliche Thatsache, haben auch schon oben bemerkt, wo nach unserer Ueberzeugung der Grundsatz der Parität seine natürliche Grenze finden müsse, wenn er nicht ad absurdum führen soll. Daraus folgt übrigens weiter gar nichts, als die Verpflichtung der Staatsgewalt, eben keinem seiner Angehörigen etwas zuzumuthen, was gegen die Glaubens- und Sittenlehre seines Bekenntnisses verstößt. Dieser Grundsatz wird festgehalten werden müssen; wie sich dessen Anwendung im Einzelnen gestaltet, kann natürlich nur der Erörterung jedes besonderen Falles anheimgegeben bleiben.

Nunmehr zu unserem Ausgangspunkte zurückkehrend, müssen wir allerdings die Nachsicht des Lesers wegen der bisherigen etwas weit ausholenden Betrachtung erbitten; allein sie war zur zusammenhängenden Orientirung über jene principiellen Fragen unerläßlich, denen man doch wieder bei jedem Schritte begegnet, wenn Gegenstände solcher Art, wie die Beschwerde der Großkarlbacher Gemeinde, zur Sprache kommen. Zunächst soll nun die thatsächliche Grundlage dieser letzteren in möglichster Kürze dargelegt werden.

II.

In der bayerischen Rheinpfalz mit ihrer confessionell sehr gemischten Bevölkerung bestanden, nachdem die Wogen der französischen Revolution sich verlaufen hatten, in Bezug auf das Schulwesen verschiedenartige Zustände. Es waren zur Zeit der Besitzergreifung von Seite Bayerns sowohl confessionell gemischte als getrennte Volksschulen vorhanden und zu den letzteren scheint jene von Großkarlbach gehört zu haben — wenigstens wurde das Gegentheil gelegentlich der Kammerverhandlungen von keiner Seite behauptet. Eine Entschließung der Regierung der Pfalz vom 20. August 1817, bestätigt durch königliche Verordnung vom 18. Oktober desselben Jahres, verordnete nun für die Zukunft, daß die Schulen verschiedener Religionen, soweit es die Zahl der Schüler

und der Lokalfondgestatte, von einander getrennt bleiben sollten. Ferner sprach der Landrathsabschied vom 9. März 1818 aus, daß der Vereinigung der Schulen ohne Unterschied der Religionen überall kein Hinderniß entgegenstehe, wo die verschiedenen Religionstheile selbst dazu geneigt seien. Weiter erging dann noch ein allerh. Reskr. vom 7. März 1826, welches beabsichtigt, der weiteren zwangsweisen Einführung neuer confessionell gemischter Schulen Einhalt zu thun, und unterm 27. März 1869 eine Ministerial-Verordnung, um die Art und Weise näher zu bestimmen, wie die im Landrathsabschiede von 1818 erwähnte Zustimmung der beiderseitigen Confessionsverwandten zu ermitteln sei. Auf diesen Grundlagen war der Zustand der Volksschulen in der Pfalz bezüglich ihrer confessionellen Verhältnisse geregelt, bis am 29. August 1873 die für ganz Bayern gültige allerh. Verordnung über die Errichtung der Volksschulen und die Bildung der Schulsprengel erschien, welche im Allgemeinen (§. 5) von jeder Rücksicht auf ein besonderes Glaubensbekenntniß absieht. Speciell auf den hier erörterten Fall bezüglich ist aber deren weitere Bestimmung (§. 7), wonach auch die bisher confessionell getrennten christlichen Volksschulen einer Gemeinde in confessionell gemischte Schulen umgewandelt werden können, wenn die Gemeindeversammlung (und zwar in Gemeinden unter 20,000 Seelen mit einer Majorität von zwei Drittheilen der abgegebenen Stimmen) sich durch förmlichen Beschluß dafür ausspricht.

Diese Verordnung, welche wie bekannt gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregte, hat denn auch insbesondere für die Gemeinde Großkarlbach alsbald ihre Wirksamkeit geäußert. Schon im Jahre 1875 wurde dieser Gemeinde, wo dazumal der protestantische Lehrer 95, der katholische 20 zu unterrichten hatte, durch die Kreisregierung nahe gelegt, ob sie nicht eine confessionell gemischte Schule einführen wolle. Wie unschwer vorauszusehen, da in Großkarlbach 120 *Protestanten und Juden* 27 Katholiken gegenüberstanden, ent-

schied sich denn auch die Gemeindeversammlung dafür m
einer Mehrheit von 122 gegen 24 Stimmen; in der Min
rität befanden sich sämmtliche katholische Einwohner bis a
zwei. Auf dieses hin wurde dann die Umwandlung de
Großkarlbacher Schule in eine confessionell gemischte von de
Regierung ausgesprochen, und nachdem auch eine Beschwerd
der katholischen Einwohnerschaft an das Cultusministerium
sowie an den Staatsrath erfolglos geblieben war, wirklich
zur Ausführung gebracht.

Dieß die thatsächliche und rechtliche Grundlage, au
welcher die neuerliche Beschwerdevorstellung beruht, mit wel
cher sich 31 Katholiken von Großkarlbach an die Kammer
wendeten und welche am 8. und 9. Januar zur öffentlichen
Verhandlung kam.

Es scheint diese Vorstellung — deren Wortlaut nicht
bekannt wurde — ziemlich unglücklich stylisirt gewesen zu sein,
auch bei ihrer Abfassung einige Unklarheit darüber obgewalte
zu haben, ob es sich um eine Petition oder eigentliche Be
schwerde handle. Wir legen jedoch auf diese Unbestimmtheit,
welche im Ausschuß wie im Plenum der Kammer mancherlei
Erörterungen veranlaßte, kein sonderliches Gewicht, weil sie
die Hauptfrage, um welche es sich hier handelt, nur ober
flächlich berührt. Die zweifellose Absicht der Bittsteller geht
auf Beseitigung der allerh. Verordnung vom 29. August 187
sowie speciell der Folgerungen, welche aus derselben für si
selbst gezogen wurden, und ganz das Nämliche bezweckt auch
der von der Kammer angenommene Ausschuß-Antrag. Zwa
ließe sich vielleicht darüber streiten, ob der Wortlaut der Ver
fassungsurkunde auch einzelnen Staatsbürgern ein Petitions
recht einräume; allein eine constante Praxis hat jedenfall
längst entschieden, daß dieses wirklich der Fall und §. 2
des VII. Titels der Verfassungsurkunde anwendbar sei, sobal
ein Mitglied einer Kammer sich einen Privat-Antrag an
geeignet hat. Ebenso wenig kann bestritten werden, daß e
bezüglich eines derartigen Antrages der Kammer freisteh
die mildere Form des bittlichen Antrages zu wählen.

eine förmliche Beschwerde nach Tit. VII §. 21 und beziehungsweise Tit. X §. 5 zu erheben, selbst wenn sie die beschwerende Verfügung verfassungsmäßigen Bestimmungen widersprechend erachtet.

Daß letzteres nun hier wirklich der Fall war, geht aus der gesammten Verhandlung zweifellos hervor. Sowohl von den ursprünglichen Beschwerdeführern als von sämmtlichen Kammermitgliedern, welche sich in ihrem Sinn an der Debatte betheiligten, wurde die allerh. Verordnung vom 29. August 1873, wenigstens in ihren hier einschlägigen Verfügungen, als die verfassungsmäßige Competenz der Staatsregierung überschreitend bezeichnet, hiefür aber der Beweis in zweifacher Richtung zu erbringen gesucht. Einerseits behauptete man, daß die landesherrlichen Verfügungen von 1817 und 1818, welche das pfälzische Schulwesen regelten, weil vor der Publikation der Verfassungsurkunde ergangen, mit Gesetzeskraft ausgestattet seien und deßhalb nach Tit. VII §. 2 der Verfassungsurkunde ohne Zustimmung der Stände weder abgeändert noch erläutert werden könnten; andererseits wurde geltend gemacht, daß die erwähnte Verordnung durch ihre oben angeführten Bestimmungen ohnedieß die verfassungsmäßig garantirte Gewissensfreiheit beeinträchtige, mithin schon deßhalb nicht zu Recht bestehen könne. Offenbar würde jeder dieser Gründe für sich allein schon die Unzulässigkeit der fraglichen Verordnungsbestimmungen erweisen; wir müssen also dieselben gesondert etwas näher in's Auge fassen.

Bezüglich des ersteren Punktes erörterten sowohl die Vertreter der Regierung als die der Petition abgeneigten Redner in der Kammer sehr weitläufig, wie eine vor dem Erscheinen der Verfassungsurkunde ergangene landesherrliche Verfügung deßhalb noch keineswegs ihrem ganzen Inhalte nach als ein Gesetz im heutigen Sinn des Wortes betrachtet und deßhalb auch nicht unbedingt unter die Vorschrift des Tit. VII §. 2 der Verfassungsurkunde subsumirt werden könne; vielmehr sei unter den Vorschriften einer solchen Verfügung *zu unterscheiden*, ob sie im Einzelnen Gegenstände

betreffen, welche nach heutigem Staatsrecht nur unter ständischer Mitwirkung geregelt werden können, oder nicht. Gegen diese, unter Anderm auch von Gutachten der Herren Professoren Edel und Pözl unterstützte Ansicht wird sich in der Hauptsache keine stichhaltige Einwendung erheben lassen; sie ist auch im Verlauf der Debatte kaum mehr ernstlich bestritten worden. Alles kömmt demnach auf die Beantwortung der Frage an: betrafen die königlichen Verfügungen vom 18. Oktober 1817 und 9. März 1818 in ihren einschlägigen Vorschriften über die confessionellen Verhältnisse der pfälzischen Volksschulen einen Gegenstand, welcher nach den jetzt geltenden verfassungsmäßigen Bestimmungen nur unter ständischer Mitwirkung durch ein Gesetz geregelt werden könnte? Die Antwort hierauf wird, in Ermanglung irgend einer andern positiven Rechtsquelle, lediglich aus Tit. VII §. 2 der Verfassungsurkunde geschöpft werden können. Als zweifellos darf dabei vorausgesetzt werden, daß die in der oben allegirten Verfassungsbestimmung erwähnte Freiheit der Personen insbesondere auch die Gewissensfreiheit umfasse, da ja letztere unter den persönlichen Freiheiten gerade eine der wesentlichsten, überdieß im Tit. IV §. 9 noch besonders gewährleistet ist; es wurde auch im Verlauf der Kammerdebatte diese Annahme von keiner Seite bestritten. Mithin präcisirt sich die oben aufgeworfene Frage näher dahin: sind die fraglichen Vorschriften über das Volksschulwesen von der Art, daß sie auf die Gewissensfreiheit der Staatsbürger einen beschränkenden Einfluß äußern können? Die Beantwortung derselben ist aber begreiflicherweise erst dann möglich, wenn zuvor der Begriff der Gewissensfreiheit selbst genau festgestellt erscheint.

Unserer Ueberzeugung nach kann dieser Begriff, entsprechend der Natur der Sache und dem Wortlaute des Ausdruckes selbst, nur dahin aufgefaßt werden, daß Gewissensfreiheit eben dann gegeben ist, wenn kein Einzelner *durch* staatlichen Zwang angehalten wird, etwas *zu thun* oder zu unterlassen, was den Vorschriften

seines **Religionsbekenntnisses** widerspricht. Wir haben uns darüber schon im Eingange ausgesprochen, auch die Einwürfe widerlegt, welche in dieser Beziehung gewöhnlich vorgebracht werden. Von diesem Begriff der Gewissensfreiheit ausgehend, wird man aber nicht wohl in Abrede stellen können, daß Verfügungen der Staatsgewalt über die confessionelle Gestaltung der Volksschule dieselbe allerdings zu beeinträchtigen geeignet erscheinen, soferne nemlich der confessionell gemischte Charakter solcher Schulen und zugleich die Zwangspflicht zum Besuche derselben ausgesprochen wird. Es ist eine, man möchte sagen, bis zum Ueberdruß wiederholte und nirgends mit stichhaltigen Gründen bestrittene Wahrheit, daß gerade in dem zarteren Kindesalter, während dessen die Elementarschulen ihre Wirksamkeit äußern, die sittlich-religiöse Erziehung neben der bloßen Aneignung nützlicher Kenntnisse überwiegend hervortritt, ebendeßhalb aber eine auf gewisse Stunden beschränkte Unterweisung in den Religionswahrheiten ungenügend erscheint, ja völlig wirkungslos werden kann, wenn der ganze Geist des übrigen Schulunterrichtes nicht in gleicher Richtung oder vollends etwa in einer entgegengesetzten wirkt. Ebensowenig läßt sich leugnen, daß Eltern, nach natürlichem Recht sowohl als nach Vorschrift aller christlichen Religionsbekenntnisse wie des katholischen insbesondere, die unabweisbare Pflicht obliegt dafür zu sorgen, daß ihren Kindern eine möglichst vollkommene religiös-sittliche Ausbildung zu Theil werde. Finden sie also nach eigener Ueberzeugung oder dem maßgebenden Ausspruch ihrer kirchlichen Vorgesetzten, daß in dieser Beziehung Bedenken obwalten, so wird es für sie eine **Gewissenspflicht**, ihre Kinder von einem derartigen Schulunterricht fern zu halten, und jeder gegentheilige Zwang beeinträchtigt offenbar ihre Gewissensfreiheit. Man sieht also, wie eine rein logische Schlußfolgerung aus dem Begriffe dieser Freiheit von selbst zu dem Ergebnisse führt, daß dieselbe durch staatliche Anordnungen der hier vorausgesetzten Art allerdings nach Umständen *gefährdet werden* könne. Dabei wollen wir, um keine

willkürliche Voraussetzung einzumischen und streng bei den derzeitigen thatsächlichen Zuständen zu verbleiben, auf die naheliegende Gefahr gar nicht weiter eingehen, daß die confessionell gemischte Volksschule etwa nur als eine Vorstufe zu der völlig confessions- beziehungsweise religionslosen führen werde. Gleichwohl ist sicher, daß der Staat genau mit ebenso viel Recht, als er die erstere bereits eingeführt hat, auch die letztere organisiren und den im §. 38 der II. Verfassungsbeilage erwähnten religiösen Volksunterricht in die Kirche oder das Pfarrhaus verweisen könnte.

Ganz nach den eben entwickelten Grundsätzen wird nunmehr auch die zweite Einwendung zu beurtheilen seyn, welche gegen die allerh. Verordnung vom 29. August 1873 geltend gemacht wurde. Soferne die älteren Anordnungen über Erhaltung beziehungsweise Einführung confessionell gemischter Schulen gegen die Gewissensfreiheit der Staatsbürger verstoßen können, ist dieses in gleicher Weise auch bei letzterer der Fall, nicht so fast durch das was sie sagt, als vielmehr durch das was sie nicht mehr sagt. Es stellt nämlich diese Verordnung keineswegs, wie wohl mitunter geäußert worden ist, die Einführung confessionell gemischter Schulen in das Belieben der Gemeindebehörden, sondern die Zustimmung dieser letzteren bildet lediglich eine Voraussetzung für die (nach §. 14) ausdrücklich vorbehaltene Entscheidung der Staatsregierung. Dasjenige, wodurch sich diese Verordnung von den früher für die Rheinpfalz geltenden Bestimmungen unterscheidet, besteht wesentlich darin, daß sie die bisherigen beschränkenden Vorbedingungen der Einführung von Schulen fraglicher Art — Mangel an Lokalfonds und hinreichender Schülerzahl oder freiwillige Uebereinstimmung der verschiedenen Religionstheile — stillschweigend beseitigt und statt derselben nur mehr die einzige Voraussetzung eines Beschlusses der politischen Gemeindevertretung anerkennt. Daraus ergibt sich aber von selbst, daß diese neueste Regierungsanordnung für die Gewissensfreiheit der von ihr berührten Familienväter jedenfalls noch weit bedenklicher erscheint, als ihre Vorgängerinnen.

Soweit die Entwicklung unserer eigenen, so zu sagen abstrakten Ueberzeugung in dieser Angelegenheit. Nun läßt sich aber, um einer vollständigen Unparteilichkeit getreu zu bleiben, keineswegs in Abrede stellen, daß wo es sich um die Begründung einer förmlichen Beschwerde wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte handelt, die Sache schärfer und mehr vom streng juristischen Standpunkte aus in's Auge gefaßt werden kann und muß.

Bisher wurde darzulegen versucht, welches der wahre und richtige Begriff vollkommener Gewissensfreiheit sei und wie diesen Begriff, aus höheren Rechts- und Sittlichkeits- wie nicht minder Zweckmäßigkeitsgründen, auch der Staat als maßgebend anerkennen sollte. Eine ganz andere Frage aber ist die, ob solches in den positiven Quellen unseres bayerischen Staatsrechtes nun auch wirklich geschehen sei. Es fließen diese Rechtsquellen ziemlich spärlich, wie denn das Schulwesen selbst in der gesammten Verfassungsurkunde sammt allen ihren Beilagen nur wenige Male und da bloß vorübergehend berührt wird, am eingehendsten noch in §. 14 des Ediktes über die protestantischen Kirchenangelegenheiten. Außerdem erscheinen als hieher bezüglich: der §. 9 Tit. IV der Verfassungsurkunde, welcher von der Gewissensfreiheit und den Rechten der Religionsgenossenschaften im Allgemeinen handelt; die §§. 1 und 2 des Religionsediktes, in denen gleichfalls die Gewissensfreiheit anerkannt wird, sowie die §§. 38 und 39, welche die innern Angelegenheiten der anerkannten Kirchengesellschaften aufzählen; endlich Artikel I des Concordates der den Bestand der katholischen Kirche im Allgemeinen garantirt. Es wird sich also, wenn man die Sache streng juristisch formulirt, um die Beantwortung der Frage handeln: ist aus den angeführten Gesetzesstellen entweder unmittelbar oder doch nach zweifelloser Interpretation zu entnehmen, daß die bayerische Staatsregierung in Bezug auf Anordnungen, welche eine weitere Ausdehnung des Institutes der confessionell gemischten Volksschulen bezwecken, an die Mitwirkung der übrigen gesetzgebenden Fak-

toren gebunden sei? Muß dieses bejaht werden, so involvirt die Verordnung vom 29. August 1873 offenbar eine Verletzung verfassungsmäßiger Rechte — außerdem natürlich nicht. Hieraus ergibt sich zugleich der höchst wesentliche Unterschied der früher von uns aufgeworfenen und beantworteten Frage ähnlichen Betreffs von der hier vorliegenden. Dort handelte es sich um eine Erörterung darüber, ob die Staatsgewalt als Ganzes aufgefaßt, aus allgemeinen Gründen der Vernunft und Ethik, bei ihren Verfügungen über den confessionellen Charakter der Schule nicht die Gewissensfreiheit des Einzelnen sorgfältig zu achten habe; hier aber darum, ob nach den in Bayern geltenden positiven Rechtsbestimmungen die vollziehende Regierungsgewalt Verfügungen solcher Art für sich allein oder nur unter ständischer Zustimmung erlassen könne.

Für's Erste ist nun soviel gewiß, daß aus den oben angeführten Gesetzesstellen kein unmittelbarer Aufschluß in der hier vorwürfigen Frage zu gewinnen ist: wörtlich genommen enthalten sie hierüber lediglich gar nichts. Es muß also zu einer die Interpretation der wirklich ausgesprochenen allgemeinen Sätze und zu weiteren Schlußfolgerungen aus denselben gegriffen werden. Tit. IV §. 9 der Verfassungsurkunde im Zusammenhalt mit §§. 1 und 2 des Rel.-Ediktes garantiren nun zunächst jedem Staatseinwohner „vollkommene Gewissensfreiheit" mit dem speziellen Beisatze, daß hienach „Niemand in Gegenständen des Glaubens und Gewissens einem Zwang unterworfen werden", auch Niemanden die einfache Hausandacht untersagt werden dürfe. Es hebt ferner der angeführte Verfassungsparagraph besonders hervor, daß die geistliche Gewalt in ihrem „eigentlichen Wirkungskreise" nie gehemmt werden dürfe; sodann ist im §. 38 des Rel.-Ediktes jeder Kirchengesellschaft die Befugniß eingeräumt, nach der Formel und anerkannten Verfassung ihrer Kirche alle inneren Kirchenangelegenheiten (zu denen gemäß lit. d der „religiöse Volksunterricht" gehört) anzuordnen; im §. 39 wird „demnach" den kirchlichen Obern „das allgemeine Recht

der Aufsicht mit den daraus hervorgehenden Wirkungen" zugesprochen. Im Artikel I des Concordates ist festgesetzt, daß die katholische Kirche „unversehrt mit jenen Rechten und Prärogativen erhalten werde, welche sie nach göttlicher Anordnung und den kanonischen Satzungen zu genießen hat", welcher Satz um so mehr hier beigezogen werden kann, als er ohnehin in keinen Widerspruch mit dem Rel.-Edikte tritt, also die so oftmals veranlaßte widerliche Erörterung des gegenseitigen Verhältnisses Beider erspart bleibt.

Man sieht nun zwar sofort, daß wir es hier mit lauter ziemlich allgemein lautenden Ausdrücken zu thun haben; gleichwohl wird sich aus denselben etwa in folgender Weise argumentiren lassen. Die garantirte „vollkommene Gewissensfreiheit", welche jeden „Zwang in Gegenständen des Glaubens und Gewissens" ausschließt, welche ferner bezüglich der Katholiken im Sinne jener Rechte zu interpretiren ist, die die katholische Kirche „nach göttlicher Anordnung und den kanonischen Satzungen genießt", wird offenbar verletzt, wenn katholische Eltern ihrer Ueberzeugung zuwider gezwungen sind, ihre Kinder einer Schule anzuvertrauen, von der sie nachtheilige Einflüsse für deren religiöse Ausbildung befürchten. Ueberdieß sind die dazu berufenen Organe der katholischen Kirche gehindert, den religiösen Volksunterricht „als innere Kirchenangelegenheit" in ihrem Sinne und nach ihren Absichten zu ordnen, wenn derselbe lediglich als ein Fachgegenstand gleich den übrigen auf bestimmte Lehrstunden eingeschränkt bleibt, und noch viel weniger ist es ihnen unter solchen Umständen möglich das „allgemeine Recht der Aufsicht mit den daraus hervorgehenden Wirkungen" zu üben.

Es wird kaum in Abrede zu stellen seyn, daß eine solche Argumentation sehr Vieles für sich hat, ja wir gestehen unverholen, daß wir geneigt sind, uns derselben anzuschließen. Gleichwohl läßt sich billiger Weise nicht verkennen, daß auch Mancherlei gegen dieselbe angeführt werden kann und wirklich *angeführt wird.*

Für's Erste ist unleugbar, daß die Bestimmungen unserer bayerischen Staatsverfassung, soferne sie freiwillig zugestandene Selbstbeschränkungen eines zuvor absoluten Regenten enthalten, eben aus diesem Grunde stricte ausgelegt werden müssen. Vom geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, verhält es sich freilich durchaus nicht so, als wäre Bayern seit Urzeiten und bis zum 26. Mai 1818 eine unumschränkte Monarchie gewesen; vielmehr war dieß im staatsrechtlichen Sinne eigentlich zu gar keiner Zeit der Fall (da mit der völligen Auflösung der landständischen Ausschüsse zugleich die Verfassung von 1808 erschien), thatsächlich dagegen allerdings in den Jahren von 1806 bis 1818. Dennoch muß anerkannt werden, daß König Max Joseph I., als er unsere gegenwärtige Verfassung verlieh, keinerlei äußerer Nöthigung unterlag, seine faktisch uneingeschränkte Regierungsgewalt enger zu begrenzen, als er es für gut befand. Ebendeßhalb darf aber eine solche Begrenzung nur da und in so weit angenommen werden, als sie zweifellos gegeben ist, und die rechtliche Präsumtion steht im Allgemeinen auf Seite der Regierung. Nun findet sich in der Verfassungsurkunde und deren Beilagen nirgends ausgesprochen, daß die Regelung des Schulwesens in irgendwelcher Beziehung an eine ständische Mitwirkung gebunden sei. Im Gegentheil wird dasselbe in der IV. und VI. Verfass.-Beilage gelegentlich der Aufzählung der standes- und gutsherrlichen Rechte in Bezug auf Landespolizei diesen beigezählt, auch im §. 14 des Edikts über die protestantischen Kirchenverhältnisse ausdrücklich hervorgehoben, daß „die Aufsicht und die Anordnungen über den übrigen (nämlich nicht religiösen) Unterricht, sowohl in den Volksschulen als Studienanstalten, als ein Staats-Polizei-Gegenstand“ zur Competenz der Regierungen und des Ministeriums des Innern gehören. Können auch diese Bestimmungen keine unmittelbare und allgemeine Anwendung finden, so sind sie doch jedenfalls als Auslegungsbehelfe von Belang und unterstützen die zudem bei zahlreichen sonstigen Anlässen kundgegebene Ansicht der bayerischen Staatsregierung, daß die ge-

...le Organisation des öffentlichen Unterrichtes ausschließ
dem Gebiete der Verwaltung anheimfalle. Diese An-
wurde denn von ihr auch fortwährend praktisch geltend
...acht, sowohl in der Zeit vor als nach dem Erscheinen
... Verfassungsurkunde. Der ersteren Periode gehören be-
...sich der Rheinpfalz die bereits früher erwähnten Ver-
...ungen von den Jahren 1817 und 1818 an, während im
...jetzigen Bayern gleichfalls das ganze Volksschulwesen durch
...schiedene bis 1802 hinaufreichende Verordnungen, insbe-
...ere aber durch jene vom 22. Januar 1815 geregelt
...te. Aber auch in der zweiten Periode, nachdem die Ver-
...sungsurkunde bereits in Wirksamkeit getreten war, blieb
...ch das Verfahren in dieser Beziehung gleich: es wurden noch
...mer (wenigstens in der Rheinpfalz — hinsichtlich der üb-
...igen Kreise fehlen uns verlässige Nachweise) confessionell
...mischte Schulen errichtet, ja es erfolgte sogar die Ver-
...ängerung der Werktagsschulpflicht über das 13. Lebensjahr
...ß durch eine allerh. Verordng. von 1856, wiewohl die-
...se unbestreitbar die persönliche Freiheit empfindlich berührt,
...n zahlreichen anderen, in das Schulwesen tief eingreifenden
...erfügungen ganz abgesehen.

Faßt man nun alles dieses in's Auge, so wird man
...— wenn auch widerstrebend — zu der Schlußfolgerung
...ngen, daß die Behauptung, es sei die bayerische Staats-
...regierung bei Anordnungen über den confessionellen Charakter
der Volksschulen an die ständische Mitwirkung gebunden, kaum
vollständig erwiesen werden könne. Um streng juri-
...stischen Nachweis handelt es sich aber, wie wiederholt
hervorzuheben ist, wenn von einer Beschwerde wegen Ver-
letzung verfassungsmäßiger Rechte die Rede seyn soll. Wirk-
lich steht die Sache eigentlich so: in folgerichtiger Entwick-
lung des anerkannten Grundsatzes voller Gewissensfreiheit
hätte allerdings unsere Gesetzgebung eine Bestimmung treffen
sollen, welche für den hier vorwürfigen Fall ein Beschwerde-
recht begründete; allein es ist dieß eben in Wirklichkei...
aus irgendwelchem Grunde nicht geschehen. Man ble...

also auf bloße Schlußfolgerungen aus allgemeinen Grundsätzen angewiesen, welche zur juristischen Begründung einer solchen Beschwerde kaum vollständig genügen.

Deßhalb haben wir auch schon oben angedeutet, wie es uns ganz zweckmäßig erscheine, daß in der Angelegenheit der Katholiken von Großkarlbach der Weg der Petition betreten wurde. Für Petitionen ist ein viel weiterer Spielraum, als für eigentliche Beschwerden gegeben; sie sind insbesondere auch dann zulässig, wenn Einzelne durch vollkommen competenzmäßig ergangene Verfügungen einer Staatsbehörde sich verletzt finden, und ein solcher Fall wenigstens ist hier zweifellos gegeben. Wenn auch das Cultusministerium formell ganz berechtigt war, die Verordnung vom 29. August 1873 zu erlassen, so hätte dieß gleichwohl aus dem Grunde unterbleiben sollen, weil dadurch die Gewissensfreiheit überhaupt und jene der katholischen Eltern schulpflichtiger Kinder insbesondere beeinträchtigt wird. Zum Nachweis dieser Behauptung dürfen wir uns wohl auf die etwas weitläufigere allgemeine Erörterung berufen, welche mit Absicht der Beurtheilung des vorliegenden speciellen Falles vorausgeschickt wurde.

Es wird aber auch das Recht der Katholiken durch eine solche Petition eigentlich besser und vollständiger gewahrt, als es vermittels einer Beschwerde hätte geschehen können. Eine solche wäre — die Zustimmung der Kammer der Reichsräthe vorausgesetzt — nach Tit. X §. 5 der Verf.-Urk. zu behandeln gewesen: sie hätte möglicher, wenn auch nicht wahrscheinlicher Weise allerdings zur Beseitigung der allerh. Verordnung vom 29. August 1873 aus formellen Gründen führen können. Gesetzt aber, es würde in naher oder ferner Zukunft ein Schulgesetz zu Stande gebracht, dessen Inhalt in ebenso hohem oder vielleicht noch höherem Maße die Gewissensfreiheit gefährdete — und daß wir davor unbedingt gesichert seien, wird wohl kaum Jemand zu behaupten sich getrauen — so wäre offenbar auf dem Beschwerdeweg nichts weiter auszurichten. Die vorliegende Petition dagegen, indem sie von dem formellen Rechte mehr absieht, enthält nach richtiger Auf-

fassung einen allgemeinen Protest gegen jede Beeinträchtigung der katholischen Gewissensfreiheit bei Regelung der confessionellen Schulverhältnisse, mag dieselbe von der Staatsregierung allein oder in Uebereinstimmung mit den Ständen verfügt werden. Ein solcher Protest scheint aber zu einer Zeit doppelt veranlaßt, wo nächstliegende Beispiele uns tagtäglich belehren, wie leicht es auch parlamentarische Versammlungen mit den zweifellosesten Rechten der Gewissensfreiheit nehmen können, und wie sie mitunter geneigt scheinen, dieselben zu den „alten westfälischen schweinsledergebundenen Kirchenrechtsquellen“ zu werfen, über welche in der Kammerdebatte Einer der Redner einen eben so wenig zutreffenden als feingeschliffenen Witz zu reißen beliebte.

XXVII.

Ueber den vormaligen Weinbau im deutschen und brittischen Norden.

J. B. Nordhoff: Der vormalige Weinbau in Norddeutschland. Münster, Coppenrath 1877. 8. 50 S.

Wir führen den Lesern dieser Blätter eine kleine, anspruchslos auftretende Schrift vor, welche der Herr Verfasser, Dr. Nordhoff in Münster, seinem „Collegen, Herrn Professor Dr. Christoph Schlüter, zur Feier seiner 50jährigen akademischen Wirksamkeit“ gewidmet hat, und worin er „culturgeschichtlich den norddeutschen Weinbau zumal jener Gebiete, die ihn heute nicht mehr kennen, in den wesentlichen Zügen seiner Entwickelung und Abnahme verfolgt.“ Das Schriftchen ist interessant durch sein — wie wir zeigen werden — geschichtlich noch nicht vollkommen gewürdigtes Objekt; *interessant durch die* richtige Betonung der *von Seite des Klerus nicht bloß aus* einem Grunde um die

Verbreitung und Pflege des Weines erworbenen Verdienste; interessant endlich durch die Gedanken, welche es anregt.

Betreffs des concreten Terrains, auf welchem der Verfasser unter Berücksichtigung einer ziemlich reichen Literatur die Anpflanzung, Verbreitung und Behandlung des Weinstocks untersucht hat, verweisen wir auf das Büchlein selbst (mit der Bemerkung, daß den daselbst angeführten fünf Cistercienser-Klöstern: Kamp, Walkenried, Pforta, Marienthal, Riddagshausen noch andere angereiht werden könnten, in denen die Weincultur eine hervorragende Rolle spielte, und daß S. 7 Z. 2 v. u. zu lesen ist: Benno II. von Osnabrück, 1068—1088). Da aber S. 30 das Vordringen der Rebe nach Dänemark und England erwähnt wird, so erlauben wir uns einige kleine Betrachtungen daran zu knüpfen, welche vielleicht geeignet seyn dürften, eingehendere Studien zu veranlassen.

Gewiß ist, daß päpstliche Urkunden, wie jene Gregor's IX. vom 22. Februar 1228 und Innocenz' IV. vom 7. Oktober 1248, welche für die seeländischen Cistercienserklöster Esram und Sora erlassen wurden, ausdrücklich der bei den Grangien befindlichen *vineae* gedenken, indeß aus der von König Magnus von Schweden am 13. Februar 1285 für Varnhem getroffenen Verfügung: „monachorum quivis illo tempore binam die quolibet *vini* mensuram essel percepturus in perpetuum tunc propinandam *ex legatisque pecuniis comparandam*", ersichtlich wird, daß diese in Westergothland gelegenen Cistercienserabtei den Wein nicht durch Eigenbau, sondern durch Kauf erwarb; kann man nun aus obigen Bullen folgern, daß auf Seeland der Weinbau im 13. Jahrhundert betrieben wurde, so ist es auffallend, daß z. B. Grümbke in seiner sorgfältigen Aufzählung der Ländereien und Renten des Cistercienser-Nonnenklosters Bergen auf Rügen, welchem derselbe Innocenz IV. am 13. Oktober 1250 neben anderem auch die vineae bestätigt, vom Wein vollkommen schweigt. Da die Vermuthung, daß derlei Confirmationsbullen nach einer durchwegs stabilen Form verfaßt wurden, in welcher neben Aeckern, Wiesen, Wäldern rc. auch Weinberge erscheinen, dadurch widerlegt wird, daß eben nicht alle Bullen diese Phrase enthalten und in vielen die vineae bei einem ganz genau bestimmten Besitzstück eines Klosters ausdrücklich hervorgehoben werden, so darf man mit Rücksicht auf Bergen wohl annehmen, daß die Rebe dort im 13. Jahrhundert heimisch war, bald darauf aber so gänzlich verschwand, daß die Chronisten der späteren Zeit nichts mehr von ihr wissen.

Auffallender als jener vielleicht nur scheinbare Widerspruch *zwischen* Bullen und Chroniken ist eine Wahrnehmung, die wir

in dem an Urkunden überreichen **Monasticon Anglicanum** von Dodsworth und Dugdale gemacht haben. Während kein Zweifel darüber herrscht, daß die zur Gründung nordischer Colonien ausziehenden Cistercienfermönche Pflanzen und Samen südlicherer Gegenden mitnahmen und langsam unter unendlichen Mühen acclimatisirten, so daß z. B. Torfäus in seiner 1711 erschienenen **Historia rerum Norvegicarum** (I. 85) von dem unter allen Klöstern genannten Ordens am nördlichsten gelegenen Tutterö bei Drontheim erzählt, „ubi hoc quoque tempore pulcherrimum visitur *pomarium, a monachis olim malis consitum*": findet sich in der großen Menge der von Dodsworth veröffentlichten auf die englischen Cistercienserabteien bezüglichen Diplome keinerlei Erwähnung der Weinberge. Daß sie aber und zwar nicht bloß „im südlichen Landestheile" und etwa noch „in Gloster und Essex" — wie in der Klöstern Hertland (Devonshire), Wherwell und Winchester (Hampshire), Chertsey (Surrey), Folkstone (Kent), Lantony und Winchelcomb (Glocestershire), sondern auch in anderen und nördlicher gelegenen Grafschaften Englands vorhanden waren, beweisen die Urkunden von Monmouth (Monmoutshire), Bissemede (Bedfordshire), Chateris (Cambridge), Evesham (Worcester), Alceter (Warwickshire), Stoke (Suffolk), Shrewsbury (Shropshire), ja selbst in Lincoln wird zur Zeit Heinrich I. eine vinea erwähnt. Wenn nun Augustiner und Benediktiner dort Weinbau trieben, so haben die Cistercienser, von denen jene in allen Gebieten der Landwirthschaft weit überflügelt wurden, denselben gewiß nicht vernachlässigt und das Schweigen der edirten Urkunden ist wohl daraus zu erklären, daß zur Zeit ihrer Ausstellung in dem von Cisterciensern occupirten Terrain Weinberge noch nicht angelegt waren; später ausgefertigte — jedoch meist noch ungedruckte Diplome und Chroniken weisen sie nach unserer Vermuthung für die englischen Cistercienserklöster so sicher nach, wie sie in den Arbeiten Campbell's und Wade's über die schottischen Cistercienserklöster Balmerino und Melrose vorkommen.

Wahrhaftig, der Wein, dieses herrlichste „Culturgetränk", verdient es, daß man seinen Spuren bis in die ältesten Zeiten und in die nördlichsten Länder nachforsche und an der Hand der noch in den Archiven schlummernden Daten historisch constatire, wie weit die „Weinzone" sich erstreckt und wer um ihre Ausdehnung das größte Verdienst sich erworben habe.

Aber aus einem sehr genauen und freilich auch sehr mühsamen Studium der mittelalterlichen Urkunden und der vollständigen Chroniken — besonders jener der Domstifte und Klöster müßte sich unsers Erachtens auch eruiren lassen, wann, aus

Branntweinproduktion, der größere Ertrag des Getr
Verwüstungen durch Fehden und Kriege — doch nu
cundärer Wirkung gewesen zu seyn, da alles dieses n
in anderen Reichen vorkam und den Weinbau hie und
vermindern, aber nicht ganz unterdrücken konnte; vie
glauben wir — ist auf die Frage: „duldete ihn das Kl
mehr?“ zu reflektiren und „dem Vorschreiten der
zone vom Beginne des nordischen Weinbaues bis zu s
nahme in den letzten Jahrhunderten“ mehr als „
merkliche Abkühlung unseres Planeten“ zuzuschreiben.
aber diese Schneezone noch weiter vordringt, dürften
Besteuerung des echten und die Fabrikation des
Weines auch in jenen Ländern die Cultur der Rebe beein
wo sie trotz früheren negativen Einwirkungen bisher fröhl
und vielleicht wird einst kommen der Tag, an dem w
Parlamentsredner die „unterirdischen Sammlungen“ d
nicht mehr bewitzeln, sondern mit dem Geständniß in Sch
werden, daß die Klosterkeller die einzigen Stätten seien,
„gemüthlichen Oesterreicher“ reiner Wein kredenzt w

Indem der Gefertigte Nordhoff's Schrift und di
angeregten Ideen der Würdigung competenter Kreise be
pfiehlt, spricht er jenen P. T. Lesern der Histor.-polit.
von denen er anläßlich einer daselbst (LXIX. 698)
lichten Bitte bei der Ausarbeitung seines „Tomus I
Cisterciensium“ durch schriftliche Mittheilungen, Bücherge

XXVIII.

Ueber das politische Verhalten der Katholiken in Italien.

I.

Rom, Anfangs Februar.

In einem Situationsbericht des vorigen Jahres haben wir weitläufig die liberalen Parteien Italiens, die Progressisti und Moderati, behandelt; der katholischen Partei wurde aber nur im Vorübergehen Erwähnung gethan. Und doch möchten die meisten Leser mehr Interesse dafür haben, Näheres über diese letztere als über die erstgenannten Parteien zu hören. Denn wenn ein Punkt in der neuen Geschichte Italiens dunkel erscheint, so ist es das Verhalten der Katholiken. Dieselben schauten fast ganz unthätig zu, wie die revolutionäre Minorität die alten Staaten stürzte; sie rühren sich auch noch nicht, da die Revolution eine neue Ordnung der Dinge gegründet hat und stets mehr befestigt, welche die geistigen und materiellen Interessen des Landes auf's tiefste schädigt und zu Grunde zu richten droht. Zuweilen ein Schmerzensschrei, ein Protest, dieß ist Alles, was man von ihnen hört. Es erscheint dieß um so unbegreiflicher, als man mit Recht annehmen zu zu können glaubt, daß die katholische Partei die Majorität des Landes hinter sich habe, und daß es ihr bei einigem guten Willen und einiger Energie gelingen müßte, ihre Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Im Folgenden mögen daher einige Beobachtungen über diese auffallende *Abstinenzpolitik* und die politische Schwäche

der katholischen Partei Italiens mitgetheilt werden; zugleich sei kurz erwähnt, was die Partei bisher geleistet, und welche Hoffnung sie für die Zukunft hat.

Ein erster Grund für die Abstinenzpolitik lag in der Gefahr, welche mit der Theilnahme am öffentlichen Leben verbunden war. Aehnlich wie in der französischen Revolution, nur in geringerem Maßstabe, hat die italienische Revolutionspartei ihre Schöpfung seit ihrem Bestehen mit dem Terrorismus beherrscht und aufrechterhalten. Wie dort jede Lebensregung der Gegner mit den Worten „Freiheit und Gleichheit" niedergeschlagen wurde, so hier mit dem Worte „Einheit Italiens". Die schlechten Elemente der italienischen Gesellschaft, welche sich unter der Fahne Garibaldi's und Piemonts gesammelt, hatten kein Mittel verschmäht, um die Herrschaft zu erringen: sie haben auch keines verschmäht, um die einmal errungene zu erhalten und zu befestigen. Sie konnten das um so leichter, weil die Majorität des jetzigen italienischen Volkes von der Natur mit einer so großen Dosis Feigheit beschenkt worden ist, daß sie an Widerstand gegen die kühnen Rotten der Garibaldiner und die kriegerischen Piemontesen auch nicht einmal denken konnte. Wie man sich in Sicilien und Neapel dem verwegenen Räuberhauptmann fügt, und es allenfalls dem piemontesischen Gendarmen überläßt denselben zu verfolgen, so macht man's im übrigen Italien gegenüber den gewaltthätigen Geheimbündlern. Auch beim civilisirten Europa fand die Revolution in ihrer Regierungsmanier kein Hinderniß, denn die ganze liberale Presse Europa's, welche die öffentliche Meinung beherrscht, schwieg zu ihrer Culturarbeit, ja nannte sie patriotisch. Die Regierungen aber, welche stets den größten Eifer zeigten, um Mißbräuche im Kirchenstaate und im Königreich Neapel zu rügen, haben keine Augen mehr für das was jetzt im Königreich Italien geschieht.

Die paar katholischen Blätter, welche auftauchten, wurden mit Confiskationen und ihre Administrationen wiederholt mit Straßendemonstrationen beehrt, sobald sie am einigen König-

reiche zu rütteln suchten; den katholischen Congressen, auf denen die Bildung der katholischen Partei gefördert werden sollte, wurden Hindernisse über Hindernisse in den Weg gelegt, der Congreß in Bologna wurde vom aufgehetzten Pöbel belagert und dann von der Regierung aufgelöst; Männern, die sich um die katholische Sache bemühten, wurden wiederholt feindselige Volksdemonstrationen bereitet, und die katholischen Gesinnungsgenossen dadurch eingeschüchtert. Noch in diesen Tagen wurden Straßentumulte gegen die Bischöfe veranstaltet, welche sich nicht beeilten, der „nationalen Trauer" über den Tod Viktor Emanuel's Rechnung zu tragen. Bei den Municipalwahlen, an welchen die Katholiken in der letzten Zeit theilnahmen, ist es unseres Wissens nirgends vorgekommen, daß ihre Partei eine öffentliche Wahlversammlung gehalten hätte. Das war nämlich eine Unmöglichkeit, denn Pöbel und Regierung sind stets einig darin, solche „unpatriotische" Kundgebungen zu stören. So hat die Revolution es dahin gebracht, daß die Katholiken öffentlich fast gar nicht aufzutreten wagten; die Liberalen führten überall das große Wort, und sie beherrschten die öffentliche Meinung ohne Widerspruch.

Heute ist es damit schon bedeutend besser geworden; der Terrorismus herrscht freilich noch zum guten Theil, aber er macht sich nicht mehr in derselben gehässigen Weise geltend wie in frühern Jahren. Das revolutionäre Gebäude erscheint seinen Gründern mehr gesichert, die Feinde desselben sind daher nicht mehr so zu fürchten, ja den „Gemäßigten" scheint es sogar wünschenswerth, wenn man dieselben zur Theilnahme am öffentlichen Leben bereden könnte. Denn so würde der andern Gefahr, welche dem Königreich von Seite der Radikalen droht, wirksam begegnet werden. Ein großer Theil der einflußreichen Revolutionäre ist auch indessen reich geworden, sie sind mit Ehren und Titeln geschmückt, sie haben hohe Stellen inne, sie haben Familien gegründet und sind dadurch civilisirter geworden, und so lieben sie mehr ein ruhiges gemächliches Leben als erbitterten Streit und möchten sich gern den con-

servativen Elementen des Landes nähern. Viele endlich, welche
früher die Conservativen haßten, weil sie unter den alten
Staaten wirklichen oder eingebildeten Druck erfahren hatten,
sind jetzt zu versöhnlicheren Ansichten gelangt, da die neue
Staatsordnung ihnen keine Erleichterungen gebracht hat. Sehr
auffallend macht sich dieß besonders in Rom geltend, wo das
Bonmot entstanden ist: si stava meglio, quando si stava
peggio, „man stand besser, als man schlechter stand".

Zur wirksamen Theilnahme am öffentlichen Leben fehlte
der katholischen Partei also erstens die nöthige Freiheit. Dieß
Hinderniß war aber nur ein äußeres, die innern Schwierig-
keiten waren und sind noch weit 'größer. Vorab sind die
Katholiken Italiens an den politischen Kampf noch nicht ge-
wöhnt. Sie haben unter ihren mehr oder weniger patriarcha-
lischen Regierungen ruhig dahingelebt und es diesen überlassen,
die Politik zu leiten; während die revolutionären Parteien
arbeiteten, sich organisirten und die bestehende Ordnung
unterwühlten, haben sie ihren Regierungen vertraut und ge-
hofft, dieselben würden sich schon selbst der Unruhestifter er-
wehren. Das constitutionelle Leben selbst ist für sehr viele
neu, sie haben kein Verständniß für dasselbe, ja sie hassen es,
weil es eben soviel Unglück gebracht hat. Von der Macht des
Vereinswesens, des Zeitungswesens und von der Kunst das-
selbe zu organisiren, von der Bedeutung der öffentlichen po-
litischen Diskussion, von der Kunst öffentliche Meinung z
machen und sich nach der Weise der modernen Zeit im öffen
lichen Leben zur Geltung zu bringen, haben sie nur ei
geringe Vorstellung und geringe Kenntniß. Sie sind n
einem Worte noch um fünfzig Jahre zurück. Sie sind un
anderen Verhältnissen aufgewachsen und können sich im reif
Alter nicht mehr entschließen, die neuen Sitten einer Gese
schaft anzunehmen, in welcher man öffentlich auftreten mu
um seine Rechte zu vertheidigen, in welcher man agitir
muß, um seine Interessen nicht den Gegnern preisgegeben
sehen. Mit großer Verwunderung schauen sie daher v

Treiben der liberalen Parteien zu, das ganz nach dem Schnitt der anderen europäischen Staaten eingerichtet ist; manches imponirt ihnen in diesem Treiben, doch denken sie nicht daran, dasselbe nachzuahmen. Es sind ja auch so viele Armseligkeiten damit verbunden, und sie vermögen nicht das Gute von dem Schlechten zu trennen. So ist man denn auch noch sehr wenig auf die Idee gekommen, die Gesinnungsgenossen der verschiedenen Provinzen Italiens zusammenzuführen, was für eine kräftige gemeinsame Aktion nothwendig wäre. Während die Liberalen sogenannte „wissenschaftliche" Congresse für ganz Italien hielten, wo sie sich kennen lernten, während sie ihre Vereine über ganz Italien ausdehnten, lebten die Katholiken noch in der alten Manier, jede Provinz abgeschlossen für sich; und so leben sie zum Theil auch heute noch, und so kommt es, daß auf den katholischen Congressen immer nur einzelne Provinzen vertreten sind.

Und nicht nur das Verständniß für die neue Politik fehlt bei Vielen, es fehlt bei Vielen auch der gute Wille. Sie kümmern sich um nichts anderes als um ihr Wohlbehagen. Das gilt besonders von einem Theile des katholischen Adels. Sie murren gern über jede Regierung, lieben aber doch die Ruhe, unbekümmert darum, wer dieselbe herstellt. Sie lassen jeder Sache ihren Lauf, und behalten sich nur das Recht vor, sich nachher statt vorher zu beklagen. Sie wollten früher keine Reformen, weil sie dabei Opfer bringen mußten, sie wollen auch jetzt keine politischen Aenderungen, weil das wieder Opfer kosten würde. Sie treten wohl in katholische Vereine, wenn ihre Freunde sie dazu einladen und dieß den Familientraditionen entspricht. Sie gehen auch jährlich einmal dem Papste ihre Aufwartung zu machen. Aber sobald es sich um Arbeit handelt, hindern sie stets mehr als sie helfen. Wenn wichtige Vereinssitzungen gehalten werden sollen, haben sie gerade eine Jagd abzuhalten; wenn zu den Stadtrathswahlen gegangen werden soll, müssen sie gerade in's Bad reisen; wenn der katholischen Presse einmal ge-

holfen werden soll, so ist dieselbe noch lange gut genug,
ist kein Geld vorhanden, um sie zu unterstützen. Und d
hat man Geld für alles Andere, man hat sogar Geld
wohlthätige Zwecke, aber für einen politischen Zweck f
dasselbe. Es sind dieß dieselben Leute welche ruhig zusahen,
fremde Soldaten den Papst vertheidigten, die aber ihrers
keine Hand rührten, um ebenfalls für eine Staatsordn
einzustehen, in welcher nicht nur die Interessen der Religi
sondern auch ihre eigenen Interessen geschützt waren.

Viele sagen auch, es geht unter der neuen Regierung
nicht so schlimm, wie manche Exagerirte glauben ma
wollen. Die Glocken läuten ja noch, die Priester lesen n
Messe, man kann in die Kirche gehen, es wird ja noch ü
den Rosenkranz und über die Madonna gepredigt. W
diese heute eine volle Kirche sehen, schlagen sie die Hände
sammen und sprechen bei sich, nein, die Pessimisten haben g
Unrecht, der Glaube ist noch da, die Religion wird s
triumphiren! Gelegentlich drehen dieselben ihr Argument a
um und sagen dann, die Hydra der Revolution ist schon
giftig gegen die katholische Kirche, was wird erst wer
wenn wir sie noch reizen und herausfordern? Der Ka
und die Bildung einer katholischen Partei ist also nicht
unnütz, es liegt sogar große Gefahr darin. Den Wolf,
man nicht tödten kann, muß man liebkosen. Die Lieb
also der Weg, auf dem man die Revolutionäre zu gewin
suchen muß. Man muß denselben soviel als möglich entge
kommen, sie für ihre Gewaltthaten nicht weiter tadeln,
die Verhältnisse brachten das einmal so mit sich. Man
sich mit ihnen in Allem so gut vertragen als es nur
geht. Uebrigens zeigen ja auch manche Revolutionsmän
die man kennt, noch gute Seiten, es ist also nicht jede H
nung bei ihnen verloren. Dieselben sitzen zwar im Parla
in Rom und sind den kirchlichen Censuren verfallen, abe
gehen zu Hause doch jeden Feiertag in die Kirche. Sie ha
in der Kammer zwar leidenschaftliche Reden gegen den W

aber sie bringen ihrem Pfarrer doch jedesmal ein Geschenk aus Rom mit. Sie haben sich zwar mit Kirchengütern bereichert, aber sie geben auch den Armen Unterstützungen. Sie zeigen sich in der Oeffentlichkeit zwar liberal und kirchenfeindlich, sie senden aber ihre Kinder zu den Scolopern und Jesuiten in die Schule, und haben nichts dagegen, wenn ihre Frauen Blumen zur Madonna schicken. Die Klugheit räth also, die Vergehen derselben zu übersehen und mehr ihre guten Thaten in Anschlag zu bringen. Würde man für eine katholische Partei agitiren, welche mit der Intention aufträte, die liberale Partei zu stürzen, so würde man alle diese Leute zu neuen Gewaltthätigkeiten reizen, sie würden den guten Weg, auf dem sie gegen die Kirche sind, ganz verlassen, es wäre also nichts gewonnen, aber Vieles verloren. Und so schadet, wenn man diese Leute sprechen hört, der katholischen Sache nichts mehr als die Exagerationen, und exagerirt ist jede katholische Zeitung, jeder katholische Verein, jeder Prediger, der das Thema von der Madonna verläßt. Sie begreifen daher die beginnende katholische Bewegung nicht, sie möchten sie vielmehr zurückdrängen; sie nehmen die Vorschläge, die Demonstrationen, die Proteste ihrer rührigen Gesinnungsgenossen mit Lächeln und Bedauern auf.

Zu dieser Art von Politikern stellt auch der Klerus sein starkes Contingent, und leider ein nur zu starkes. Denn nur zu sehr sind die Don Abbondio's Manzoni's in Italien noch nicht ausgestorben. Manche finden sogar, daß das Auftreten der katholischen Partei unchristlich sei. Sie kennen alle Stellen der heil. Schrift, worin es heißt, man müsse die Welt fliehen und sich nicht in ihre Streitigkeiten einlassen; sie lesen mit besonderer Andacht die Geschichten der Martyrer, welche sich gegen ihre Verfolger nicht wehrken. Es hat bekanntlich immer diese Art von „Klugen" in der Kirche gegeben, die Alles besser wußten als die anderen Leute. Was sie leisten, davon erzählt die Geschichte aller Jahrhunderte nur zu Trauriges. Kein Wunder, wenn in Italien, wo Klima und

Natur zum süßen Nichtsthun einladen, eine ähnliche „Klugheit“ sich breit macht, um die Feigheit und Faulheit zu entschuldigen.

Aber als wenn es noch nicht genug wäre, daß sich so viele Katholiken Italiens unter allerlei Vorwänden von ihren rührigen Gesinnungsgenossen fern halten und darum die Bildung einer starken katholischen Partei erschweren, es muß auch noch eine Spaltung zwischen denen seyn, welche wirklich thätig sind und arbeiten wollen. Gerade unter den rührigsten Elementen gibt es nämlich eine Anzahl sogenannter „liberaler Katholiken“, welche der Kirche zwar die Freiheit wieder erkämpfen wollen, aber nach ihrem Kopf, und nicht auf die Weise, wie es der heil. Stuhl will, der in dieser Sache allein competent ist. Der Grundgedanke dieser Sonderpolitiker ist, man müsse dem Papst zwar in dogmatischen Lehren gehorchen, aber nicht in politischen Dingen, denn darin sei er nicht unfehlbar. Derselbe habe vielmehr den colossalen Fehler gemacht, im jetzigen Königreich Italien nur den vorübergehenden Triumph einer anti-religiösen Revolution zu sehen, während dasselbe die Vollendung der berechtigten nationalen Idee sei, der sich die anti-religiöse Richtung nur per Accidens beigesellt habe. Aus diesem Grundirrthum sei der andere gefolgt: man habe die vollendete Thatsache nicht anerkennen und sich nicht in dieselbe fügen wollen, und doch wäre das der einzige Weg gewesen, um die verletzten Rechte der Religion wieder zu erobern. Sie verlangen also, daß man die durch Gottes Fügung zugelassene und geschichtlich gewordene Einheit Italiens anerkenne, an den politischen Wahlen und am politischen Leben in seinem ganzen Umfang theilnehme, dem König den Eid der Treue leiste, dahin strebe, die Majorität in der Kammer zu bekommen, daß man so die Regierung an sich reiße und dann Italien christlich regiere.

Sie müssen zwar zugeben, daß das neue Königreich die *Kirche* fast ihres ganzen Vermögens beraubt und die religiösen

Orden unterdrückt hat, daß es die abgefallenen Geistlichen favorirt und die fremden Sekten in ihrer Propaganda unterstützt, daß es die kirchlichen Prozessionen und die Wallfahrten verhindert, daß es bei Besetzung von Beamtenstellen und Lehrstühlen die Ungläubigen am meisten berücksichtigt, daß es eine zügellose Presse und schmutzige Theater die Religion und die alten Sitten verhöhnen läßt, daß es dem Oberhaupt der Kirche eine Lage bereitet hat, in welcher dasselbe immer ungewiß über das Morgen, immer abhängig von der jeweiligen Regierung ist, genöthigt, seine Wirksamkeit auf das zu beschränken, was ihm der sociale und politische Zustand der Hauptstadt erlaubt, gezwungen, aus Klugheitsrücksichten den Vatikan nicht zu verlassen, Gegenstand des Spottes und des Hohnes in Parlament und Presse. Sie müssen auch zugeben, daß das Königreich Italien mit allen kirchenfeindlichen Mächten der Welt im Bunde steht und gewissermaßen als der Mandatar derselben gegen das Papstthum erscheint. Aber alles das glauben sie sei nur zufällig, in seinem Wesen habe das Königreich doch soviel Gutes, daß man sich damit versöhnen oder, wie hier der Ausdruck lautet, conciliiren könne. Freilich geben sie zu, daß man dem heil. Stuhl gehorchen muß, wenn er es verbietet, in der Hauptstadt der Christenheit, die ihm von Rechtswegen gehört, legislatorische Handlungen im Parlament auszuüben und dem Usurpator den Treueid zu leisten — aber darin besteht nach ihnen gerade das Unrecht des heil. Stuhles, daß er dieses verbietet. Sie bemühen sich also den heil. Stuhl zu andern Ansichten zu bekehren, und da dieß bisher nicht gelungen ist, so appelliren sie an die Oeffentlichkeit, um einen Druck auf denselben auszuüben und ihn womöglich zu einer anderen Politik zu nöthigen. Zugleich halten sie sich fern von allem was der heil. Stuhl wirklich erlaubt. Die meisten dieser Herren sind, wie wir gern glauben wollen, von der Liebe zur Kirche und zu ihrem Vaterlande geleitet; anstatt aber zu nützen, sind sie von unendlichem Schaden für die katholische Partei, und

folglich auch für ihre Kirche und ihr Vaterland. Die katholischen Congresse und Blätter müssen sich fast immer mit der Bekämpfung dieser „Freunde“ beschäftigen und ihre Aktion ist dadurch sehr erschwert. Auch der heil. Stuhl mußte wiederholt vor denselben warnen. Am 3. September 1875 schrieb der Papst an den Congreß in Florenz: „Habt Acht, daß nicht falsche Brüder sich zwischen euch mischen, das heißt diejenigen welche die innerste Natur, Haltung und Bosheit der gegenwärtigen Umwälzungen nicht beachten oder nicht kennen und, sich für weise haltend, glauben, man könne entgegengesetzte Principien conciliiren, man könne zwischen den heftigsten Feinden der Religion und den Freunden der Religion vermittelst dieses oder jenes politischen Paktes die Eintracht wiederherstellen, als wenn es möglich wäre eine tiefe innere Wunde durch ein leichtes Hautpflaster zu heilen.“ Noch deutlicher sprach der Papst am 5. Februar des verflossenen Jahres in einem Breve an die Gioventù cattolica: „Nicht ohne Betrübniß haben wir gehört, daß Zwistigkeiten zwischen euch sind, denn einige, die von den Lehren der Conciliatoren verführt sind, glauben, sie müßten von den demüthigen Werken, die sie bisher geübt haben, ihren Geist auf höhere Ziele richten und die Weise studiren, wie sie in's Parlament gelangen könnten, um so für die Interessen der Kirche zu wirken . . . Wir fürchten aber, daß der Satan sich in diesem Falle in einen Engel des Lichtes verwandelt hat, um euch zu verführen.“

Die Versöhnungs-Politiker lassen sich dadurch aber nicht irre machen, der heil. Stuhl ist eben in einem politischen Irrthum, den sie aufzudecken berufen sind. Sie unterhalten sogar ein eigenes Zeitungsorgan als Verbreiter ihrer Ideen, nämlich die Armonia in Florenz, und andere kleinere Blätter steuern bald versteckter bald offener auf ihr Ziel hinaus. Den größten Anhang haben sie in den oberitalienischen Provinzen, wo das Haus Savoyen rechtmäßig herrscht. Am meisten Aufsehen machte unter ihnen neuerlich der Exjesuit Curci, der mit Leidenschaft und Feuer, wie es einem Neapolitaner ansteht, und

zugleich mit Geist und Talent seine Anschauungen verfocht. Das Jahr 1870 hatte ihn zur Ueberzeugung gebracht, daß die weltliche Herrschaft des Papstes nicht mehr wiederzugewinnen sei. Er wollte also, daß die Kirche sich dieß sofort eingestehe und demnach ihre Maßregeln treffe. Er sprach mit Pius IX. darüber, wurde von diesem jedoch modicae fidei genannt. Er sprach mit seinen Ordensbrüdern davon, fand aber Widersprnch bei ihnen. Er sprach mit allen Personen, mit denen er zusammenkam, von seiner Ueberzeugung, fand auch viele Anhänger, wurde aber von den meisten direkt zurückgewiesen; andere sagten, man könne wohl dieser Ansicht seyn, man dürfe sie aber nicht verbreiten, weil dieß eine Agitation gegen den heil. Stuhl und eine Schwächung der Auktorität sei. Allmählig bildete sich der Versöhnungs-Gedanke zu einer Art fixen Idee bei Curci aus, zu welcher er die Welt durchaus bekehren wollte, koste es was es wolle. So oft seine Freunde ihm auch begreiflich machten, er möge die Politik doch denen überlassen, welche dazu berufen seien, er kehrte immer wieder auf sein Thema zurück. Viele, die früher häufig und gern mit ihm verkehrten, flohen daher seinen Umgang, weil er allzu lästig wurde. Das verbitterte den Pater aber um so mehr. Besonders kränkte ihn, daß seine Ordensbrüder ihn nicht hören wollten. Er kam dahin, sie alle für Feinde und Verfolger zu halten, und wollte nicht mehr in Gemeinschaft mit ihnen leben. Unter dem Vorwande, mehr Ruhe zu genießen und besser studiren zu können, nahm er bald bei diesem bald bei jenem Weltgeistlichen, bald auf dem Lande bald in der Stadt seine Wohnung. Der General des Jesuitenordens sah sich endlich nach wiederholten gütlichen Ermahnungen gezwungen, gegen ihn einzuschreiten, da der Ruf des ganzen Ordens, der sich ja nach seinen Statuten gerade durch besondern Gehorsam gegen den heil. Stuhl auszeichnen muß, unter dem verwegenen Auftreten des Einen Mitgliedes litt. Dieß führte schließlich zur Entlassung Curci's aus der Gesellschaft.

Curci war sich selbst über das was er wollte, nie rec klar. Nur Eines stand bei ihm fest, daß die Politik de heil. Stuhles falsch sei. Seine positiven Gedanken ware schwankend. In dem berüchtigten Briefe an den Papst woll er, Pius IX. sollte sich mit Viktor Emanuel, der in seine Mark noch christlich sei, persönlich in's Einvernehmen setz und ihn vor Allem als König von Italien und „von Gott Gnaden" anerkennen. Viktor Emanuel werde dann ei christliches Ministerium berufen, die Kammer auflösen un Neuwahlen anordnen, und dann sei kein Zweifel, daß mi einiger Anstrengung der guten Elemente des Landes ein Majorität katholischer Deputirter aus der Urne hervorgehe werde. Dann sei die römische Frage aber gelöst; Staat un Kirche würden einträchtig zusammenwirken, um das einige Italien glücklich zu machen. In seinem letzten Buche, das Anfangs Januar dieses Jahres erschienen ist, nennt Curci diese Ge danken jedoch eine Utopie, die man nicht weiter beachten solle. Er erklärt, er wolle die Ausführung und Weise der Con ciliation ganz dem Papst selbst überlassen; sein Verlangen sei also nur, daß man die *Möglichkeit* einer Versöhnung auf der Grundlage der faits accomplis, die er übrigens a sich nicht billigt, zugebe. Er verwahrt sich dagegen, als woll er dem Papst Vorschriften machen, er wolle denselben nu mit gutem Rathe unterstützen. Aber trotz dieser Erklärunge ist sein Buch eine fortgesetzte Anklageschrift gegen die „Blind heit" des heil. Stuhles, der die Zeitverhältnisse nicht richti auffasse; und derselbe wird für alles Unglück, was in Italie aus der Revolution gefolgt ist, verantwortlich gemacht, äh lich wie derjenige der einen Brand löschen konnte, aber a Furcht und Saumseligkeit ihn fortbrennen ließ. Curci h seiner Sache dadurch sehr geschadet, daß er sich vieler Uebe treibungen, einer Reihe handgreiflicher Unwahrheiten u gehässiger Insinuationen gegen seine Gegner schuldig gema hat. Er hat dadurch dokumentirt, daß die Leidenschaft ih die nöthige Ruhe und Klarheit zur Beurtheilung der Situat

geraubt hat. Sonst hätte er auch aus dem Mißlingen seiner Versuche, eine praktische Lösung der römischen Frage anzugeben, erkennen müssen, daß es zwar sehr leicht ist, dem heil. Stuhl eine falsche Politik vorzuwerfen, daß es aber ebenso schwer ist, eine richtigere anzugeben. Zur Anklage hat aber kein Recht, wer nichts Besseres zu machen weiß.

Curci und seine Gesinnungsgenossen leiden an Hochmuth und Selbstüberschätzung. Sie allein glauben die Weltlage richtig erfaßt zu haben; alle andern sind hingegen nach ihrer Ansicht mit Blindheit geschlagen. Die Wahrheit ist aber, daß sie nicht einsehen, was jetzt jedes Kind einsieht, was nämlich das Ziel der italienischen Revolution gewesen ist; daß sie die Grundelemente der Parteidisciplin nicht kennen; daß sie nicht begreifen, daß es auch nichtdogmatische Dinge gibt, in denen man dem Papst gehorchen soll; daß sie nicht begreifen, daß ihr Auftreten tadelnswerth und verderblich ist, falls ihre Ideen auch berechtigt wären; daß sie endlich nicht zwischen der garibaldinisch-piemontesischen Einheit ihres Vaterlandes und einer rechtmäßigen christlichen Einheit zu unterscheiden wissen.

So liegen also die Dinge in der katholischen Partei Italiens: die Einen verstehen nichts vom modernen politischen Leben, die Andern wollen sich keine unnöthigen politischen Sorgen und Arbeiten machen, wieder Andere haben Furcht vor der politischen Thätigkeit ihrer Freunde und suchen sie zu hindern, die liberalen Katholiken endlich gehen ihre eigenen Wege und streben nur, die der Andern zu durchkreuzen. Was soll nun das kleine Häuflein edler, entschlossener und opferwilliger Männer leisten, das eigentlich allein „die katholische Partei" bildet, da ihnen die Unterstützung ihrer kirchlichen Gesinnungsgenossen fehlt und die revolutionäre Partei sie mit ihrem Terrorismus heimsucht? Von andern Schwierigkeiten, die ihnen entgegenstehen, wollen wir in einem folgenden Artikel reden.

XXIX.

Peter Palladius und sein Visitationsbuch.

II. (Schluß.)

Der zweite Theil handelt von dem Seelsorgspriester und dem Küster, und Palladius tritt da gleich als Großinquisitor auf. Er frägt öffentlich, ob man irgend eine Klage gegen sie habe, über ihre Lehre, ihr Leben, ihren Umgang und Verkehr mit den Pfarrangehörigen. Vor Allem ob der Geistliche das Evangelium recht verkünde, Christi seliges Wort rein und klar — was jede arme Dienstmagd beurtheilen könne, wenn sie nur die Anfangsgründe des Katechismus weiß — oder ob er etwa von Heiligenverehrung fasele oder von andern papistischen und mönchischen Lehren und Uebungen, entweder öffentlich auf der Kanzel, oder heimlich im Beichtstuhle (!). Dann wie es mit seinem Leben stehe, seinem Hauswesen, seiner Umgebung, seinem Verhalten bei Schmausereien und Gastmählern, ob er etwa die Kranken oder überhaupt seinen Dienst in und außer der Kirche vernachlässige. Ebenso über den Küster, ob er vielleicht nachlässig sei in der religiösen Unterweisung der Kinder, im Läuten und Singen oder sonst in seinem Amte; ob er kein Schlemmer und Säufer sei ꝛc. Dann fordert er Alle und besonders die Kirchenvorstände auf, die etwaigen Fehler derselben ihm getreu und ohne menschliche Rücksicht mitzutheilen, damit er oder der Propst sie wegen derselben zurechtweisen könne, denn „dieß ist unseres allergnädigsten und *großmächtigsten* Königs Wille, daß ihr das selige Wort

Gottes allzeit zu hören bekommt, und dafür sollt ihr Gott danken, daß ihr einen solchen König habt, der auf euer geistiges Wohl nicht weniger bedacht ist als auf das leibliche". Leget also Zeugniß von ihnen ab nach bestem Wissen und Gewissen, damit wir uns darnach richten können. Ich fordere dieses nicht, weil ich irgend einen schlimmen Verdacht gegen sie habe, sondern weil es der Wille Sr. k. Majestät ist, daß, wenn sie sich eines Fehlers schuldig gemacht hätten und sich nicht belehren lassen wollten, dem Uebel abgeholfen und sie nöthigenfalls ihres Amtes entsetzt werden. Andererseits wünschte ich aber auch zu erfahren, ob nicht irgend ein Schwätzer und (katholischer!) Aufwiegler unter euch sich findet, der den Pfarrgeistlichen, den Küster, die Kirchenvorsteher und euch selbst, wenn ihr in Gesellschaft mit ihm zusammenkommt, zurecht setzen möchte. Wenn ihr mit einem solchen Priesterhasser selbst nicht fertig werdet, so schreibt mir nur seinen Namen und sein Vergehen auf einen Zettel und ich verspreche euch bei meiner Seele, wie auch der König mir versprochen hat, daß er euch nicht länger lästig fallen soll, der blaue Thurm (!) kann dafür bürgen. Denn es ist ja besser, daß ein solcher Sachwalter des Teufels aus der Pfarrei fort sei, als daß Jedermann mit ihm in Streit gerathe.

Wenn ihr nichts gegen euren Geistlichen und Küster habt und mit ihnen zufrieden seid, so sollt ihr auch darauf bedacht seyn, ihnen den nöthigen Unterhalt zu geben. Und damit ihr einsehet, daß sie ihr Brod bei euch nicht umsonst essen, so will ich euch zeigen, was ihres Amtes ist, und dann auch euch sagen, was ihr für sie zu thun habt. Wenn sie für eure und eurer Kinder Seele sorgen, so sollt ihr hinwiederum für ihren und ihrer Kinder Leib sorgen.

Der Pfarrgeistliche also muß euch dienen unter den größten Gefahren des Leibes und der Seele. Er muß euch zu Diensten seyn zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht. Und wenn Pest und Blattern und andere ansteckende Krankheiten

herrschen und es in euren Häusern noch so übel riecht, so muß er seine Nase hinein stecken, bekommt auch seinen Theil davon und holt sich manchmal sogar den Tod. Sehet da die Gefahren des Leibes! Aber die Gefahren der Seele sind noch größer. Da hat er seine Regel, keine Mönchsregel, sondern eine strenge Regel. Das erste Kapitel in dieser Regel heißt: Vae mihi, si non evangelizavero! Wehe mir, wenn ich dem Volke das Evangelium nicht rein und klar verkünde. Die zweite Regel heißt: Maledictus, qui facit opus Domini fraudulenter! Verflucht für ewige Zeiten ist er, wenn er Gottes Werk nachlässig betreibt, d. h. wenn er etwas Anderes predigt als Jesus Christus rein und klar, wenn er Hurerei und Buhlerei duldet, ohne die Betreffenden zur Besserung anzuhalten, und wenn er, falls sie sich nicht bessern wollen, ihre Namen nicht von der Kanzel herab bekannt macht und sie nicht in den Bann thut (!). Das dritte Kapitel ist: Ego sanguinem illorum de manu tua requiram! Ich werde des Volkes Blut von deinen Händen fordern. Was heißt das? Wenn sich in der Pfarrei Abgötterei oder eine falsche Gottesverehrung (!) findet, wenn Mord und Unzucht verübt wird, ohne daß er bei Zeiten einschreitet und solche in den Bann thut, so weiß er sein Urtheil schon. Ihr Blut schreit zum Himmel wie einst das Blut Abels, den Kain gemordet. Er wird noch tiefer in die Hölle hinab kommen als diejenigen welche durch seine Schuld verloren gingen, und diese werden ihn in der Hölle die ganze Ewigkeit hindurch verwünschen und verfluchen.

Dieß ist des Priesters Regel, meine lieben Bauern, ist sie nicht schwer? Er darf also nicht auf der Ofenbank sitzen und flacken und neben einem rothen Krug sich recken und strecken, wie Gottes Gecken, die Mönche gethan. Nein euer Seelsorger ißt sein Brod nicht umsonst bei euch, wenn er sein Amt gut verwaltet, und namentlich auch die Predigten auf alle Sonn- und Feiertage gut vorbereitet, damit er die *verkehrte* Heiligenverehrung und das mönchische Fasten aus-

rolle (!), harte und versteinerte Herzen rühre und verwundete durch das Evangelium heile.

Was den Küster betrifft, so hat er nicht bloß zu läuten und zu singen mit euch, sondern seine vorzüglichste Beschäftigung, wodurch er sein Brod bei euch verdient, besteht darin, daß er die Kinder und das junge Volk die Anfangsgründe des Katechismus lehrt. Denn es sind zwei Kirchen in eurer Gemeinde, die der Alten, welche vom Priester belehrt und unterrichtet werden, und die der Jungen, welche der Küster zu unterrichten hat. Und damit ich sehe, ob er seine Pflicht gethan hat, will ich mit den jungen Leuten ein kleines Examen vornehmen; die Alten will ich nicht ausfragen, hoffentlich können sie das was Kinder wissen müssen, sonst müßten sie sich vor Gott und all seinen Engeln schämen.

Nun läßt Palladius zuerst die Knaben und Jünglinge und nachher die Mädchen und Jungfrauen zu sich kommen und examinirt sie — über was? Das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die 10 Gebote läßt er aufsagen! Hierauf ermahnte er sie, fleißig zum Unterricht des Küsters zu kommen und zwar diejenigen welche bei der Kirche wohnen, jeden Sonn- und Feiertag, diejenigen aber welche nicht im Kirchdorfe sind, jeden Monat wenigstens einmal in einem Hause ihres Dorfes, „wenn schöner Sonnenschein ist". Wenn sie aber, so fährt er weiter, bei gottlosen und habsüchtigen Leuten im Dienste wären, die sie davon abhalten wollten, so sollen sie dieselben nur so bald als möglich verlassen, und lieber dem Teufel selbst dienen als solch gottlosen Tropfen und Stümpern, die da zu sagen pflegen: „Mein Kind darf nicht zum Küster gehen, es soll zu Hause lernen, was meine Eltern und ich gelernt haben. Weißt du was das heißt, du armer Stümper? Das ist so viel als: ich will voran gehen in die Hölle, und mein Kind soll mir folgen." Solchen Leuten, Kinderchen, dürft ihr nicht folgen im Schlechten, und müßt so bald als möglich ihr Haus verlassen, denn da herrscht und ist der Teufel zu Hause. —

nicht mit christlicher Sitte. —

Doch der „Bischof" ist damit nicht zufrieden,
Kinder bloß zum Küster in den Religionsunterricht
Etwas Anderes liegt ihm noch weit mehr am
Während nämlich früher die Lateinschulen, namen
Klöster und Domstifte, auch von armen Bauernkn
stark besucht waren, daß Christian II. dieß beschrä
müssen glaubte, indem er armen Studenten zu bett
bot und befahl, daß alle diejenigen welche sich die K
selbst verschaffen konnten, Kopenhagen verlassen s
wollte jetzt, nach 20 Jahren, Niemand mehr sein
studiren lassen, wodurch besonders der allenthalben
beklagte Mangel an protestantischen Geistlichen
Darum ermahnt nun Palladius seine Bauern auf
dringlichste, „ihre prächtigen Buben, denen das w
der Küster sagt wie geschmolzene Butter hinunterflie
nächsten Stadt in die Schule zu schicken. Nicht alle
kinder sollen Bauern werden, manche seien von
etwas Höherem bestimmt. Wenn die Eltern sie n
Studieren abhalten, so verfehlen sie ihren Beruf und
Taugenichtse und Tagdiebe, während sie, wenn sie
unzähligen Menschen bis zum neunten Geschlecht durc

kein Grund, eure Kinder von der Schule zurückzuhalten. Könnt ihr sie nicht ernähren, so lasset sie nur für sich selbst sorgen. Es ist noch kein Student verhungert. Studenten bekommen ihr Essen leichter als andere Arme. Als ich auf der Schule zu Assens war, gab ich einem anderen Studenten einen Groschen, damit er mich herum gehen und betteln lehre, aber er war nur eine einzige Mittagsstunde mein Lehrer, nachher lernte ich dieß von selbst und ich brauchte nichts mehr dafür auszugeben. Auch jetzt noch gibt es, Gott sei Dank, in Kopenhagen gute und gottesfürchtige Bürger, welche armen Studenten Wohnung und Kost geben. Die Studenten führen auch keineswegs ein müßiges Leben, wenn man auf sie Acht gibt. Ihr könnt ja an uns sehen, daß wir in der Schule nicht müßig waren. Laß also, mein Bäuerlein, dein Kind nur in die Schule gehen, nach Roskilde oder Kopenhagen oder Malmö oder nach Deutschland. „Unsere Vorfahren waren fleißiger, ihre Kinder in die Schule zu schicken, obwohl sie von Gottes Wort noch nicht so viel verstanden, als wir in diesen durch das reine Evangelium erleuchteten Tagen". Damals als ich in die Schule ging, gab es so viele Studenten, daß die Schulen bis unter das Dach hinauf voll waren. An der Schule zu Ribe studirten 700 und zu Roskilde 900 bloß um Mönche und Messeleser zu werden. Auch der Adel schickte seine Kinder in die Schule wegen der fetten Pfründen und reichen Lehen. „Nun sitzt der Teufel in den Herzen der Adeligen, der Bürger und Bauern und hält sie davon ab, ihre Kinder studiren zu lassen, obwohl sie recht gut merken, daß ihr Kind vom Mutterleib an dazu bestimmt ist. Das thut der leidige und schändliche Teufel deßwegen, damit es bald ganz an Solchen fehle, welche Gottes Wort verkünden sollen, und das Volk wieder in den frühern Irrthum zurückfalle, denn dieß strebt er an. Gute Christen, edel und unedel, bedenket also wohl, wie wichtig die Sache ist". So wisset ihr nun, was euer Küster zu thun hat. Er muß mir auch jedes Jahr Rechen-

schaft ablegen, namentlich darüber, wie er eure Kinder unt
richtet und wie viele tüchtige Knaben er aus dieser Pfar
in die Schule gelockt, zum Studieren gebracht hat (!).

Nachdem Palladius der Gemeinde so erklärt hat, w
der Pfarrgeistliche und der Küster für sie in geistiger B
ziehung zu thun verpflichtet sind, schärft er nun der Gemeind
ein, was sie in leiblicher Beziehung für dieselben zu thun
wie sie für ihren Unterhalt zu sorgen habe. Vor Allem läß
er die auf dem Herrentag zu Ribe 1542 erlassene königliche
Verordnung über Zehnt und Abgaben an die Kirchendiener
vorlesen, und fügt dann bei: „Es ist also des Königs Be
fehl, und wenn auch dieß nicht der Fall wäre, so hat Gott
selbst befohlen, den Zehnt an Getreide und Vieh gewissenhaft
zu geben, und Christus sagt auch selbst, daß der Arbeiter
seines Lohnes werth ist. Dieß findest du sonst überall in
Ordnung und gibst sogar dem Pfeifer oder Musikanten beim
Hochzeitsmahl gern — und da ich gerade Musikanten er
wähne, so prophezeie ich diesen eine Peitsche und ein neues
Hemd, wenn sie bei Hochzeiten und andern Festgelagen ihre
gottlosen Gesänge mit Heiligenanrufung und dergleichen
Sachen nicht lassen — nun eure Seelsorger und Küster, die
so viel für euch arbeiten, wollen auch essen und trinken, und
wenn du ihnen den verdienten Lohn entziehen und von dem
Zehnten, den du dem König[1]), der Kirche, dem Priester und
Küster schuldest, etwas zurückhalten und stehlen wolltest, s
es ein Scheffel oder eine Handvoll, so müßte der Fluch
darauf seyn, der dir Unglück und Seuchen bringt, und hättest
du dafür in der Hölle zu brennen, denn den verdienten Loh
zurückbehalten, ist eine von den vier himmelschreienden Sün
den“ ꝛc.

Ebenso sollt ihr nach königlicher Ordonnanz die Festtag
opfer geben, wenigstens zu Weihnachten, Ostern und Pfingst

---

1) Den ehemals bischöflichen Antheil des Zehnten nahm der Kön
bei der Reformation für sich in Anspruch.

das müßte ja ein ganz vermaledeiter Mensch seyn, der nicht einmal an diesen drei Tagen in seine Pfarrkirche kommen wollte, wegen der Kleinigkeit, die er seinem Seelsorger und Küster geben soll. Außerdem sind von uralter Zeit her noch gebräuchlich die Kindsopfer bei Taufen, die Brautopfer bei Hochzeiten und die Opfer der Wöchnerinen bei ihrem Kirchengang. Diese Opfer sollt ihr dem Pfarrgeistlichen und Küster nach Vermögen und eigenem Ermessen entrichten, nicht daß sie davon reich werden, damit hat es wohl keine Noth — sondern Ehren halber, wie ihr ja einander auch sonst durch Geschenke zu ehren pflegt. An diese Opfer, namentlich die Brautopfer und Opfer der Wöchnerinen, knüpft Palladius verschiedene Belehrungen und Bemerkungen. Anläßlich der Brautopfer sagt er, warum und wie die Brautleute sich kirchlich trauen lassen sollen und überrascht dann seine Zuhörer mit einer donnernden Strafpredigt gegen das Trinken und Wirthshaussitzen der Männer, wodurch sie das Hauswesen ruiniren und Weib und Kinder unglücklich machen. Und er hatte wohl Grund dazu. Denn Allen (l. c. IV. Bd. I. Abth. 206) bemerkt über diese Zeit: „Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Trunkenheit ein Hauptfehler der Zeit, jedoch hatte sie noch nicht jenen Grad ekelhafter Völlerei erreicht, zu dem sie in der andern Hälfte desselben und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelangte." Und wir haben früher schon erwähnt, wie Palladius gegen dieses allgemein herrschende Laster in einer eigenen Schrift loszog.

Besonders interessant sind die verschiedenen Belehrungen und Ermahnungen, welche Palladius an den Kirchengang und das Opfer der Wöchnerinen knüpft. Die Auslassungen, Lügen und Verläumdungen, welche der „fromme Bischof" sich da gegen die katholische Kirche erlaubt, sind der Art, daß seine Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe in einem höchst bedenklichen Lichte erscheint, denn man kann kaum annehmen, daß er durch seine Erziehung und Bildung und später durch die beständigen Controversen mit den Katholiken die Wahrheit nicht besser

verheirathen, denn dieß war in ihren Augen eine
Sache (led Ting). Und wann sah man jemals einen
(Franziskaner) Mönch auf einer Hochzeit? Dieß w
wenn ein Hund in eine Badestube käme. Ja wohl
heilige Volk durfte nicht in das Haus des Pilatu
doch hat Gott selbst die Ehe eingesetzt und befohle
führt hierauf die nämlichen Gründe an, welche in de
lischen Kirche allzeit für die göttliche Einsetzung
geltend gemacht und selbst in's Rituale aufgenomm
den, hat aber nichtsdestoweniger die Stirne beizufügen
gilt jedoch nichts bei diesem (papistischen) Volke."
wegen, so fährt er dann weiter, redeten die Papis
verächtlich von einer Wöchnerin und sagten, daß
Wochenbette wie ein heidnisches Weib sei und den T
sich habe, den man, wenn sie in die Kirche komme,
und Weihwasser von ihr austreiben müsse (!). Di
lehrten die Mönche, damit Wenige in den Ehestan
Alles voll Mönchen und Nonnen werde, und der
seine Betrügereien und sein Spiel gegen Gottes Ar

Gnade hoffen dürfe, auch zur ewigen Seligkeit gelangen und daß sie deßwegen auch auf dem christlichen Kirchhof neben den andern getauften Kindern begraben werden dürften, jedoch ohne priesterliches Geleite und ohne Sang und Klang, „damit die Taufe nicht in Verachtung komme“ (!).

Die Wöchnerinen geben Palladius Anlaß von den Hebammen zu reden und in Folge dessen sogar eine gewaltige Hexenjagd zu veranstalten. Der etwas dunkle Nexus wird bald klar werden. „Nach der königlichen Ordonnanz, sagt der Bischof von Königs Gnaden, soll der Seelsorgspriester die Hebamme öfter kommen lassen und sich überzeugen, ob sie ein gottesfürchtiges, christliches Weib ist, die Gebote, den Glauben, das Vater unser kann, gerne zu den Sakramenten geht, und die arme Kindbetterin mit Gottes Wort auch recht zu trösten versteht. Daran liegt sehr viel. Wo ein papistisches Mönchsweib mit dem alten Unrath Hebamme ist, da ist gerne auch der Teufel mit ihr im Hause, da wird es kaum recht zugehen, die Hebamme muß ein gottesfürchtiges Weib seyn.“ Demnach wären also nur protestantische Hebammen „gottesfürchtig“, die katholischen stehen mit dem Teufel im Bunde, sind einfachhin Hexen, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Denn, fährt Palladius weiter: „das sei ferne, daß eine Hebamme mit Segnungen, Beschwörungen und andern Narreien oder Zaubereien sich befasse“, wer so etwas von der Hebamme selbst oder von einem andern Weib weiß, soll es — sonst ist der Hehler ebenso schlecht als der Stehler — der Obrigkeit anzeigen, damit sie „hundert Fuder Holz unter den . . . . bekomme und lebendig verbrannt werde, wie sie es verdient hat.“ „Du darfst es nicht verschweigen, wenn du irgend eine Hexe weißt. Die sollen nun ihren verdienten Lohn empfangen. In diesen durch das reine Evangelium erleuchteten Tagen können sie sich nicht mehr halten, sie werden nun vor der Welt zu Schanden, und dieß ist ihr verdienter Lohn. Erst neulich wurde *ein Haufen* solcher Hexen in Malmö, *Kjöge und anderswo verbrannt*, und nun hören wir, daß in

Malmö wieder ein Haufen eingefangen ist und verb
werden soll. In Jütland und den kleinen Ländern (In
macht man Jagd auf sie wie auf Wölfe, so daß neulich
Alse und den umliegenden Gegenden 52 Hexen ergriffen
verbrannt wurden." — Dann ermahnt er seine Zuhörer,
Glauben zu haben und nichts Gottloses im Hause zu dul
so hätten sie von solchen Teufels-Hexen nichts zu fürch
Nur Leute, die keine Gottesfurcht haben, setzen ihr Vertra
auf Hexen, rufen sie zu ihren Kühen und Pferden und a
zu sich selbst, wenn sie krank werden, und lassen sich
ihnen segnen und einen jener vielen gereimten Sprüche (
türlich zu Ehren der Heiligen, wovon er ein ganz unschuldi
Beispiel anführt) hersagen, welche sie von dem Teufel
den Mönchen gelernt haben. „Nehmt euch in Acht! w
ihr nicht verbrannt werden wollt. Wer bisher mit solch
Unrath Mißbrauch trieb, dem gebe ich den guten R
solches aufzugeben. Sonst könnten Leute von Hof als Ba
verkleidet und mit einer Binde um das Bein zu dir komm
und von dir verlangen, durch deine Segnungen geheilt
werden, bloß um dich auf frischer That zu ertappen und
dann mit Haut und Haar verbrennen zu lassen, und es
schähe dir ganz recht. Nimm dich also in Acht, wenn dir
deinem Leben etwas liegt!"

Der erste protestantische Bischof in Dänemark bil
also nicht bloß die Hexenverbrennungen, indem er dieß v
mal nacheinander als verdienten Lohn bezeichnet, sonder
hilft auch selbst dazu mit, indem er in ganz Seeland her
zieht, und es Allen zur Pflicht macht, selbst solche, welche
katholischer Segnungen und Gebete bedienen, als Hexen
denunciren, und sogar Winke gibt, wie sie durch List in
Hände der Obrigkeit zu bringen wären. Wir wollen g
einräumen, daß in diesen Hexengeschichten viel Abergla
und Mißbrauch steckte; daß es sich dabei aber auch vielfach
um Anwendung kirchlicher Sakramentalien handelte, geht
bloß aus dem was Palladius hier, und noch mehr aus dem

er später über die Beschwörung der Besessenen sagt, hervor, sondern wird auch von der Geschichte bezeugt. So z. B. werden von Hemmingius in seiner *Admonitio de superstitionibus magicis vitandis* unter den Zaubermitteln auch das Weihwasser, geweihtes Licht, Charisma, papistisches Oel und papistische Salbung aufgeführt. Es ist ferner eine unbestrittene Thatsache, daß nach der Reformation dämonische Einflüsse und besonders Besessenheit in Dänemark sehr häufig waren, und daß das Volk in solchen Fällen seine Zuflucht häufig zu den Katholiken nahm, um durch die kirchlichen Sakramentalien Hülfe zu erlangen. Und weil die protestantischen Geistlichen dadurch nicht bloß an Ansehen, sondern auch an ihren Einkünften eine bedeutende Einbuße erlitten, so donnerten sie gewaltig gegen diese papistische Zauberei. Daß dabei hauptsächlich die materiellen Interessen in's Spiel kamen, dafür ein Beispiel. Als Hans Tausen Bischof von Ribe wurde, so geißelte er in seinem ersten Hirtenbriefe an die Geistlichkeit seines Stiftes besonders den Aberglauben des Volkes, „daß es Zauberern und Wahrsagerinen so begierig nachlaufe, obschon Gottes Wort rein und klar von allen Kanzeln verkündet werde. Und während man Christi Diener des Brodes nicht für werth halte, und ihnen nicht einmal den gesetzlichen Zehnt und die schuldigen Opfer geben wolle, belohne und bezahle man solche Teufels-Apostel reichlich für ihren Trug und Tand“[1]).

Nach diesen Streifzügen gegen die Hexen kommt dann Palladius wieder zu den Hebammen und Wöchnerinen zurück. Die Hebamme, sagt er, dürfe auch nicht dem Trunke ergeben sein, sondern soll allzeit, bei Tag und bei Nacht, nüchtern befunden werden. Dafür soll aber auch eine gute Hebamme ordentlich bezahlt werden. Die Wöchnerinen belehrt er, wie sie sich während der sechs oder sieben Wochen bis zum Kirchen-

---

1) *Helveg, Dänische Kirchengeschichte* nach der Reformation I. *35. 158 ff.*

gang zu verhalten haben, Belehrungen, die etwa einer Hebamme wohl anstehen, aber in dem Munde eines „Bischofes", und dazu öffentlich in der Kirche gar sonderbar ausnehmen. — Wenn eine Wöchnerin dann zur Kirche geht, heißt es weiter, so soll der Seelsorger ihr, falls sie ihn darum bittet, einen ganz andern Dienst erweisen, als mit Weihwasser und Licht kommen. Dieß ist von Gott (?) und vom König von Dänemark abgeschafft. Und wollte dieß ein Weib noch länger, so gäbe sie selbst zu erkennen, daß sie den Teufel hat, welcher mönchischen Grundsätzen zufolge dadurch von ihr ausgetrieben werden soll. Vielmehr hat der Seelsorger, wenn sie vor der Kirchenthüre steht, alle Anwesenden zum Danke gegen Gott aufzufordern, und alle sollen auf die Kniee fallen und mit aufgehobenen Händen ein Vater unser für sie beten, damit sie es gut erziehe. Hierauf führe er sie in die Kirche ein, indem er sagt: „Meine liebe Schwester komm nun wieder zur Kanzel, zum Taufbrunnen, zum Altar und thue all das was ein christliches Weib hier in der Kirche thun soll. Unser Herr Jesus komme mit seiner Gnade über dich, über deinen Mann, dein Kind und Alles was du lieb hast, in alle Ewigkeit. Amen." Hernach (und dieß ist die Hauptsache) geht sie hinauf und opfert, ebenso alle andern Weiber, die ihr die Ehre erweisen und sie in die Kirche begleiten, damit sie dann auch dasselbe thun, wenn die Reihe an diese kommt. Damit, so schließt er diesen zweiten Theil, habe ich euch erklärt, was euer Seelsorger und Küster für euch thun sollen, und was hinwiederum auch ihr ihnen schuldet.

In dem dritten Theile des Visitationsbuches belehrt Palladius das Volk über die Festtage, welche nach königlicher Ordonnanz zu halten sind, im Ganzen nämlich 73 oder 74, leicht zu merken und an den Fingern aufzuzählen, wenn man nur das Glaubensbekenntniß weiß. Er zeigt dann, wie drei Classen von Feiertagen in den verschiedenen Artikeln desselben enthalten seien. Wir haben, bemerkt er hiebei, wie für alle Engel, so auch für alle Heiligen nur Einen Feiertag

und feiern demnach die Feste der Apostel und der übrigen Heiligen, welche Päpste und Mönche eingeführt haben, alle zusammen am Feste Allerheiligen, nicht mehr an den betreffenden Tagen, damit euch in Zukunft die geziemende Arbeit und Nahrung nicht mehr geraubt und gestohlen werde. An diesen Tagen sollt ihr arbeiten, wie es Gott befohlen hat, und nicht als Gottes Tagdiebe herumgehen und in's Wirthshaus sitzen.

Das Volk war jedoch mit dieser gnädigen Bescherung, wie aus dem Folgenden hervorgeht, nicht recht zufrieden, denn Palladius befiehlt den Geistlichen die Kirchen an diesen Tagen geschlossen zu halten, und fügt dann hinzu: Wenn die Zunftmeister euch die Geräthschaften wegnehmen wollen, weil ihr an solchen Tagen arbeitet, so berufet euch nur auf die königliche Ordonnanz und ihr sollt Recht bekommen. Die Päpste und Mönche haben euch allzu lange die Arbeit abgestohlen, als daß dieß von euerm Seelsorger oder von so einem gottlosen Zunftmeister noch länger geschehen dürfte. Ihr habt noch Feiertage genug, Gott gebe, daß ihr diese haltet und sie besser benützet als dieß bisher geschehen. Diejenigen halten am allerwenigsten auf die Feiertage, welche wie ein Haufen Kropfgänse gegen uns schreien und sagen, wir hätten die Feiertage abgeschafft. Diese sind nicht abgeschafft, sondern nur auf Einen Tag verlegt. Und wir haben weder auf diese Tage noch auf diese Schreier zu achten, sondern sollen uns in diesen durch das reine Evangelium erleuchteten Tagen mit unseren Festen nach der Zeit richten (!).

Ein eigenes Schicksal hatte das Fest des heil. Johannes des Täufers. Dieß war zugleich auch ein öffentliches Volksfest, und das Volk hing zu sehr an demselben, als daß man es hätte wagen dürfen, dasselbe ganz abzuschaffen, es aber als Heiligenfest belassen, das ging auch nicht. Was war also zu thun? Man fand Rath. Kanzel, Taufstein und Altar brauchten, um ihre *Bedeutung* zu erhöhen, auch noch ein *eigenes Fest, und St. Hanstag* wird „Kanzelfest", denn St.

Hans „war ein christlicher Prediger“ und verstand
Leute gehörig abzukanzeln. Als „Taufbrunnenfest“ wi
Fastnachtssonntag bestimmt, wo das Evangelium vo
Taufe Jesu gelesen und über die Taufe gepredigt w
soll. „Altarfest“ ist der grüne Donnerstag, „das
Frohnleichnamsfest, das andere war für den Teufel
Noch ist ein Fest übrig, das Armenfest zum Beste
Armen einer jeden Pfarrei. Dieß soll an einem jener Die
oder Donnerstage gehalten werden, die man früher z
„gottlosen Prozessionen“ mißbrauchte, indem man mit
und Fahne um Esch und Flur herumzog, „ein wahres
nachtsspiel, Gott zum Spott und dieser Kirche, u
Bethaus, zur Unehre.“ An diesem Tage soll ein chri
Volk nicht bloß in die Kirche gehen, sondern namentlic
zu Hause die Armen speisen, wie dieß bei den go
Prozessionen geschah. Wer dieß verachten und versch
wollte, weil er diesen Mißbrauch nicht mehr hat, fü
soll man zu Gott beten, daß er vor seinem Tode selbs
erfahren möge, was es heißt, arm zu seyn.

Zum Schlusse ermahnt Palladius das Volk, auc
fleißig die von dem König vorgeschriebenen Bettage —
Mittwoch oder Freitag — zu halten, so lange die G
eines feindlichen Einfalls drohe, und liest dann seinen B
gehörig die Leviten, indem er sich nicht undeutlich au
ihrer politischen Haltung unzufrieden zeigt. Denn bekan
war die Volkspartei von Anfang an gegen den vom
gewählten Christian III. und kämpfte in der sogen
„Grafenfehde“ hartnäckig für die Wiedereinsetzung des
verjagten volksthümlichen Königs Christian II., bis si
zweijährigem blutigen Bürgerkrieg besiegt, Christian II
erkennen mußte. Dieser fühlte sich jedoch in den
Jahren seiner Regierung nicht recht sicher auf seinem T
Nicht bloß dauerte die Unzufriedenheit unter dem
fort und wurde noch erhöht durch die gewaltsame E
führung der Reformation mittelst deutscher Solda

sondern auch von außen drohte Gefahr, indem die Schwiegersöhne Christians II., Herzog Franz von Lothringen und Kurfürst Friedrich von der Pfalz, von Kaiser Karl V. selbst unterstützt, mehrmals drohten, ihre Ansprüche auf den dänischen Thron mit Waffengewalt geltend zu machen und daran wohl nur gehindert wurden durch das Bündniß, welches Christian III. mit Franz I. und Herzog Wilhelm von Cleve schloß[1]). Deswegen also waren die Friedensgebete angeordnet, zu denen Palladius in einer eindringlichen Bußpredigt in Seeland auffordert. Auch sonst in andern Nöthen, fügt er bei, sollten die Leute selbst solche Bettage halten, und „namentlich, wenn man die sogenannte Marienglocke, eigentlich Friedensglocke, läutet, sollt ihr um Frieden beten, und nicht, wie früher mißbräuchlich geschah, ‚Gegrüßt seist du Maria' daherplappern!"

Schließlich haben wir hier noch eine Digression nachzuholen, welche Palladius von den Festen redend plötzlich macht, indem er mit einer jener geharnischten Reden, die ihm so geläufig sind, gegen das Fasten loszieht. Er sagt nämlich: „Den ersten Frauentag (Mariä Verkündigung) nannte man ehemals den Frauentag in der Fastenzeit, jetzt könnt ihr ihn den Frauentag zu Ostern nennen, nachdem ihr, Gott sei Dank, über das Fasten besser unterrichtet seid und wohl wißt, daß ihr nicht verpflichtet seid, zu einer Zeit des Jahres mehr zu fasten als zu einer andern, nicht mehr vor Ostern als nach Ostern, nicht mehr in der Charwoche als in der Osterwoche, nicht mehr am Freitag als am Sonntag oder einem andern Tag. Einem guten Christen sind alle Tage in dieser Beziehung gleich gut." Auch heißt das nicht fasten, keine Fleisch- und Milchspeisen essen, dafür aber Fische und kostbare Gemüse mit Oel. Das ist ein Lügenfasten, ein Mönchs- ein Teufelsfasten, davon ist kein Tüpflein in der heil. Schrift. Fasten ist hungern, hungern, hungern. Als

1) *Allen, Faedrelandets Historie* S. 344.

unser Herr Jesus fastete, hatte er Hunger, aber un
Mönche wurden in der Fastenzeit nur noch fetter und b
backiger. Herr Gott, wie haben diese gefastet! Sie wa
nur Gottes Gecken! Gar nichts essen und trinken, das
das rechte Fasten! Nur so lange ihr dieses thut, fastet
recht. Thut ihr es bis Mittag, so ist dieß ein halber F
tag, thut ihr es bis Abends, so ist dieß ein ganzer Fast
So sollt ihr gerne und oft fasten am Sonntag wie
Freitag. Dazu sollt ihr noch das was ihr an eurem eig
Munde ersparet, den Armen und Nothleidenden geben.
fastet ihr recht. Sonst, wenn ihr nicht so fastet, so esset
trinket nur, zur Erhaltung des Lebens, Fleisch und Fisch
was ihr habt zu jeder Zeit, Gott für seine Gaben dank
denn wir sind an keinen Tag gebunden, wie damals, wo
noch unter dem Papste und den Mönchen standen.“

Hören wir weiter, was er über die Gelübde zu s
hat. „Du darfst dir nicht, sagt er, selbst Läuse in den
setzen, die kommen ohnehin. Wir dürfen uns nicht noch m
Stoff zu Sünden bereiten, wir sündigen schon genug g
die zehn Gebote. Wir haben bei der Taufe schon allzu
gelobt (!), mehr als wir alle Tage unseres Lebens zu St
bringen können. Lasset uns deßhalb zuerst dieses bezah
bevor wir so thörichter Weise bei Gott noch mehr Schu
machen. Diese sind schon allzu groß, so daß wir täglich,
wir in's Grab kommen, um Gnade beten und sagen müs
Vergib uns unsere Schulden. Darum taugen solche Mön
gelübde nichts mehr.“ Gewiß für solche, denen die T
gelübde schon zu viel sind! Damit haben wir so zien
Alles wieder gegeben, was dieser dritte Theil des Visitati
buches über Feste und Heiligenverehrung, über Fasten
Gelübde enthält.

Der vierte Theil handelt abermals und zwar ex
fesso von den Armen, indem Palladius die Noth der
schiedenen Classen von Armen schildert, und das Volk d
gend ermahnt, Werke christlicher Nächstenliebe zu üben,

Nothwendigkeit er, im Widerspruch mit seinem protestantischen Grunddogma, hier auf das stärkste betont und aus der heil. Schrift beweist.

Zuerst empfiehlt er die armen Kranken, die aus ganz Seeland in das Hospital von Kopenhagen gebracht werden. Da die Augen verdrehenden Mönche mit ihrem Bettelsack nicht mehr herumziehen dürfen, und es auch nicht mehr erlaubt ist, ihnen etwas zu geben, so soll man dafür denen geben, die für diese armen Kranken collektiren, und zwar nicht bloß Geld und Nahrungsmittel, sondern namentlich auch Leib- und Bettwäsche und andere Kleidungsstücke. An zweiter Stelle nennt er die armen Studenten, die herumziehen und das zu ihrem Studiren Nöthige sich erbetteln. Drittens soll man auch die Fremden und Reisenden, die kein Heim haben oder ferne von der Heimath sind, gern in sein Haus aufnehmen. Und nicht bloß in's Haus aufnehmen sollt ihr solche, sondern ihnen auch zu essen und zu trinken geben, und wenn sie einen weiten Weg gemacht haben und müde sind, so sollen die Weiber ihnen auch ein Fußbad bereiten, wie unser Herr Jesus selbst sie lehrt durch sein Beispiel und der Apostel Paulus von ihnen verlangt: Quae Sanctorum pedes lavit. „Dieß sind keine Mönchswerke, sondern richtige, gute, christliche Werke, welche die heil. Schrift lobt und preist.“ Wenn aber jene Bettler kommen, welche ehemals nach St. Jakob in Campostella und anderswohin wallfahrteten, jetzt aber zu Hause bleiben müssen und gottlose Bettler zu seyn pflegen — wie die Mönche gottlos waren — da man von ihnen wenige in der Kirche, wohl aber auf Hochzeiten sieht, wo neulich in Roskilde Einer einen Andern mit dem Messer in den Leib stach: so examinirt sie zuerst etwas im Katechismus (!); können sie das Nothwendigste, so gebet ihnen in Gottes Namen; können sie es nicht oder sind sie zu stolz es euch herzusagen, so schicket sie nur weiter. „So mache ich es, wenn sie zu mir kommen, und es ist besser, daß *solche durch* eigenen Schaden klug werden, als

katholische „Mißbräuche“ sagt. In seiner Commonefactio d
vera invocatione Dei et de vitandis idolis (Wittenberg
1557) drückt er seinen Schmerz darüber mit folgenden Worte
aus: „Welche Volksmassen strömen nicht hin zu der Kirch
des heil. Magnus in Thorum, zum heil. Kreuz in Edenfted,
zu dem ‚heiligen Pfand‘ in Lösen? Wie viele gibt es nich
welche zu Ehren der heil. Jungfrau vor ihren Bildsäule
Lichter anzünden, sie in ihren Nöthen anrufen und ihr Weih
geschenke darbringen? In manchen Pfarreien tragen noch
alle Männer und Frauen den Rosenkranz, lassen nicht ab
den englischen Gruß zu mißbrauchen und führen die Worte
‚Gottes Lohn, Maria Lohn‘ in ihrem Munde.“ Daß auch
Peter Palladius nicht bloß gegen die frühern sondern na
mentlich gegen die damaligen Wallfahrten eiferte, geh
aus dem Folgenden klar hervor, wo er sagt, daß solch Gott
lose von den braven Priestern in Holmstrup und Kipping
nun zurückgewiesen und besser belehrt werden, und dann m
der Ermahnung schließt: „Bleib also in deiner Pfarrkirch
höre da was zu deiner Seligkeit nothwendig ist und verlas
dieß gottlose Wesen. Wie Aarons Stab die übrigen Stä
(der ägyptischen Zauberer) verschlang, so verschlingt und ver
nichtet unser Glauben dergleichen falsche Wunder. Und we
der Grund für die falsche Verehrung und Anrufung de
Heiligen schlecht und abgöttisch war, und diese nicht von de
Vater, sondern von seinem Feinde, dem Teufel, gepflanzt is
deßhalb muß all dieses mit der Wurzel ausgerottet werden.“

Palladius zeigt nun im Weitern, was eine richtig ver
standene Heiligthumsfahrt ist. Eine Heiligthumsfahrt, sag
er, machst du, wenn du, namentlich an Sonn- und Feie
tagen nach dem Gottesdienst, hingehst zu Gottes lebendige
Tempel und Heiligthum, zu lebendigem Fleisch und Bl
zu einem lebendigen Jakob, Severin u. s. w., der auf sein
Krankenlager liegt, und ihm Trost, und falls er arm
auch etwas zu leben bringst. Wenn du aber wirklich v
der Heimath fort zu einem Heiligthum gehen willst, so ge

nach Hagested hin. Dort wirst du einen armen alten Priester auf dem Krankenlager finden und daneben seine arme Frau gleichfalls krank, die für sich und ihre kleinen Kinder nichts zu nagen und zu beißen haben. Nimm eine volle Tasche für sie mit, dieß ist eine rechte Heiligthumsfahrt. Willst du eine noch größere Heiligthumsfahrt machen, so weise ich dich nach Tirendelöse bei Ringsted, dort wirst du einen Mann, Namens Hans Siram, finden, dessen Leib bis auf die Lenden ganz gelähmt, und über den Lenden vom Teufel besessen ist. Dann schildert Palladius ausführlich den traurigen Zustand dieses wunderbaren „Heiligthums", wie dieser arme Mensch, sobald man mit ihm beten will, mit den Händen um sich schlage, zu heulen und zu schreien anfange, sich in die Zunge beiße, den Mund und die feuerspeienden Augen weit aufreiße u. s. w., und fügt dann bei: „Ich war neulich mit vielen Andern auch selbst dort. Bei diesem Anblick wird das Blut allerdings unruhig, jedoch kann uns der Teufel nichts machen, so lange Gott nicht will, daß wir auch solches leiden und dann wollen wir Gott um gute Geduld bitten." Gehet also nur hin und tröstet ihn und seine armen Eltern; und wie ich in den drittehalbhundert Pfarreien, die ich bis jetzt besucht habe, für ihn beten ließ, so wollen wir denn, bevor wir uns trennen, auch hier gemeinsam für ihn beten.

„Besessenheit vom Teufel, bemerkt Allen[1]) zu diesem Kapitel, war, wie es scheint, nach der Reformation weit häufiger als früher und machte den protestantischen Geistlichen viel zu schaffen." Und wir sehen, auch Palladius ist hier in nicht geringer Verlegenheit. In heller Angst, der Teufel möchte eines schönen Tages auch über ihn und seine Zuhörer kommen, kennt er nur Gebet und Geduld; er fühlt sich nicht im Besitze jener Macht, welche Christus seinen Aposteln gegeben hat, in seinem Namen Teufel auszutreiben, und die in der katholischen Kirche allzeit ausgeübt wurde.

1) De tre nord. Rig. Hist. IV. 1. 215.

er „oft und von Vielen ersucht" worden sei, er mö
von Amtswegen erlauben, irgend einen Zauberer auf
der die Macht und den Willen hätte, die bösen Gei
den Besessenen auszutreiben, wenn man darum bitt
groß muß also die Noth gewesen seyn, wenn se
protestantischen Geistlichen — denn an diese muß m
zunächst denken — „manche und oft" eine amtliche Er
Zauberer kommen zu lassen, bei demjenigen nachsuc
rings im Lande herumzieht und jedem mit dem Scheit
droht, der sich mit solchen Dingen befaßt. Daß dies
berer" Katholiken waren, ist in dem Folgenden au
gesagt, und ebenso ist hinlänglich angedeutet, da
wenigstens für gewöhnlich nur um erlaubte kirchliche
um Gebet, Weihwasser und das heil. Meßopfer
Hören wir den Bescheid, welchen der Großinqui
Hexenprozesse auf solche Gesuche gab. „Obwohl ich,
nicht so tyrannisch und hart bin, daß ich Freude
Elende der vom bösen Geist Besessenen hätte, so d
doch nichts gegen mein Gewissen thun, denn die pa
Zauberer sind doch nur Teufels Gecken, der sich
vom Leibe austreiben läßt, um desto mehr Macht
Seele eines solchen armen Menschen zu bekommen

heiligem Wasser (Weihwasser) besprengte, und sich binden ließ, um die abscheuliche Papstmesse aufrechtzuerhalten.“ Darauf folgt dann die überraschende Mittheilung, daß er in solchen Fällen nichtsdestoweniger erlaubt habe, Jemand aufzusuchen, der in solcher Noth behülflich seyn wolle, jedoch unter der Bedingung, daß das was dabei gesprochen werden soll, zuerst dem betreffenden Propst gezeigt werde, damit alles Gottlose verboten und vermieden werde. Und es scheine manche fromme Priester zu geben, die nur Fasten und Gebet anwenden, was Christus selbst empfohlen habe. Nach weiteren Belehrungen über die Kennzeichen und Ursachen der Besessenheit, ermahnt er dann, den Teufel nicht selbst zu Gast zu laden durch ein unchristliches Leben, jeden Morgen und Abend zu den Engeln und dem heil. Geist zu beten „und sich mit dem Kreuzzeichen zu bezeichnen“ (!). Schließlich bittet er, das hier Gesagte in dem besten Sinne aufzufassen und auszulegen, und es nicht zu mißbrauchen, sondern einen solchen Gebrauch davon zu machen, daß man Trost finde und am Tage des Gerichtes sich verantworten könne. — Man sieht, Palladius mußte in der Noth Zugeständnisse machen, die in Manchen recht mißliche Bedenken erregen konnten, und wodurch er sich denn auch bei der protestantischen Nachwelt den Vorwurf zugezogen hat, daß er trotz seines Eifers dem Aberglauben entgegenzuwirken „doch noch selbst mit den Vorurtheilen seiner Zeit zu kämpfen hatte, und es nicht wagte, sich von denselben ganz frei zu machen“[1]).

Wem dieses „Heiligthum“ noch nicht genug ist, dem empfiehlt Palladius noch ein anderes ebenso seltsames, nämlich ein Weib in Gentofte bei Kopenhagen, das schon seit fünf vollen Jahren Tag und Nacht immerfort in einem Winkel des Hauses sitzt, die Kleider, die man ihr gibt, sogleich in tausend Stücke zerreißt, und ohne daß man einen besondern Grund wüßte, in der Verzweiflung ihr Daseyn verwünscht. Zu solchen

[1]) *Theol. Tidsskrift IV. 2.* S. 75.

Heiligthümern, schließt er sofort, sollt ihr also gehen. will Gott. „Aber was gilt es, daß dieß euch jetzt weit sc wird als früher nach St. Jakob, nach Kippinge und a wohin laufen! Was Gott befiehlt, dazu muß man u thigen, aber solche Teufelslehren befolgen wir gleich gehen weit lieber den langen Weg zu der Kapelle de fels als eine kurze Strecke zu Gottes Tempel." Zum S dieses vierten Theiles ermahnt er dann noch Alle, die haben, vor ihrem Tode auch noch ein gutes Testam machen, und sagt geradezu, daß sie verpflichtet seien, i selben Legate für ihre Pfarrkirche, für ihren Priester, Küster und für die Armen der Pfarrei oder für irg Hospital auszusetzen, und daß derlei Schankungen von Niemand angefochten werden dürfen und von d treffenden Armen- und Kirchenvorständen eingetrieben müssen, wie Gesetz und Recht es verlangen.

In dem fünften und letzten Theile des Visitation werden noch kurz verschiedene Vorschriften und Ermah gegeben. Durch die Kirchenvorstände sollen auf Re der Kirche die von der Ordonnanz vorgeschriebenen K bücher angeschafft werden, „da die alten nicht mehr zu irgend einem kirchlichen Gebrauch taugen." — Wen zweimal im Jahre, zu Weihnachten und Ostern, soll königlicher Ordonnanz Alle die nicht zum Sakramente und alle öffentlichen Sünder, Mörder, Unzüchtige, E Widerspenstige u. s. w., wenn sie der vorausgehenden nung, sich zu bessern, nicht entsprechen, namentlich und lich von der Kanzel herab mit dem Banne belegt Solche sollen dann wohl in die Kirche kommen u Wort Gottes zu ihrer Besserung anhören, dürfen ab mehr zum Sakramente gehen, und müssen sich, soba „Vater unser" gesungen ist, auf ein gegebenes Zeichen der Kirche fortpacken". Falls sie im Banne und in Sünden hartnäckig verharren, sollen sie dem weltlich *richte* überwiesen und bestraft werden. — Eheleute,

kaltem Wasser (Weihwasser) besprengte, und sich binden ließ, um die abscheuliche Papstmesse aufrechtzuerhalten." Darauf folgt dann die überraschende Mittheilung, daß er in solchen Fällen nichtsdestoweniger erlaubt habe, Jemand aufzusuchen, der in solcher Noth behülflich seyn wolle, jedoch unter der Bedingung, daß das was dabei gesprochen werden soll, zuerst dem betreffenden Propst gezeigt werde, damit alles Gottlose verboten und vermieden werde. Und es scheine manche fromme Priester zu geben, die nur Fasten und Gebet anwenden, was Christus selbst empfohlen habe. Nach weiteren Belehrungen über die Kennzeichen und Ursachen der Besessenheit, ermahnt er dann, den Teufel nicht selbst zu Gast zu laden durch ein unchristliches Leben, jeden Morgen und Abend zu den Engeln und dem heil. Geist zu beten „und sich mit dem Kreuzzeichen zu bezeichnen" (!). Schließlich bittet er, das hier Gesagte in dem besten Sinne aufzufassen und auszulegen, und es nicht zu mißbrauchen, sondern einen solchen Gebrauch davon zu machen, daß man Trost finde und am Tage des Gerichtes sich verantworten könne. — Man sieht, Palladius mußte in der Noth Zugeständnisse machen, die in Manchen recht mißliche Bedenken erregen konnten, und wodurch er sich denn auch bei der protestantischen Nachwelt den Vorwurf zugezogen hat, daß er trotz seines Eifers dem Aberglauben entgegenzuwirken „doch noch selbst mit den Vorurtheilen seiner Zeit zu kämpfen hatte, und es nicht wagte, sich von denselben ganz frei zu machen"[1]).

Wem dieses „Heiligthum" noch nicht genug ist, dem empfiehlt Palladius noch ein anderes ebenso seltsames, nämlich ein Weib in Gentofte bei Kopenhagen, das schon seit fünf vollen Jahren Tag und Nacht immerfort in einem Winkel des Hauses sitzt, die Kleider, die man ihr gibt, sogleich in tausend Stücke zerreißt, und ohne daß man einen besondern Grund wüßte, in der Verzweiflung ihr Daseyn verwünscht. Zu solchen

---

1) Theol. Tidsskrift IV. 2. S. 75.

Heiligthümern, schließt er sofort, sollt ihr also gehen. Dieß will Gott. „Aber was gilt es, daß dieß euch jetzt weit schwerer wird als früher nach St. Jakob, nach Kippinge und anderswohin laufen! Was Gott befiehlt, dazu muß man uns nöthigen, aber solche Teufelslehren befolgen wir gleich, und gehen weit lieber den langen Weg zu der Kapelle des Teufels als eine kurze Strecke zu Gottes Tempel." Zum Schlusse dieses vierten Theiles ermahnt er dann noch Alle, die etwas haben, vor ihrem Tode auch noch ein gutes Testament zu machen, und sagt geradezu, daß sie verpflichtet seien, in demselben Legate für ihre Pfarrkirche, für ihren Priester, ihren Küster und für die Armen der Pfarrei oder für irgend ein Hospital auszusetzen, und daß derlei Schankungen nachher von Niemand angefochten werden dürfen und von den betreffenden Armen- und Kirchenvorständen eingetrieben werden müssen, wie Gesetz und Recht es verlangen.

In dem fünften und letzten Theile des Visitationsbuches werden noch kurz verschiedene Vorschriften und Ermahnungen gegeben. Durch die Kirchenvorstände sollen auf Rechnung der Kirche die von der Ordonnanz vorgeschriebenen Kirchenbücher angeschafft werden, „da die alten nicht mehr länger zu irgend einem kirchlichen Gebrauch taugen." — Wenigstens zweimal im Jahre, zu Weihnachten und Ostern, sollen nach königlicher Ordonnanz Alle die nicht zum Sakramente gehen, und alle öffentlichen Sünder, Mörder, Unzüchtige, Säufer, Widerspenstige u. s. w., wenn sie der vorausgehenden Mahnung, sich zu bessern, nicht entsprechen, namentlich und öffentlich von der Kanzel herab mit dem Banne belegt werden. Solche sollen dann wohl in die Kirche kommen und das Wort Gottes zu ihrer Besserung anhören, dürfen aber nicht mehr zum Sakramente gehen, und müssen sich, sobald das „Vater unser" gesungen ist, auf ein gegebenes Zeichen, „aus der Kirche fortpacken". Falls sie im Banne und in ihren Sünden hartnäckig verharren, sollen sie dem weltlichen Gerichte überwiesen und bestraft werden. — Eheleute, welche

Mittel man anwenden mußte, um dem armen Volke die Liebe und Anhänglichkeit zur alten Mutterkirche aus dem Herzen zu reißen. Möge in Gottes erbarmendem Rathschlusse die Stunde nicht mehr ferne seyn, wo das dänische Volk der Kirche wieder zurückgegeben wird, von der es auf so ungerechte und gewaltsame Weise losgerissen wurde.

XXX.

Kirche und Staat unter dem neuen Pontifikat.

I.

Wenn je Gelegenheit geboten war über die Stellung der katholischen Kirche ein ernstes Wort zu sprechen, so ist es dermalen, nach dem Hingang Pius' IX. der Fall. Die Welt harrt mit lautloser Spannung der Dinge, die da kommen sollen, man träumt von großen Veränderungen, von Zugeständniß und Nachgiebigkeit, Aussöhnung und Frieden und dürfte, wenn sich alle diese Hoffnungen als eitel erweisen, nicht übel Lust haben dieses Scheitern trügerischer Erwartungen der kirchlichen Halsstarrigkeit zur Last zu legen. Den Gegnern der Kirche, dem omnipotenten Staat wie dem emancipirten Liberalismus, müßte ein solch günstiger Moment, alle Schuld an dem fortdauernden Unfrieden auf die Kirche zu werfen und die eigenen Hände rein zu waschen, willkommen seyn.

Nicht Derjenigen willen, welche als geschickte Taschenkünstler nur auf Täuschung des Publikums ausgehen, nicht der Staatsmänner halber, welche genau wissen, was die Kirche vermag und nicht vermag, sondern jenen leichtgläubigen

Mühe als Liebe, da nebst Gott sein Herr und König ihn mit der nöthigen Kleidung und Nahrung versorge. Dann schließt er: „So danke ich euch nun von Herzen, daß ihr so lange ruhig sitzen geblieben und angehört habt, was ich euch im Namen unseres Herrn und Königs zu befehlen hatte (!) und hoffe, daß ihr Alles im besten Sinne aufnehmen, und nichts schlecht auslegen werdet, wie die Gottlosen (Katholiken) thun, auf welche wir, Gott sei Dank, nicht zu achten haben. Wer spotten will, soll spotten, über des Spötters Haus mag Feuer kommen und ihn darin verzehren! (Gewiß ein christlicher Wunsch!) Ich bin zufrieden mit all den Lügen, welche solche Leute über meine Visitation ersinnen und verbreiten, denn dieß kostet mir Leben und Gesundheit, die ich gerne einsetze, wenn ich nur meinem armen Nächsten nützen kann, wie Gott und alle guten Christen wissen." Bei der nächsten Visitation wird sich's zeigen, wie ihr Alles, was ich euch sagte, beobachtet habt. „Anderes habe ich euch für jetzt nicht zu sagen. Aber Leben und Gut, Frau und Kind, Haus und Hof und Alles was euch lieb ist, empfehle ich dem Schutze unseres Herrn Jesus Christus. Gottes Gnade, Barmherzigkeit und Frieden sei mit euch Allen in alle Ewigkeit Amen." Hierauf fordert er seine Zuhörer noch auf, gemeinsam ein „Vater unser" zu beten für den oben erwähnten und andere Besessene, für sich selbst und besonders um einen beständigen Frieden; und jetzt folgt noch das letzte süße Wort: „Gute Nacht, Kinderchen! Gott erhalte euch in seiner Gnade. Amen."

Damit wollen auch wir Abschied nehmen von unseren freundlichen Lesern, deren Geduld wir ohnehin schon lange genug in Anspruch genommen haben. Wenn sie sich von dem vorgeführten Bilde nicht „angezogen" sondern „abgestoßen" fühlen, so wollen wir es ihnen nicht verdenken. Jedenfalls bietet es des Interessanten viel, wenn auch wenig Erfreuliches, und zeigt uns, was die Reformation auch in Dänemark für Früchte hervorbrachte, wie viel es kostete und welche

mannigfache Gewaltthat droht; kein Zweifel, daß der Hülferuf nach göttlichem Beistand tief begründet sei. Der entfesselte Sturm der Glaubenslosigkeit fährt über das Schifflein Petri in verzehrender Wuth einher, die mächtigen Sturzwellen drohen es zu zermalmen und die aus der qualmenden Atmosphäre niederzuckenden Blitze das Fahrzeug durch Feuer zu vernichten. Aber wir sind nicht schutzlos im Schifflein, der Herr wandelt ruhig über der aufgewühlten See, sein ist die Macht die empörten Wogen zu sänftigen und den brüllenden Orkan in Frühlingslispeln umzukehren. Diese Gegenwart Christi, in und bei seiner Kirche, an welche der Katholik glaubt, genügt jede Besorgniß für die Zukunft zu bannen. Aber wir reden nicht zu jenen starkgläubigen Seelen, zu den unentwegten Vorkämpfern, zu den muthigen Streitern Christi, sondern zu den Kindern der Welt, zu den wankenden Söhnen der Kirche und ein wenig auch zu den ehrlichen Feinden, welchen, denn ihnen auch der Glaube fehlt, doch noch die Gerechtigkeit übrig geblieben ist. Mit ihnen müssen wir die Sprache der von der positiven Offenbarung absehenden Vernunft reden.

Der Staat will herrschen und die Kirche seinen Satzungen unterwerfen; es sollen ferner nicht mehr zwei Ordnungen bestehen, sondern die geistliche Gewalt in die Sphäre der weltlichen Macht mit einbezogen werden. Was als unverrückbarer Angelpunkt der Weltanschauung durch achtzehn Jahrhunderte Geltung hatte, sollte nun nach Belieben verrückt und der Kritik des menschlichen Verstandes unterworfen seyn. Wäre es gestattet so ernste Dinge geringschätzig zu behandeln, wir könnten der Zukunft mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Spott auf der Zungenspitze entgegenschreiten. Nicht *wir* sind es, welche die Beschuldigung mangelhafter Logik verdienen, nicht *wir*, die aus falschen Prämissen unrichtige Schlüsse ziehen, nicht *wir*, die eine unverständliche, sinnverwirrende Sprache reden. Nicht wir sind die Entdecker des Staates mit geistlicher Binde- und *Lösegewalt und des Menschengehirnes*, in dessen grauer Sub-

stanz sich das wahre Reich Gottes abspiegelt, nicht wir d
Erfinder des bewunderungswürdigen Systems, nach welche
im Staate der Ursprung der Gottesidee und die erste E-
scheinung des heiligen Geistes zu suchen wäre. — D.
Ruhm so ungemessenen Fortschrittes bleibt den Gründer
und Anhängern der neuen Lehre willig überlassen.

Was wir, ohne Widerspruch besorgen zu müssen, be-
haupten, ist die Religionsbedürftigkeit des Menschengeschlechtes.
Diese Thatsache ist aus jedem Blatte der Weltgeschichte und
aus dem Innern jedes einzelnen Individuums der mensch-
lichen Gattung nachweisbar; diese Thatsache kann nur mit
Uebergehung des eignen Bewußtseyns und Verleugnung jeder
besseren Ueberzeugung in Abrede gestellt werden, aber man
wird sie, denken wir, nicht einmal in Abrede stellen wollen
und sich lieber mit Distinktionen und Exceptionen zu be-
helfen suchen. Man wird zwischen Religion und Kirche
unterscheiden und erklären, daß man die Wahl der ersteren
in Jedermanns Belieben stelle, oder die letztere als Staats-
anstalt betrachtet und behandelt wissen wolle; man wird
vielleicht selbst das kirchliche Bedürfniß einräumen, aber nur
eine solche Kirche zugestehen, wie sie mit der modernen
Ordnung des Staates verträglich erscheint, das heißt, ein
vom Staat abhängige, der weltlichen Gewalt unterworfen
Kirche, ein Priesterthum nach hellenisch-römischem Begrif
Denn die Kirche soll nichts als eine Staatsanstalt sey
welche, mit der Schule parallel laufend, an der Erziehu
und Heranbildung tüchtiger Staatsbürger mithelfen soll.

Hier aber begegnen wir dem Hysteron-Proteron d
liberalen Schule, jenem Leviathan unter den Ungethüm
logischer Altwässer und Fallbäche, einer Petitio principii, d
baar aller Scham und stolz auf die Blöße in die Men
hineinschreitet und sich ihrer cynischen Frechheit willen no
bewundern läßt. Jede Theorie der Politik, wenn sie meh
als unverschämte Lüge seyn will, sieht sich zur Behauptu
genöthigt, daß der moderne Staat, insoferne er auf sittlich

Grundlage beruht, Produkt christlichen Wesens und Denkens ist. Das Christenthum war und ist die Bedingung der modernen Staatenbildung. Bevor mußte die christliche Weltanschauung vorhanden seyn, dann erst mochte man zur Construction des modernen Staates schreiten. Nachdem aber jener Staat auf Grundlage des Christenthums aufgebaut, auf den Pfeilern kirchlichen Bewußtseyns errichtet ist, soll er die Kirche, als logischer *major*, in sich schließen, während der Staatsbegriff doch eingestandener, jedenfalls aber ersichtlicher Maßen niedriger und minder ausgedehnt erscheint. Eine mächtige Stadt, von Mauern und Gräben umgürtet, baut sich irgendwo in geräumiger Thalsohle auf, da kommt Jemand und fügt den vielen Häusern, Kirchen, Thürmen und Thoren ein neues mächtiges Bauwerk hinzu und behauptet hinterher, die Stadt sei in dem jungen Bauwerk enthalten und müsse von ihm Gesetz und Regel annehmen. Das wäre ebenso ungerecht als widersinnig, und ungerecht und widersinnig ist es auch die Kirche als Avulsum des Staates, als bloße Emanation der Staatsgewalt zu behandeln. Die Loslösung des Staates von der Kirche und das Problem der Unterordnung der geistlichen unter die weltliche Macht bezeichnet einen Rückschritt zur Barbarei, welcher mit der vorgeblichen Absicht der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes durch den Staat grell contrastirt.

Was waren die Staaten des Alterthums? Brutale Thatsachen. In Rom und Griechenland kam die Menschheit als solche zu keinerlei Geltung, hatte man doch keine Idee vom allgemeinen Menschenwerth und Menschenbestimmung. Es waren concrete Staatswesen, die sich für Selbstzwecke hielten und ausgaben, über und neben ihnen gab es nichts das Berücksichtigung verdiente, von unveräußerlichen Menschenrechten konnte nicht wohl die Rede seyn, denn Recht setzt Sittlichkeit voraus und zwar Sittlichkeit im Sinne der christlichen Weltanschauung. Wollte man uns das römische *Recht entgegenstellen*, das sich ja nicht auf christliche Welt-

stanz sich das wahre Reich Gottes abspiegelt, nicht wir die Erfinder des bewunderungswürdigen Systems, nach welchem im Staate der Ursprung der Gottesidee und die erste Erscheinung des heiligen Geistes zu suchen wäre. — Der Ruhm so ungemessenen Fortschrittes bleibt den Gründern und Anhängern der neuen Lehre willig überlassen.

Was wir, ohne Widerspruch besorgen zu müssen, behaupten, ist die Religionsbedürftigkeit des Menschengeschlechtes. Diese Thatsache ist aus jedem Blatte der Weltgeschichte und aus dem Innern jedes einzelnen Individuums der menschlichen Gattung nachweisbar; diese Thatsache kann nur mit Uebergehung des eignen Bewußtseyns und Verleugnung jeder besseren Ueberzeugung in Abrede gestellt werden, aber man wird sie, denken wir, nicht einmal in Abrede stellen wollen und sich lieber mit Distinktionen und Exceptionen zu behelfen suchen. Man wird zwischen Religion und Kirche unterscheiden und erklären, daß man die Wahl der ersteren in Jedermanns Belieben stelle, oder die letztere als Staatsanstalt betrachtet und behandelt wissen wolle; man wird vielleicht selbst das kirchliche Bedürfniß einräumen, aber nur eine solche Kirche zugestehen, wie sie mit der modernen Ordnung des Staates verträglich erscheint, das heißt, eine vom Staat abhängige, der weltlichen Gewalt unterworfene Kirche, ein Priesterthum nach hellenisch-römischem Begriff. Denn die Kirche soll nichts als eine Staatsanstalt seyn, welche, mit der Schule parallel laufend, an der Erziehung und Heranbildung tüchtiger Staatsbürger mithelfen soll.

Hier aber begegnen wir dem Hysteron-Proteron der liberalen Schule, jenem Leviathan unter den Ungethümen logischer Altwässer und Fallbäche, einer Petitio principii, die baar aller Scham und stolz auf die Blöße in die Menge hineinschreitet und sich ihrer cynischen Frechheit willen noch bewundern läßt. Jede Theorie der Politik, wenn sie mehr als unverschämte Lüge seyn will, sieht sich zur Behauptung *genöthigt*, daß der moderne Staat, insoferne er auf sittlicher

Grundlage beruht, Produkt christlichen Wesens und Denkens sei. Das Christenthum war und ist die Bedingung der modernen Staatenbildung. Bevor mußte die christliche Welt-anschauung vorhanden seyn, dann erst mochte man zur Construction des modernen Staates schreiten. Nachdem aber dieser Staat auf Grundlage des Christenthums aufgebaut, auf den Pfeilern kirchlichen Bewußtseyns errichtet ist, soll er die Kirche, als logischer major, in sich schließen, während der Staatsbegriff doch eingestandener, jedenfalls aber ersichtlicher Maßen niedriger und minder ausgedehnt erscheint. Eine mächtige Stadt, von Mauern und Gräben umgürtet, baut sich irgendwo in geräumiger Thalsohle auf, da kommt Jemand und fügt den vielen Häusern, Kirchen, Thürmen und Thoren ein neues mächtiges Bauwerk hinzu und behauptet hinterher, die Stadt sei in dem jungen Bauwerk enthalten und müsse von ihm Gesetz und Regel annehmen. Das wäre ebenso ungerecht als widersinnig, und ungerecht und widersinnig ist es auch die Kirche als Avulsum des Staates, als bloße Emanation der Staatsgewalt zu behandeln. Die Loslösung des Staates von der Kirche und das Problem der Unterordnung der geistlichen unter die weltliche Macht bezeichnet einen Rückschritt zur Barbarei, welcher mit der vorgeblichen Absicht der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes durch den Staat grell contrastirt.

Was waren die Staaten des Alterthums? Brutale Thatsachen. In Rom und Griechenland kam die Menschheit als solche zu keinerlei Geltung, hatte man doch keine Idee vom allgemeinen Menschenwerth und Menschenbestimmung. Es waren concrete Staatswesen, die sich für Selbstzwecke hielten und ausgaben, über und neben ihnen gab es nichts das Berücksichtigung verdiente, von unveräußerlichen Menschenrechten konnte nicht wohl die Rede seyn, denn Recht setzt Sittlichkeit voraus und zwar Sittlichkeit im Sinne der christlichen Weltanschauung. Wollte man uns das römische Recht entgegenstellen, das sich ja nicht auf christliche Welt-

anschauung gründen konnte, so bemerken wir nur, daß sich das Justinianische Recht, das hier, als das allein für die christliche Nachwelt praktisch gewordene, in Frage kommt, unter dem Einfluß des Christenthums und auf Basis christlicher Anschauung heraus gebildet hat. Das Alterthum kannte sittliche Zufälligkeiten, aber keinen Codex der Sittlichkeit, moralische Anwandlungen, aber keine Moral. Dem Alterthum war jene Centralsonne der Ethik fremd, welche jedem menschlichen Bestreben die Richtung gibt, fremd jedes Feststehende im Wechsel der Zeiten und Ereignisse, ihm blieb der Staat — dieser Schatten eines Schattens, dieses flüchtige Wesen, das nur im Vergleich mit der allgemeinen Flüchtigkeit der Erscheinungen unbeweglich dünken mochte — Sonne und Leitstern. Man sprach und spricht heute noch von hellenischer und latinischer Bildung, aber man verwechselt die Bildung des Geschmackes, die Aesthetik, mit der Bildung des Herzens, mit der Gesammterziehung des Menschen — der Ethik. Es gab Griechen und Römer, Egypter und Perser, aber keine Menschheit, keine Menschenliebe; es gab Regierungsgrundsätze — man sehe bei Platon und Aristoteles — aber kein sittliches Axiom, aus dem sie abgeleitet wurden, auf welchem sie ruhen konnten. Der Begriff einer die gesammte Menschheit umfassenden Heilsanstalt, einer sittlichen Weltordnung von unbedingtem Werth, eines Kuppelbaues, der alle Zonen umspannen mochte, ging zunächst aus dem Christenthum hervor. Die christliche Kirche, die zugleich die allgemeine, „katholische" war, mußte ihrem Charakter gemäß darauf ausgehen, alle Völker der Erde unter dem Kreuzesbanner zu vereinigen. Sie hatte und hat auch heute noch nicht die Aufgabe sich innerhalb bestimmter Grenzen einzuschließen, sich mit einem concreten, etwa einem Nationalkirchenthum zu begnügen; ihr Wesen besteht in der Fähigkeit sich auszudehnen, ihre Pflicht ist es sich auszubreiten, ihre Aufgabe liegt in der Bekehrung, ihr Feldruf wie vor tausend *achthundert* Jahren „*Μετανοειτε*" und ist an alle Völker

des Erdballs gerichtet. Jeder Versuch, den geistigen Flug der Kirche zu hindern und an ihre Fittiche das Schwergewicht partikularistischer Tendenzen zu hängen, jedes Bestreben der Lokalisirung und Verwandlung des generellen Charakters der Kirche in eine Besonderheit ist mit dem Wesen des Katholicismus, wie ja schon die wörtliche Bedeutung aussagt, unverträglich.

Wenn die katholische Kirche auf die Versammlung aller Völker innerhalb ihrer Räume ausgeht, so geschieht dieß unter der Bedingung des Glaubens an den Sohn Gottes und das von ihm vollbrachte Erlösungswerk und des Glaubens an diese Kirche selbst, ihrer Jurisdiktions- und Lehrgewalt. Die Christuslehre stellt sich einerseits als Dogmatik andererseits als Ethik heraus, aber sie bedingen sich gegenseitig und lassen sich unmöglich trennen. Es ist darum auch ein verzweifeltes Beginnen, sich auf die christliche Moral stützen und gleichzeitig das Dogma verwerfen zu wollen. Niemand darf den Brunnen verschütten, nach dessen Wasser er dürstet, Niemand die Saat verwüsten, von der er zu ernten hofft. Die christliche Ethik wurde, wo man das Christenthum annahm, die Grundlage alles menschlichen Denkens und Fühlens. Abgewandt von der Selbstsucht der im Anthropomorphismus versunkenen Völker des Alterthums, abgewandt von der räumlich wie zeitlich beschränkten Weltanschauung der hellenisirenden Nationen that die christliche Welt einen Schritt vor- und aufwärts, gegen den alle Erfindungen und Entdeckungen, Forschungen und Errungenschaften unseres gepriesenen Zeitalters zwerghaft erscheinen und zu Atomen zusammenschrumpfen, den Schritt über die Gegenwart und den Planetenraum hinaus in das Unbedingte zur absoluten Freiheit, aus dem Grabesdunkel zum ewigen Licht. Es war nun eine Weltordnung hergestellt, aus welcher sich concrete Staatengebilde im christlichen Geiste, ein Sittengesetz, aus dem sich positive Satzungen, ein ungeschriebenes Recht, aus dem sich codificirte Rechte, ein Reich Gottes, aus

dem sich Menschenreiche zu entwickeln vermochten. Aber diese concreten Gebilde mußten nothwendig vom Geist der universellen Weltordnung erfüllt seyn. Das Besondere hatte die Merkmale des Allgemeinen neben dem Partikularen an sich zu tragen, kein Reich der Erde, an welchem nicht das Stigma des Himmelreiches erkennbar wäre, kein Gesetz ohne Spur des göttlichen Willens, denn „das Reich Gottes sollte ja zu uns kommen und sein Wille geschehen auf Erden".

Gerade der moderne Staat sollte nichts Anderes seyn als die Incarnation des Gottesreiches, ein Staat Christi unter den Bedingungen des irdischen Daseyns. Wie das Niedrigere in dem logisch Höheren, also war der christliche Staat in der christlichen Kirche, und da diese die katholische war, in der katholischen Kirche enthalten. Die Ansicht, daß der Staat um so tauglicher werden müßte seinen Antheil an der Erziehung des Menschengeschlechtes und Ausübung der Gerechtigkeit zu vollbringen, je ungestörter und unabhängiger er zu funktioniren vermöchte, führte zur Coordination von Kirche und Staat. Man mochte wohl das ursprüngliche oder mindestens rationelle Verhältniß insoweit verschieben, daß die Subordination in Beiordnung umgewandelt wurde, aber man durfte nicht, ohne mit der Logik der Thatsachen und dem Denkgesetz zu brechen, erklären, daß das Höhere und Allgemeine unter das Niedrigere und Besondere subsumirt werden solle, daß die Kirche im Staat enthalten und von letzterem abhängig sei, daß die Quelle unterhalb des Flusses liege und die Frucht vor dem Baum gewesen sei.

Die Reformation bedurfte zu ihrem Gelingen der menschlichen Schwäche, sie mußte den Vortheil der Fürsten in's Spiel setzen um Erfolge zu erlangen. Während das Urchristenthum sich gegen alle zeitlichen Vortheile wandte, suchte das reformirte Christenthum in denselben seine Hauptstütze. Es war ein für die protestantische Religionsgesellschaft grausamer Pakt, welcher zwischen der Macht und dem Bekenntniß *geschlossen* wurde. Die Rechtsformel des „Do ut des" blieb

dem Charakter des Verhältnisses zwischen reformirter Religionspartei und ihrer Herrschaft immerdar aufgeprägt. „Do ut des“, und sie haben den Mächtigen der Erde Alles gegeben, was sie zu geben hatten, selbst die Schlüssel zum Himmelreich. Durch diesen Auslieferungsvertrag ging für den Protestantismus ein großer Vorzug, dessen sich die katholische Kirche zu erfreuen hat, unwiederbringlich verloren — eben der Charakterzug der Universalität. Der Protestantismus mußte sich bescheiden Partikular-Bekenntniß: landgräflich hessische, kurfürstlich sächsische, königlich preußische Landeskirche zu bleiben und zu heißen. Es gab für die reformirte Religionsgesellschaft keinen außerhalb der staatlichen Sphäre liegenden Punkt, der den Beziehungen zwischen Fürst und Unterthan entrückt war. Dieses Verhältniß vermochte das Göttliche und Heilige, das der römisch-katholischen und der reformirten Kirche gemeinsam blieb, freilich nicht ganz zu verwischen, aber es hob die Unmittelbarkeit der Wirkung auf und versetzte den kirchlichen Organismus in die schädlichste Abhängigkeit von einem anderen Zweckverhältniß. Der Protestantismus, der mit Transaktionen begonnen hat, schleppt seitdem die Kette der Transaktion nach sich, er transigirte mit dem Staat, mit dem Rationalismus, mit der Freigeisterei und transigirt heute selbst mit der Gottlosigkeit. Das Alpha und Omega des Christenthums wird von einzelnen Dienern des reformirten Cultus in Frage gestellt — nein noch mehr als das — geläugnet. Und dennoch wollen jene Läugner Diener Gottes heißen und bleiben.

Die katholische Kirche ist dagegen heute, wie vor tausendachthundert Jahren, im Besitze jenes Punktes, der außerhalb der weltlichen Machtsphäre liegt, sie entbehrt der selbstständigen und einheitlichen Leitung nicht. Sie hat ihren Standpunkt des universalen Kirchenthums zu keiner Zeit verlassen, sich nie in zwanzig oder fünfzig Kirchthümer aufgelöst, nie dem weltlichen Regime unterworfen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die katholische Kirche

eine semper-freie ist, welche nie dulden wird, daß man ihr die Fesseln der Hörigkeit anlegt, daß man aber auch kein Recht auf ihre Dienstbarkeit hat, daß die europäische Gesittung eine Tochter der katholischen Kirche, der christliche Staat der legitime Sohn jener Kirche sei, daß alle Güter, welcher sich die Civilisation rühmen darf, der Menschheit von der Kirche erworben wurden, daß der Maßstab, welchen protestantische Regierungen an ihre Partikularkirchen anlegen, für die Verhältnisse der katholischen Kirche nicht taugt, daß es aber von totaler Unkenntniß des Wesens der katholischen Kirche zeigte, wenn man von einem einzelnen Gläubigen, und wäre derselbe auch der neue Vikar Jesu Christi, eine völlige Umwandlung der Kirche erwartete. Die Stellung der katholischen Kirche wird und muß im Großen und Ganzen unverändert dieselbe bleiben, weil man der göttlichen Wahrheit weder etwas zufügen noch wegnehmen kann.

II.

Wie aber, wenn man uns erwiderte, daß der Culturkampf weder der katholischen Religion noch Kirche und nur der Ueberhebung letzterer über die Staatsgewalt, daß der Streit nur den eingeschlichenen Mißbräuchen, der Curie und dem Jesuitenthum gelte; daß die weltliche Macht die heutige Kirche mit der Glaubensdefinition der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht als denjenigen Faktor betrachte, mit welchem die verschiedenen Concordate zu Stande kamen und mit dem sie in Frieden zu leben vermochte, sondern als eine Macht von gemeingefährlichem Charakter, als eine aggressive Gewalt, gegen welche Selbstvertheidigung Pflicht sei? Man möge geneigt seyn der römisch-katholischen Kirche alle erdenklichen historischen Vorzüge einzuräumen, ihr aber keinen einzigen praktischen Uebergriff in die staatliche Sphäre zu verzeihen?

Der schwerste Vorwurf gegen die Kirche lautet auf Staatsgefährlichkeit. Wer erhebt diesen Vorwurf? aus welchem Grunde wird er erhoben? Es läßt sich, wenn man aufrichtig und wahr seyn will, nicht läugnen, daß das Ansehen der katholischen Kirche, wenn auch unverdienter Weise, unter dem Absolutismus der Könige litt, es war kein Umgang, welcher die Ehrfurcht vor dem Heiligen zu erhöhen vermochte. Die dummdreiste Schlauheit, welche im Rathe der absolutistischen Monarchen saß, stahl den Weihrauch der Kirche und das Salböl, um ihr eigenes Thun mit dem Schein der Heiligkeit und kirchlichen Autorität zu umgeben. Wem keine scharfe Unterscheidungsgabe innewohnte, der urtheilte falsch und vermischte die Hohlheit und das falsche Pathos des hausväterlichen Despotismus der Fürsten und ihrer Räthe mit den Absichten und Zwecken der katholischen Kirche. Noch nie hat die Freundschaft der Mächtigen einem Institut mehr geschadet als die kühle vorsichtige Zärtlichkeit, welche die absolutistischen Regierungen für die katholische Kirche affektirten. Die kurzsichtige Menge wurde zu dem Argwohn eines Bündnisses der geistlichen mit der weltlichen Gewalt zur Knechtung des Volkes verleitet, sie vergaß des tausend- und mehrjährigen Kampfes der Kirche für Recht und Freiheit gegen Gewalt und Knechtschaft. Aber sprechen nicht mildernde Umstände für die bethörte Menge? Wurden nicht Würdenträger der Kirche, Cardinäle und Bischöfe von weltlichem Ehrgeiz und Verlangen nach Fürstengunst zum Verrath der heiligen Sache verleitet?

Leider wurde, was einzelne Mitglieder der Hierarchie gesündigt, der Kirche schuld gegeben und so geschah es, daß die Autorität der Kirche tief gesunken war, als der moderne Liberalismus mit seinen Ideen der Staatsomnipotenz das Haupt erhob. Der feindselige Protestantismus fand selbst in urkatholischen Ländern eifrige Bundesgenossen. Der Indifferentismus hatte dem Liberalismus mächtig vorgearbeitet

und man war überall geneigt die von den Feinden der Kirche formulirten Anklagen willig aufzunehmen.

So war die Lage beschaffen als der Culturkampf hereinbrach. Entschiedene Feinde, Heuchler und Schwachsinnige hatten den Bund gegen die Kirche geschlossen und die Kriegführung selbst trug das Gepräge der Feindschaft, Heuchelei und Dummheit unverkennbar an sich. Man mußte wissen, daß die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit keine neu entstandene Doktrin sei, daß sie nie jene Wirkungen geübt hatte, welche man auf einmal zu besorgen vorgab; es war nicht möglich, daß man sich über die eigentliche engumschränkte Bedeutung des Dogma's in Unwissenheit befand; die geistige Strömung ließ nichts weniger befürchten, als daß die Unfehlbarkeit des Papstes zu Treubruch der Völker und Entsetzung der Souveraine führen könnte. Der Staatsgedanke hatte sich dermaßen gekräftigt, daß auch die heftigsten Eiferer für die Kirchengewalt auf dem Stuhl des heil. Petrus nichts gegen die weltliche Gewalt vermocht hätten. Weder Gregor VII. noch Innocenz III. hätten unter den also veränderten Umständen nach dem zweiten Schwert greifen dürfen. Diese Sachlage erschien so klar, so deutlich und unzweifelhaft, daß auch minder kraftvolle und geistig begabte Staatsmänner, als diejenigen welche jetzt gegen die Kirche in die Schranken traten, sie vollkommen zu erkennen vermochten. Dennoch blieb die Staatsgefährlichkeit des neuen Dogma's und der Kirche, die durch jene Lehre innerlich ganz umgewandelt worden sei, der Kriegsruf der Gegner. Auf die vorgebliche Erkenntniß der drohenden Gefahr gründete man die Nothwendigkeit antikirchlicher Gesetzgebung, durch welche die Kirche in totale Abhängigkeit vom Staat versetzt werden sollte. Neben den mit vollkommenem Bewußtseyn Handelnden standen die Getäuschten und diejenigen welche die Freundschaft der Mächtigen in die Schanze zu schlagen nicht den Muth hatten, ferner alle jene Menschen ohne eigene Meinung, die zu aller

Zeit mit dem Strome schwimmen, die neueste Cravatte tragen und sich die jüngste Moral, wie sie frisch gebacken aus irgend einer Kanzleistube hervorgeht, rasch aneignen — das heißt der Mob, der städtische Pöbel, die unheilige Menge — aber nicht das Volk.

Mit dem was erst zu befürchten stand, wäre man aber trotzdem nicht vorwärts gekommen, man mußte auf Thatsachen hinweisen, und diese konnte man nur allzu leicht durch Gesetze schaffen, deren Befolgung die Kirche nicht zulassen konnte. Nun hatte man den Widerstand, wenn auch nur den passiven, und hiemit auch die Frage, wem mehr zu gehorchen sei: Menschen- oder Gotteswort. Nicht als ob die Gegner einen Augenblick über die einzig zutreffende Antwort in Zweifel seyn konnten; fanden sie doch nicht für gut offen und aufrichtig zu gestehen, daß, was immer positives Christenthum und Sittengesetz lehre, sie jedenfalls die Frage dahin entscheiden müßten, daß das Staatsgesetz den obersten Rang einnehme und unbedingten Gehorsam erheische; sie versuchten es vielmehr, selbst in keiner Täuschung befangen, aber die Täuschung Anderer beabsichtigend, sich auf den Boden des Evangeliums und der Offenbarung zu stellen und jene Frage mit kecker Umdeutung der Wahrheit im Sinne der Staatsallmacht zu erledigen. Sich auf die Paulinische Lehre von dem Gehorsam gegen die „von Gott eingesetzte Obrigkeit" berufend, wagten sie es den Katholiken höhnisch den Vorwurf entgegenzuschleudern, daß sie, die im Namen Gottes Widerstand leisteten, Gottes Wort nicht verstünden oder nicht befolgten. Das Leben und Sterben der Apostel und Jünger Christi bildet den entschiedensten Protest gegen die von den Liberalen und Anhängern des Territorialsystems beliebte Deutung der Paulinischen Ermahnung, aber selbst die Handlungen jenes Apostels, dessen Zeugniß die Kirchenfeinde in Anspruch nehmen, zeihen sie der Lüge. Welche ist die Geschichte der Blutzeugen? welche die Geschichte der Christen-

verfolgungen? Eine mit dem edelsten Blute aufgezeichnete Beweisführung, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen; und derselbe Apostel Paulus, welchen cynische Frechheit zum Partisan der Staatsgewalt gegen Gotteswort erniedrigt, hat nicht minder mit seinem Blute für die Wahrheit Zeugniß abgelegt. Was waren die Martyrien der Heiligen Anderes als die vom Staate verhängten Strafen für den Ungehorsam gegen die kaiserlichen Edikte? Wer an den Ruhm der Blutzeugen der christlichen Wahrheit rührt, der reißt den Heiligenschein von ihrem Haupte, der beraubt die Kirche ihrer wundervollsten Zierden, ihren Quaderbau des dauerhaftesten Kittes; der kehrt das Oberste zu unterst und stempelt die erhabensten Gestalten der christlichen Vorzeit zu gemeinen Verbrechern. Dann thut nur noch den Einen Schritt, der nichts mehr kostet, weiter hinab in die Tiefe, in die Nacht des Wahnsinns und — Jesus Christus, der Weltheiland, wird, als Reichsfeind mit Fug und Recht zum Kreuzestod verurtheilt, die ihm gebührende Strafe erlitten haben.

Der heilige Paulus enthält sich jedes Vergleiches von Staatsgebot mit göttlichem Gesetze und empfiehlt lediglich den Gehorsam in bürgerlichen Dingen. Dieß ist so sehr der Sinn seiner Worte, daß er sich sogar auf eine Aufzählung einläßt und spricht: „omnibus igitur debita solvite; tributum ei, qui tributum, vectigal, qui vectigal, metum, qui metum, reverentiam, qui reverentiam exigit. Wo Paulus aber vor die Alternative, Gott oder den Menschen zu gehorchen, gestellt wird, da zögert er keinen Augenblick sich für Gottes Wort zu entscheiden. Als „Ananias" den Umstehenden befiehlt Paulus auf den Mund zu schlagen, da erhebt sich der Apostel mit Blitzesschnelle gegen den Oberpriester und schleudert ihm die Worte: „Dich wird Gott schlagen, du getünchte Wand", in's Antlitz. Die Kirche will, daß Paulus in der Christenverfolgung unter Nero um's Leben kam, das heißt, daß er,

wie so viele andere standhafte Bekenner, weil sie Gottes Wort höher achteten als das Machtgebot des Staates, seines Ungehorsams willen gegen die weltliche Obrigkeit bestraft wurde. Paulus hatte so gut, wie seine Genossen, die frohe Botschaft gegen den Willen der Synagoge und der Staatsbehörde allenthalben verkündigt, ihn traf das Schwert so sicher als seine Glaubensbrüder und so besiegelte der Apostel, auf welchen sich die Anhänger der Staatsallmacht berufen, gerade die entgegengesetzte Ueberzeugung mit seinem heiligen Blute.

Wie wenig aber aus dem Römerbrief des Apostels das herauszulesen ist, was die Kirchenfeinde herauslesen wollen, beweisen zahlreiche andere Schriftstellen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. „Am folgenden Morgen versammelten sich die Räthe, die Aeltesten und Schriftgelehrten zu Jerusalem, auch Hannas der Oberpriester, Kaiphas, Johannes, Alexander und alle die von oberpriesterlichem Geschlechte waren . . . und gaben ihnen den Befehl im Namen Jesu durchaus nichts mehr zu reden und zu lehren." Allein Petrus und Johannes antworteten und sprachen zu ihnen: Ob es vor Gott zu verantworten sei, euch mehr als Gott zu gehorchen, das möget ihr selbst beurtheilen. Als die Apostel, welche jenem Befehl thatsächlich getrotzt hatten, abermals vor den hohen Rath und Oberpriester gebracht worden waren, sprach der letztere: „Wir haben euch auf das schärfste untersagt in diesem Namen zu lehren". Petrus und die Apostel gaben zur Antwort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen". So oft den Aposteln auch die Ausübung ihres Lehramtes untersagt wird, so kehren sie sich doch nicht an das Verbot, sondern fahren fort Jesum den Gekreuzigten zu verkünden. Immer wieder werden sie dem menschlichen Gesetz ungehorsam, sobald es mit dem Worte Gottes in Conflikt geräth.

Der römische Staat könnte in Bezug auf die Toleranz in religiösen Dingen manchem modernen Reich zum be-

achtungswürdigen Muster dienen und eben dieses Verhältniß der Staatsgewalt zu den religiösen Ueberzeugungen Einzelner beweist am unwiderleglichsten, daß es nie zu einem Zusammenstoß mit den Christen gekommen wäre, wenn diese letzteren sich der staatlichen Verordnung auch nur in formeller Weise gefügt hätten, sobald ihre religiöse Ueberzeugung in Frage gestellt wurde. Sie konnten sich durch ein Körnlein Weihrauch, durch ein Wort des Zugeständnisses, eine leise geflüsterte Betheuerung, vielleicht eine stumme Geste der Zustimmung retten — und sie verschmähten diese unwürdigen Mittel der Täuschung, diesen bequemen Ausweg, der die Pflichtencollision ungelöst ließ; sie verschmähten diesen modus vivendi, welchen ihnen die religiöse Anschauung des heidnischen Rom übrig ließ, sie verschmähten die Verleugnung ihres Herrn und Meisters, der doch im Besitz ihres Herzens bleiben konnte; sie verschmähten alle diese niedrigen Kunstgriffe und sprachen sich in kühner Rede, in offenem Bekenntniß, in standhafter Weigerung ihr eigenes Todesurtheil; ihr Glaubensmuth trieb sie so weit, daß sie aus Angegriffenen zu Angreifern wurden, den Anklägern das Evangelium predigten und Bekehrungsversuche an den Magistraten, die sie verhöhnten, anstellten. Mancher Vertreter des Staates, mancher Prätor und Proconsul mußte sich den ernst gemeinten Vorschlag gefallen lassen, zu den Staatsverbrechern überzugehen, sich — er der Kläger — den Geklagten beizugesellen, an ihrem Gottesdienst theilzunehmen und die alten Altäre umstoßen zu helfen.

Ist diese Geschichte der ersten drei Jahrhunderte etwa dazu angethan den Verfechtern der Staatsmajestät gegen die Majestät Gottes recht zu geben? Konnten die Apostel und Apostelschüler je von dem Gedanken bewegt werden, daß der Staat der Stadt Gottes vorgehe? das Reich Edom der „βασιλεια των ουρανων?“ Es gibt keinen falscheren Gedanken als den der Unterordnung des göttlichen Gesetzes unter Menschensatzung. Ebenso gut könnte man behaupten, daß die Un-

endlichkeit im Endlichen, die Ewigkeit in der Zeit eingeschlossen, und jene von dieser abhängig sei.

Es wird gut seyn, sich nicht nur das standstafte Bekennerthum, sondern auch den Bekehrungseifer der ersten Kirche vor Augen zu halten. Es hätte und hat der Kirche nicht genügt, womit sich die Synagoge zufrieden stellte, ihr Daseyn ruhig zu fristen, sie hielt es vielmehr für ihre Aufgabe, die erkannte Wahrheit zum Gemeingut aller Völker zu machen. Das was als Proselytenmacherei zum Vorwurf zu gereichen scheint, ist daher Grundtrieb und Pflicht der katholischen Kirche, aber auch jeder andern Religionsgesellschaft, welche von der Wahrheit ihrer Glaubensdogmen überzeugt ist.

Hier haben wir zwei undiskutirbare Punkte, zwei Momente, welche kein Handeln und Feilschen zulassen, zwei Thatsachen, an welchen sich nicht rütteln läßt. Die katholische Kirche, welches auch die Gesinnung ihres zeitweiligen sichtbaren Oberhauptes seyn möchte, kann sich der Staatsgewalt nicht unterwerfen und nie zugeben, daß sie einen Theil des Staates bilde, und sie kann ebenso wenig auf ihren universalen Beruf verzichten.

Die logische Schlußfolgerung aus obigen Sätzen führt zur Verneinung jeder Anerkennung einer staatlichen Oberhoheit über die Kirche, wodurch freilich ein wohlwollendes jus circa sacra nicht in Abrede gestellt werden soll. Denn gerade die Ansicht, daß Staatsgedanke und religiöse Idee einander innig durchdringen möchten, läßt es wünschenswerth erscheinen, daß der Staat die kirchlichen Interessen und in ihnen das eigne Wohl von irgend einem Punkt, unter irgend einer Form, einem Rechtstitel fördere. Jene Schlußfolgerung leitet aber noch zu einem andern Resultat, zu demjenigen, daß die katholische Kirche, kraft des inneren Widerspruches in den man sie setzte, nie in Landeskirchen aufgelöst werden könne.

Nicht nur vorurtheilsfreie Protestanten, sondern auch liberalisirende Katholiken gefallen sich in der Unterscheidung zwischen der Kirche und der angeblich vom Jesuitenthum geleiteten Curie. Im Grunde soll das nichts anderes heißen, als man könnte sich entschließen, das Gebäude zu acceptiren, aber nicht die innere Einrichtung. Als ob sich diese beiden Dinge von einander trennen ließen und das Haus an sich noch den geringsten Werth hätte. Lassen Sie uns einen Augenblick davon absehen, daß gegen das Ueberwiegen menschlichen Irrthums durch den heiligen Geist, der nach evangelischer Verheißung bis an's Ende der Welt bei und in der Kirche Christi seyn wird, hinlänglich gesorgt scheint, und uns dagegen fragen, ob es nicht Sache jeder Regierung ist, die ihr passenden Organe zu wählen und an die rechte Stelle zu setzen? Man mag die Regierung eines constitutionellen Staates zum Rücktritt bewegen, sie aber durchaus nicht zwingen, diesen oder jenen Präsidenten oder Rath, welcher ihr zur Ausführung ihrer Absichten geschickt scheint, zu entfernen. Immer wird das Ministerium die Antwort in Bereitschaft haben: „Wenn ich für Regierungsakte verantwortlich seyn soll, dann muß ich die Mittel der Durchführung meiner Absichten frei wählen können". Aber der Regierung der Kirche will man vorschreiben, was man den weltlichen Machthabern nicht vorschreiben darf, welcher Persönlichkeiten sie sich behufs der ihr anvertrauten Verwaltung bedienen soll. Dem glaubensfesten Katholiken muß es einleuchten, daß die Gefahr für die Kirche nie aus ihrem Innern hervorgehen könne, und den Andern sagen wir, daß die Kirche kein constitutionell regiertes Gemeinwesen sei. Wenn nun aber schon trotz des Repräsentativsystems eine Einsprache gegen die Wahl der Regierungsorgane unstatthaft wäre, auf welches Recht könnten die Mitglieder der katholischen Kirche ihre Einmischung in die inneren, das heißt, Regierungsangelegenheiten der Kirche stützen?

Aber der Jesuitismus! aber der Putzemann, der Kobold! Man vermeinte die Kindheit der fabelgläubigen Menschheit vor sich zu haben. Wir wollen uns nicht auf eine Beurtheilung der Gesellschaft Jesu einlassen. Unser Zweck ist hier weder der, eine Ehrenrettung dieses Ordens zu schreiben, noch gegen ihn aufzutreten. Was wir aber sagen müssen ist, daß man den Jesuiten zu große Ehre und Unehre anthut. Man hält augenscheinlich dafür, daß sie mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Männer seien, welche aber diese besondere Begabung in feindseliger Weise anwenden. Weder Bischöfe noch Erzbischöfe und Patriarchen, weder Cardinalscollegium noch Papst vermögen das Geringste gegen die Gesellschaft Jesu; sie befinden sich insgesammt in der Gefangenschaft derselben. Der Ordensgeneral führt die Hand des Papstes bei jeder Unterschrift, und der Cardinalstaatssekretär ist nichts als das gefügige Werkzeug der Gesellschaft Jesu. Natürlich verhielt es sich so mit dem willensstarken Cardinal Antonelli und seinem Nachfolger, dem unabhängigen Simeoni, und eben so wird es sich mit jedem andern Cardinalstaatssekretär, den der neue Papst wählt, verhalten. Die Jesuiten sind die Urheber des Sumpffiebers, auf ihre Rechnung kommt die Malaria, die mißglückte Oelernte; sie sind im Grunde an dem Tod Pius' IX schuld und wenn morgen Jemand in der Corsostraße von einem Ziegelstein erschlagen wird, so schüttelt der nächstbeste deutsche Philister zweifelhaft den Kopf und fragt, ob ihm nicht vor dem Unfall ein Jesuit begegnet sei. Wenn sich der Mensch einmal auf solchem Boden bewegt, wenn ihm Alles Zauber scheint, dann wird von einem vernünftigen Urtheil nicht mehr die Rede seyn dürfen. Unsere verständig-nüchterne Welt ist eben in diesem Einen Punkt zu Hallucinationen geneigt, es ist die fixe Idee unserer Zeit, daß die Jesuiten die Zauberer von Rom seien.

„Das Papstthum in den Händen der Jesuiten“: das ist der Popanz, mit dem man große und kleine Kinder

schreckt. Man vergißt dabei, daß die Dienste einer Gesellschaft oder eines Individuums annehmen nicht gleichbedeutend mit der Unterwerfung des Herrn unter die Gewalt des Dienenden, nicht gleichbedeutend mit dem Wechsel der Herrschaft sei. Oder sollte das Papstthum nur darum auf die Dienstleistung der Gesellschaft Jesu verzichten, weil dieses Verhältniß hie und da mit ungünstigen Augen angesehen wird? Eine solche Thorheit und Unwürdigkeit zugleich würde man dem geringsten Privatmann nicht zumuthen dürfen, dem Statthalter Christi muthet man sie ungescheut zu.

Aber wäre es nur der jesuitische Einfluß, es wäre noch zu ertragen, das Schlimmste ist aber, daß sich die katholische Kirche aller aus dem Vertragsrecht erfließenden Vortheile und Rechte verlustig gemacht hat; die Kirche ist nicht mehr das Rechtssubjekt, das jene Verträge geschlossen, sie ist in ihrer Wesenheit alterirt, eine ganz andere geworden. Daran trägt lediglich die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit Schuld. Sie ist es, welche der katholischen Kirche jenen Charakter der Staatsgefährlichkeit verlieh, welcher die Staaten in Folge des Triebes der Selbsterhaltung zu Vorkehrungen veranlaßte, die als Kirchengesetze die drohende Gefahr zu beschwören geeignet seyn sollten; sie ist es ferner, welche jenen Widerstand gegen die Kirche organisirte, auf welchen der Katholicismus allenthalben stößt, und sie ist es endlich, welche die Kirche der Sympathie sowohl der Mächtigen als der Schwachen beraubte.

Wann hat wohl Heuchelei und Thorheit glänzendere Triumphe gefeiert? wann ist es wohl wenigen Anführern besser gelungen die Menge zu täuschen? Wann haben die Keimsporen der Lüge je üppiger gewuchert? Die Erfinder der Staatsgefährlichkeit des Infallibilitätsdogmas zu widerlegen oder zu bekehren, kann uns um so weniger beifallen, als wir die unerschütterliche Ueberzeugung hegen, daß sie selbst an jene Gefährlichkeit am wenigsten glauben; aber für das arme

Aber der Jesuitismus! aber der Putzemann, der Kobold! Man vermeinte die Kindheit der fabelgläubigen Menschheit vor sich zu haben. Wir wollen uns nicht auf eine Beurtheilung der Gesellschaft Jesu einlassen. Unser Zweck ist hier weder der, eine Ehrenrettung dieses Ordens zu schreiben, noch gegen ihn aufzutreten. Was wir aber sagen müssen ist, daß man den Jesuiten zu große Ehre und Unehre anthut. Man hält augenscheinlich dafür, daß sie mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Männer seien, welche aber diese besondere Begabung in feindseliger Weise anwenden. Weder Bischöfe noch Erzbischöfe und Patriarchen, weder Cardinalscollegium noch Papst vermögen das Geringste gegen die Gesellschaft Jesu; sie befinden sich insgesammt in der Gefangenschaft derselben. Der Ordensgeneral führt die Hand des Papstes bei jeder Unterschrift, und der Cardinalstaatssekretär ist nichts als das gefügige Werkzeug der Gesellschaft Jesu. Natürlich verhielt es sich so mit dem willensstarken Cardinal Antonelli und seinem Nachfolger, dem unabhängigen Simeoni, und eben so wird es sich mit jedem andern Cardinalstaatssekretär, den der neue Papst wählt, verhalten. Die Jesuiten sind die Urheber des Sumpffiebers, auf ihre Rechnung kommt die Malaria, die mißglückte Oelernte; sie sind im Grunde an dem Tod Pius' IX schuld und wenn morgen Jemand in der Corsostraße von einem Ziegelstein erschlagen wird, so schüttelt der nächstbeste deutsche Philister zweifelhaft den Kopf und fragt, ob ihm nicht vor dem Unfall ein Jesuit begegnet sei. Wenn sich der Mensch einmal auf solchem Boden bewegt, wenn ihm Alles Zauber scheint, dann wird von einem vernünftigen Urtheil nicht mehr die Rede seyn dürfen. Unsere verständig-nüchterne Welt ist eben in diesem Einen Punkt zu Hallucinationen geneigt, es ist die fixe Idee unserer Zeit, daß die Jesuiten die Zauberer von Rom seien.

„Das Papstthum in den Händen der Jesuiten“: das ist der Popanz, mit dem man große und kleine Kinder

schreckt. Man vergißt dabei, daß die Dienste einer Gese schaft oder eines Individuums annehmen nicht gleichbedeute mit der Unterwerfung des Herrn unter die Gewalt d Dienenden, nicht gleichbedeutend mit dem Wechsel der Her schaft sei. Oder sollte das Papstthum nur darum auf di Dienstleistung der Gesellschaft Jesu verzichten, weil diese Verhältniß hie und da mit ungünstigen Augen angesehe wird? Eine solche Thorheit und Unwürdigkeit zugleich würd man dem geringsten Privatmann nicht zumuthen dürfen, dem Statthalter Christi muthet man sie ungescheut zu.

Aber wäre es nur der jesuitische Einfluß, es wäre noch zu ertragen, das Schlimmste ist aber, daß sich die katholisch Kirche aller aus dem Vertragsrecht erfließenden Vortheile und Rechte verlustig gemacht hat; die Kirche ist nicht mehr da Rechtssubjekt, das jene Verträge geschlossen, sie ist in ihre Wesenheit alterirt, eine ganz andere geworden. Daran träg lediglich die Definition der päpstlichen *Unfehlbarkeit* Schuld Sie ist es, welche der katholischen Kirche jenen Charakter de Staatsgefährlichkeit verlieh, welcher die Staaten in Folge de Triebes der Selbsterhaltung zu Vorkehrungen veranlaßte, di als Kirchengesetze die drohende Gefahr zu beschwören geeign seyn sollten; sie ist es ferner, welche jenen Widerstand geg die Kirche organisirte, auf welchen der Katholicismus allent halben stößt, und sie ist es endlich, welche die Kirch der Sympathie sowohl der Mächtigen als der Schwachen b raubte.

Wann hat wohl Heuchelei und Thorheit glänzende Triumphe gefeiert? wann ist es wohl wenigen Anführern bes gelungen die Menge zu täuschen? Wann haben die Kei sporen der Lüge je üppiger gewuchert? Die Erfinder d Staatsgefährlichkeit des Infallibilitätsdogmas zu widerleg oder zu bekehren, kann uns um so weniger beifallen, wir die unerschütterliche Ueberzeugung hegen, daß sie selbst jene Gefährlichkeit am wenigsten glauben; aber für das ar

wohl auch dem Einzelnen möglich oder unmöglich seyn. Was unter Voraussetzung übernatürlichen Beistandes von hundert Personen geglaubt und erhofft werden kann, weßhalb sollte man das unter gleicher Voraussetzung nicht von der einzelnen Persönlichkeit glauben und erwarten dürfen? Aber noch mehr — die zugestandene Unfehlbarkeit der ökumenischen Kirchenversammlung klebt untrennbar der neuen Glaubensdefinition an. Das Infallibilitätsdogma ging aus dem Beschlusse einer irrthumlosen Kirchenversammlung hervor. Wollten die Gegner des Infallibilitätsdogmas nicht den Vorwurf mangelhafter Logik und also auch falscher Erkenntniß, oder noch sicherer absichtlicher Entstellung der Thatsachen auf sich laden, so mußten sie a priori die Lehre der Kirche vom Beistand des heiligen Geistes läugnen, sodann die Irrthumlosigkeit der Aussprüche der ökumenischen Kirchenversammlungen und somit auch die Unzweifelhaftigkeit aller Beschlüsse, welche diese Concilien seit jeher faßten, in Abrede stellen und dann erst durften sie sich an die päpstliche Infallibilität wagen. Warum greifen aber die Gegner gerade das jüngste Dogma heraus? warum gehen sie nicht vollständig und logisch zu Werke? Weil es ihnen nicht um Richtigkeit ihrer Schlüsse und objektive Wahrheit zu thun ist, weil sie an der Möglichkeit die Mauern selbst zu erstürmen verzweifeln und es daher vorziehen, sich langsam einzufressen, langsam ein Stück um das andere abzubröckeln, langsam fortzugraben und vorzubringen und endlich, endlich die Fahne der Empörung auf den Zinnen des Tempels aufzupflanzen. Wenn die Lehre von der päpstlichen Infallibilität staatsgefährlich scheint, dann ist es auch die Irrthumslosigkeit der Concilien; dann ist auch die göttliche Verheißung des Beistandes eine Feindin des Staates, dann muß die katholische Kirche wieder in die Katakomben flüchten und der Staat über die Gläubigen zu Gericht sitzen.

Die Gegner des Christenthums und ihres stärksten

Bollwerkes, der katholischen Kirche, bedurften eines Vorwandes zum Krieg, diesen Vorwand sollten ihnen die Veränderungen im Innern der Kirche abgeben. Man versuchte einen Keil in die katholische Kirche einzutreiben und ihr Feinde im eigenen Lager zu erwecken. Zu diesem Behuf wurde die Treibhauspflanze des Altkatholicismus besonderer Pflege empfohlen. Aber sie wollte nicht recht Wurzel fassen, ihre Blätter vergilbten und sie droht unter den Händen der fleißigen Gärtner abzusterben. Der Staat vermag keiner Kirche Leben einzuhauchen, aber er vermag zu kämpfen, und so wurde denn der Culturkampf gegen die katholische Kirche entfacht, ein Kampf, bei welchem das Christenthum überhaupt schlecht wegkommen mußte. Die chronologische Entwicklung mußte sich gefallen lassen auf den Kopf gestellt zu werden, man schritt unter dem Vorgeben vorwärts zu eilen zurück. Der Kosmopolitismus der Kirche mußte den engherzigsten Vorurtheilen, die Interessen der Menschheit der nationalen oder lokalen Selbstsucht weichen. Man proklamirte den Staat als höchstes Gut und das Staatsgesetz als oberste Moral, man verbannte die Freiheit im Namen der Freiheit, die Duldsamkeit im Namen der Aufklärung, die Wahrheit im Namen der Wissenschaft. Die Staatsgewaltigen sagten zu dem Volk: „Du sollst neben dem Staat nichts Heiliges und Verehrungswürdiges haben, er ist nicht unverrückbar, unveränderlich, unsterblich; er wird weder von Heiligen regiert noch bewohnt, er vermag weder allgemein zu beglücken noch gerechte Vergeltung zu üben, er stillt keine Sehnsucht, er löst keine ewigen Räthsel, er ist nur ein zeitweiliger Aufenthalt für das vernünftige Naturwesen, er ist vom höchsten Standpunkte betrachtet nur ein flüchtiges Scheinen; aber du sollst deßungeachtet dein Herz an ihn hängen, dein Gewissen, dein ganzes Fühlen und Denken auf seinen Altar legen, du sollst zuerst Staatsbürger und dann erst Mensch und ganz zuletzt Christ seyn, dein Glauben, deine religiöse Ueber-

zeugung müssen zuvor die Gutheißung derjenigen welche vielleicht ohne Christenthum und ohne Religion sind, erhalten haben, ehe du daran denken darfst deine Pflicht gegen Gott so zu erfüllen, wie dir Gewissen und Offenbarung vorschreibt."

Dieser Kampf wird aber unter den Augen der Fürsten gekämpft — sollten sich diese über seine Ziele im Irrthum befinden? Mag immer dieser oder jener Souverain achselzuckend seine Hände waschen, sich als Privatmann zum alten Glauben halten und bekennen; mag der katholische Fürst der Messe beiwohnen und die Kirchengebote gewissenhaft beobachten; mag der außerhalb der katholischen Kirche stehende König versichern, daß er sein Volk in der Furcht Gottes erhalten wünsche, — diese religiösen Wallungen, diese persönlichen Gesinnungen und Reminiscenzen an eine fromme glaubensstarke Vergangenheit, bei dem entgegengesetzten Thun der Räthe der Krone, können und werden den dynastischen Interessen zu nichts dienen. Wenn die Gläubigen der ersten drei Jahrhunderte, wenn die großen Heidenbekehrer und Missionäre, denen keine andere Macht zu Gebote stand, als die Kraft der Ueberzeugung und ihr christlicher Eifer, wenn jene Fischer und Zeltweber nicht muthiger und tapferer gewesen wären, als so manche im Purpur Geborne, als die im Christenthum erzogenen Kronenträger späterer Tage, was hätte aus der Lehre von dem Gekreuzigten werden sollen? Wie konnte nur die Frage, wem mehr zu gehorchen sei, Gottes Gebot oder Menschensatzung, aufgeworfen werden, wenn die Fürsten deren Tragweite ermessen hätten? Sie mußten die Ersten seyn, weil die Höchsten und Mächtigsten, um diese Frage durch ihr Beispiel zu beantworten, sie mußten lieber ihre Kronen einsetzen und zu den Füßen des Altares niederlegen, als die Discussion dieser Frage gestatten; sie mußten sich in vorderster Reihe vor dem König aller Könige beugen und ihr Zeugniß ablegen. Und sie konnten diese religiöse Pflicht um so freudiger erfüllen, als diese Erfüllung Gewinn für die

dynastischen Interessen war. Möglich, daß eine trübe bange Viertelstunde das Hoheitsgefühl und das stolze Siegesbewußtseyn unterbrochen hätte, aber die Zukunft würde die Schmerzen eines kurzen Augenblicks hundertfältig ersetzt haben.

Das Unglück unserer Zeit macht nicht Pest und Hungersnoth, Krieg und Elementarschaden aus, es sitzt in unseren eigenen Herzen und theilt sich mit wie schleichende Krankheit; es sitzt im menschlichen Gehirn und wirkt epidemisch im weiten Gesellschaftskreis. Es besteht in der Einbildung, daß die Spanne Zeit menschlichen Lebens genüge, die Erfüllung jedes Wunsches und alles Sehnens zu bringen; daß die Welt, unsere Erde Raum biete für jede erdenkliche Metamorphose der Menschenseele, daß sich die unendliche Geschichte des Geistes in beschränkter Bretterhütte abspielen müsse. Wir wollen nicht mehr über den Zaun hinüber blicken, der unser väterliches Haus umgibt, und schelten diejenigen Thoren, die uns versichern, daß es noch jenseits dieser Einfriedung eine Welt gebe. Wir weigern uns auf den Ruf zu horchen, der uns Kunde von jenseits dieser Grenze bringt, und doch liegt unser Bestes, Werthvollstes dort, wo wir es nicht suchen, und doch liegen unsere edelsten Ziele an jener Seite, von der wir den Blick beharrlich abwenden; und weil es die christliche Kirche nicht müde wird von der Welt zu reden, die außerhalb unseres Gesichtskreises liegt, weil sie unsere kleinlichen Berechnungen stört und unsere beschränkten Cirkel kreuzt, weil sie uns die Mühe des Nachdenkens und rastloser Werkthätigkeit aufbürdet, hassen wir sie. „Für uns die Erde“, herrschen wir der kühnen Mahnerin heiseren Tones zu, „für uns die Erde.“ Und doch wird sie uns so eng, so kalt, so unerträglich! Aber die moderne Weisheit versichert, daß diese Beschränktheit traulich, diese Kälte gesund und diese Unerträglichkeit höchst zuträglich sei; wir seufzen und willigen ein. In einem verborgenen Winkel unseres Herzens hallt der Orgelton noch immer nach, steigen die Weihrauchwölkchen

noch immer empor, regt bange Sehnsucht noch immer die lahmen Schwingen, aber „nur ruhig mein Herz“, daß uns die Welt- und Staatsweisen nicht belauschen; „nur ruhig mein Herz“, daß dein Schlag nicht zum Verräther wird!

„Für uns die Erde“: das klang recht hübsch. Aber ein kleines winziges Stück des Himmels, eine schwache unbestimmte Himmelshoffnung, eine Spannenbreite Landes jenseits der Einfriedung, ein Tropfen, um den brennenden Durst zu löschen, ein Stäubchen himmlischen Manna's wiegte schwerer als das schallende Nichts der beredtesten Lippen, als der rauschende Aufflug des der Erde zugewandten Sinnes, als alle Erfindungen menschlicher Gehirne, alles Wissen der Verständigen, alle Ehren und Auszeichnungen, der gesammte Erdentand. Doch still, das bleibt ein Geheimniß! „Wir haben den zudringlichen Priester abgewiesen, der Ihre letzten Augenblicke zu stören kam. O! regen Sie sich nicht auf, antworten Sie nichts — es ist so gut, wir wußten es wohl“.

Eine ungöttliche Komödie mit tragischem Ausgang! Und wie Wenige sind es, die sich mit zu spielen weigern und wie Viele sind es, welche sich und die Welt täuschen und nur denjenigen nicht, der Herz und Nieren prüft und keiner Täuschung zugänglich ist.

Dr. G. E. H.

XXXI.

Zeitläufe.

Rückblick auf den Bayerischen Landtag.

Seit Jahren gibt es keine unangenehmere Aufgabe, als das Land Bayern einer politischen Betrachtung unterziehen zu müssen. Wir älteren Leute erinnern uns noch, daß es anders war. Wie die Lage sich zusehends verschlimmert hat, sieht und fühlt Jedermann; aber die Ursachen mit erschöpfender Vollständigkeit dem Publikum darzulegen, verbieten naheliegende Rücksichten, bis es zu spät seyn wird. Auch das weiß Jedermann. Indeß gibt es Personen, in deren Kram es taugt, es nicht wissen zu wollen; sie finden es bequemer und sicherer die Schuld nach einer Seite hin abzuladen, die man, ungehindert und unbesorgt vor Polizei, Preßgesetz und Strafgesetz, mit Gift und Geifer übergießen kann nach Lust und Belieben. Nichts bezahlt sich heutzutage besser als der Scandal, und wohlfeiler als auf dem Wege ist er für die journalistischen Spekulanten hierorts nicht zu haben.

Wir empfehlen unsern Lesern diese einfache Erklärung gewisser Erscheinungen in Bayern, die jeden anständigen Mann mit Ekel und Abscheu erfüllen müssen. Es ist ja wahr, daß die Unmoralität und Verwilderung eines Theils der Presse nicht etwa ein ausschließlich bayerisches Gewächs ist. Aus dem fauligen Grunde der politischen und gesellschaftlichen Zustände wachsen überall derlei Sumpfpflanzen hervor. Aber daß solche Preßerzeugnisse sich als „katholisch“

noch immer empor, regt bange Sehnsucht noch immer die lahmen Schwingen, aber „nur ruhig mein Herz", daß uns die Welt- und Staatsweisen nicht belauschen; „nur ruhig mein Herz", daß dein Schlag nicht zum Verräther wird!

„Für uns die Erde": das klang recht hübsch. Aber ein kleines winziges Stück des Himmels, eine schwache unbestimmte Himmelshoffnung, eine Spannenbreite Landes jenseits der Einfriedung, ein Tropfen, um den brennenden Durst zu löschen, ein Stäubchen himmlischen Manna's wiegte schwerer als das schallende Nichts der beredtesten Lippen, als der rauschende Aufflug des der Erde zugewandten Sinnes, als alle Erfindungen menschlicher Gehirne, alles Wissen der Verständigen, alle Ehren und Auszeichnungen, der gesammte Erdentand. Doch still, das bleibt ein Geheimniß! „Wir haben den zudringlichen Priester abgewiesen, der Ihre letzten Augenblicke zu stören kam. O! regen Sie sich nicht auf, antworten Sie nichts — es ist so gut, wir wußten es wohl".

Eine ungöttliche Komödie mit tragischem Ausgang! Und wie Wenige sind es, die sich mit zu spielen weigern und wie Viele sind es, welche sich und die Welt täuschen und nur denjenigen nicht, der Herz und Nieren prüft und keiner Täuschung zugänglich ist.

Dr. G. E. H.

XXXI.

Zeitläufe.

Rückblick auf den Bayerischen Landtag.

Seit Jahren gibt es keine unangenehmere Aufgabe, als das Land Bayern einer politischen Betrachtung unterziehen zu müssen. Wir älteren Leute erinnern uns noch, daß es anders war. Wie die Lage sich zusehends verschlimmert hat, sieht und fühlt Jedermann; aber die Ursachen mit erschöpfender Vollständigkeit dem Publikum darzulegen, verbieten naheliegende Rücksichten, bis es zu spät seyn wird. Auch das weiß Jedermann. Indeß gibt es Personen, in deren Kram es taugt, es nicht wissen zu wollen; sie finden es bequemer und sicherer die Schuld nach einer Seite hin abzuladen, die man, ungehindert und unbesorgt vor Polizei, Preßgesetz und Strafgesetz, mit Gift und Geifer übergießen kann nach Lust und Belieben. Nichts bezahlt sich heutzutage besser als der Scandal, und wohlfeiler als auf dem Wege ist er für die journalistischen Spekulanten hierorts nicht zu haben.

Wir empfehlen unsern Lesern diese einfache Erklärung gewisser Erscheinungen in Bayern, die jeden anständigen Mann mit Ekel und Abscheu erfüllen müssen. Es ist ja wahr, daß die Unmoralität und Verwilderung eines Theils der Presse nicht etwa ein ausschließlich bayerisches Gewächs ist. Aus dem fauligen Grunde der politischen und gesellschaftlichen Zustände wachsen überall derlei Sumpfpflanzen hervor. Aber daß solche Preßerzeugnisse sich als „katholisch"

berühmen, ja den allein correkten Katholicismus für sich in Anspruch nehmen: das ist allerdings neu und nirgends sonstwo erhört, muß daher auch seine besondern Ursachen haben. Land und Volk würden sonst das empörende Treiben einer Hand voll journalistischer Spekulanten unter katholischer Maske nicht ertragen.

Als der Ruf des katholischen Bayernlandes dereinst von der Münchener Hochschule in alle Welt hinaus ging, da hätte es wohl Niemand für möglich gehalten, daß in der nachfolgenden Generation ein solches Auftreten als specifisch „katholisch" sich geltend machen dürfe. Aber von diesem alten Bayern sind eben heute nur mehr Ruinen vorhanden; und gerade die Erinnerung, wie es dereinst bei uns war, und wie es nunmehr geworden ist, hat in immer weitern Kreisen eine erbitterte Stimmung erzeugt, in welcher nur zu leicht die erste politische Tugend verloren geht, nämlich die Geduld. Sobald dann irgendwo die ruhige Ueberlegung aufhört, vermag der Hetzer sich einzuschleichen. Man ist sich bewußt, bei den Wahlen wiederholt seine Schuldigkeit gethan zu haben, um den Strom des Verderbens von unten auf zurückzudämmen, und man verlangt nun den Erfolg zu sehen. Bleibt der Erfolg aus, so muß doch irgend Jemand die Schuld daran tragen, und der falsche Denunciant ist um Auskunft nicht verlegen. Daß er damit die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist sein baarer Gewinn.

Der „Erfolg" ist sonst für Christen und Katholiken ein sehr anrüchiges Wort gewesen, und mit Recht. Auch hat zur Zeit überall in der Welt nur das Gegentheil ihres Standpunktes „Erfolg". Oder ist das etwa nicht wahr? Wenn es eine christliche und katholische Politik im engern Sinne gibt, so kann dieselbe stets nur conservativ seyn. Wo ist aber dießseits und jenseits des Oceans ein Staat, in welchem eine conservative Partei Erfolg gehabt, und nicht vielmehr mit äußerer und innerer Schwäche zu kämpfen hätte? Sehe man doch zum Beispiel nach Frankreich. Dort

heit sind vollauf ersetzt durch den Besitz der Macht, und sie wissen, daß der Besitz der Macht ihnen nicht nur durch die bayerischen Verhältnisse garantirt ist. Denn hinter ihnen steht Preußen und das Reich. Der Uebermuth gibt denn auch einen Ton an, der in diesem Hause zuvor unbekannt war, und die Würde der Verhandlung scheint für immer verloren zu seyn.

Bei solchen Zuständen ist es nicht anders möglich, als daß die bayerischen Landtags-Verhandlungen mehr und mehr den Charakter der „Unfruchtbarkeit" annehmen. Was ist denn diesem Landtag überhaupt noch zu richten und zu schlichten vom Reich übrig gelassen? Europa schaut seitdem freilich nicht mehr auf uns, und das ist noch das Glück beim Unglück. Keine große Frage liegt mehr in unserer Competenz, bei der ein Zusammenfinden der Parteien möglich wäre. Wie hätte sich zum Beispiel eine Debatte über die orientalische Frage in dieser Kammer ausgenommen? Will man einen der socialen Uebelstände anregen, die das bürgerliche und gewerbliche Leben erdrücken: nun, das gehört an's Reich. Der ungeheure Militär-Aufwand saugt Land und Leute aus, aber es hilft nichts darüber zu klagen; die Kaserne geht den Landtag nur so weit an, als er sie bauen und zahlen muß. Nur das ist allein seine Sache, wie er das Budget mit offenen oder verdeckten Schulden abgleichen will.

Bleibt außer den Anträgen, Beschwerden und Protesten, die voraussichtlich schon über die Stiege höher nicht mehr herabkommen, noch irgend eine wichtigere innere Angelegenheit zu bereinigen, so läßt sich sofort das Mißtrauen, Alles vergiftend, nicht nur zwischen den Parteien, sondern auch innerhalb der Parteien nieder. Das Höchste, was in dieser Richtung geleistet werden konnte, hat die Vorlage über Errichtung eines Verwaltungs-Gerichtshofs geleistet. Das Gesetz würde eine wesentliche Beschränkung der Regierungs-

Gewalt bewirken, die sich in den Händen unserer Gegner befindet; in der Zeit, wo die Autorität in Bayern noch fest stand, wären solche Concessionen nicht denkbar gewesen. Ist es nun vielleicht diese Rücksicht gewesen, weßhalb die Opposition, d. i. die Mehrheit, nicht wie Ein Mann die Gelegenheit beim Stirnhaar ergriff? Keineswegs. Eine große Zahl sonst wackerer Männer vermochte die Besorgnisse nicht zu überwinden, daß das gegenwärtige Ministerium den Gerichtshof ausschließlich liberal besetzen, und so auch die Verwaltungs-Rechtspflege insbesondere zu einer gefährlichen Waffe gegen die Rechte und Interessen der katholischen Kirche gestalten würde. Wer der unabhängigen Justiz noch Vertrauen schenken wollte, war dem Lynchgericht der journalistischen Spekulanten verfallen.

Der mangelnde „Erfolg" hat schon seit dem Schluß des vorletzten Landtags für eine rührige Clique den Grund abgegeben, eine neue Parteibildung anzustreben. Die neue Partei sollte schon durch ihren Namen den streng confessionellen und ausschließlich katholischen Charakter ankündigen, im Uebrigen sollte sie „Volkspartei" heißen. Nun gibt es allerdings eine wohlbegründete Meinung, welche dahin geht, daß die Zeit ganz neuer Parteibildungen überhaupt bevorstehe, da die alten Parteien sich ausgelebt und ihren Zweck entweder erfüllt oder definitiv verfehlt hätten. Zu diesen der Umbildung geweihten Parteien könnte man sicherlich auch die „bayerisch-patriotische Partei" rechnen, insoferne man dieselbe als rein politische Partei betrachtet. Denn der Zweck ihrer Gründung war die Rettung der Selbstständigkeit Bayerns, und die Erreichung dieses Zweckes verschwindet täglich mehr aus dem Bereiche der Möglichkeiten. Das Wunderbare ist nur, daß die neue Partei doch auch ihrerseits wieder diesen Zweck aufnehmen, denselben sogar durch intensiveren „Preußenhaß" verschärft, an die Spitze ihres neuen Programms stellen will.

heit sind vollauf ersetzt durch den Besitz der Macht, und sie wissen, daß der Besitz der Macht ihnen nicht nur durch die bayerischen Verhältnisse garantirt ist. Denn hinter ihnen steht Preußen und das Reich. Der Uebermuth gibt denn auch einen Ton an, der in diesem Hause zuvor unbekannt war, und die Würde der Verhandlung scheint für immer verloren zu seyn.

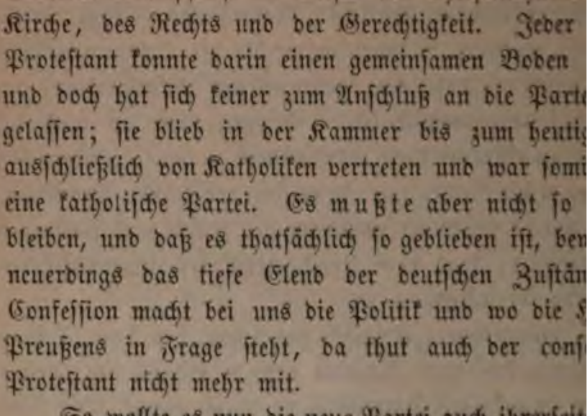
Bei solchen Zuständen ist es nicht anders möglich, als daß die bayerischen Landtags-Verhandlungen mehr und mehr den Charakter der „Unfruchtbarkeit“ annehmen. Was ist denn diesem Landtag überhaupt noch zu richten und zu schlichten vom Reich übrig gelassen? Europa schaut seitdem freilich nicht mehr auf uns, und das ist noch das Glück beim Unglück. Keine große Frage liegt mehr in unserer Competenz, bei der ein Zusammenfinden der Parteien möglich wäre. Wie hätte sich zum Beispiel eine Debatte über die orientalische Frage in dieser Kammer ausgenommen? Will man einen der socialen Uebelstände anregen, die das bürgerliche und gewerbliche Leben erdrücken: nun, das gehört an's Reich. Der ungeheure Militär-Aufwand saugt Land und Leute aus, aber es hilft nichts darüber zu klagen; die Kaserne geht den Landtag nur so weit an, als er sie bauen und zahlen muß. Nur das ist allein seine Sache, wie er das Budget mit offenen oder verdeckten Schulden abgleichen will.

Bleibt außer den Anträgen, Beschwerden und Protesten, die voraussichtlich schon über die Stiege höher nicht mehr herabkommen, noch irgend eine wichtigere innere Angelegenheit zu bereinigen, so läßt sich sofort das Mißtrauen, Alles vergiftend, nicht nur zwischen den Parteien, sondern auch innerhalb der Parteien nieder. Das Höchste, was in dieser Richtung geleistet werden konnte, hat die Vorlage über Errichtung eines Verwaltungs-Gerichtshofs geleistet. Das Gesetz würde eine wesentliche Beschränkung der Regierungs-

Gewiß läßt sich das Programm der aufstrebenden Partei in der Presse, in Vereinen und Versammlungen, kurz überall da, wo die „Ideale" am Platze sind, erörtern. Theoretisch mag sich das Alles ganz gut hören und lesen lassen. Anders aber liegen die Dinge in der Kammer, wo man auf bestimmt umgrenztem politischen Boden steht und praktischen Anforderungen genügen soll. Hier kann man allerdings vom sogenannten correkten Standpunkte aus und im Sinne des Ideals donnernde Reden halten gegen das widerwärtige „System". Aber was kommt dabei heraus? Die Minister wie die gegnerische Fraktion lassen die graue Theorie ruhig über sich ergehen, soweit sie nicht ihren Spaß dabei haben. Denn es ist ja klar, die beredten Collegen verwechseln die Rolle eines Journalisten oder eines volksredenden Privatmannes vollständig mit der Stellung eines Abgeordneten, und dabei gerathen sie mit Nothwendigkeit auf den Standpunkt der absoluten Negation. Was würde aber dann werden, wenn die ganze Mehrheit sich einmal auf diesen Standpunkt stellen wollte?

Die Unmöglichkeit einer solchen Politik hat sich an einem schlagenden Beispiele dargestellt. Es ist unzweifelhaft, daß das Schulwesen bei uns, wie es von den liberalen Regierungen überall geschieht, in einem Geiste geleitet wird, der die schwersten Besorgnisse im christlichen und katholischen Volke rechtfertigt. Wollte nun die Mehrheit der Kammer sagen: weil es so ist, deßhalb verweigern wir alle Budget-Posten für die Unterhaltung des Schulwesens, so müßten die Schulen aufhören von einer Landesgrenze zur andern. Was wäre nun wahrscheinlicher: daß darüber die Minister sich zurückzögen oder daß die Wähler sich von uns zurück-

partei" vom Schauplatze abtreten müsse, um der „Volkspartei" das Feld zu überlassen, bildet den Angelpunkt, um welchen der Streit im katholischen Lager Bayerns sich bewegt."



Kirche, des Rechts und der Gerechtigkeit. Jeder
Protestant konnte darin einen gemeinsamen Boden
und doch hat sich keiner zum Anschluß an die Part
gelassen; sie blieb in der Kammer bis zum heuti
ausschließlich von Katholiken vertreten und war somi
eine katholische Partei. Es mußte aber nicht so
bleiben, und daß es thatsächlich so geblieben ist, ber
neuerdings das tiefe Elend der deutschen Zustän
Confession macht bei uns die Politik und wo die
Preußens in Frage steht, da thut auch der conf
Protestant nicht mehr mit.

So wollte es nun die neue Partei auch ihrerseit
indem sie sich und ihrer Politik den specifisch ka
Charakter beilegte. Als das Ziel ihres Strebens prokl
folgerichtig, Bayern müsse sich wieder als „katholische
bekennen und geriren. Allerdings gesteht sie nothg
daß diese Umwandlung des constitutionellen und pa
Staats Bayern zunächst ihr „ideales Ziel" sei. Ab
handelt doch die den thatsächlichen Verhältnissen an
Stellung des „Centrums" in der preußischen Kamme
deutschen Reichstag geradezu als einen feindlichen

In der That scheinen derlei Scrupel in den Reihen der sich so nennenden „Extremen“ nur sehr vereinzelt vorzukommen. Von hervorragenden Spitzen derselben ist es vielmehr bekannt, wie schmerzlich sie einen Sitz in der Kammer vermissen. Um sich für künftige Wahlen zu empfehlen, verheißen eben ihre Programme dem Volke ein vollgerütteltes Maß der schönsten Sachen, stellen auch Forderungen radikaler Art auf, ohne zu fragen, wie sich denn solche Forderungen mit dem „correkt-katholischen“ Standpunkt vertragen, und ohne sich überhaupt zu besinnen, ob und wie es ihnen denn möglich wäre alle diese Versprechen zu erfüllen, wenn sie selbst einmal die Mehrheit in der Kammer besäßen, und also verpflichtet wären den bis jetzt vermißten „Erfolg“ herbeizuschaffen, oder wenn sie gar einmal die Regierung in Bayern zu übernehmen hätten. Auch dann würde nämlich, wie wir glauben, das feste Land sich nicht von den bayerischen Grenzen trennen und diesen Staat als eine Insel im Weltmeere zurücklassen. Also wie machen?

Es ist den beiden Richtungen innerhalb der Mehrheit vielfach wohlmeinend gerathen worden, lieber friedlich und schiedlich in zwei Fraktionen auseinander zu gehen, als unter sich zu hadern. Wirklich ist auch von Seite Einzelner eine secessio in montem sacrum erfolgt; aber eine Fraktion der äußersten Rechten hat sich doch nicht zu bilden vermocht. Fragt man nach dem Grunde, so kann derselbe kein anderer seyn als das mangelnde Vertrauen, sei es mangelnd aus Rücksichten persönlicher oder sachlicher Natur. Aber schwere Verantwortung haben die Herren mitgenommen, auch abgesehen von dem Geschrei, in welches sie die Mehrheit nutzlos gebracht haben. Alle Aktionen die sie auf eigene Faust unter-

---

Erfolg damit nicht erzielt werden kann, das geeignete Mittel zur Vertheidigung katholischer Principien und Einrichtungen ist, diese Frage wollen wir vorerst noch offen lassen.“

leider nur zu bald thatsächlich eingetreten zu s
hat der jüngst vergangenen Session einen traurigen
bereitet.

Daß ein solches Treiben sowohl der katholische
bayerischen Sache nur schaden kann, müßten die
stifter, wenn es ihnen wirklich nicht um bloß p
Zwecke zu thun wäre, mit Händen greifen. Sie
bloß die vergnügliche Spannung zu beobachten, w
Gegner jeden ihrer Schritte und das Auftreten ih
organe verfolgen. Mit ihren eigenen Organen r
Liberalen nicht aus, was diese Helfershelfer im
Lager dem „System" und ihnen nützen. Hätten di
über unsere Wahlkreise zu verfügen, so würde sich
Wortführer der sogenannten „Entschiedenen" auf e
in der Kammer vergebens zu harren haben; je m
besser für — die Sache des Liberalismus.

Die im November 1869 gewählte Kammer
schweren Zeiten von 1870 und 1871 auszustehen
sechs Mitglieder der bayerisch-patriotischen Mehrh
die Probe nicht bestanden, sie sind zu den Libera
fallen. Das Volk hat sich den Fall gemerkt, und

verschreiben lassen will. Wenn das Volk wirklich die Geduld verlöre bei dem Gang, den die Dinge in dem armen Bayer=lande nehmen, und wenn endlich Jedermann wahlmüde würde so wäre das nicht zu verwundern. Aber die Hauptschuld tragen die, welche das Volk über die wahren Ursachen ab=sichtlich in die Irre führen wollen, anstatt ehrlich zuzugestehen, was sie selbst am besten wissen: der einzig erreichbare und erreichte Erfolg sei der, daß wir noch da sind!

XXXII.

Zur Geschichte des Bauernkrieges.

Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges aus Oberschwaben. Herausgegeben von Dr. Franz Ludwig Baumann. Freiburg Herder. 1877. XII u. 444.

Mit der großen kirchlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts, welche die abendländische Christenheit in zwei große Lager spaltete, hängt zeitlich und ursächlich die blutige Erhebung der Bauern in Schwaben, Franken, Thüringen und den angrenzenden Gebieten zusammen. Nach ihren Quellen und Zielen war sie fast in gleicher Weise socialer wie religiöser und politischer Natur. Mit Recht sind die Stürme des Bauernkrieges als die Geburtswehen der lutherischen Confession und zugleich als der Todeskampf des mittelalterlichen Deutschlands bezeichnet worden. Sonach ist es wohl erklärlich, daß diese denkwürdige Epoche mehr als einen tüchtigen Historiker zur eingehenden Forschung und Darstellung anlockte, ohne daß freilich bis heute von einem derselben allen Anforderungen Genüge geschehen wäre, die wir an eine pragmatische,

von aller subjektiven Färbung der Auffassung freie Gesch
schreibung stellen müssen[1]). An Vollständigkeit der Schild
konnte bis auf unsere Tage um so weniger gedacht werden,
sich ja in Bälde zeigte, daß es hier gelte, einen ungeh
Schatz weitzerstreuter Quellen zu erschöpfen, der unter de
beitenden Händen zusehends wächst.

Für die Sammlung und Sichtung nun dieses ausgede
Materials ist gerade in den letzten Jahren von tüchtigen K
Manches geleistet worden; das größte Verdienst aber
müssen wir unstreitig dem in diesen Blättern früher
(Bd. 78) rühmend erwähnten, äußerst rührigen Historike
F. L. Baumann zuerkennen. Nachdem er in seiner tüc
Erstlingsarbeit „Die oberschwäbischen Bauern im März
und die 12 Artikel" (1871) die schwierige Frage über di
fänge der Bewegung und die Verfasser der berühmten
minger Eingabe wie der 12 Artikel, in Ergänzung zu Pr
Cornelius' und im wohlbegründeten Widerspruche gegen S
Ausführungen, zu einer, wie uns scheint, endgiltigen L
gebracht hatte, beschäftigte ihn neben mehreren kleineren
handlungen, unter denen die über „Schwaben und Alam
ihre Herkunft und Identität" (im XVI. Bande der „Forsch
zur deutschen Geschichte") geeignet war unter den Fachge

---

1) So erfuhr neuerlich wieder Jörg's anerkanntermaßen a
wissenhafter und eingehender Benutzung der einschlägige
terialien gestützte Darstellung dieser Zeit („Deutschland
Revolutions-Periode von 1522 bis 1526") nergelnden Wide
in einer kurzen kritisch-historischen Studie „Bayerns Stim
und Stellung im Bauernkriege von 1525" von Dr. W.
der allerdings seinerseits, besonders was die Ausführunge
den berüchtigten Dr. Joh. von Fuchsstein, den rührigen R
Herzog Ulrichs von Wirtemberg betrifft, gerechte Bedenken
sich erregt. — Gewiß aber ist es nur der Wahrheit entspr
was ein Referent in der Beilage der Allg. Zeitung vo
Februar 1878 bemerkt: „Man wird schwerlich zu viel
wenn man den Anstoß zu einer methodisch quellenm
Untersuchung des Bauernkriegs auf Jörg zurückführt."

Aufsehen zu erregen, vor Allem der allmählig zur vollen Lebensaufgabe heranreifende Plan: die noch erreichbaren und anderweitig noch nicht veröffentlichten Quellen und Akten zum Bauernkriege zu sammeln und auf diese Weise eine vollgenügende Geschichte desselben oder doch einzelner (lokaler) Abschnitte zu begründen und auszuarbeiten.

Die Erkenntniß, daß Oberschwaben die Heimath und der eigentliche Herd des großen Bauernaufruhres sei, bestimmte ihn gerade auf dieses Gebiet vorerst sein Augenmerk zu lenken, dessen Oertlichkeiten und Sprache ihm ohnehin nach seiner schwäbischen Herkunft auf's eingehendste bekannt waren. Die Frucht dieser Arbeit: „Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben", erschien 1876 als 129. Band der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart und fand von fast allen Seiten die erfreulichste Anerkennung. Sie enthält 22 selbstständige Berichte und Chroniken; darunter die Weißenhorner Chronik von Nikolaus Thoman, die kleine aber werthvolle Heggbacher Chronik, Aufzeichnungen des Constanzers Christoph Schultheiß, des Biberacher Patriziers v. Pflummern ꝛc. — Stälin's, des Meisters auf dem Gebiete der Specialgeschichtsschreibung, lebhafter Wunsch nach dieser Richtung hin begann damit in Erfüllung zu gehen. Und jetzt, fast noch vor Ablauf einer Jahresfrist, liegt uns in Baumann's „Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges in Oberschwaben" bereits die willkommenste Ergänzung zu den „Quellen" vor.

Einen kleinen Einblick in die Reichhaltigkeit des gebotenen Materials mag es gewähren, wenn wir bemerken, daß ungefähr zwei Dutzend mehr oder minder reichhaltiger Archive ausgebeutet wurden, unter denen das des Stiftes Kempten (nunmehr dem Staatsarchive in München einverleibt), das fürstliche Archiv in Wolfegg — die Registratur Georgs von Waldburg, des Bezwingers der Bauern, bildend — und das der Stadt Memmingen die ersten Stellen einnehmen. Für einige wichtige Dokumente wurde auch über Oberschwaben hinausgegriffen und die Mittheilung von Aktenstücken, wie der unter Nr. 145 (aus Innsbruck stammend) oder unter Nr. 200 und 201 (aus dem einstigen Wetzlarer Kammergerichts-

Archive) verzeichneten und anderer, wird gewiß nur dankbar an-
genommen werden. Nicht weniger als 449 Nummern bilden d
Sammlung, unter denen nur fünf bisher anderweitig schon publi-
cirt waren, wie auch unter den 22 Nummern seiner „Quellen
die weitaus überwiegende Mehrzahl (19) vor ihm unedi
waren.

Die Dokumente sind zum großen Theile in genauen R
gesten, da aber, wo ein sprachliches und vor allem das histor
sche Interesse es erheischte, genau nach dem Originalterte wiede
gegeben. Das älteste derselben trägt das Datum des 24. No
1523 und enthält eine energischgehaltene Verwarnung an d
Gemeinde zu Rudlingen, wegen ihres Aufruhrs gegen „Amman
Bürgermeister und Rath", während das nächstfolgende, sch
aus dem Anfange des folgenden Jahres und dem Ordinariat
archive zu Augsburg entstammend, die Anfänge des allerding
sehr revolutionären und radikalen Auftreten Schapeler's, des b
kannten Predigers zu Memmingen, charakterisirt, der seit sein
Rückkehr vom „Gespräche zu Zürich" (vergl. S. 286) in imm
heftiger werdenden Ausdrücken gegen Zehent, Klerus u. s. f. si
erging, welch' letzteren er in einer Adventspredigt (1523) m
dem Kraftsatze beehrt: „sie seien ellend, gottloß Pfaffen un
sonderlich alle andern Prediger Mistfinken, Kuchen- und Supp
prediger". Aus diesem Jahre 1524 sind im Ganzen 60 Stü
aufgenommen; ein Drittel dieser Zahl sodann aus dem Jah
1526, und ganz vereinzelnte nur aus den zwei folgenden Jahr
das letzte d. d. 11. November, eine Geldabfindung für im Bauer
kriege beschädigten Besitz stipulirend.

Unter dieser großen Anzahl in verschiedenen, zum Theile ga
absonderlichen Dialekten geschriebenen Akten nehmen ein eigenthü
liches Interesse für sich in Anspruch die des Ausführlichen wied
gegebenen Beschwerdeschriften und Vorstellungen der verschieden
(bäuerlichen) Gemeinden und die ihnen jeweilig darauf geworden
Bescheide, so vor Allem die Vorstellung „der Bauersleute u
Hintersassen der Stadt Memmingen", die übrigens die Mehrz
ihrer Forderungen durch den Hinweis auf das göttliche W
der Bibel zu begründen sucht, wie die Forderung nach frei

Jagen und Fischen — worüber der bayerische Kanzler Eck in einem Schreiben an den Herzog Wilhelm sich in einem, wie uns allerdings auch bedünken will, wenigstens sehr unzeitgemäßen Späße lustig machte — mit dem Hinweise darauf, daß ja Gott den Menschen zum Herrn über den Fisch im Wasser, über den Vogel in der Luft und alle Thiere auf Erden gesetzt habe“. Im Wesentlichen dieselben Beschwerdepunkte und Forderungen — Freiheit in der Wahl des Pfarrers, Erleichterung von Gilten und Zehnten u. s. f., billigere Rechtspflege und Aufhebung der Leibeigenschaft — finden wir auch in den sogenannten Langenargener Artikeln, in der Beschwerdenota der Kißlegger Bauern (Nr. 104) und der ursprünglich gemeinschaftlich an die Kammergerichtskanzlei zu Wetzlar eingereichten Schrift der Stülinger, Fürstenberger, Schellenberger und Reckenbacher Bauern Nr. 199 bis 202. Einige unter Nr. 302 angeführten Notizen belehren uns über die Auffassung zeitgenössischer Geschichtsschreiber von diesen Unruhen und deren Zielen und Zwecken, eine Notiz des alten St. Gallener Chronisten Sicher auch über das Treiben des „Christoff Schappeler“, „der den Bauern ihre Artikel gemacht habe“, und einen gewissen Ludwig Hotzer, unter dem der Verfasser den Schüler Schappeler's, Sebastian Lotzer, vermuthet, von dem er ja früher erwiesen, daß er die Memminger Eingabe „endgiltig redigirt“ habe, womit auch die Bemerkung Sicher's an jener Stelle sehr wohl stimmt.

Auffallend durch seinen negativen Gehalt ist das Rathsprotokoll der Stadt Ulm (Nr. 58a), die Zeit vom Juli 1524 bis 28. April 1525 umfassend und nur sehr dürftige Andeutungen über die Kriegsunruhen enthaltend, wie wir eine ähnliche Erscheinung auch betreffs der Schweinfurter Rathsakten jener Zeit bemerken (vergl. Dr. Stein's treffliche Arbeit „**Monumenta Suinfurtensia historica**“ 1875). Gelegentlich der Mittheilung eines Schreibens „des Statthalters und Regenten in Wirtenberg an Truchseß Georg“ werden wir mit eigenthümlichen Chiffern bekannt gemacht, deren man sich zur Geheimhaltung der wichtigeren Stellen des Berichtes zu bedienen pflegte, bestehend aus verschiedenartig gestellten und combinirten Dreiecken, Winkeln u. dgl. (bisher unedirt). —

Wenige präcise Anmerkungen kommen dem sachlichen
sprachlichen Verständnisse an den schwierigsten Stellen zu
und ein genaues, höchst schätzenswerthes Orts- und Pers
register — für des „Verfassers Höflichkeit“ ein sehr gün
Zeugniß — erhöht Werth und Verwendbarkeit des Buches
ein gut Theil, wie der Historiker aus Erfahrung hinlänglich
schätzen weiß. Dabei muß die minutiöse Sorgfalt, die au
Ausarbeitung wie den Druck verwendet wurde, und die gesa
Ausstattung des Werkes rühmend anerkannt werden. Für
Beurtheiler des Buches aber bleibt nur der kräftige W
übrig, daß es dem Verfasser bald gegönnt seyn möge, auc
übrigen noch undurchsuchten Archive Oberschwabens, wi
Villingen, Ueberlingen u. s. f. ausbeuten zu können und so
abschließende Supplement dieses Werkes zu bieten. Die
richt, daß auch die fränkischen Bauernkriegs-Quellen bereits
Erfolg von ihm in Angriff genommen seien, sonach die Publik
eines Codex monumentorum belli rustici, wie er sie im
Vorworte seiner „Akten“ (S. VII) als pium desiderium
spricht, auf's glücklichste angebahnt sei, wird gewiß allseitig
Befriedigung aufgenommen werden.

XXXIII.

Die Protestanten im Kampf um die Ehe.

Als die preußischen Mai-Gesetze in Vorlage und zur Abstimmung kamen, da fehlte es nicht an einsichtsvollen Protestanten, welche es voraussagten, daß die protestantische Kirche am schwersten dabei in Schaden kommen, die katholische Kirche hingegen mancherlei Nutzen haben werde. Dieß gilt vielleicht in erhöhtem Maßstab von dem Reichsgesetze über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875, welches mit jenen andern Gesetzen einen innern Zusammenhang und eine unverkennbare äußere Verwandtschaft in den Principien hat; denn sie alle entspringen einer energischen Tendenz, den Staat gründlich und allseitig zu säcularisiren. Es ist nun nicht bloß für einen warmen Verehrer des Christenthums, sondern schon für jeden Freund der Cultur-Geschichte von höchstem Interesse, zu beobachten, wie dieser Kampf um die hier in Frage gestellten idealen Güter und sittlichen Institutionen geführt, welche Waffe dabei verwendet, welcher Plan befolgt, von welchen Männern der Kampf geleitet und wohin sich muthmaßlich der Sieg neigen wird.

Wollen wir nun mit wenigen Strichen ein Bild dieses Kampfes entwerfen, so erscheint uns die katholische Kirche wie immer, so auch im Kampfe um die Ehe, in der Defensive und damit beschäftigt, das ihr von Christus anvertraute Pfand in sicherer *Festung und Umwallung* vor räuberischen *Angriffen zu bergen und zu vertheidigen.* Sie thut es mit

Glück und Geschick, mit Sicherheit und Zuversicht, ohn
weichen, ohne zu wanken. Ja sie erstarkt im Kampfe
mit der Mühe und dem Schweiß, den ihr der Kampf
ihre Güter kostet, wächst die Werthschätzung, die Liebe
die Begeisterung für dieselben; die Sicherheit ihrer Stell
der Muth bei deren Vertheidigung, sowie die Erfolge, w
sie erringt, werden sogar Anlaß, daß einzelne außer
Stehende es versuchen, ihre Kampfart und ihre Waffen
zunehmen und hinter ihre Wälle zu flüchten. Wer
Verlauf des katholischen Lebens seit Einführung des Re
gesetzes über die Eheschließung verfolgt und damit die
scheinungen in der protestantischen Kirche vergleicht, wi
dem Gesagten keine Uebertreibung finden. Hingegen g
die protestantische Kirche im Kampfe um den christl
Charakter der Ehe einer Festung, die sich auf Gnade
Ungnade dem Feinde ergeben hat, wo ein Theil des H
mit dem Feinde bereits fröhlich fraternisirt, der andere
Verrath der Anführer klagt und mit heldenmüthigem Unn
erklärt, nur vor der Gewalt aus seiner so lange behaup
Position weichen zu wollen, während wieder ein an
Theil zufrieden ist, zwar entwaffnet aber doch nicht k
gefangen abzuziehen. Daß dieses Bild in genügender
den wahren Sachverhalt wiedergibt, wollen wir im Folge
beweisen.

I.

Die Protestanten mußten dem Staate
Ehe ausliefern. Und was hat sie hiezu genöth
Die Ohnmacht, oder, wenn man lieber will, die unerbi
Consequenz protestantischer Principien. Vom protestant
Standpunkte aus steht man nämlich einem Gesetze, w
die Eheschließung säkularisirt, vollständig machtlos g
über; denn dieses ist für den Protestanten nicht bloß St
gesetz, sondern auch religiöses Gesetz, und zwar le
insofern als der Kaiser, welcher zugleich protestan

Landesbischof ist, eine Handlung, welche bisher als eine religiöse gegolten hatte, dieses ihres Charakters entkleidet, sie aus der Reihe der religiösen Handlungen streicht, vom Gebiete der geistlichen Dinge und von der Gerichtsbarkeit der kirchlichen Behörden loslöst, sie dafür in das Gebiet des weltlichen Rechtes und in die Macht- und Wirkungssphäre des Staates verweist, und nur noch für den Rest der früher damit verbundenen kirchlichen und religiösen Uebung die Competenz der ihm unterstehenden Landeskirche anerkennt. Diesem Willen und Gesetz des Landesbischofs gegenüber gibt es für den Protestanten nur eine Pflicht — die Ehe in demselben Sinne und in derselben Ausdehnung, als das Gesetz es verlangt, aus der Reihe der kirchlich und religiös bedeutsamen Handlungen zu streichen. Nun hat aber der §. 52 des erwähnten Gesetzes die Eheschließung durch einen Civilakt eingeführt, also bleibt dem guten Protestanten nichts übrig, als zu erklären, daß fortan für ihn die Eheschließung ein Civilakt sei. Der Minister Falk hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 17. Dezember 1873 freilich gesagt: „was hindert denn Jemanden, der die kirchliche Trauung für etwas Essentielles hält, sie auch ferner dafür zu halten? was hindert ihn, im Innern über den Akt, der von dem Civilstandsbeamten abgeschlossen wird, so zu denken, wie über einen Ehecontrakt, wie man ihn schon jetzt abschließt, sich erst nach der kirchlichen Trauung für wahrhaft verheirathet anzusehen?" Allein — die Todten reiten schnell, und man gönnte es dem „Gedanken im Innern" nicht, sein so bescheidenes und verborgenes Leben im Herzenskämmerlein lange zu fristen. Nachdem nämlich durch das Gesetz vom 9. März 1874 die obligatorische Civilehe für Preußen eingeführt worden war, trat an den evangelischen Oberkirchenrath von Berlin die Nothwendigkeit heran, zur Civil-Ehe Stellung zu nehmen. Es war damit eine ernste Stunde der Entscheidung für ihn gekommen und Aller Augen waren auf ihn gerichtet; denn ihm waren als dem Haupte des

eine „provisorische Ordnung", welche aber allgem
ordnung und Unzufriedenheit hervorgerufen zu haben
denn schon nach neun Wochen sah sich der Oberki
genöthigt, eine Vertheidigung und weitere Motiviru
„provisorischen Ordnung" folgen zu lassen. Dieß g
der „Ansprache des evangelischen Oberkirchenrathes
Geistlichen der preußischen Landeskirche" vom 25. N
1874. Darin wird verordnet, daß bei der kirchlichen
fortan alle jene Bestandtheile des bisherigen Trau-Fo
welche mit der Begründung der Ehe durch den bür
Akt unvereinbar sind, also besonders die Fragen
Consens und das Zusammensprechen wegfallen müßt
frühere Formel: „N. ich frage dich, ob du diese
christliche Gattin nehmen willst", habe fortan zu
„ob du diese N. als christliche Gattin haben, hal
lieben willst." Motivirt wird diese Anordnung dam
jede Aufnahme einer Willenserklärung in Bezug a
gehung der Ehe der Wahrhaftigkeit widerstreite, di
kirchlichen Handlung fehlen solle, und daß man di
Civilakt bereits verbundene Eheleute nicht noch einm
sammen sprechen" könne. Aehnlich hat man das alte F
auch in Baden und Württemberg abgeändert. Ma

der Worte des Ministers zu bedienen, „sich erst nach der kirchlichen Trauung für wahrhaft verheirathet anzusehen.“ Und in der That, wenn die Ehe nach Luthers Lehre und protestantischer Dogmatik ein weltlich Ding ist, wenn in der Bibel eine bestimmte Form der Eheschließung nicht verordnet, und überdieß der Landesfürst zugleich Landesbischof ist, so ist kein Grund zu finden, welcher einen Protestanten berechtigt oder verpflichtet, nicht in dem durch das Staatsgesetz vorgeschriebenen Civilakt, sondern erst in der darauffolgenden Trauung den Zeitpunkt anzuerkennen, von welchem an er sich für wahrhaft verheirathet halten soll. Denn entweder ist die Eheschließung ihrer Natur nach eine religiöse Handlung, und dann kann sie nicht durch einen Civilakt als solchen vor sich gehen, oder sie ist ihrer Natur nach ein Civilakt, dann kann ich vernünftiger Weise eine religiöse Ceremonie, die erst hinzukommt, nachdem der Civilakt schon gültig gesetzt ist, nicht für essentiell zu seiner Wirksamkeit ansehen, d. h. nach katholischer Lehre kann man die Eheschließung nicht wirklich säkularisiren, nach protestantischer ist sie eo ipso säkularisirt, sobald der Akt der Eheschließung selbst aller religiösen Formalitäten entkleidet ist, oder mit anderen Worten, nach katholischer Lehre hängt die Gültigkeit der Handlung, wodurch die Ehe geschlossen wird, davon ab, daß sie eine wesentlich religiöse, ja sakramentale ist, während nach protestantischer Anschauung der religiöse Charakter der Eheschließungshandlung nicht für die Gültigkeit der Eheschließung, sondern nur für die Befriedigung des frommen und christlichen Denkens und Fühlens gefordert wird. Es mag nun allerdings seine Richtigkeit haben, daß schon der natürlich religiöse Sinn durch eine Weise der Eheschließung, welche principiell aller religiösen Beigabe beraubt ist, verletzt und empfindlich gekränkt wird; allein daraus ergibt sich für den Betreffenden keine Macht und keine Befugniß, keine Möglichkeit und kein Recht, die vom Gesetz bestimmte Handlung der Eheschließung zu vollziehen, aber im Geiste den Eintritt ihrer Wirkung erst mit einer spätern Handlung zu

Theologen und Rechtsgelehrten mit dem Oberkirche
verstanden, während sie sich größtentheils in de
zu ziehenden Folgerungen betreffs Aenderung od
haltung des bisherigen Trauformulars in entschiedene
spruch zu demselben befinden. Ebenso einstimmig s
sie in dem Zugeständniß, daß die katholische Kirche
der Sacramentsnatur, welche sie der Ehe beilegt, ni
könne, als die Civilehe total zu ignoriren. „D
welche Stellung die katholische Kirche zur Civile
nehmen habe, liegt für die katholische Kirche gar
Die Civilehe als solche, d. h. als eine kraft
Gesetzes gültige Ehe wird für die katholische Kirch
vorhanden seyn" — sagt z. B. Sohm[1]), und Fri
meint: „Die (katholische) Kirche kann erklären, da
benedicirte (?) Verbindungen für Ehen nicht zu
vermöge." Während es also für selbstverständlich ge
daß die katholische Kirche nach wie vor auf die b
Handlung die kirchliche Trauung folgen läßt, „
den Protestanten) mit solcher Unbefangenheit heuti
nicht mehr zu Werke gegangen werden; es muß
guten Gründen rechtfertigen lassen, wenn der kirchli
akt auch evangelischerseits in wesentlich unveränder

Nach guten Gründen, die kirchliche Trauung in der bisherigen Form beizubehalten, geht nun seit drei Jahren eine eifrige Suche in der protestantischen Welt; denn „die Kirche sollte überhaupt liturgische Formen nicht ohne Noth ändern" (Scheurl S. 155). Irgend eine religiöse Handlung soll aber nach Ansicht und Wunsch aller Parteien mit der Eheschließung verbunden seyn; denn durch die Einführung der obligaten Civilehe „ist die Ethik der Ehe in Widerspruch mit ihrem Rechte getreten; der Civilakt erschöpft den ethischen Gehalt der Eheschließung nicht und ist deßhalb die Schließung eine ethisch noch unvollkommene Ehe. Daraus folgt, daß der Civilakt ethisch keine Schließung der Ehe im heutigen Sinn des Wortes darstellt"[1]).

Um den Einklang zwischen Recht und Ethos wieder herzustellen, gilt es nun, das Räthsel zu lösen, wie man die Eheschließung durch den Civilakt anerkennen und trotzdem noch einen kirchlichen, von der Eheschließung verschiedenen Akt an den Anfang der Ehe, als nothwendiges Requisit zum Beginn und Antritt eines sittlich tadellosen Ehebundes verlangen könne. Dieser Akt soll nicht bloß in äußerlichem, sondern in innerlichem Zusammenhang mit der Eheschließung stehen, und so nicht bloß einen integrirenden, sondern einen wesentlichen Bestandtheil einer christlichen Eheschließung bilden, d. h. es gilt, glücklich zwischen Scylla und Charybdis durchzusegeln, weder der katholischen Anschauung von der Sacramentsnatur der Ehe sich zu nähern, noch der Gültigkeit des Civilaktes zu nahe zu treten. Wir werden nun im Folgenden zeigen, wie schlecht dieß bisher gelungen ist. So rächt es sich bitter, daß Luther die Sacramentalität der Ehe über Bord und das jus canonicum in's Feuer warf, wie dieß in Worms geschah.

---

1) so ruft mit Emphase Sohm: „Trauung und Verlobung. Eine Entgegnung auf Friedberg: Verlobung und Trauung." Weimar 1876. S. 146.

II.

Die vollständige Auslieferung der Eheschließung an den Staat durch den Berliner Oberkirchenrath rief bei den kirchlich Gesinnten einen wahren Sturm der Entrüstung und des Widerspruchs hervor und zwar in den weitesten Kreisen der protestantischen Kirche Deutschlands. Sowohl gegen die Abschwächung des Inhaltes der kirchlichen Trauformel, als namentlich über die laxe Behandlung der Wiedertrauung schriftwidrig Geschiedener, überhaupt gegen den Einfluß, welchen die Tagesmeinung und ihre Forderungen auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheit ausübte, erhob sich eine Opposition von einer Stärke, wie sie der Berliner Oberkirchenrath wohl nicht erwartet hatte. In Zeitungen, Zeitschriften, auf den Provinzialsynoden erhoben sich zahlreiche Stimmen und die Durchführung des Erlasses vom 21. September 1874 erwies sich gegenüber dem Widerstand der orthodoxen Geistlichkeit geradezu als unmöglich. Zwar waren durch die Instruktionen des Consistoriums für den Regierungsbezirk Kassel und für Kiel (beide vom 25. Sept. 1874) das Aufgebot, die Traufragen und das „Zusammensprechen" und das „Bestätigen" aus der Trauformel gestrichen und dafür nur die Frage gestattet worden, ob die Erschienenen geloben, ein christliches eheliches Leben führen zu wollen, womit Gebet und Einsegnung verbunden war. Trotzdem sah man sich aber genöthigt, vorerst in einzelnen Fällen, z. B. dem Pastor Ziese zu Schleswig, die Stellung der Traufragen und das Zusammensprechen nach alter Form zu erlauben. Allmählich ward aber die Opposition organisirt und trat geschlossen und in Massen auf.

So versammelte sich im November 1874 eine außerordentliche Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Hannover und stimmte gegen den Erlaß des Oberkirchenraths. Der von ihr ausgearbeitete Entwurf ver-

langt: „Bestätigung" der Ehe durch die Kirche und ein Zusammensprechen zu „christlichen" Eheleuten, sowie Aenderung der Bestimmungen über die Wiederverehelichung schriftwidrig Geschiedener. Ebenso erklärten auf der sogenannten Augustconferenz (8. Sept. 1875) etwa 600 Geistliche der preußischen Landeskirche, die Civilehe sei christlich nicht perfekt, die kirchliche Trauung sei eine selbstständige Schließung einer kirchlichen Ehe, der Civilakt wirke bloß eine civilrechtlich vollgültige Ehe, sei aber kein Initiationsakt einer christlichen Ehe. Deßhalb brauche das frühere Formular nur die Einschaltung des Wortes „christlich". Aehnlich die Synoden der Provinzen Brandenburg, Posen und Sachsen im Frühjahr 1875. Die von Schlesien und Pommern forderten geradezu Gestattung der alten Agende. Sie hatten also hiemit alle so ziemlich denselben Standpunkt wie die Denkschrift: „Ueber die Folgen, welche sich aus der für das Königreich Preußen erfolgten, für das deutsche Reich in Aussicht genommenen Civilstands-Gesetzgebung für die evangelisch-lutherische Kirche ergeben. Vom Ausschuß der allgemeinen lutherischen Conferenz. Leipzig 1874". Auch war im August 1875 zu Eisenach die Conferenz der deutschen evangelischen Regierungen zur Berathung über die Trauungsangelegenheit in einer außerordentlichen Sitzung zusammengetreten. Auf derselben stellte sich gleich von vornherein die Annahme der von Berlin aus aufgestellten Grundsätze als unmöglich heraus. Nicht einmal der Inhalt der Traufragen konnte im Sinne des preußischen evangelischen Oberkirchenraths durchgesetzt werden. „Zusammensprechen" und „Bestätigung" wurde freigegeben und nur die kirchliche „Einsegnung" als wesentlich erklärt. — Es hatte somit der Berliner Oberkirchenrath allseitig Fiasko gemacht und das geschlossene Auftreten der Synoden hatte, wie es scheint, das Ministerium milder gestimmt; denn es wurde z. B. „die Bestätigung der Ehe durch die Kirche", „das Zusammensprechen zu christlichen Eheleuten", was die Hannoveraner im Widerspruch mit den Verordnungen des

Oberkirchenraths und mehrerer Consistorien in ihren „Entwurf“ aufgenommen hatten, jetzt nicht mehr beanstandet, sondern als Grund, warum dem Entwurf die allerhöchste Bestätigung versagt wurde, bloß angegeben, daß derselbe in Betreff der Wiederverehelichung schriftwidrig Getrauter „auf eine kirchliche Ordnung verweise, über welche die verschiedensten Auffassungen und begründetsten Zweifel bestehen“ [1]).

Nicht so der Oberkirchenrath, welcher erklärte, auf keinen der von den Synoden gemachten Vorschläge eingehen zu können. Doch stand er mit dieser Meinung nicht isolirt, sondern hatte als tapferen Sekundanten den IX. deutschen Protestantentag zu Breslau (20. Sept. 1875), welcher erklärte: „Durch die Zulassung des Zusammensprechens und Bestätigens haben die Eisenacher Vertreter der deutschen Kirchenregimente in ihrer großen Mehrheit sich in offenen Widerspruch mit dem Reichsgesetz gestellt und zur Verdunklung der Gewissen und der Wahrheit auf einem höchst wichtigen Rechtsgebiete beigetragen. Die evangelischen Gemeinden und ihre Vertreter werden aufgefordert, darüber zu wachen, daß das Gesetz zu seinem vollen Rechte komme und die Wahrhaftigkeit am Altar gewahrt bleibe“. So werden von der einen Seite diese, von anderer Seite die entgegengesetzten Maßregeln als gefahrdrohend dem Volke denuncirt und die Heerde gegen den Hirten aufgerufen; denn noch ist die Warnung vor den Eisenacher Widersachern Berlin's nicht verklungen, und es ertönt schon der Warnruf vor den Berliner Widersachern der Eisenacher:

„Die Grundsätze, welche von Berlin aus vertreten werden, gehen im Prinzip darauf hinaus, die kirchliche Feier in einen blosen Kirchgang zu verwandeln, aber die Reminiscenzen der alten Trauhandlung dennoch beizubehalten, nicht damit noch wirklich getraut werde, sondern nur, damit es den Anschein habe, als ob eine Lücke in der kirchlichen Handlung nicht entstanden

---

1) Wir werden auf diese Worte später zurückkommen.

st. — Die kirchliche Trauung zählt zu den ethischen Gütern, welche die Kirche im Laufe der Jahrhunderte sich erworben hat. So waltet die Kirche noch heute eines Amtes, welches sie in das Herz der Familie hineinführt . . . Die kirchliche Trauung präsentirt die innige Verbindung, welche die deutsche Familie aus sich selbst, ohne äußeren Antrieb mit der christlichen Kirche und die Kirche mit der Familie eingegangen ist. Sie spricht am lebendigsten das Bedürfniß aus, welches das deutsche Volk auch bei den Vorgängen des Familienlebens in die Kirche zu göttlichem Wort und Segen führte. Und wahrlich die Kirche hat am wenigsten Grund, dieses Band zu zerreißen, (wie der Berliner Oberkirchenrath will) und eine Handlung aufzugeben, welche sie in den Mittelpunkt des deutschen Hauses stellt und es ihr ermöglicht, ihren göttlichen Beruf mit erhöhtem Nachdruck zu verwalten. Sie hat kein:n Grund, den Reichthum von sich zu werfen, welchen die geschichtliche Entwicklung ihr an die Hand gegeben hat, und den Werth der kirchlichen Handlung herabzusetzen. Es leidet keinen Zweifel, daß das Bedürfniß nicht bloß einen Kirchgang zu haben, sondern kirchlich getraut zu werden, überall in unserem Volke lebendig ist. Der Ehemann will seine Frau nicht lediglich zur Kirche führen, sondern sie aus der Hand der Kirche im Namen Gottes entgegen nehmen. . . . Nicht bloß, daß die Kirche auf eine kirchliche Handlung bei Eingehung der Ehe ein unveräußerliches Recht hat, auch die bestimmte Form, welche die kirchliche Handlung als Trauung gewonnen hat, wird sie jetzt ebensowenig sich nehmen lassen. . . Wahrlich, die evangelische Kirche wird nicht bloß der Gemeinde gegenüber ihre Wirksamkeit, sondern auch dem Staate gegenüber ihre Bedeutung steigern, wenn sie den Muth hat, die ihr zuständigen Güter zu behaupten und in dem Kampf um ihr Recht den feindlichen Mächten gegenüber nicht Selbstverläugnung, sondern Selbstvertheidigung zu üben." (Sohm l. c. S. 305—307.)

Indem wir diesen geharnischten Worten ob ihrer markigen Kraft und ihres idealen Schwunges alle Anerkennung zollen, scheint es uns doch, als ob der Mann zu spät seine

Stimme erhebe, und als ob gerade von seinem kirchlichen Standpunkte aus seine Worte unverstanden und zu schwach bleiben und in den Wind verhallen müßten. Jahrhunderte lang haben die Protestanten die katholische Kirche gehöhnt und verfolgt, wenn sie sich auf unveräußerliche Rechte berief, und haben ihr das als Herrschsucht und Pfaffentrotz ausgelegt und als Verbrechen in's Schuldbuch geschrieben. Jahrhunderte lang hat man ihre Selbstvertheidigung als hierarchische Uebergriffe gelästert und als heimtückische Verletzung der Grenzmarken ausgeschrien. Jahrhunderte hat man jede entschiedene Aeußerung des katholischen Glaubens als Verletzung des protestantischen Zartgefühls hintanzuhalten gestrebt, und nicht ohne Gewaltthätigkeit mit einer Fluth verwässerter protestantischer Anschauungen die Herdstätten katholischer Begeisterung und Glaubensgluth übergossen. Um erlösen zu können, muß man selber frei, um einen Freund bekämpfen zu können, darf man nicht sein Lehensmann und Schildknappe, um den Hinabgleitenden festzuhalten, muß man selbst auf Felsengrund gestellt seyn. Der Mann wechsle also vorerst seinen kirchlichen Standpunkt und dann werden auch seine Worte verstanden und zur Rettung werden. „Die Ehe ist kein Sakrament," mit diesem Zauberwort hat man die bösen Geister gerufen; bekenne, sie sei ein Sakrament, und siehe, sie sind gebannt!

XXXIV.

Rückblick auf die eilfhundertjährige Jubelfeier des Benediktiner-Stiftes Kremsmünster.

Wilde Kriegsgesellen und bluttriefende Revolutionäre, Bauern welche Herren seyn wollten und Herren die vom Wegelagern lebten, Glaubensneuerer welche Tempelstürmer wurden und Fanatiker mißverstandener Freiheit, stillwühlende Maurer und von ihnen beherrschte Herrscher, Gesetzgeber ohne Achtung göttlichen Rechtes und Rechtsgelehrte nach dem Herzen der Machthaber oder der Strömung des sogenannten Zeitgeistes, Neid und Haß ob einer ruhmreichen Vergangenheit und einer bevorzugten, einflußreichen Stellung in Kirche und Staat, Gier nach den — wie man noch immer schwätzt — todt in den Händen der geistlichen Corporationen ruhenden Schätzen — das sind seit fünfzehn Jahrhunderten die treibenden Kräfte, deren offenen oder versteckten Operationen Tausende und Zehntausende von Klöstern unter unaufhörlichem Kampf um's Daseyn erlagen! Es waren also nicht bloß Zeiten, deren Codex das Faustrecht war, oder Paroxysmen, wie sie vorzüglich religiöse und politische Umsturzbewegungen zu begleiten pflegen, oder endlich Kriege mit ihrer nichts schonenden Brutalität, welche die Brandfackel in die gottgeweihten Häuser schleuderten und deren Bewohner mordeten, nein — es waren auch hochgepriesene Epochen der Aufklärung, es waren vornehmlich leise Federstriche, welche den Untergang der Klöster dekretirten, *Beschlüsse*, die im ruhigen Kabinete *der Minister gefaßt*, oft ganze Ordensgemeinschaften und

sämmtliche Klöster eines Reiches zum Tode verurtheilten und ihre Sanktion an jener Stelle zu erzwingen wußten, die sonst der Hort des Rechtes war und wo andere Unterdrückte Schutz und Rettung suchten und fanden. Und wenn die Annalen der Klöster erzählen, daß Fleiß und Sparsamkeit in wenigen Decennien wieder und schöner herstellten, was die Kriegsfurie in Asche gelegt: so operirten die Aufhebungsdekrete wirksamer. Sie exilirten die Ordensleute für immer aus ihrer Heimath; sie brachen die stolzesten Säulen und Jahrhunderten trotzende Mauern mit allem Raffinement; sie sprengten die Gräber der erlauchtesten Stifter und zerstreuten ihr Gebein; sie verschleuderten die ältesten Handschriften und die herrlichsten Kunstschöpfungen für beschnittenes Gold; und ungetaufte Käufer, auf den Schädeln die goldenen Infeln der Prälaten, zechten aus geweihten Kelchen unter dem Schutz des Gesetzes, das sie den Schmuck des Heiligthums für Spottpreise erschachern ließ! So wurden Berge und Thäler, deren Wildnisse und Oeden der Schweiß des rastlosen Mönches einst befruchtet und höchster Cultur zugeführt hatte, mit Ruinen von Münstern und Abteien bedeckt, die gleich den Resten der weithin schauenden mittelalterlichen Burgen als Prediger einer großen Vergangenheit von dem Kerngeschlecht zeugen, das dort gehaust und segensreich gewirkt! Wann endlich werden wir die fast fabelhaft klingenden Geschichten der Klosteraufhebungen von unabhängigen Freunden der Geschichte nach Ländern gesammelt lesen, damit die Lebenden sich belehren, wie die Verwesten an Gott und Recht, an Kunst und Wissen ikonoklastisch gefrevelt? Und wird sich vielleicht doch in unserm kritisch-historischen Jahrhundert noch jene Association bilden, die das große Werk unternimmt, in einem „Monasticon Universale“ alle Klöster der christlichen Kirche zu verzeichnen, theils um enorme Irrthümer auf diesem Gebiete zu heben und den Forschern ein möglichst verläßliches Nachschlagewerk zu bieten, theils um in einem kolossalen Bilde nachzuweisen,

welche Orden und in je wie vielen Klöstern sie bestanden, welcher der Hauptschauplatz ihres materiellen und geistigen Schaffens gewesen, was die menschliche Gesellschaft ihrer opferfreudigen Thätigkeit seit anderthalb Jahrtausenden verdanke! Der Verfasser dieses „Rückblicks" hat schon vor neunzehn Jahren für die Gründung einer den Interessen der geistlichen Orden in der katholischen Kirche gewidmeten Zeitschrift plaidirt, als eines Depots für Detailstudien, aus denen jenes monumentale Opus hervorwachsen konnte — sein Ruf verhallte damals fast ungehört und auch eine jüngstens erweckte Hoffnung endlicher Realisirung dieser Idee scheint vorschnell gewesen zu seyn; gewiß ist die Aufgabe nicht leicht; aber bei den trefflichen Vorarbeiten für die Geschichte einzelner religiöser Genossenschaften und bei dem großen Vorrathe von Annalen und Diplomatarien so vieler Klöster würde ihre Lösung einer Phalanx begeisterter und ausdauernd fleißiger Ordensmänner ebensowenig unüberwindliche Schwierigkeiten verursachen, als Vorlesungen über die Geschichte der geistlichen Orden den aus den Quellen unterrichteten und unparteiischen Professoren der Kirchengeschichte.

Auch von den Klöstern des österreichischen Kaiserstaates ist die Mehrzahl den Stürmen so vieler Jahrhunderte erlegen; von nicht wenigen sucht der Forscher vergeblich eine Spur, manche Orden zählen daselbst nicht einen einzigen Repräsentanten. Fügen wir noch hinzu, daß der kirchen- und klosterfeindliche Geist des verflossenen Jahrhunderts sich in das laufende hinübervererbte und besonders das letzte legislative Decennium nicht viel Sympathie für die spärlichen altersgrauen Reste klösterlicher Macht und Pracht in unserem Vaterlande beurkundet hat: so muß es fast wunderbar erscheinen, wenn man hierlands noch von mehr als tausendjährigen Abteien reden hört und wenn bei der Jubelfeier einer derselben sich eine so innige, durch ausnahmslos alle Schichten der österreichischen Gesellschaft bis in die

allerhöchsten Kreise hinauf pulsirende Theilnahme kundgab, daß man sich aus den Zeiten der „Religionsfondssteuer“ in die pietätsvollen Jahrhunderte der Klostergründungen versetzt wähnte! Ein so frappantes Schauspiel erweckt mannigfache Gedanken; der Zuschauer sucht die Antwort auf die Frage nach den Ursachen, daß das Haus, dem diese Zeilen gelten, unter schweren Drangsalen und Heimsuchungen eilfhundert Jahre lang sich erhielt und jetzt noch einen so hohen Grad allgemeiner Achtung genießt, und er findet sie in der eines ächten Benediktinerklosters würdigen Vergangenheit Kremsmünster's, der die Gegenwart vollkommen entspricht. *„Tradidi quod potui“*, sagte Thassilo II. von Bayern; *„Reddidi quod potui“*, darf seine Stiftung im Hinblick auf ihre Leistungen für Cultur des Bodens, der Herzen und der Geister erwidern.

Als das letzte und stolzeste Monument agilolfingischer Frömmigkeit und Freigebigkeit begrüßte das Jahr 777 das Münster an der Krems im östlichen Bajuwarien, von Benediktinern aus Niederaltaich errichtet. Wenn andere Ordenshäuser unter heißen Mühen aus ärmlichen Anfängen zu Reichthum und Ansehen sich emporrangen, so trat Kremsmünster seine Mission im Besitze einer großartigen, über den Traun- und Donau-Gau hinaus sich erstreckenden Dotation an, welche durch die Munificenz der karolingischen Fürsten vermehrt etwa 120 Jahre später — wenn nur das zusammenhängende Terrain berücksichtigt wird — den weitaus größten Theil des heutigen Traunkreises ausfüllte. Da gab es also keinen Kampf um das tägliche Brod für Mönch und Bettler; da konnten die den Schankungen abgewonnenen Früchte des mönchischen Fleißes allsogleich verwerthet, Prediger des Evangeliums als Missionäre jeglicher Cultur zu den an der Krems und Enns seßhaften Slaven gesandt, Kirchen und Schulen errichtet und der Grund zu jenen 25 Pfarren und deren zahlreichen Dorfschaften gelegt werden, in denen heute noch 47 Benediktiner von Kremsmünster mehr als 41,000

Seelen pastoriren. Wir sagen: Kirchen und Schulen; Schulen für das Volk überall und eine höhere Schule in der Abtei für deren Bewohner, welche aber um das Jahr 1120 auch von Fremden der theologischen Studien halber besucht ward, da nach der „Vita S. Altmanni“ Kremsmünster damals schon an Disciplin, Gebäuden, Sammlungen, an gelehrten und kunsterfahrenen Männern allen andern Klöstern überlegen war. Bemerken wir noch hiezu, daß neben der pädagogischen frühzeitig auch eine literarische, nicht bloß auf stiftliches Urkundenmaterial sich beschränkende Thätigkeit rege wird, so finden sich alle Bedingungen äußerer und innerer Blüthe schon in den ältesten Zeiten Kremsmünster's vor. Was vermochten da die Einfälle der Ungarn, die güterlüsternen Usurpationen geweihter und ungeweihter Nachbarn, was Faustrecht und die größten Räuber an den Stiften des Mittelalters, advocati genannt, was Kriege, Theuerung und die traditionellen Finanzcalamitäten, was endlich Ketzer und irgend ein verschwenderischer Abt aus edlem Blut dem Stifte dauernd zu schaden? Unter dem mächtigen Schutze frommer und energischer Fürsten, wie Kaiser Heinrich II. und Herzog Albrecht V. von Oesterreich waren, und unter Aebten, welche durch Heiligkeit des Lebens wie Gotthard, Gerhard, Erenbert I., Theodorich, Alram I., oder durch Kunstsinn und Gelehrsamkeit wie Heinrich I. von Plaün, Ortolf, Berthold II., Friedrich I. von Aich, Jakob Treutlkofer, Wolfgang I. Widmer, Johannes I. Schreiner, oder wie Friedrich II. Ritzendorfer und Ernest Ottsdorfer durch Wirthschaftlichkeit sich auszeichneten, erhob sich Kremsmünster nach jeder Katastrophe zu jeweils erneuerter Blüthe und am Rande des Mittelalters stand es als eine der geordnetsten und einflußreichsten Communitäten so angesehen da, daß sein Abt Johannes I. es war, der dem sterbenden Kaiser Maximilian I. die letzten Tröstungen der Religion spendete.

Wie alle Gemeinwesen bis zum Staat hinauf äußeren

Angriffen um so erfolgreicher widerstehen, je gesünder und consolidirter ihre inneren Zustände sind, so hat der Schreiber dieser Zeilen aus einer Unzahl von Annalen der das interessanteste Material zur Geschichte der Glaubensspaltung im 16. Jahrhunderte bietenden Klöster die Ueberzeugung gewonnen, daß die protestantischen Ideen zumeist nur in jenen Eingang fanden, wo die Oekonomie bereits zerrüttet, die Disciplin gesunken und die wissenschaftlichen Bestrebungen in Stagnation gerathen waren; ihr Fall war kein Verlust für die katholische Kirche, kein Gewinn für den Protestantismus. „In Kremsmünster", sagt der jüngste Chronist des Hauses, „wurde die Ordnung wenig gestört, ja im Gegentheile wurde der Eifer für die Wissenschaften reger; durch gelehrte Schulen suchte man daselbst dem Strome der neuen Grundsätze moralische Gewalt entgegenzustellen." Mit diesen Worten leiten wir jenen Abschnitt der Stiftsgeschichte ein, in welchem von einer geradezu unvergleichlichen Reihe hochgebildeter, für Kunst und Studien begeisterter und von ihren Zeitgenossen bewunderter Aebte jene theils gemeinnützigen theils wissenschaftlichen Anstalten in's Leben gerufen wurden, welche den Ruhm Kremsmünster's weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaustrugen und noch zur Stunde begründen. Johannes II. Habenzagel errichtete im J. 1512 die älteste Papiermühle und Johannes III. Spindler (1589 bis 1600) die erste Apotheke Oberösterreichs; Gregor I. Lechner verwandelte 1549 die lateinische Privatschule des Klosters in eine öffentliche; der aus dem Cistercienser-Orden (wir schreiben dieß mit besonderer Freude) hervorgegangene, um Stift, Land und Reich gleich hochverdiente und vielleicht größte Abt Kremsmünster's, Anton Wolfradt (1613 bis 1639), der erste Fürstbischof von Wien, gleich seinem Vorgänger Alexander I. vom See vor der Erhebung zur Cardinalwürde gestorben, sorgte wie seine Nachfolger Placidus Buechauer, Martin III. Resch, Alexander II. Strasser für die vollständigste philosophisch-

theologische Ausbildung und Graduirung seiner Conventualen auch an ausländischen höheren Schulen und viele von diesen glänzten als Lehrer an der Benediktiner-Universität zu Salzburg; Alexander III. Fixlmillner gründete 1737 das Lyceum, 1743 die mit einer adeligen Schule, theologischen und juridischen Cursen verbundene k. k. Ritter-Akademie und 1748 bis 1758 den Stolz seines Hauses: die Sternwarte; Erenbert III. Meyer legte das Naturalienkabinet, die Münz-, Kupferstich- und Bilder-Sammlung an und eröffnete 1776 die Hauptschule — und doch vermochten all diese, wahrlich nicht bloß um die Kirche unter den größten Opfern erworbenen Verdienste eben nur die Aufhebung des Stiftes, aber nicht dessen Ausplünderung durch die damalige Aufklärung, nicht die Schließung der theologischen Studien, nicht die Auflösung der Ritter-Akademie zu verhindern! Welche Schwierigkeiten der geistesstarke, aber wegen Geistesschwäche zeitweilig suspendirte Abt Erenbert zu überwinden hatte, um das Gymnasium und Lyceum zu retten; welche Anstrengungen nach der französischen Invasion, den Silberablieferungen und dem durch die neue Valuta unvergeßlich gewordenen Jahr 1811 es seinen Nachfolgern kostete, um das auch sonst schwer belastete Stift sozusagen über dem Wasser zu erhalten; wie trotz der Ungunst jener Zeiten dennoch die talentirtesten Köpfe in dem ausgesogenen Hause das Kleid des heil. Benedikt nahmen und in Seelsorge, Schule und Wissenschaft sich hervorragend bethätigten, bis es endlich dem Administrations-Talente des Abtes Thomas Mitterndorfer gelang, in einer zwanzigjährigen Regierung (1840 bis 1860) die gesunkenen finanziellen Zustände Kremsmünster's zu heben und durch staunenswerthe Um- und Einsicht die Kirche und das Kloster sammt dessen Dependenzen, das Gymnasium und Convikt, die Sternwarte und die vielen damit verbundenen Sammlungen in jenen vollkommenen Zustand zu versetzen, welcher die Bewunderung aller Besucher erregt — das eingehend zu schildern wagen wir in diesen Blättern nicht. Die

Pernaz, Fackler, Schwarzenbrunner, Rettenpacher, Pachmayr, Hartenschneider, die — um von vielen andern zu schweigen — die Geschichte Kremsmünster's so würdig und warm geschrieben haben, sie werden gleich würdige und für ihr theures Haus nicht minder begeisterte Nachfolger finden, welche die Aebte Mitterndorfer und Augustin Reslhuber († 1875) in den Kloster-Annalen verewigen werden; wer immer aber die Thätigkeit dieses Hauses näher kennen lernen will, der schlage das ungemein reichhaltige Buch des als Abt von Lambach verstorbenen Capitulars Theodorich Hagn auf: „Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung. Ein Beitrag zur Literar- und Culturgeschichte Oesterreichs" (Linz 1848), zu welchem einige der später zu besprechenden Jubelfestschriften passende Ergänzungen bilden.

Der obengenannte schwergeprüfte Abt Erenbert III. hatte im J. 1777 das Millenarium des im Zenith seines Ansehens stehenden Stiftes unter großen Solennitäten und außerordentlicher Theilnahme aller Stände gefeiert; aus keiner der damals gehaltenen (von P. Beda Plank im J. 1778 veröffentlichten) Festreden klingt — vielleicht nicht ohne Vorsatz — auch nur eine Ahnung der gewaltigen Stürme hervor, die nicht lange darnach den größten Theil der österreichischen Klöster niederwerfen und auch Kremsmünster so gefährlich werden sollten. Wenn jene tausendjährige Jubelfeier ein mehr kirchliches Gepräge wies, so charakterisirte sich die am 18. August 1877 begonnene eilfhundertjährige durch die eklatante Mitbetheiligung der Laienwelt — und dieß erscheint als ein sehr bedeutsames Zeichen der Zeit. Denn nicht das Kloster allein, an dessen Spitze seit 19. April 1876 Herr Prälat Cölestin Ganglbauer steht, hatte zur würdigen Begehung des Hochfestes schon lange vorher kostspielige Vorbereitungen getroffen, von dem wir nur die „zur schuldigen Danksagung für die glückliche Erhaltung des Stiftes durch eilf Jahrhunderte" am 20. Juli 1869 von

Abt Augustin vorgenommene Grundsteinlegung zu einer neuen gothischen Pfarrkirche in dem Badeorte Hall hervorheben wollen, welche unter der Leitung des um die Kunstgeschichte verdienten Capitulars und Pfarrers zu Pfarrkirchen, P. Florian Wimmer, ihrer Vollendung entgegenschreitet; nicht bloß das Kloster ließ zur Erinnerung an die Gründung des Hauses und dessen gegenwärtiges Jubiläum eine sehr gelungene Medaille von Radniczky prägen und eine Reihe der schönsten Festschriften drucken, und nicht bloß der apostolische Nuntius und andere Prälaten beehrten dasselbe mit ihrer Gegenwart: die jetzige Studentenschaft des Stiftsgymnasiums überreichte ein Album; die einstige, nun in den verschiedensten weltlichen Sphären wirkende, sandte durch den ehemaligen Justizminister, Anton Hye Freiherr von Glunek, nebst Adresse und Album einen nach Meister Storck's Entwurf von Kleeberg ausgeführten Prachtpokal, ein würdiges Seitenstück zu dem berühmten Thassilokelch; der oberösterreichische Landtag pries in seiner Adresse das Stift, welches „durch seine stets auf der Höhe der Zeit stehenden Lehranstalten und durch seine mustergiltige Landwirthschaftspflege sich gerechten Anspruch auf den Dank des Landes erworben und auch in der Treue für Kaiser und Reich und in der Vaterlandsliebe als leuchtendes Beispiel dasteht, dessen Aebte seit Jahrhunderten eine Zierde des Landes waren, für dessen Rechte und Freiheiten sie jederzeit mit landesopfermuthigem Patriotismus, für dessen Wohl sie stets mit Rath und That kräftig einstanden"; der Cultus-Minister rühmte in den wärmsten Worten das verdienstvolle pädagogische Wirken Kremsmünster's unter Uebergabe hoher Auszeichnungen an den Abt und den Gymnasial-Direktor Amand Baumgarten; das allerhöchste Kaiserhaus beglückte die uralte Stiftung mit seinen Wünschen, von denen wir nur den folgenden hier anführen wollen: „Möge Kremsmünster segensvoll wirken, dem Vaterlande, dem Glauben, der Wissenschaft zum Heile noch neue eilfhundert Jahre

fortblühend" — Worte des Thronfolgers, welche in Erz gegraben zu werden verdienen und aus dem Gedächtnisse keiner Generation jenes Hauses verschwinden werden! In allen, vorherrschend aus weltlichem Munde geflossenen Ansprachen und Toasten wurde die welthistorische Bedeutung des Benediktinerordens und der Name Kremsmünster's als eines seiner edelsten Reiser gefeiert, und wenn — insofern die uns vorliegenden Berichte vollständig sind — etwas an jenen Emanationen auffällt, so ist es die fast demonstrative Betonung der pädagogisch-literarischen Wirksamkeit Kremsmünster's bei nahezu gänzlicher Ignorirung seiner pastoralen Verdienste, für welche doch, wie wir bereits zeigten, ganz respektable Zahlen sprechen. Wir sagen: „demonstrative" Betonung; denn einerseits glauben wir darin einen sehr deutlichen Beweis ganz besonders hervorragender und — was nicht allzu oft vorkommt — von Unten und Oben einhellig anerkannter Leistungen, andererseits aber einen ebenso deutlichen, auf andere Corporationen hinzielenden Wink zu erkennen, auf dessen Inhalt wir zurückzukommen gedenken.

So verfloß, durch keinen wirklichen Mißklang — was auch die graswachsenhörende Presse über dessen Existenz fabelte — getrübt, unter freudigster Theilnahme des vorzüglich zum Hauptgottesdienste am 19. August in zahlloser Menge herbeigeeilten Christenvolkes, das denkwürdige Fest, in welchem eine glänzende Vergangenheit ebenso wie die nicht minder würdige Gegenwart einen seltenen Triumph feierten, der an sich betrachtet eine glückliche segensschwere Zukunft prognosticiren ließe, und selbst die bei der Feierlichkeit stark vertretene Wiener Journalistik, deren Gefühle für Kirche und Mönchthum sattsam bekannt sind, wußte von jenen „Schwarzen", ihren wissenschaftlichen Sammlungen, dem Unterricht und Einfluß auf das Volk, nichts als Gutes zu sagen; nur der „päpstliche Nuntius" galt *einem* und dem andern wahrscheinlich ungetauften Reporter

„als eine fremdartige, vereinzelte Erscheinung" — in einem Ordenshause!

Nun ein Wort über die aus Anlaß des Jubiläums erschienenen, durchwegs sehr gefällig ausgestatteten Festschriften.

Eine Art Ouverture bilden: „Gunther und Irmgart", ein sehr ansprechendes Gedicht über die Gründung des Klosters, von P. Lambert Guppenberger, welches die Feichtinger'sche Buchdruckerei in Linz „als Festgabe" widmete; P. Wolfgang Dannerbauer's „Kurzgefaßte Chronik" des Stiftes, P. Florian Wimmer's „Pilgerreise nach Kremsmünster zum Jubelfeste am 18., 19. und 20. August 1877", die Beschreibung der „Stiftskirche mit der Frauenkapelle und Schatzkammer" von P. Raphael Stingeder und „Kremsmünster und Maria, Ein Festtropfen zur eilfhundertjährigen Jubelfeier" von P. A(lois) K(erschischnigg).

Als Entwicklung und Fortsetzung des Hagn'schen Buches können drei Stücke betrachtet werden, deren nähere Bekanntschaft zu machen Jedermann hiemit eingeladen wird: „Das älteste (1299 begonnene) Urbarium von Kremsmünster", in den berühmten Typen der k. k. Hof- und Staatsdruckerei herausgegeben von P. Leonard Achleuthner, an dessen Details Topographen, Cultur- und Rechtshistoriker ihre Freude haben werden; die aus den Gymnasial-Programmen der Jahre 1864—1869 neu abgedruckte „Geschichte der Sternwarte der Benedictiner-Abtei Kremsmünster", von dem auch durch andere Elucubrationen weithin bekannten Stiftsprior P. Sigmund Fellöcker, ein überaus gelehrtes und nicht bloß den Fachmann anziehendes Werk, und „Die Pflege der Musik im Stifte Kremsmünster" von P. Georg Huemer, ein nettes Büchlein, das voraussichtlich einen sehr großen Leserkreis gewinnen wird. Wenn wir das reiche biographische Material der zwei letzten Schriften, besonders über die hochverdienten Astronomen Fixlmillner, Derfflinger, Schwarzenbrunner und Koller in

Verbindung mit dem von Fellöcker unter dem Titel: „Stillleben eines Benediktiners des neunzehnten Jahrhunderts“ geschilderten kunstsinnigen Wirken des (am 31. Januar 1877 verstorbenen) P. Oddo Schima und der von P. S(ebastian) M(ayr) herausgegebenen „Ausgewählten Dichtungen von P. Markus Holter“ berücksichtigen, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die mit großer Pietät in Kremsmünster fortgeführten Lebensbeschreibungen der von Hagn nur skizzenhaft gezeichneten Gelehrten und Künstler des Stiftes als ein höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften und Schulen in einer vollständigen Sammlung erscheinen möchten.

Mit dem Gefühle hoher Befriedigung bringen wir weiter den Lesern dieser „Blätter“ den ersten Fasciculus des von P. Hugo Schmid verfaßten „*Catalogus codicum manuscriptorum in bibliotheca monasterii Cremifanensis asservatorum*“ zur Anzeige. Längst schon ist es ein sehr lautes desiderium der Forscher, daß alle, in was immer für Archiven und Bibliotheken verwahrten und zum öffentlichen Leben, in welchem die Wissenschaft einen so mächtig gestaltenden Faktor bildet, in Beziehung stehenden Handschriften auch zur öffentlichen Kenntniß gelangen, und sie haben Recht, wenn sie dieselben als ein Gemeingut der literarischen Welt ansehen, dessen Genuß jedem Bürger derselben unverwehrt seyn soll. In der That bringt täglich mehr Licht in diese thesauri, die Zahl der Cerberusse mit dem Spruchband „Verbotener Eingang“ wird stündlich geringer und selbst Regierungen erlauben die Ausbeutung von Archiven hochpolitischen Inhalts. Was noch von handschriftlichem und zur Veröffentlichung geeignetem Material in kleineren, besonders privaten Archiven und Bibliotheken schlummert oder in nur unvollständigen und formell dem heutigen Bedürfniß nicht entsprechenden Katalogen bekannt wurde, das könnte — freilich nicht ohne Mühen und Kosten — bekannt werden, wenn die Bischöfe von allen weltgeistlichen Capiteln und Pfründnern

der Diöcesen genaue Verzeichnisse ihrer Codices, Memorabilienbücher und Diplome fordern[1]) und sie einem archivalisch bewährten Mann zur Redaktion übergeben, die Klostervorstände auf die sorgfältigste Conservirung und Katalogisirung ihrer Handschriften dringen, die Statthaltereien aber auf die Laienwelt, insonderheit auf den Adel mit seinen Urkundenschätzen einwirken und Bischöfe, Aebte und Behörden die Resultate ihrer Enquêten zweckgemäß publiciren ließen. Wir glauben uns zu erinnern, daß dieser Gedanke, wenn auch in anderer Form, in Oesterreich schon in Anregung kam, und wir möchten uns, auch im eigensten Interesse, freuen, wenn wir einen Scheintodten wiedererweckt hätten; indessen aber begrüßen wir den „Catalogus codicum Cremifanensium" als ein verdienstliches Seitenstück zu Albin Czerny's renommirtem Buche: „Die Bibliothek des Chorherrnstiftes St. Florian, Linz 1874" (dem wir recht viele ähnliche Nachfolger wünschen) und als einen sehr schätzbaren Baustein zum Aufbau eines „Oesterreichischen General-Archives", indem wir mit dem emsigen und umsichtigen Herausgeber hoffen, daß seine auf zwei Bände berechnete und mehr als 800 Codices umfassende Arbeit „sequentibus annis ad optatos exitus" gelange (wenn es die „Religionsfondssteuer" erlaubt). Mit Vergnügen sehen wir, daß Schmid die „Schreiber" der Codices nicht verschweigt; wenn man die Namen der ersten Drucker und mit ihnen die Kunst ehrt, „quae Graecos latuit latuitque Latinos", so muß man wohl noch mehr jene ehren, die den Druckern — häufig als Arbeit eines Lebens — lieferten, „quidquid veteres sapiebant".

Neben dem „*Catalogus religiosorum ordinis S. P. Benedicti in monasterio Cremifanensi viventium*", der nebst einer „Series abbatum" die „Series religiosorum ab a. 1777

---

1) Die Ordinariats-Currende Nr. 1 d. Jrs. erläßt bereits diesen Auftrag an den Klerus der Diöcese St. Pölten.

pie in Domino defunctorum" enthält, erwähnen wir zum Schlusse das von P. Amand Baumgarten verfaßte „Verzeichniß von ehemaligen P.T. Herren Kremsmünster Studenten, welche vom Jahre 1800—1873 ganz oder theilweise ihre Studien hier zurückgelegt haben". Es bringt keineswegs alle und doch nicht weniger als 3118 Namen, darunter sehr viele vom besten Klang, deren Träger, wie der Verfasser schreibt, „der Lehranstalt eine Liebe und Anhänglichkeit bewiesen, die hundertfach in Wort und That, die nicht selten in rührender Weise sich ausspricht. Männer mit greisem Scheitel und andere mit ungebleichtem Haare, Männer von hoher Lebensstellung und solche welche die ersten Stufen einer ehrenvollen Laufbahn betreten haben, wetteifern in ähnlichen Kundgebungen". Dieß hat das eilfhundertjährige Jubiläum glänzend bewiesen und, die das mit der studirenden Jugend so eng verwachsene Stift früher nur vom Steuerbogen kannten, dürften dabei die Ueberzeugung auch von einem anderen Werthe desselben für Land und Staat gewonnen haben; das Haus selbst aber und seine Mitglieder werden in jener innigen Anhänglichkeit die schönste und erhebendste Satisfaktion finden, unter deren Eindruck die Erinnerung an die großen Opfer zurücktritt, welche die Erhaltung einer so reich ausgestatteten Lehranstalt beansprucht. Erwägen wir endlich, daß die Gymnasial-Statuten nicht bloß die Disciplin der Conviktoren, sondern auch jene der von Privaten verpflegten Zöglinge mit Strenge regeln, so ehren die Studirenden durch ihre Sympathien für das Haus, dem sie Unterricht und Erziehung schulden, sich selbst am meisten. Ihre Zahl schwankte seit der letzten Organisation unserer Mittelschulen zwischen 231 (im J. 1854) und 285 (im J. 1866); am Schlusse des Sommersemesters 1877 betrug sie 279. —

Diese aus Thatsachen abstrahirte Würdigung Kremsmünster's und seiner Schule leitet von selbst zu einem Blick auf die anderen Benediktiner-Gymnasien des [illegible]

herzogthums. Auch das Stift Melk kann schon im 12. Jahrhundert das Bestehen einer Klosterschule nachweisen; drei Jahrhunderte später war sie stark besucht und die nicht lange darnach von dortigen Lehrern verfaßten Schulbücher zeugen von bedeutenden mathematischen Studien. Wie die anderen Klosterschulen beschränkte der Regierungs-Erlaß vom 21. August 1778 auch jene von Melk auf „die Singerknaben"; aber schon nach drei Jahren wurde sie für ein öffentliches und kaiserliches Gymnasium erklärt. Nach St. Pölten im J. 1787 übersetzt, kehrte dieses 1803 auf seinen alten Sitz zurück und behauptete sich von nun an in der Form der alten österreichischen Gymnasien, bis es im J. 1850 als Ober-Gymnasium constituirt wurde. Seither weist es als niedrigste Zahl 91 (im J. 1858), als höchste 209 (im J. 1860) und am Schlusse des letztvergangenen Schuljahres 175 Studirende auf.

Seitenstetten besitzt über die Einrichtung seiner urkundlich alten und auch von Laien besuchten Schule vor dem Jahre 1737 keine näheren Nachrichten. Vom J. 1778 an hatte sie privatesten Charakter; am 4. November 1814 ging sie in ein öffentliches sechsclassiges Gymnasium über, das wegen der ungünstigen Stiftsverhältnisse im J. 1850 auf vier Classen reducirt, aber durch die Bemühungen des unvergeßlichen Abtes Ludwig Ströhmer seit Oktober 1866 binnen vier Jahren zu einem vollständigen Ober-Gymnasium, an welchem auch die (60) Zöglinge des bischöflichen Knaben-Seminariums von St. Pölten den Studien obliegen, erweitert wurde. Im J. 1870 wurde es von 128, im J. 1877 von 248 Schülern besucht — eine Zunahme der Frequenz, die keines weitern Commentars bedarf.

Aus der Schule des in der Residenz selbst gelegenen Stiftes U. L. F. zu den Schotten hatte sich — offenbar unter dem belebenden Einfluß der Wiener Universität — schon zu Maximilian I. Zeiten eine höhere Lehranstalt entwickelt, an welcher damals wie wieder in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunders die Söhne der edelsten Häuser Oester-

reichs gebildet wurden; vom J. 1725—1741 sind jetzt noch gedruckte Beweise eines vorgeschrittenen Unterrichtes vorhanden. Diese aus einem Privat-Gymnasium und einer philosophischen Lehranstalt bestehende Schule mußte zwar unter Maria Theresia aufgelassen werden; dafür aber wurde die Versetzung des Gymnasiums zu St. Anna in das Schottenstift angeordnet und über Dekret der Landesregierung vom 24. März 1806 „von dem Herrn Abten zu den Schotten unerläßlich verlangt, daß in diesem Stifte ein öffentliches Gymnasium errichtet und im nächsten Schuljahre mit den zwei ersten Classen angefangen werde". Da diese Anordnung den Bau eines ganz neuen Schulgebäudes nothwendig machte, wurde dem Stiftsabte gestattet, „falls er die dießfälligen Unkösten mit der vorhandenen Stiftsbaarschaft und den currenten Einkünften zu bestreiten nicht im Stande seyn sollte, den allfälligen Abgang bei Privaten aufzunehmen". So entstand im J. 1807 das Schotten-Gymnasium, für dessen Erbauung und Einrichtung das Stift mehr als 80,000 Gulden verwendet und bedeutende Schulden contrahirt hatte, und so besteht es — gleich den obengenannten dreien — bis zum heutigen Tage auf Kosten des Stiftes, und wie es von seinem Anbeginn hervorragende und vielfach ausgezeichnete Kräfte besaß (wir erinnern nur an P. Maurus Schinnagl), so hat es heute unter 19 dem Stiftskörper angehörenden Lehrern 5 Doktoren der Theologie, 3 der Philiosophie und zwei Inhaber des Ritterkreuzes des k. k. Franz-Joseph-Ordens. Als am 14. September 1808 das erste Schuljahr geschlossen wurde, zählte die neue sechsklassige Anstalt 390 öffentliche und 47 Privatschüler; im Schuljahre 1849 wuchs die siebente, 1850 die achte Classe hinzu und obwohl die Mittelschulen der Hauptstadt im Laufe der nächsten zwei Decennien sich sehr vermehrten, bewahrte doch das Schotten-Gymnasium, welches bei der siebenhundertjährigen Jubelfeier des Klosters am 1. Mai 1858 aus sehr *competentem* Munde in Gegenwart des Schreibers dieser

Zeilen „das erste Wien's" genannt wurde, seine alte Anziehungskraft, so daß es in seinem niedersten Stande 322 (im J. 1872), in seinem höchsten 455 (im J. 1850) und am Ende des letzten Schuljahres 400 Frequentanten hatte.

Diese Ziffern reden eine deutliche Sprache; in ihnen liegt der Doppelbeweis für die — auch durch schriftstellerische Leistungen erprobte — Tüchtigkeit der Benediktiner-Professoren und für die ihren Lehranstalten zugewandte Sympathie unseres Volkes. Von Kremsmünster haben wir rücksichtlich der ersteren genug gesagt und verweisen daher die Fachmänner und Freunde ausgewählter Programmen-Literatur auf die Arbeiten von Fellöcker, Gerstmayr, Guppenberger, Landerl, Strasser. Daß in Melk die ruhmreichen Traditionen der Hueber, Kropf, Pez, Schramb nicht erloschen, zeigen die um kritische österreichische Geschichte hochverdienten Namen Mayer und Keiblinger; der in ihre Fußtapfen trat und in einer stattlichen Reihe von scharfsinnigen, theils in den Melker-Programmen (1866—1868. 1870) theils in den „Blättern des Vereins für Landeskunde von Nieder-Oesterreich" (s. diese X. 355) veröffentlichten Aufsätzen in manche dunklen Punkte der Babenberger- und der deutschen Geschichte Licht brachte, Direktor Ambros Heller, ist zwar der Wissenschaft und seinen Freunden zu zeitlich (18. Sept. 1876) entrissen worden, aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß die fleißigen Federn, denen wir die schönen Programme über die Gelehrten von Monsee (1864. 1865 von P. Vincenz Staufer) und über das Cistercienser-Nonnenkloster St. Bernhard (1874 von Dr. Berthold Hoffer) verdanken, nicht rasten und rosten werden. „Multum scripserunt, qui ante nos fuerunt, sed multum restat operis!" Die numismatischen Studien des Professor Norbert Dechant vom Schotten-Gymnasium (Programme 1869. 1871) haben auch in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden, Dr. Sigismund Gschwandner's sehr anregende Abhandlungen, z. B. „Maschine und Ver-

nunft“ (1876) verdienen sie im vollsten Maße und Hugo Mareta's „Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache“ (1861. 1865) werden wir vielleicht zu einem vollständigen Werke sich entwickeln sehen. Die literarische Thätigkeit des Stiftes Seitenstetten ist in den „Historisch-Politischen Blättern“ schon besprochen worden. Der gewesene Professor Karl Puschl setzt seine subtilen physikalischen Untersuchungen, deren größter Theil in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften erschien, fort; von den vielen Beiträgen der Geschichte Oesterreichs von P. Gottfried Frieß sind allen Freunden und Feinden der geistlichen Orden die „Studien über das Wirken der Benediktiner in Oesterreich für Cultur, Wissenschaft und Kunst“ (Progg. 1868—1872) sehr zu empfehlen, wie auch der von ihm verfaßte mittelalterliche Theil der Geschichte der Diöcese St. Pölten höchst beachtenswerth ist; P. Robert Weissenhofer gab einige Jugendschriften heraus und P. Pius Strasser ist nach freundlicher Mittheilung mit einer „Geschichte der Orgel“ beschäftigt.

Zahl und Herkunft der an Stifts-Gymnasien Studirenden und der Zudrang zu den Convikten — wo solche existiren — bezeugen ferner, daß das österreichische Volk im Allgemeinen, hohes und niederes, den Klerus keineswegs aus der Schule verdrängt wissen will, sondern demselben mit Vorliebe die Bildung und Erziehung seiner Kinder anvertraut, richtig begreifend, daß an einer Klosterlehranstalt Momente concurriren, welche weltlichen Schulen abgehen. Geistliche Lehrer haben die Studien zweier Fakultäten absolvirt und dadurch unstreitig einen weiteren Kreis des Wissens; wenn auch nicht durch „Vortragsmeister“ gedrillt und auf „den Brettern die die Welt bedeuten“ beklatscht, verfügen sie doch auf Grund in vielen Fällen vorausgegangener Verwendung als Prediger und Katecheten über gewandteren Vortrag und reichere pädagogische Erfahrung; die Stabilität des Ordensmannes ermöglicht ihm, Land und Leute und

eren Kinder besser kennen zu lernen, und schließt den dem Unterrichte sehr nachtheiligen Wechsel der Lehrer aus; im Genuß einer großen Bibliothek und anderer Sammlungen, in stetem Contakt mit älteren Collegen mehrt er leichter seine Kenntnisse und überwacht im wechselseitigen Verständniß und im Zusammenwirken aller den literarischen und moralischen Entwicklungsgang der Zöglinge sicherer als der weltliche Lehrer, der außerhalb des Schulzimmers seiner Familie angehört und des weiteren Einflusses auf die Studirenden entbehrt; Schule und Stift stehen im lebendigen Verbande, die beiden gemeinsamen ehrenvollen Traditionen heben das Bewußtseyn der einzelnen Mitglieder und spornen sie zur kräftigsten Nachfolge auf der von den Ahnen mit unvergeßlichen Erfolgen beschrittenen Bahn! Daß dieß nicht ohne Rückwirkung auf Geist und Herz der sehr empfänglichen Jugend bleibt, daß diese an Stifts-Gymnasien in höherer Achtung der Religion heranwächst und die mehr als banalen gegen Kirche und Mönchsthum geifernden Phrasen nicht kennt, daß manches Stift sich aus seiner Lehranstalt verjüngt und in derselben wirklich „die Wurzeln seiner Kraft“ findet: davon zeugt Kremsmünster, seine Geschichte, sein Jubiläum — und ähnliches wird sich in jeder tüchtigen Klosterschule nachweisen lassen.

Wenn aus dem Gesagten von selbst folgt, daß Stifts-Gymnasien von hohem moralischen Vortheil für die resp. Klöster und von unläugbarem und durch die Mehrheit anerkanntem Nutzen für das Land sind, so muß bedauert werden, daß in den anderen im Erzherzogthume bestehenden Abteien der Augustiner, Cistercienser und Prämonstratenser derlei Lehranstalten sich nicht befinden. Daß geistige Kräfte dazu vorhanden sind, ist zweifellos und wird z. B. durch Verwendung mehrerer Ordensmitglieder an Staats- und Communal-Mittelschulen bestätigt, obschon zugegeben werden muß, daß solche einzeln und außer ihren Stiften wirkende Lehrer diesen sammt Umgebung nicht seyn

können, was in den Klöstern befindliche und mit Convikten verbundene Gymnasien — wie wir oben gezeigt — wirklich sind; es gebricht vielmehr gegenwärtig an materiellen Kräften und diese werden eine lebhaftere Regsamkeit der österreichischen Stifte auf pädagogisch-literarischem Felde erst dann gestatten, wenn die (einzelnen Stiften trotz ihrer Leistungen für den Unterricht hoch ausgemessene und bestehende Lehranstalten gefährdende) „Religionsfondssteuer" unter Berücksichtigung der auch von Gelehrtenkreisen erhobenen Bedenken reducirt seyn wird. Dann dürfte es gerathen seyn, daß die Stifte der obgenannten Orden, sei es nach Maßgabe ihrer finanziellen Zustände allein oder zweckmäßig associirt, die in der Seelsorge erworbenen Verdienste mit neuen auf dem Gebiete des Unterrichts vermehren, eingedenk, daß das Mönchsthum, weil nicht für eine concrete Zeit bestimmt, es zu jeder Zeit verstanden hat, den Bedürfnissen derselben in neuen Formen zu entsprechen. Daß die Gegenwart, um gesünder zu werden, Bildung und religiöse Erziehung der Jugend brauche, ist unbestritten; daß der Klerus ihr sie vermitteln helfe, ist sein Beruf; daß man aber dieses Heilmittel vorzugsweise von den Klöstern erwarte und ihnen, wenn sie es reichen, freudig Dank sage, bewiesen die Jubiläums-Adressen und Reden zu Kremsmünster. Möge es keine Kassandra-Stimme seyn, die hier erhoben wurde; Zeiten und Menschen sind wandelbar und die österreichische Geschichte lehrt an die Möglichkeit glauben, daß Klöster ohne höhere Bildungs-Anstalten einer feindseligen Strömung leicht zum Opfer fallen. Die Zeiten einer Benediktiner-Universität sind vorüber, keineswegs aber jene für Stifts-Gymnasien, und wir geben uns dem Glauben hin, daß die Ströhmer und Mitterndorfer nicht ausgestorben sind, damit die auf dem berührten Gebiete geschehenen Versäumnisse und Fehler gut gemacht werden, bevor „die Nacht kommt, da Niemand wirken kann"! —

Wir schließen unsern „Rückblick" mit dem Wunsche für

Kremsmünster, welchen die „Kleine poetische Gabe zur elfhundertjährigen Jubelfeier" von P. Amand Baumgarten dem Stifter Thassilo in den Mund legt:

„Zum Himmel soll es schauen,
Ein Gottesgarten seyn,
Den fromme Hände bauen
In innigem Verein;
Soll Leib und Seelen laben
Mit Erden-, Geistesfrucht,
Ein Korb voll süßer Waben,
Wo schaffen Fleiß und Zucht." —

Stift Zwettl im Februar 1878.

Dr. Leopold Janauschek.

XXXV.

Der zweite Band der Brentano-Biographie.

In unserem Bericht über den ersten Band der Diel-Kreiten'schen Biographie Clemens Brentano's nannten wir diesen einen „Säkularmenschen". Man hat den Ausdruck für übertrieben erklärt; zu unserer Rechtfertigung finden wir jedoch in dem eben erschienenen zweiten Bande[1]) eine

1) Clemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von P. Johannes Baptista Diel S. J. Ergänzt und herausgegeben von Wilhelm Kreiten S. J. Zweiter Band. 1814 — 1842. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung 1877. — Die genannte Handlung veröffentlichte gleichzeitig den zweiten Band des in unseren Blättern schon besprochenen „Familien-Shakespeare" von Dr. Hager, enthaltend den „Kaufmann von Venedig", „Was ihr wollt", „Sturm" und „Sommernachtstraum". Wir beabsichtigen nach Abschluß des Werkes noch einmal ausführlich darauf zurückzukommen.

Aeußerung von Ferdinand Walter, Brentano sei eine Indi-
vidualität gewesen, „dergleichen die Natur nur alle fünf-
hundert Jahre eine fertig bringe“.

Der genannte zweite Band (1814 — 1842) enthält in
drei Büchern: „die Umkehr“ (1814 — 1818), „Dülmen“
(1818—1824) und „auf dem letzten Wege“ (1824—1842),
diejenige Periode in Brentano's Leben, welche für den Ka-
tholiken wohl die interessanteste seyn dürfte. Dieser Band
„umfaßt nämlich die Bekehrung Brentano's und sein katho-
lisches Wirken, also einen vorwiegend religiösen Gegenstand“.
Dieß bedingte denn auch in der Behandlungsweise „einen
mehr religiösen Ton, als man vielleicht in der Lebens-
geschichte eines deutschen Dichters erwarten sollte“; aber
Clemens war ja auch in dieser Periode nicht mehr vorzugs-
weise der deutsche Dichter, sondern der reuig zurückgekehrte
Sohn seiner Kirche; sich mehr in ihr innerstes Wesen zu
versenken, aber auch Andere diesem Wesen zuzuführen, das
war fortan das höchste Ziel seines Strebens; kein Ehrgeiz
trieb ihn mehr, nur Liebe zu Gott, zu seiner Kirche, zu den
Seelen.

Der Dichter Brentano war aber damit noch nicht gestorben;
wer so reich an Poesie ist wie Brentano, der verarmt nicht so
leicht, wenn auch die Poesie einen anderen Charakter annimmt;
und so fällt denn auch in diesen Band ein dichterisches Inter-
mezzo (1817, 1818), welchem wir die berühmte Erzählung
vom „braven Kasperl und schönen Annerl“ und Gedichte wie
die „Gottesmauer“[1]) verdanken, sowie der reiche „dichterisch

1) Dieses Lied, das in dem Gesellschaftszirkel des Hauses Stä
mann als Concurrenzaufgabe entstand, wurde alsbald so beli
daß es, nach den Mittheilungen des Präsidenten v. Gerlach,
in gläubigen Kreisen gesungen wurde. Wie wir einem Briefe
sel. L. Hensel an G. Görres entnehmen, besitzt (oder bes-
wenigstens) Frl. Apollonia Diepenbrock die Noten zu diese
Liede und zu jenem von den „fünf Wunden“, so wie sie Bre-
tano gesungen. A. d. Red.

Nachsommer" von 1835 — 1837, in welchem das „Gockel-Märchen" und das „Tagebuch der Ahnfrau" entstanden sind, wieder die herrlichsten Blüthen im Garten unserer deutschen Poesie.

Die Prosaschriften, welche dieser Periode angehören, die Werke über Anna Katharina Emmerich, über die barmherzigen Schwestern ꝛc. sind in der katholischen Lesewelt zu bekannt, als daß es nöthig wäre sie genauer zu charakterisiren und eingehender zu besprechen. Zu dem Trefflichsten dieser Periode sind endlich die „Briefe" zu rechnen, welche unbestritten zu dem Bedeutendsten gehören, was unsere epistolare Literatur aufzuweisen hat.

Einen besonderen Reiz erhält der zweite Band durch die neuen Verbindungen, welche Brentano einging, mit Diepenbrock, Böhmer, Steinle, mit Luise Hensel und Emilie Linder, sämmtlich weit jünger als er, aber gerade das macht uns Brentano lieb, daß er sich an eine viel versprechende, nach den höchsten und edelsten Zielen strebende Jugend so innig anzuschließen verstand, und zwar nicht wie ein wohlmeinender aber pedantischer Mentor, sondern als liebevoller, an Allem Antheil nehmender, helfender und berathender Freund; selbst die Heiterkeit fehlte in diesem Verkehre nicht, und mußte sich der treffliche „Urkundius Regestus" Böhmer manche harmlose Neckerei von ihm gefallen lassen. Für manche Einzelnheiten standen den Biographen ungedruckte Briefe zu Gebot[1]).

1) Ein Brief Brentano's aus dem J. 1840 (S. 510) gibt seiner zeitweiligen Verstimmung über Cornelius Ausdruck. Zu einem richtigen und billigen Ausgleich wäre es gut gewesen, dieser sarkastischen Expektoration des Dichters jene köstliche Umdichtung des Prinz Eugenius-Liedes auf Cornelius gegenüberzustellen, mit welcher Brentano das Corneliusfest vom J. 1835 so heiter verherrlicht hat, mit dem Anfang:

„Peter Cornelius der edle Ritter
Wollt dem König wiedrum kriegen

[illegible]

Hoch Cornelius, der dich liebt,
Hoch der König, der ihn übt,
Ludwig hoch! der [illegible]!"

Wenn Pecht (in der vom P. Kreiten S. 513 angefü
Stelle) behauptet, daß Cornelius, indem er „sich von
Nazarenerthum frei machte", „später lieber mit den ehem
Freunden brach als sich romanisirenden Tendenzen anschloß"
ist dieß wenigstens mit Bezug auf den Führer des „Nazar
thums", Overbeck, einfach nicht wahr; denn bis zum Ende
er mit dem römischen Freunde in alter Liebe verbunden.
aber hat Cornelius um so entschiedener mit Männern von
Richtung Kaulbach's gebrochen und seiner Entrüstung
solchen Mißbrauch der Kunst in schroffster Weise und in
schöpflich neuen Kraftworten Luft gemacht. A. d. R.

Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen,
Und wie so heiß des Volkes Pulse fliegen!
Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächt'gen Blitz: die Leidenschaft im Volke!

Hiezu bemerkt unsere Biographie sehr richtig: „Ob Brentano ein solches Lob jemals für seine Almosenarbeit[1]) erwartet, und ob er, der am wenigsten demokratisch gesinnte Dichter, jemals geträumt hat, zum Gründer der etwas revolutionär angehauchten Volksliteratur erhoben zu werden, dürfte wohl mehr als zweifelhaft seyn." Immerhin war es von Freiligrath eine wohlgemeinte Huldigung und ist er wohl der einzige Dichter der modernen Richtung, welcher sich dem in jenen Zeiten von den Einen vergessenen, von Anderen verächtlich angeschauten oder verunglimpften Brentano in jugendlich offener Weise genähert hat, und noch in seinem „Glaubensbekenntniß" (1844) der Romantik ein Gedicht widmet mit dem Schlußvers:

„Nennt für Brentano es ein Todtenamt."

Gänzlich in das moderne Lager übergegangen war Brentano's Schwester Bettine von Arnim. Daß jenes frühere innige Verhältniß zwischen den beiden Geschwistern, welches wir in unserem ersten Bericht über die Brentano-Biographie besprochen haben, nicht fortbestehen konnte, ist begreiflich; Clemens fühlte sich jetzt in Bettina's Nähe „gedrückt" und war „stumm", oder, wie er ein anderesmal sagt: „ihre Nähe macht ihn dumm und stumm und traurig". Es schmerzte ihn namentlich, wenn er sah, wie Bettine von kirchenfeindlichen Schriftstellern, wie Daumer[2]) (in seiner

1) Brentano hatte die Erzählung geschrieben, um das buchhändlerische Honorar dafür einer armen Familie zuzuwenden.

2) Daumer's erstes größeres poetisches Werk war „Bettina. Gedichte aus Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde". Nürnberg 1837. „Was Daumer zuerst zu dieser Bearbeitung trieb", sagt V. Valentin in seiner Abhandlung über den Dichter des Hafis in der Augsburger Allg. Zeitung 1876, Nr. 219, „war jene

damaligen Periode) in maßlosester Weise gefeiert wurde; aber ihre wirklichen Vorzüge und menschlich trefflichen Eigenschaften erkannte er nach wie vor an. So schreibt er einmal in einem von unseren Biographen zum erstenmal veröffentlichten Briefe an Steinle (10. April 1842): „Ich kann nicht umhin, die Bettine für die edelste, gütigste, wahrste, vollkommenste Natur unter allen Nachkommen meiner Eltern zu erkennen ... Ich hielt' es für ein Glück für Sie und Bettine, wenn diese während Ihres Dortseyns nach Frankfurt käme. Ich bin überzeugt, Sie würden in Bezug auf Ihre Kunst und alles Andere Ihre Güte mehr an ihr haben, als an den meisten Menschen bisher, und auch Bettina würde von Ihnen vieles gewinnen, und geweckt fühlen, was ihr jetzt nur noch im Traum, aber immer sehr erquicklich vorzuschweben scheint. Dietz[1]), Ihnen doch auch wohl eine theoretisch und praktisch katholische Autorität, sagte mir ‚mit niemanden in Berlin, Beckedorf ausgenommen, habe ich so verstanden und erwidert sprechen können, außer mit Bettina, sie ist die herz- und seelenvollste Person und die wahrhafteste, die mir begegnet. Sie sagte mir unter Anderem ‚Sie müssen sich nicht ärgern, wenn Sie mir vorwerfe

---

wunderbare Verehrung der Natur und jenes Aufgehen in d das Bettinen so eigenthümlich ist und das sie für Daumer einem merkwürdigen Phänomen machte." Valentin theilt a. a. einige treffliche Proben jener Bettina-Daumerischen Dichtungen mit, nach deren Lektüre man sich wundert, daß die Sammlung wenig bekannt geworden und jetzt fast ganz in Verschollenheit gerathen ist. Brentano spricht in seinem Brief an Steinle v 10. April 1842 auch von einem Daumerischen Drama „Semiram deßen Heldin Bettina in ihrem Verhältniß zu Göthe sei. D Referenten ist nicht erinnerlich, je von einer dramatischen A Daumer's gelesen oder gehört zu haben.

1) Der auch aus den Görresbriefen bekannte edle Stadtrath Dietz in Coblenz, einer der vertrautesten Freunde Brentano's treuer Helfer bei dessen Werken christlicher Mildthätigkeit.

hören, was auch wahr ist, daß ich vielen Umgang mit jungen Juden habe und mich ihrer nicht schäme; soll ich mich denn der Wahrheit schämen? Sie aber (die Juden) sind allein wahr hier, sie sagen offen heraus, daß sie an nichts von allem dem glauben, was die Andern zu glauben lügen. Ich warne meine Kinder nur vor der Lüge der Pietisten. So Sie mich über die christliche Religion fragen, muß ich Ihnen von ganzem Herzen eingestehen, daß ich die katholische Religion allein für die wahre, das ganze Christenthum und alle seine Gnaden umfassende Religion erkenne, alle anderen Confessionen halte ich für widersprechend und zusammengeflickt. Wenn Sie mich nun fragen, warum ich dann nicht praktisch als Katholikin lebe, so muß ich Ihnen mit Bedauern gestehen, daß es mir von Herzen Leid thut, keine Religion zu haben; wer mir jedoch aus christlicher Liebe Religion wünscht, kann mir nicht wünschen, Religion zu lügen, wie es schier alle Pietisten thun und auch viele Namenskatholiken. Ich fühle, daß ich älter werde, und sehne mich oft, so es mir Noth thut, Gott möge sich meiner erbarmen und mir die Gnade des katholischen christlichen Glaubens wieder geben. Ich hoffe auch noch immer, Gott wird wohl seine Barmherzigkeit auch an mir erweisen.' — Ach lieber Steinle, Gott thue es in vollem Maße seines Erbarmens!"

Es blieb aber bei vorübergehenden Stimmungen und Velleitäten — Bettina's Rückkehr zur Kirche, welcher sie als Kind und vielleicht noch als Jungfrau angehört, würde für Clemens in der zweiten Hälfte seines Lebens das glücklichste aller Ereignisse gewesen seyn.

Wenn auch dieser zweite Band „in mehr religiösem Ton" gehalten ist, so fehlt es demselben doch nicht an heiteren Episoden und anmuthigen Zwischenfällen: Clemens blieb nach wie vor der originelle, witzige, scharf den Nagel auf den Kopf treffende geistvolle Mensch — es ließe sich aus diesem zweiten Bande eine ganze Blumenlese von drolligen

Einfällen, frappanten Bemerkungen und originellen Aeußerungen über Persönlichkeiten oder Verhältnisse zusammenstellen, und wir können der Versuchung kaum widerstehen, hier die Probe einer solchen Blumenlese einzurücken. Es war vor einigen Jahren Mode, Reflexionen, Maximen rc. aus diesem oder jenem hervorragenden Schriftsteller zu sammeln und als dessen „Geist" zu veröffentlichen — solch ein „Geist" Brentano's wäre eine lohnende Arbeit, nur müßte man ihr einen geschmackvolleren Titel geben.

Der zweite Band erscheint mit der Widmung: „Zu des Dichters hundertjähriger Gedächtnißfeier dessen Freunden."

Clemens Brentano ist am 8. September 1778 geboren; am 8. September d. Jrs. sind somit hundert Jahre verflossen, seit er das Licht der Welt erblickt hat. Liegt es nicht nahe, an diesem Tage eine Säkularfeier für einen Dichter zu veranstalten, der einer solchen Ehre gewiß würdiger ist, als manche Größe unserer Tage, welche sich schon nach fünfundzwanzigjährigem Literatenthum feiern und beräuchern läßt? In Ehrenbreitstein, wo er geboren ist, in Frankfurt, wo sein Elternhaus stand, in Aschaffenburg, wo er begraben, in Berlin, Coblenz, Regensburg und München, wo er so lange gelebt und gewirkt hat, in Heidelberg endlich, wo sein unvergängliches „Wunderhorn", diese selbst von seinen Gegnern nie bestrittene große literarische That, entstanden ist — sollte es in diesen Städten nicht Verehrer des Dichters geben, welche die Sache in die Hand zu nehmen, vorzubereiten und zu leiten geeignet wären? Der Zeitraum ist kein so kurzer, daß sich nicht die Feier mit Ueberlegung und ohne Hast würdig, wie es dem Namen Brentano's gebührt, veranstalten ließe.

Sollte diese Gedächtnißfeier, wie wir herzlich wünschen, in den genannten Städten und entlang des „Ordensbandes der deutschen Erde" zu Stande kommen, so hätten sich die Verfasser der Brentano-Biographie ein zwiefaches Verdienst *erworben*: Einmal das Leben eines unserer größten deutschen

Dichter mit Gründlichkeit erforscht und dargestellt, und zum
Andern den Anstoß zu einer Feier gegeben zu haben, welche
sich durch das lebendige Wort, durch Vorträge über des
Dichters Eigenart und Wesen, durch Deklamation und Er=
läuterung einzelner Poesien desselben, endlich durch Auf=
führung von Compositionen Brentano'scher Dichtungen, das
Andenken an ihn neu erwecken und frisch erhalten würde.

XXXVI.

Zeitläufe.

Der beabsichtigte Orient=Congreß und seine Aussichten.

Den 25. März 1878.

In Wien gibt ein großes Blatt den Ton an, welches
seit dem Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der
Türkei die österreichische Regierung tagtäglich gegen den
Czaren zu den Waffen rief, nach den großen Siegen der
Russen aber plötzlich umschlug und nun ebenso tagtäglich
e Politik der versäumten Gelegenheiten predigt. Man sieht
raus: der herrschende Liberalismus ist dort am Ende seines
chpolitischen Lateins, er gibt sich der vollsten Verzweiflung
n. Auch über einen bevorstehenden Congreß äußert sich das
bachte Blatt durchaus pessimistisch, selbst für den besten
all, daß aus der beabsichtigten Friedens=Verhandlung nicht
r europäische Krieg hervorgehen würde. Das Blatt drückt
h aus wie folgt:

„Nicht um eine Lösung der orientalischen Frage im großen
Stile, sondern *um die Herstellung* eines modus vivendi handelt
sich, welcher momentan die Aussöhnung der russischen Kriegs=

erfolge mit dem allerdringendsten europäischen Interesse herbeiführt. Nicht einen dauernden Frieden gilt es auf soliden Grundlagen herzustellen, sondern eine Friedens-Zusammenkleisterung auf einige Jahre. Einem solchen Werke inmitten des Provisoriums im ganzen Welttheile sind die heutigen Staatsmänner gerade noch gewachsen; eine andere größere, eine bedeutende Idee, eine weltgeschichtliche Auffassung oder That liegt nicht im Bereiche ihrer Potenz" [1]).

Unsererseits haben wir nicht den Beruf, gegen eine solche Aburtheilung der liberalen Staatsmänner, welche heute ausnahmslos die abendländische Welt regieren, auf- und einzustehen. Eine bedeutende Idee bezüglich der Neubildung im Orient und eine weltgeschichtliche Auffassung des Problems hätte jenes Gemeinsamkeits-Gefühl zur Voraussetzung, das eben vom Liberalismus auf allen Gebieten zerstört worden ist. Alles ist da nur mehr Individualismus, Separatismus und Isolirung, deren sprechendster Ausdruck im Verhältniß der Staaten und Völker die „lokalisirten Kriege" sind. Solch ein lokalisirter Krieg ist auch der furchtbare Kampf in der Türkei geblieben; Rußland — man muß sagen, was wahr ist — hat sogar selbst, vielleicht nur zum Scheine, aber jedenfalls vergeblich zur gemeinsamen Exekution gegen die unerträgliche Wirthschaft am Bosporus aufgefordert; und so ist allerdings zu fürchten, daß die Friedens-Verhandlungen aller Art gleichfalls nicht aus der Art schlagen werden.

Freilich wäre das unsäglich traurig. Auf dem ganzen Welttheil ist nachgerade nicht nur die Existenz der Staaten, sondern geradezu die Existenz der Gesellschaft an die Bedingung eines dauernden Friedens geknüpft. Geht ein solcher Friede nicht jetzt aus einem europäischen Consilium über die russisch-türkische Angelegenheit hervor, dann ist der latente Kriegszustand mit seinen unaufhörlichen Beunruhigungen bis zur endlichen Conflagration die nothwendige Folge. Der

---

1) „Neue Freie Presse" vom 10. März 1878.

dauernde Friede setzt aber eine Neuordnung in der Türkei voraus, bei welcher alle Großstaaten gemeinsam ihre Rechnung finden, und nur der Friedens=Traktat würde der richtige seyn, mit welchem der Antrag auf gegenseitige Entwaffnung rücksichtlich der neuen Lage im Orient verbunden werden könnte.

Auf den Separatfrieden zwischen Rußland und der Türkei kann ein wirkliches Einverständniß der Mächte und ein dauernder Friedenszustand schlechthin nicht gebaut werden. Wenn auch die russische Diplomatie sichtlich bemüht war, die Interessen Englands bei den der Pforte abgezwungenen Bedingungen möglichst zu schonen und die Oesterreichs wenigstens nicht schreiend zu verletzen; wenn auch der Czar sich herbeilassen sollte, den ganzen Separatvertrag der Prüfung eines Congresses zu unterstellen und einzelne Abmarktungen zu erlauben: auch dann noch würde der Grundgedanke des Vertrags als unverbesserliches Element des Unfriedens hinterbleiben.

Es bedarf nur eines Blicks auf die Karte, um zu erkennen, daß die Türkei jeder freien und selbstständigen Existenz von dem Augenblicke an unfähig seyn wird, wo auch nur die Hauptpunkte ihres Friedensvertrags mit Rußland ausgeführt seyn werden. Nicht zu reden von den Amputationen, welche dem Reiche des Sultan's an den nördlichen Grenzen in Europa und Asien zugedacht sind, betrachte man nur die Lage und Ausdehnung des projektirten Fürstenthums Bulgarien mit seiner russisch organisirten und protegirten Bevölkerung von fünf Millionen! Man wird alsbald bemerken, daß sich dieser „tributäre Staat“ dem europäischen Pfortengebiet genau so anlegt, wie die Zwangsjacke bei einem Tobsüchtigen. Im Centrum des Reichs gebietet Rußland von Meer zu Meer. Die südslavischen wie die griechischen Provinzen, welche unter der unmittelbaren Pfortenherrschaft noch verbleiben sollen, sind hienach von der Hauptstadt und deren spärlichem Hinterland vollständig abgeschnitten, und wie Constantinopel zu Land von Bulgarien her

hafter die Artischocke blattweise zu verzehren. An
Gehirnerweichung leidend, soll der Patient fortwe
man ihm zur rechten Zeit das Licht ausblasen
dahin kann er als Puppe an den russischen Fäd
Dienste thun. Diese Rolle wird sich auch den
Raubvögeln am goldenen Horn immerhin noch
mäßig gut bezahlen; und nachdem Europa die
Stiche gelassen, darf man ihnen auch den Galgenh
verübeln, mit dem sie sich in die neue Stellu
„Rußland“, so sagte Server Pascha zu dem
Rothschild Zarifi, dem Banquier der hohen Pfor
land hat uns in Europa noch nöthig; es wird ei
europäische Türkei am Bosporus einer von ga
garantirten neuen Staatsbildung vorziehen. Unse
war bis jetzt eine europäische Nothwendigkeit; h
eine russische geworden.“

In diesem Gedanken ist die heutige Situatio
gut ausgedrückt. Ob der vielbesprochene gehei
Vertrag zwischen Rußland und der Türkei auf
besteht oder nicht, ist an sich gleichgültig; es liegt

den europäischen Türkenländern abwehrt, ja sogar die Machtstellung Rußlands in Asien positiv verstärken hilft.

Auch dieser Gedanke ist in der Conversation des Ministers Server Pascha mit dem Banquier Zarifi sehr einleuchtend ausgedrückt. „Der Schwerpunkt der türkischen Macht ist von jetzt an nach Asien verlegt. Man hat den Sultan nicht als europäischen Souverain bestehen lassen wollen; er wird als asiatischer Herrscher und namentlich als Chalif über hundert Millionen Asiaten herrschen. Als asiatische Macht kann sich die Türkei keinen bessern Alliirten wünschen wie Rußland, und als solche Macht hat sie keinen größern Gegner als England, bei welchem es in Vergessenheit gerathen ist, daß es sich durch die Erhaltung der Türkei selbst erhalten hätte. In Europa brauchten wir England, in Asien braucht England uns. Der Sultan ist das religiöse Oberhaupt des größten Theils des indo = englischen Reichs; von jetzt an stehen die Kaiserin von Indien und der Chef des Islam sich gegenüber" [1]).

Wie die orientalische Frage auf Grund des Friedens von San Stefano sofort ein ganz anderes Gesicht annimmt, hat sich bereits an dem Punkt der Meerengen gezeigt. Es war namentlich eine Hauptsorge der Engländer, daß Rußland sich das Recht der freien Fahrt durch den Bosporus, das Marmora=Meer und die Dardanellen ausbedingen werde, im Gegensatz zu den Bestimmungen des Pariser Vertrages von 1856. Auch der Fürst Bismark hat sich in seiner Reichstags=Rede vom 19. Febr. dahin geäußert: „die Frage der Dardanellen habe eine gewaltige Wichtigkeit, wenn es sich darum handle die dortige Durchfahrt, den Schlüssel des Bosporus und zur Dardanellenstrasse, in andere Hände zu legen als bisher." Das ist nun offen nicht geschehen; Rußland hat, wenigstens vorderhand, die einschlägigen Bestimmungen des

---

1) Aus der Wiener „Politischen Correspondenz" in der „Allgem. Zeitung" vom 20. Februar.

Pariser Friedens stehen lassen. Aber nun verlangen gera
die Engländer anderweitige Garantien. Sie wissen, daß de
Schlüssel zu den Meerengen fortan nur formell in der Han
des Sultans liegen würde, während Rußland über de
ganzen Mann verfügt, und der Rest seines Reiches de
Winken von St. Petersburg gewärtig seyn muß. De
russische Pensionär kann nicht Vertrauensmann als Wächter
am Bosporus seyn.

Das ist die Bedeutung, zwar nicht der ausgesprochene
aber der elementäre Inhalt des russisch-türkischen Separat
Friedens, und dem müßte die Conferenz oder der Congre
der Mächte, den Fürst Bismarck angekündigt hat, im Princi
begegnen. Wie könnte dieß geschehen?

Um die Sachlage gerecht und richtig zu beurtheilen
darf man vor Allem Einen wichtigen Umstand nicht über
sehen. In Wien und in London konnte man nämlich vo
den Bedingungen des Separatfriedens von San Stefan
unmöglich überrascht seyn, nachdem man vom russisch
Kabinet bereits zu einer Zeit, wo die siegreiche Defensi
der Türken die Welt in Erstaunen setzte, von diesen Be
dingungen unverholen in Kenntniß gesetzt war. Schon am
8. und 14. Juni v. Js. hatte Fürst Gortschakoff den ge
nannten Kabineten die Grundzüge des Friedens bekannt ge
geben, welchen der Czar der Pforte bewilligen wollte, wenn
sie um Frieden bitten würde, ehe die russische Armee den
Balkan überschreite.

Im Wesentlichen finden sich da bereits alle Festsetzungen
des Vertrags von San Stefano. Nur die Losreißung Serbiens
ist hier noch nicht ausbedungen. Dagegen findet sich bereits
die Bulgarei als „autonome Vasallen-Provinz“ unter der
Garantie von Europa. In der Denkschrift vom 8. Juni
wird zwar deren Grenze nur „bis an den Balkan“ erstreckt
aber schon am 14. Juni corrigirte sich der russische Kanzler
„nach reiflicher Erwägung der örtlichen Lage sei er zu de
Schluß gekommen, daß die Theilung der Bulgarei in zwe

Provinzen unthunlich seyn würde". Auch die Abtretung von Batum mit einem anstoßenden Territorium ist hier ausbedungen, und ebenso die Rückerwerbung Bessarabiens, wofür Rumänien entweder als unabhängig erklärt oder, wenn es Vasall bleibe, mit einem Theil der Dobrudscha entschädigt werden sollte. Bezüglich der Meerengen appellirt Rußland an eine „allgemeine Uebereinkunft". Endlich enthält die in London übergebene Denkschrift vom 8. Juni noch folgenden Vorschlag: „Würde Oesterreich-Ungarn seinerseits eine Compensation verlangen, sei es für die von Rußland gemachten Erwerbungen, sei es als Pfand der Sicherheit gegen die Umgestaltung zu Gunsten der christlichen Fürstenthümer der Balkan-Halbinsel, so würde Rußland dem nicht widersprechen, daß es diese Compensation in Bosnien und zum Theil in der Herzegowina nähme".

Das Alles verlangte Rußland, ehe es die furchtbaren Opfer vor Plewna und am Balkan brachte. Es verhehlte auch Niemanden, daß seine Bedingungen andere seyn würden, wenn es den Krieg fortführen müsse. Was haben die Mächte dagegen gethan? Nichts. Sie hofften und rechneten, daß die türkischen Waffen Rußland zu Schanden machen würden. Als das Gegentheil eintrat und die innere Hohlheit der türkischen Macht in jähem Zusammensturz zu Tage trat, da müßte man sogar gestehen, daß Rußland noch große Mäßigung bewiesen hätte, wenn nicht gerade diese schlaue Mäßigung sein größter Vortheil gewesen wäre, und wenn nicht gerade das Princip des erkünstelten Separat-Friedens es wäre, wodurch das ganze Türkenreich indirekt in die Umstrickung und Gewalt des Czarthums ausgeliefert wird.

Wie würden nun die antirussischen Mächte bei einem Congreß der elementaren Grundlage des russisch-türkischen Separat-Friedens begegnen? Die Beantwortung der Frage müßte vor Allem von dem Minister Oesterreich-Ungarns, von dem Grafen Andrassy, erwartet werden. Denn er sagt ja selbst, daß die Habsburgische Monarchie bei dem welt-

historischen Schauspiel in der „vordersten Loge" sitze, und das scheint er sich selber nicht zu verhehlen, daß die pansla- vistische Umstrickung Oesterreichs die nächste Folge der russischen Umstrickung der Türkei seyn müßte.

Allerdings hat Graf Andrassy in seinen Erklärungen vor den Delegations-Ausschüssen Aeußerungen gethan, woraus man schließen könnte, daß ihm eine bedeutende Idee und eine weltgeschichtliche Auffassung des orientalischen Problems vor- schwebe. Er will einen wirklichen Frieden, nicht aber einen Zustand, „der schon den Keim neuer Complikationen in sich tragen würde"; das Resultat solle die möglichst befriedigend- Lösung der Orientfrage, nicht aber eine Verschiebung de Machtverhältnisse in Europa seyn. Das sei ebenso russische wie europäisches Interesse. Der Minister verhehlt ab nicht, daß Rußland in San Stefano seine Aufgabe nicht aufgefaßt habe. Hienach, so sagt er, wüßte man erst, w die Eine Hälfte der Türkei aussehen würde, aber durchau nicht, wie sich dem gegenüber die andere gestalten solle. Wen dem Einen Theil der Christen durch Neugestaltungen e besseres Loos gesichert werde, wie könne ein Gleiches de andern Christen im Orient geschaffen werden? Es sei ein auch für die größte Kraft schwer zu lösende Aufgabe, d Eine Hälfte eines erschütterten Gebäudes niederzureißen ohne das Ganze der Gefahr des Zusammensturzes ausz setzen. Es entstehe also die Frage: auf welches Maß kann d Türkei reducirt werden, um auf weitern Bestand Aussicht z bieten? Bis jetzt sehe er im Orient nur das geschmolzen Metall, aber bei weitem noch kein Modell, um es in d richtige Form zu bringen. In solch schlagenden Sätzen red Graf Andrassy.

Der Minister betont wiederholt seinen europäischen Stand- punkt, der mit dem österreichischen identisch sei und vor dem Oesterreich nichts voraus haben wolle. Friedlich, sagt er, könne der Complex der obschwebenden Fragen nur mit ganz Europa gelöst werden. Der Staat der sich zuerst an d

Lösung gemacht, habe keine beneidenswerthe Aufgabe übernommen; die Schwierigkeiten seien so riesig, daß sie ganz Europa zusammen nur im Einvernehmen durchführen könne. Aber wie? Von Stelle zu Stelle meint man das erlösende Wort dem Minister auf den Lippen schweben zu sehen; aber immer wieder zieht er es zurück; immer wieder sagt er nur, was mit der Türkei nicht geschehen könne und solle, aber er sagt immer wieder nicht, wie denn nun die Lösung aussehen würde, welche vom europäischen und österreichischen Interesse allein erlaubt und gefordert seyn würde.

Auch über die Frage wegen Bosniens und der Herzegowina äußert sich der Minister bloß negativ; jedoch ist gerade auch diese Abwehr bedeutsam. Bekanntlich ist in den letzten Wochen vor dem Zusammentritt der Delegationen der österreichische Einmarsch in diesen türkischen Grenzprovinzen stündlich erwartet worden. Als Rußland den Krieg gegen die Türkei vorbereitete, wäre ihm die österreichische Occupation der zwei Provinzen sehr erwünscht gewesen; Oesterreich wäre so in die Aktion hineingezogen worden, und zu demselben Zweck hat der Czar auch England einladen lassen seine Flotte vor Constantinopel zu legen. Ehe die Russen den Balkan forcirten, wurde, wie wir gesehen haben, in Wien zum zweiten Male die Besetzung Bosniens und der Herzegowina angeboten und zwar förmlich als Compensation. Um dieselbe Zeit verlautete, daß Oesterreich zur Annahme des Vorschlags auch von Berlin aus dringend ermahnt werde, und zwar sollte die Erwerbung unter der Form einer österreichischen Secundogenitur stattfinden für Erzherzog Friedrich, den Neffen des Erzherzog Albrecht[1]). So hätte es allerdings in das dem General Ignatieff zugeschriebene Projekt einer südslavischen Conföderation gepaßt, wobei ein kleines Königreich Albanien für einen österreichischen Erzherzog vorgesehen war. In dem Vertrag von San Stefano ist aber von der Abtretung Bosniens und der Herzegowina keine Rede mehr;

[1]) „Allg. Zeitung“ vom 25. Mai 1877.

diese Provinzen sollen vielmehr unter türkischer Verwaltu
verbleiben, und es ist den Türken auch eigens zwischen d
erweiterten Grenzen Serbiens und Montenegro's ein schma
Zugang zu Land nach jenen Provinzen offen gelassen. Oeste
reich hat eben seine Dienste gethan und Rußland brauc
sich um dessen Neutralität nicht mehr zu bemühen, wen
nicht anders die Engländer Umstände machen und statt zu
Congreß zu gehen, zu den Waffen greifen. Die beiden Pr
vinzen müßten jetzt mit Gewalt aus dem legitimen Besitz d
Türkei losgerissen werden. Allerdings würde man in St. Peter
burg einer solchen Aktion nicht entgegentreten; man würde s
freuen endlich den erwünschten Mitschuldigen gewonnen zu hab

Mit dem ersten Schritt Oesterreichs über die türkis
Grenze würde sich dasselbe willenlos an die russische Poli
gefangen geben. Gerade die separatistische Lösung im Orie
welche Graf Andrassy so entschieden perhorrescirt hat, w
dann von Oesterreich selber inaugurirt, aber auch eine weit
Lösung donauaufwärts vorbereitet. Der Adler würde
dieser Beute die glühende Kohle in sein eigenes Nest trag
Wohl hat Oesterreich diese Länder schon einmal besess
aber damals hatte das Reich seinen Schwerpunkt noch
Wien. Dieser Schwerpunkt wurde dann auf Preußens Wun
nach Pesth verlegt, und die abermalige Verlegung des Schw
punktes „noch weiter nach Osten" hätte gleichfalls ihre t
Bedeutung, und zwar nicht nur für die Balance der Na
nalitäten in Cis- und Transleithanien. Wollte man z.
den Werth abwägen, welchen der Besitz Siebenbürgens
Rußland und seine malcontenten Alliirten in Rumänien hä
gegenüber jenen Hinterländern der Adria, so ließe sich
weiteren Verlegung des österreichischen Schwerpunktes n
Osten zu sofort eine interessante Seite abgewinnen[1]). Wie

---

1) In dem viel angefochtenen Artikel vom 1. Januar 1876,
lange vor der Sendung des czarischen Adjutanten Sumar
nach Wien, haben wir unsere Erwägungen auch an die F
geknüpft: „Könnte Rußland nicht gerade als guter Freund

fach ließe sich dann die fatale Verwicklung mit Rumänien wegen der bessarabischen Restitution erledigen, und dem neuen Östreich vielleicht auch noch das unruhige Serbien dafür anhängen!

Ob nun Graf Andrassy eine ähnliche Perspektive vor Augen gehabt haben mag oder nicht, er hat vor den Delegationen jedenfalls entschieden protestirt, als ob die Annexion Bosniens und der Herzegowina als Ziel oder Mittel der österreichischen Politik beabsichtigt sei. Er weist den Versucher ab, und folgerichtig erklärt er sich auch gegen die Conföderations=Idee oder den südslavischen Staatenbund auf der illyrischen Halbinsel. Aber der hinkende Bote folgt nach. „Möglich", sagt der Minister, sei es immerhin, daß die fragliche Maßregel dennoch zur „Nothwendigkeit" werden würde. Wenn nämlich die Lösung nicht auf dem von ihm als allein heilsam erkannten Wege herbeigeführt werden könnte; wenn, wie er sich ausdrückt, „die Türkei nicht die Kraft besäße jene Provinzen halten zu können"; kurz, wenn es zur Theilung der Türkei käme: dann würde für Oesterreich, damit es nicht ganz leer ausginge und der dalmatinische Küstenstrich wenigstens sein Hinterland bekäme — die traurige Nothwendigkeit eintreten. Der Pendant zur Theilung Polens!

Ueber die Lösung des Räthsels, die ihm selbst vorschwebt, hat aber Graf Andrassy immer noch geschwiegen. Er hat versichert, daß er über die Interessen Oesterreichs bei dem türkischen Friedensschluß dem russischen Kabinet bis in's Einzelne klaren Wein eingeschenkt, also wohl über die von ihm gewollte Lösung keinen Zweifel übrig gelassen habe; aber der Oeffentlichkeit, fügte er bei, könne hierüber um der Sicherheit der Monarchie willen eine Mittheilung nicht gemacht werden. Indeß ist allerdings berichtet worden, daß vor den Ausschüssen vertrauliche Eröffnungen unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses stattgefunden und dieselben

---

Verlegung des Schwerpunkts im neuen Östreich nach Serajewo oder Kragujewatz rathen?"

Princip von Neuem zum sanktioniren, aber mit de
kation, daß in Constantinopel eine Regierung herg
unter europäischer Garantie gehandhabt werde, w
wäre die „Integrität und Unabhängigkeit des Reich
Angehörigen von allen Raçen und Religionen schä
zu machen? Der Stamm und das Haus Osman
nicht mehr fähig, und der europäische Boden erträgt
keine islamitische Herrschaft mehr.

Für Oesterreich, glauben wir, hängt Seyn ode
von einer solchen Lösung ab. Aber auch England
anderm Wege nicht ohne schweren Schaden aus der or
Krisis hervorgehen, möge was immer sonst auf seinen
oder sogar auch auf seinem Kriegs-Programm stehe
That hat gerade das englische Kabinet am entschied
dem Pariser Vertrag Stellung genommen. Aber dam
nichts gethan. Fürst Bismarck hat mit Recht beton
Mächte, welche den russischen Forderungen widersag
sei es beim Congreß oder mit den Waffen, wissen müß
verantworten hätten, was dann sie aus den türkisch
machen wollten, und daß es doch wohl nicht angeh
die türkische Herrschaft ganz so wieder einzusetzen

wunden Fleck an der türkischen Stellung Rußlands richtig herausgefunden. Es ist in diesen Blättern wiederholt auf die gemeinhin wenig beachtete Thatsache hingewiesen worden, daß seit ungefähr 15 Jahren die früheren Sympathien des Griechenthums für den Czaren an der Newa eine merkwürdige Veränderung erlitten haben. Aus der allmähligen Erkaltung entwickelte sich eine bis zum Raçenhaß gesteigerte Spannung zwischen dem griechischen und dem slavischen Element. Die Bildung des neuen Fürstenthums Bulgarien, das auf dem Gebiet des alten Thraciens gegen zwei Millionen Griechen — in Rußland behauptet man freilich, daß dieß nur gräcisirte Slaven seien — umfassen soll, setzt bereits alles Griechenthum in Feuer und Flammen. Das Nationalitäten-Princip wird nun von dieser Seite gegen Rußland angerufen, und es scheint sich erfüllen zu wollen, was der griechische Gesandte schon während der Constantinopler Conferenz dem österreichischen Botschafter[1]) gesagt hat, daß die Griechen, welche dort in der Mehrzahl seien, ein bulgarisches Regime sich nie gefallen lassen und sich eventuell mit den Waffen in der Hand dagegen auflehnen würden; „es werde dann einen Raçenkampf geben". Ein solches Resultat könnte mit englischen Mitteln sehr wohl erzielt werden; aber erzweckt würde damit nur, daß schließlich auch noch ein Großgriechenland aus dem Leibe der Türkei geschnitten würde. Dieses Reich müßte dabei vollends zu Grunde gehen, und die Frage wegen Constantinopels und der Meerengen wäre dann noch lange nicht zu Gunsten des griechischen Elements und des englischen Einflusses gelöst. Denn die levantinischen Griechen sind und blieben nun einmal von Russen, Slaven und Türken umklammert.

Will die englische Politik wirklich solche Wege einschlagen, nun, dann stellt sie sich zum Pariser Vertrag von 1856 in gewisser Beziehung auch nicht anders als Fürst

1) Dessen Depesche an Graf Andrassy vom 7. Dezember 1876.

Bismarck. Der Vertrag würde dann beiderseits zum Au
gangspunkt genommen, um ihn im Princip sofort zu annu
liren, und weiterhin zu versuchen, inwieferne über die Ae
derung der einzelnen Stipulationen von San Stefano ei
Einigung zu erzielen wäre. Geschieht das nicht, was dann

Diese Frage hat sich der Reichskanzler in seiner Inte
pellations-Beantwortung vom 19. Februar d. Jrs. sel
gestellt und er hat geantwortet: nun dann wird, wenn ni
die mit den russischen Abmachungen unzufriedenen Mäch
Krieg anfangen wollen, „eine Versumpfung der Frage“ e
treten. „Rußland“, sagte er, „würde sich muthmaßlich, we
es die Zustimmung der übrigen Unterzeichner der Trakt
von 1856 nicht jetzt erreichen könnte, mit dem Gedanken ‚b
possidentes‘ begnügen.“ So versteht oder verstund man als
Berlin die Zugrundelegung des Pariser Vertrags und es
dem Kanzler mehrfach sogar schon besonders hoch angerech
worden, daß er dieses europäische Dokument überhaupt
erwähnt hat.

Man hat die Bismarck'sche Rede mit der größten Sp
nung erwartet, um endlich gewiß zu wissen, ob er „russ
sprechen“ oder doch vielleicht eine für Oesterreich w
klingendere Tonart anschlagen werde. Uns hat hierüber
Zweifel nicht geplagt. In dieser Beziehung hätte überha
die Welt mit sich im Reinen seyn können, insbesondere
österreichische. Graf Andrassy hat ja an sich selbst, wie
schon sein Vorfahrer, die Erfahrung gemacht, was es he
„Preußen von der russischen Allianz loslösen“ zu wolle
Das versuchte er im Spätherbst 1870 ganz ernstlich,
nun wird er vom Reichskanzler in denselben Reden über

1) Es ist eben jetzt von besonderm Interesse, die fraglichen im J
1876 veröffentlichten diplomatischen Aktenstücke wieder zu l
nämlich die Depesche des Grafen Bismarck an den preußi
Gesandten in Wien vom 14. April 1867 und die vier Depe
des türkischen Gesandten in Wien an den Großwessier vom
bis 27. Sept. 1870. Vgl. „Allg. Zeitung“ vom 18. Ja
und 18. April 1876.

Schellenkönig gelobt, wo derselbe den russischen Standpunkt gegen ihn vertritt. Wie die Franzosen jetzt behaupten, so soll auch ihr voriger Minister des Aeußern, Herzog Decazes, die gleich bittere Erfahrung gemacht haben. Auch er habe dem Versuch nachgehangen, Rußland von Preußen zu trennen, und zwar durch Preisgebung der Türkei; erreicht habe er aber nur, daß man in Petersburg von der Besorgniß vor einer neuen englisch-französischen Allianz befreit wurde und daß Preußen sich um so bedingungsloser den russischen Plänen gegen die Türkei unterordnete.

Wir glauben, daß es hiezu diplomatischer Mißgriffe von Seite Frankreichs gar nicht bedurfte. Unsererseits haben wir die neuen Machtstellungen in Europa immer gerade so angesehen, wie sie in der russischen „St. Petersburger Zeitung" vom 27. Februar mit dankenswerther Offenherzigkeit geschildert sind. „Solange", heißt es da, „das deutsche Reich unter der Hegemonie des protestantischen Preußen steht, kann Rußland auf dasselbe als treuen Bundesgenossen zählen. Uns vereint eine Menge merkantiler, politischer, religiöser und gesellschaftlicher Interessen. Der katholische Westen wird sich weder je mit dem protestantischen Deutschland noch mit dem rechtgläubigen Rußland versöhnen. Das ist der Hauptgrund der Feindschaft Deutschlands mit Frankreich und der Freundschaft mit Rußland. Andererseits kann Rußland allein das Nationalitätsprincip anerkennen, dem Deutschland seine Einigung verdankt". Daraus zieht denn das Organ auch sofort die richtige Consequenz, indem es gesteht, daß nach allen den Correkturen, die das nationale Princip auf der europäischen Landkarte bereits angebracht habe, auch die letzte nicht ausbleiben könne, nämlich: „dieses Princip entreißt Oesterreich die slavischen Länder". Und folgerichtig, fügen wir hinzu, gibt es die deutschen den Preußen, allerdings, wie wir glauben, nicht als Belohnung, sondern als — Strafe!

Aus allen diesen Gründen hat auch niemals ein rechtes Vertrauen zum Drei-Kaiser-Bund aufkommen können. Trotz

lassen. Wirklich spricht Fürst Bismarck am 19.
mehr von einem „Dreikaiserverhältniß“, wenn
nennen wolle; ein „Bündniß“ sei es eigentlich g
Zwei den Dritten überstimmen könnten. So
während er noch am 5. Dezember 1876 den R
sichert hatte: „Das Dreikaiserbündniß verdient
seinen Namen im vollsten Maße und befindet sich
Bestande“. Jetzt, am 19. Febr. d. Js. redet er n
was für Rußland „nach seinem Nationalgefühl,
eigenen Interesse, nach dem Interesse von 8
Russen möglich sei“; was den Oesterreichern
unmöglich sei, unterläßt der Fürst zu erwägen.

Wer Anderes erwartet hat, trägt indeß n
Schuld. Unsererseits waren wir bloß neugierig,
Reichskanzler sich noch erinnern werde oder nich
der Reichstags-Sitzung vom 5. Dezember 1876
Absichten dargelegt und in Schutz genommen h
hat er das Vorgehen Rußlands gegen die Türke
lich aus der Sympathie für die Glaubensgenossen
civilisatorischen Cultur-Interesse erklärt. „Bis
gesagt, „liegt nichts weiter vor als die feierliche
des Kaisers Alexander, die auf Veranstalten

der Herr Vorredner dafür den Beweis liefern könnte, so würde die ganze Politik des übrigen Europa vielleicht eine andere Gestalt annehmen, und er würde, wenn er das wirklich weiß, vielleicht mancher anderen Regierung einen großen Dienst erweisen, damit dergleichen Pläne rechtzeitig verhindert würden!"

Von dem Allem sagt der Reichskanzler am 19. Februar d. Js. kein Wort mehr. Er vergleicht die Friedens-Präliminarien von Adrianopel auf der Karte, „ob in einer derselben ein deutsches Interesse engagirt sei". Das findet er nicht, nachdem Rußland den Schlüssel der Meerengen augenblicklich gar nicht erstrebe und das Wort des Kaisers Alexander dafür bürge, daß er Constantinopel nicht behalten werde. Die übrigen Abmachungen betrachtet er als unverfänglich. Bei der Friedensvermittlung will er den „ehrlichen Mackler" spielen, behält sich aber augenscheinlich vor, mit dem Einen Auge dem „intimen Freunde" in St. Petersburg zuzublinzeln. Die Hauptfrage scheint ihm dabei noch gar nicht auf der Tagesordnung zu stehen: „Ob nachher eine Türkei übrig bleibt, auf die Rußland zunächst den wesentlichsten Einfluß ausübt — ja, das wissen wir noch nicht". Den Kern der orientalischen Frage würde sonach der vom Reichskanzler angekündigte Congreß gar nicht berührt haben.

Der Rückschritt seit dem Dezember 1876 ist somit constatirt. Damals wurden die „vitalen Interessen" Oesterreichs wenigstens beim Nachtisch garantirt, wenn auch nicht definirt. Jetzt tritt der preußische Separatismus unverhüllt dem russischen Separatismus zur Seite. Von einer bedeutenden Idee, einer weltgeschichtlichen Auffassung keine Spur.

Wer würde sonst beim Congreß die Fahne der europäischen Gemeinsamkeit aufgepflanzt haben? Sollten aber am Ende doch jetzt schon die Waffen entscheiden, was wäre für das europäische Recht dann zu erwarten, wenn nicht alle Mächte dafür gegen Rußland eintreten würden?

XXXVI.

Schweizer Brief.

Das neue Fabrik-Gesetz und sonstige sociale Zustände.

Das schweizerische Fabrik-Gesetz, welches mit be
ginne dieses Jahres in Rechtskraft getreten ist, hat groß
merksamkeit in jenen Kreisen gefunden, welche sich m
so wichtigen Arbeiterverhältnissen zu beschäftigen und üb
Intervention des Staates in den socialen Fragen zu rath
zu entscheiden haben.

In den „Histor.-polit. Blättern“ sprach sich unlän
Amerikaner dahin aus: „Der Staat hat die Pflich
Schwachen gegen die Ausbeutung des Starken zu s
und es sind daher Einrichtungen wie die neue Schweizer
Ordnung zu billigen.“ Die Berliner „Germania“ begrüß
neue Gesetz mit folgender Bemerkung: „Dieses Gese
vorläufig mustergiltig bleiben und die andern Continenta
werden sehr bald der Schweiz auf dem betretenen Wege
müssen. Wenn die an Hülfsmitteln des Grund und B
so arme und kleine Schweiz, welche aus der Industrie all
wirthschaftliche Deficit deckt und decken muß, dennoch in
maner Weise glaubt das Leben und die Gesundheit ihrer A
schützen zu können, wieviel mehr sollte ein so großes und an
mitteln der Natur, des Grund und Bodens, an Mineralschä
reiches Land, wie das neue deutsche Reich, nicht dieß auc
können. In der Schweiz hat man fast alle jene Postulate,
der Herr Bischof von Mainz seit vierzehn Jahren auf
hat, jetzt zum Gesetz erhoben und damit der Socialden
wirklich Abbruch gethan. Wie lange aber wird man in De
land noch brauchen, bis man einsieht, daß solche christlic

ist ein besseres Mittel gegen die Socialdemokratie sind, als Tschenderfaden?"

Solche Aussprüche und Bemerkungen dürften bei den Lesern dieser Blätter den Wunsch erregen, mit dem Geiste und Inhalt der schweizerischen Fabrik-Ordnung näher vertraut zu werden; wir wollen daher dieselbe analysiren und deren wesentliche Bestimmungen mittheilen. Zuvor haben wir noch zu bemerken, daß die katholischen Mitglieder des Stände- und Nationalraths für die vorliegende Fassung des neuen Gesetzes ...tig eintraten, und daß in der Volksabstimmung eine Majorität für das Gesetz nur durch die Mitwirkung der katholischen Bevölkerung erfolgte[1]).

Das Fabrik-Gesetz umfaßt im Ganzen nur 21 Artikel und zerfällt in fünf Abtheilungen. I. Allgemeine Bestimmungen. II. Beschäftigung von Frauen in Fabriken. III. Beschäftigung von minderjährigen Arbeitern in Fabriken. IV. Vollziehungs- und Strafbestimmungen und V. Schlußbestimmungen. Als Fabrik wird jede industrielle Anstalt bezeichnet, in welcher gleichzeitig und regelmäßig eine Mehrzahl von Arbeitern außerhalb ihrer Wohnungen in geschlossenen Räumen beschäftigt wird. Für solche Arbeiter werden folgende Garantien in sittlicher, gesundheitlicher und finanzieller Beziehung vorgeschrieben.

Sittliche Garantien.

„Die Fabrikbesitzer sollen wachen über die guten Sitten und den öffentlichen Anstand unter den Arbeitern und Arbeiterinnen." (Art. 7.)

„Die Arbeit an den Sonntagen ist, Nothfälle vorbehalten, untersagt, ausgenommen in solchen Etablissements, welche ihrer Natur nach ununterbrochenen Betrieb erfordern und hiefür die Bewilligung des Bundesraths erlangt haben. Auch in den Anstalten dieser Art muß aber für jeden Arbeiter der zweite Sonntag frei bleiben. Der Kantonalgesetzgebung steht frei, übrige Festtage zu bestimmen, an denen die Fabrikarbeit, wie an den Sonntagen, untersagt seyn soll. Diese Festtage dürfen jedoch

1) Von den Bundesgesetzen, welche dem Referendum des Volkes unterlagen, wurde *in dem Plebiscit vom 21. Oktober 1877* einzig *das Fabrikgesetz genehmigt*, alle übrigen verworfen.

„In jeder Fabrik sind die Arbeitsräume, Ma
Werkgeräthschaften so herzustellen, daß dadurch Ges
Leben der Arbeiter bestmöglich gesichert werden. Es
lich dafür zu sorgen, daß die Arbeitsräume während
Arbeitszeit gut beleuchtet, die Luft von Staub mög
und die Luftveränderung immer eine der Zahl der
der Beleuchtungsapparate sowie der Entwicklung schäd
entsprechende sei. Diejenigen Maschinentheile und
welche eine Gefährdung der Arbeiter bilden, sind so
zufriedigen. Zum Schutze der Gesundheit und zur Sic
Verletzungen sollen überhaupt alle erfahrungsgemäß u
jeweiligen Stand der Technik, sowie durch die geg
hältnisse ermöglichten Schutzmittel angewendet werden.

„Erzeugen sich beim Betriebe Uebelstände, welche di
und das Leben der Arbeiter oder der umgebenden
gefährden, so soll die Behörde unter Ansetzung einer v
Frist, oder je nach Umständen unter Suspendirung d
bewilligung, die Abstellung der Uebelstände verfügen."

„Der Fabrikbesitzer ist verpflichtet von jeder in
vorgekommenen erheblichen Körperverletzung oder Töd

höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Verletzten oder Getödteten erfolgt ist. Fällt dem Verletzten oder Getödteten eine Mitschuld zur Last, so wird dadurch die Ersatzpflicht des Fabrikanten angemessen reducirt. Obige Ersatzansprüche verjähren in zwei Jahren von dem Tage an, an welchem die Verletzung oder Tödtung stattgefunden hat." (Art. V.)

„Die Dauer der regelmäßigen Arbeit eines Tages darf nicht mehr als eilf Stunden, an den Vorabenden von Sonn- und Festtagen nicht mehr als zehn Stunden betragen." (In gesundheitsschädlichen Gewerben und Fällen 2c. ist der Bundesrath ermächtigt, auch die eilfstündige Arbeitszeit zu reduciren.) „Für das Mittagessen ist um die Mitte der Arbeitszeit wenigstens eine Stunde freizugeben. Arbeitern welche ihr Mittagsmahl mitbringen oder sich bringen lassen, sollen außerhalb der gewohnten Arbeitsräume angemessene, im Winter geheizte Lokalitäten unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden." (Art. XI).

„Die Nachtarbeit ist bloß ausnahmsweise zuläßig und es können die Arbeiter nur mit ihrer Zustimmung dazu verwendet werden." (Hiefür ist in jedem Falle die Erlaubniß der Behörde einzuholen. Für Fabrikationszweige, welche die Nothwendigkeit eines ununterbrochenen Betriebs nachweisen, kann der Bundesrath unter besonderen Garantien und Vorschriften die Nachtarbeit bewilligen.) (Art. XIII.)

„Frauenspersonen sollen unter keinen Umständen zur Sonntags- oder zur Nachtarbeit verwendet werden. Wenn dieselben ein Hauswesen zu besorgen haben, so sind sie eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sofern diese nicht mindestens anderthalb Stunden beträgt. Vor und nach ihrer Niederkunft dürfen Wöchnerinen im Ganzen nicht in der Fabrik beschäftigt werden. Ihr Wiedereintritt in dieselbe ist an den Ausweis geknüpft, daß seit ihrer Niederkunft wenigstens sechs Wochen verflossen sind. Der Bundesrath wird diejenigen Fabrikationszweige bezeichnen, in welchen schwangere Frauen überhaupt nicht arbeiten dürfen." (Art. XV.)

„Kinder, welche das 14. Altersjahr noch nicht zurückgelegt haben, dürfen nicht zur Arbeit in Fabriken verwendet werden. Für Kinder zwischen dem angetretenen 15. bis und mit dem vollendeten 16. Jahre sollen der Schul- und Religionsunterricht und die Arbeit in der Fabrik zusammen elf Stunden im Tag nicht

übersteigen. Sonntags- und Nachtarbeit von jungen Leuten unter 18 Jahren ist untersagt." (Der Bundesrath ist ermächtigt aus besonderen Gründen Ausnahmen zu gestatten, er muß jedoch in solchen Fällen die Nachtarbeit unter die Maximalzeit festsetzen, Abwechslung, schichtenweise Verwendung und gesundheitliche Vorkehrungen ꝛc. anordnen.) „Der Bundesrath ist ermächtigt diejenigen Fabrikzweige zu bezeichnen, in welchen Kinder überhaupt nicht beschäftigt werden dürfen." (Art. XVI.)

Finanzielle Garantien.

„Der Fabrikbesitzer ist verpflichtet, über die gesammte Arbeitsordnung, die Fabrikpolizei, die Bedingungen des Ein- und Austritts und die Ausbezahlung des Lohnes eine Fabrikordnung zu erlassen. Wenn in einer Fabrikordnung Bußen angedroht werden, so dürfen dieselben die Hälfte des Taglohns des Gebüßten nicht übersteigen. Die verhängten Bußen sind im Interesse der Arbeiter, namentlich für Unterstützungskassen zu verwenden. Lohnabzüge für mangelhafte Arbeit oder verdorbene Stoffe fallen nicht unter den Begriff der Bußen." (Art. VII.)

„Die Fabrikordnungen sowie deren Abänderungen sind der Genehmigung der Regierung des betreffenden Kantons zu unterstellen. Bevor die Genehmigung ertheilt wird, soll den Arbeitern Gelegenheit geboten worden seyn, sich über die sie betreffende Verordnung auszusprechen. Die genehmigte Fabrikordnung ist für den Fabrikbesitzer und die Arbeiter verbindlich. Wenn sich bei der Anwendung der Fabrikordnung Uebelstände herausstellen, so kann die Kantonsregierung die Revision derselben anordnen. Die Fabrikordnung ist, mit der Genehmigung der Kantonsregierung versehen, in großem Druck und an auffälliger Stelle in der Fabrik anzuschlagen und jedem Arbeiter bei seinem Dienstantritt besonders zu behändigen". (Art. VIII.)

„Wo nicht durch schriftliche Uebereinkunft etwas anderes bestimmt wird, kann das Verhältniß zwischen dem Fabrikbesitzer und Arbeiter durch eine, jedem Theile freistehende, mindestens vierzehn Tage vorher erklärte Kündigung aufgelöst werden und zwar jeweilen am Zahltag oder am Samstag. Wenn nicht besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, soll bei Stücklohn jedenfalls die angefangene Arbeit vollendet werden. Innerhalb obiger

Frist darf einseitig das Verhältniß von dem Fabrikbesitzer nur dann aufgelöst werden, wenn sich der Arbeiter einer angefangenen Arbeit unfähig erweist, oder wenn er sich einer bedeutenden Verletzung der Fabrikordnung schuldig gemacht hat, und der Arbeiter ist nur dann zu einseitigem sofortigem Austritt befugt, wenn der Fabrikbesitzer die bedungene Verpflichtung nicht erfüllt oder eine ungesetzliche oder vertragswidrige Behandlung des Arbeiters verschuldet oder zugelassen hat. Streitigkeiten über die gegenseitige Kündigung und alle übrigen Vertragsverhältnisse entscheidet der zuständige Richter". (Art. IX.)

„Die Fabrikbesitzer sind verpflichtet, die Arbeiter spätestens alle zwei Wochen in Baar, in gesetzlichen Münzsorten und in der Fabrik selbst auszuzahlen. Durch besondere Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, oder durch die Fabrikordnung kann auch monatliche Auszahlung festgesetzt werden. Am Zahltage darf nicht mehr als der letzte Wochenlohn ausstehen bleiben. Bei Arbeiten auf Stück werden die Zahlungsverhältnisse zwischen den Betheiligten bis zur Vollendung des Stückes ihrer gegenseitigen Vereinbarung überlassen. Ohne gegenseitiges Einverständniß dürfen keine Lohnbetreffnisse zu Spezialzwecken zurückbehalten werden." (Art. X.)

Vollziehungs-Garantien.

Laut den in der IV. Abtheilung (Vollziehung) aufgestellten Bestimmungen hat der Bundesrath die zur Durchführung dieses Gesetzes nothwendigen „Verordnungen und Weisungen" zu erlassen; die Vollziehung liegt den Regierungen der Kantone ob, welche hiefür geeignete Organe zu bezeichnen haben. Speciell ist festgesetzt:

„Die Regierungen erstatten dem Bundesrathe am Schlusse jedes Jahres über ihre Thätigkeit behufs Vollziehung des Gesetzes, über die dabei zu Tage getretenen Erscheinungen, über die Wirkung des Gesetzes u. s. w., einen ausführlichen Bericht, über dessen Anordnung vom Bundesrath das Nähere festgestellt wird." (Art. XVII.)

„Der Bundesrath übt die Controlle über die Durchführung dieses Gesetzes aus. Er bezeichnet zu diesem Zwecke ständige Inspektoren und setzt die Pflichten und Befugnisse derselben fest. Der Bundesrath kann überdieß, soweit er es für nothwendig

erachtet, Specialinspektoren über einzelne Industriezweige oder Fabriken anordnen. Er verlangt zu diesem Zwecke von der Bundesversammlung die nöthigen Credite." (Art. XVIII.)

„Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen dieses Gesetzes oder gegen die schriftlich zu ertheilenden Anweisungen der zuständigen Aufsichtsbehörden sind, abgesehen von den civilrichterlichen Folgen, mit Bußen von 5 bis 500 Franken durch die Gerichte zu belegen. Im Wiederholungsfall darf das Gericht außer angemessener Geldbuße auch Gefängniß bis auf 3 Monate verhängen." (Art. XIX.)

Bei aufmerksamer Prüfung dieses Bundesgesetzes kann man sich der Schlußfolgerung nicht erwehren, daß in der That außerordentliche Mißstände im Fabrikwesen geherrscht haben müssen, um dasselbe möglich zu machen. Offenbar bricht das Gesetz mit den in der liberalen Schweiz seit jeher aufgestellten Principien und herrschenden Zuständen, deren Hauptträger großentheils die Fabrikherren waren. Die Fabrikbesitzer (Ausnahmen abgerechnet) schützten und stützten die liberal-radikale Partei, welche seit der 1830ger Revolution das große Wort in der Schweiz führt, in den Volkswahlen eine Hauptmacht bildet, und in den eidgenössischen wie kantonalen Behörden dominirt. Und nun wird ein Gesetz berathen und angenommen, welches von Anfang bis zum Ende seine Spitze gegen die Fabrikherrn richtet und zwar in einem durchgehends conservirenden, sogar christlichen Sinne! Wenn man sich z. B. erinnert, wie Fabrikbesitzer seit Jahr und Tag einen Sturmlauf gegen die Feiertage erhoben, und den ökonomischen Schaden derselben für die Nation bei jedem Anlasse zu Millionen berechneten und vormalten; wenn man deren vielfache Eingriffe in die Sonntagsheiligung, in den religiösen Unterricht, in das kirchliche Leben der Arbeiter bedenkt; wenn man das religions- und confessionslose Staatsthum, welches sich auch in der Eidgenossenschaft breit macht, betrachtet, so traut man kaum seinen Augen beim Anblick der im neuen Gesetz aufgestellten, selbst die Sonn- und Feiertage und den Religionsunterricht schützenden sittlichen Garantien. Wenn man ferners erwägt, wie fest der Schweizer auf seine Freiheit pocht, und wie wenig er geneigt ist, sein Hausrecht und seine Privatthätigkeit durch Staatsgesetze einschränken oder normiren zu lassen, so ist man mehr als überrascht, ein Gesetz zu finden, welches den Staatsbehörden ein so weit gehendes Eingriffsrecht in das Leben und Wirken einer so zahlreichen Bürgerklasse, wie die der Fabrikarbeiter, eröffnet. Beinahe ist man versucht mit dem römischen Dichter auszurufen: *Omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam.*

Wir wollen bei dieser allgemeinen Signatur des neuen schweizerischen Fabrikgesetzes heute stehen bleiben und dann auf dasselbe zurückkommen, wenn dessen praktische Folgen vorliegen. Befürchtungen und Hoffnungen machen sich nach beiden Richtungen geltend. Die Einen behaupten, das neue Gesetz bedinge den Ruin der schweizerischen Fabrikation, welche in Folge der die Arbeiter begünstigenden Bestimmungen die Concurrenz mit der Fabrikation jener Länder, wo solche Beschränkungen nicht bestehen, nicht werde aushalten können. Andere erwidern, diese Bestimmungen seien mehr scheinbar als reell; denn das schweizerische Gesetz räume im Grunde dem Arbeiter einen nur sehr bescheidenen Einfluß auf sein Verhältniß zum Fabrikherrn ein. Dasselbe schreibe einzig vor, daß den Arbeitern vor der staatlichen Genehmigung einer Fabrikordnung Gelegenheit gegeben werden solle, sich über dieselbe auszusprechen; all in dasselbe weise ihnen keinerlei Recht ein, bei der Wahl der controllirenden, inspicirenden, exequirenden Behörden und Beamteten speziell mitzuwirken, setze keine speziellen, wenigstens theilweise von den Arbeitern zu bestellenden Gerichte für die Fabrikdifferenzen ein, enthalte nichts über eine Mitbetheilung der Arbeiter am Fabrikgewinn, bestimme nicht einmal ein Minimum des Lohnes und lasse überhaupt viele brennenden Fragen unberührt und ungelöst. Warten wir den Erfolg ab; die Erfahrung ist die beste Lehrerin und Richterin.

Die Mißstände, welche durch das Fabrikgesetz geheilt werden sollen, bilden übrigens nur einen Ring an der großen Kette der heillosen Lage, welche der falsche Liberalismus seit bald einem halben Jahrhundert in der Schweiz (wie auch anderwärts) geschaffen hat. Der Liberalismus hat durch seinen Abfall von Gott und die Selbstvergötterung des Menschen, durch seine Entchristlichung des Staats und den daraus fließenden Culturkampf gegen die katholische Kirche durch seinen religionslosen Schulunterricht, seine grundsatzlose Bureaukratie, seine übelverstandene Humanität gegen Verbrechen und Verbrecher, seine Schuldenmacherei, Gründungs-Schwindelei und Steuer-Ueberbürdung das Unkraut gesäet, welches nun in wildester Weise alle Gebiete des socialen und politischen Lebens überwuchert und handgreiflich zeigt, daß die Principien und die Träger des modernen Liberalismus wohl zu zerstören, aber nicht aufzubauen im Stande sind.

Wir haben in einem Situations-Briefe des verflossenen Jahres auf diese Abwirthschaftung des Liberalismus hingewiesen; heute wollen wir schweizerische Stimmen aus den verschiedensten Lagern und Gebieten anführen, um zu zeigen, wie die öffentliche Meinung immer mehr den Stab über dieses Unwesen bricht.

Dr. Wagner, Bezirksschulrath, verurtheilt in der radikalen, protestantischen „St. Galler Zeitung" unser modernes Schulwesen mit folgenden nackten, leider nur zu wahren Worten:

ihres Wissens zu befähigen. 3) Die Schule erfüllt n
Zeit ihre Zöglinge mit einem förmlichen Widerwillen geg
Ausbildung; sie führt zu einer frühzeitigen Erschla
Lust und Kraft zum Lernen und Denken. 4) Die S
günstigt die Charakterlosigkeit. An dem die Welt do
Schwindel, an der Oberflächlichkeit, mit der über die
Interessen hinweggelacht wird, an der Genußsucht, dem
der die Massen beherrscht von unten bis oben, ist
mitschuldig; sie ist mitschuldig auch daran, daß die Pie
über den Eltern, die Heiligkeit des Familienlebens und d
gefühl im Abnehmen begriffen sind. Aus unseren Sch
ein Geschlecht hervor, das entweder in wenig Jahren ni
weiß oder sein Wissen doch nicht zu verwerthen ve
Geschlecht mit unentwickelten Sinnen und verkümmerter
ein Geschlecht ohne geistige Energie, ohne sittliche Zu
Charakter"[1]).

Dieses verdammende Urtheil über die Schule be
„Bund" (Organ der höheren Bundesbeamteten und
durch folgende Thatsache: „Ueberall, wo Schule und
harmonisch verbinden sollten, trat die Unzulänglichkeit d
zu Tag. Die Rekruten-Prüfungen allein haben das
der Pädagogen aus ihrem süßen Sicherheits-Dusel a
und in kurzer Zeit das scheinbar so stolze und solid
der Volksschule erschüttert. Inspektoren so gut wie Le
vielfach mit der Fortentwicklung des Lebens und der
nicht Schritt gehalten und sich in einseitige Schulwe
irrt." (Nr. 3. 1878.)

Die „Nationalräthliche Eisenbahnkommission" leg

Aktionäre, verzinst jedoch das Obligationscapital. Die zweite Classe ist nicht im Stande, die Obligationszinsen aufzubringen und kann nur die Betriebskosten bestreiten. Ja es könnte sogar noch eine dritte Classe angeführt werden, welche nicht einmal die Betriebskosten zu bezahlen vermag." (Diese dritte Classe ist bereits aufgetreten und zählt ihre Angehörigen.) „Solchen Zuständen können wir nicht gleichgültig zusehen, denn sie sind zu einer wahren Landescalamität angewachsen und lasten in empfindlicher Weise auf einem guten Theile unserer Bevölkerung" [1]).

Vernehmen wir nun auch eine Stimme aus dem conservativen Lager: „In der Schweiz herrscht — so berichtet der „Anzeiger" — zur Zeit eine Stimmung, welche man füglich mit dem Namen ‚Katzenjammer' bezeichnen dürfte. Das Volk sieht sich enttäuscht. Anstatt des goldenen Zeitalters, welches ihm seine ehrgeizigen Schmeichler in Aussicht gestellt haben, lasten Noth und Elend auf allen Classen der Bevölkerung. Handel und Wandel stocken, die Fabrikherrn entlassen ihre Arbeiter und verringern ihre Löhne, die Concurse mehren sich in steigender Progression, Geldmangel überall, Staat und Gemeinden verschuldet, und als Folge davon alljährlich zunehmende Steuern, die den Vermöglichen zwingen, seine Ausgaben zu beschränken und dadurch den Verdienst der Handels- und Arbeiterclassen zu verringern! Was Wunder, wenn bei solchen Zuständen das Volk von seinen alten Führern sich abkehrt, wenn die langgewohnten Schlagwörter nicht mehr verfangen! Niemanden, der die Zeichen der Zeit beobachtet, wird es entgehen, daß sich allmählig eine tiefgehende Veränderung in den Geistern vollzieht. Meinungen, welche Jahrzehnte lang als unantastbare Lehrsätze galten und fixen Ideen gleich in allen Köpfen sich festgesessen hatten, werden abgeworfen und mit solchen vertauscht, die man bis jetzt zu den überwundenen Standpunkten zählte."

„Nehmen wir als erstes Beispiel dieser Umkehr die Vorgänge in der jüngsten Bundesversammlung. Noch vor wenigen Jahren hätte Niemand gewagt, die Erhebung indirekter Steuern zu befürworten; nur direkte Vermögenssteuern sollten in der Republik zuläßig seyn. Jetzt aber werden von den Räthen der Eidgenossenschaft Tabak-, Sprit- und Banknotensteuern mit einer Unverfrorenheit beantragt und beschlossen, als hätten diese Herren nie anders gedacht und gesprochen. — Eine ähnliche Umkehr zeigt sich auf anderen Gebieten. Wie wurde die freie Niederlassung als das Palladium der Freiheit, als ein Füllhorn allgemeinen Wohlstandes und Glückes gepriesen! Jetzt, da statt dessen ganz andere Folgen zu Tag treten: die Verarmung des Mittelstandes, die Ausbeutung der Armen durch wenige Reiche

1) Vergl. „Bundesblatt" 1878 und „Bund" Nr. 57.

und Gesellschaften, die Zernichtung unseres Kleinhandels, di
Verfälschung der Lebensmittel, Schwindelgeschäfte aller Art, der
Krieg Aller gegen Alle, jetzt beginnen Manche zu ahnen, daß
es um die unbedingte Gewerbfreiheit nicht alles Gold sei. Be-
reits schreit das Volk vieler Orten um Hülfe, und möchte in
erster Linie den Hausirhandel eingeschränkt wissen. — Und wie
steht es mit den Eisenbahnen? Da begegnet uns ein Verlust
des Nationalvermögens von hundert Millionen. Angesichts eines
derartigen ökonomischen Niedergangs mag es Niemanden be-
fremden, wenn immer mehr Stimmen laut werden, daß es an
der Zeit sei, mit dem bisherigen Finanzschwindel zu brechen und
zu dem altbewährten, auf Ordnung und Oekonomie gegründeten
Verwaltungssystem zurückzukehren. Der ‚Fortschritt‘ steht still,
oder vielmehr er lenkt um und gleicht der Schlange, die sich in
den eigenen Schwanz beißt“[1]).

Und was sagen die Social-Demokraten dazu? Diese schmie-
den das Eisen, während die Kohlen glühen. Sie halten in den
größeren Städten Versammlungen, und der Wander-Redner Greu-
lich (nomen omen?) wirft den regierenden liberalen Herren den
Handschuh in das Gesicht. So z. B. erklärte er in der Arbeiter-
versammlung zu Luzern am 23. Hornung d. Js.: „Von den
gegenwärtigen eidgenössischen Räthen seien günstige Leistungen
nicht zu erwarten, besonders solange solche darin sitzen, welche
das Volk um Millionen beschwindelt haben. Es sei ein Skandal,
daß solche Leute immer noch das große Wort führen; hier thue
Vereinigung und gegenseitige Aufklärung Noth, um Männer des
Volkes, welche sein Vertrauen verdienen, zu wählen. Alle Ar-
beiter müssen sich vereinigen und organisiren. Es sei leider wahr,
daß Eisenbahnbarone und andere große Herren im National-
und Ständerathe sitzen, die das Volk um Millionen gebracht.
Er wolle nur Einen Namen nennen, Alfred Escher, welcher den
Berliner Juden 5½ Millionen in die Hände gespielt. Ja, e
wolle noch mehr sagen, diese Gotthardbahn-Herren haben dur
die Verträge, die sie mit dem Auslande abgeschlossen, die Schw
verkauft und verrathen“ (?). Das „Vaterland“ von Luzer
das diesen Bericht bringt, fügt bei, Greulich habe in der Arbeit
versammlung stürmischen Applaus geerntet[2]).

Mit diesem Bilde schließen wir unseren heutigen Brief üb
die liberale Mißwirthschaft in der Schweiz ab, und stellen
Frage, ob der Liberalismus in mehr als einem anderen Land
wenn er aufrichtig seyn wollte, bei Betrachtung der herrschend
Zustände nicht bekennen müßte: de te fabula narratur?

1) „Anzeiger“ Nr. 25. 1878.

2) Luzerner „Vaterland“ Nr. 48. 1878.

XXXVIII.

Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Staatskirche.

I. Ansicht eines anglikanischen Bischofs.

Ist das nicht ein klägliches Bild, welches sich uns in den zur Zeit der sogenannten Reformation von der Kirche losgerissenen Ländern, heute nach kaum dreihundert Jahren, in kirchlicher und religiöser Beziehung allerwärts darbietet! Die Verwerfung der göttlichen und unfehlbaren Autorität der Kirche und die Etablirung des Princips der freien Forschung, wonach die Entscheidung über alle Fragen der Religion dem individuellen Urtheil anheimgegeben wurde, haben es dahin gebracht, daß heute Unzählige die ganze heilige Schrift, alle Offenbarungswahrheiten, ja selbst die Vernunftwahrheiten läugnen, daß Rationalismus und Naturalismus in allen Schichten der protestantischen Bevölkerung angetroffen wird. Die Losreißung von Rom, dem Centrum der Einheit und dem Hort der kirchlichen Freiheit, und die hieraus sich mit Nothwendigkeit ergebende Anlehnung an die staatliche Gewalt haben sodann die protestantischen Kirchen in eine entwürdigende Abhängigkeit gebracht, so daß sie, jeder freien Bewegung unfähig, sich der Willkür der weltlichen Regierungen unterworfen und preisgegeben sehen. Unglaube im Innern und Knechtung nach Außen: das ist in wenigen Worten die Signatur der protestantischen Kirchen fast allerorten. Wir gedenken im Folgenden den Beweis für diese Behauptung zu erbringen, insofern sie England betrifft.

Hier ist die schismatische und häretische Staatskirche

am Rande des Verderbens angelangt. Daraus macht Niemand mehr ein Hehl, selbst nicht einmal diejenigen welche an ihrer Spitze stehen, die anglikanischen Bischöfe, allen voran der Primas von ganz England, der Erzbischof von Canterbury. Nur hinsichtlich der Frage, ob ihre Kirche vor dem Verderben noch einmal bewahrt und gerettet werden könne, herrscht eine Meinungsverschiedenheit. Während die Einen — und diese bilden sicherlich die Majorität — nur mit Angst und Schrecken der Zukunft entgegenschauen, und fürchten, sie möchten einmal über Nacht von dem Getöse des einstürzenden Baues der Staatskirche aufgeschreckt werden, leben Andere, namentlich solche welche aus dem Fortbestande derselben einen materiellen Nutzen ziehen, nach dem Grundsatze: „Was man will, glaubt man gern", der Hoffnung, daß die „große und historische Gemeinschaft der englischen Nationalkirche" aus der ernsten Krisis der Gegenwart siegreich hervorgehen werde. Diejenigen welche von der Zukunft Alles erwarten, sind wieder die Bischöfe, und wir glauben, es dürfte nicht schwer seyn, den wahren Grund hiefür anzugeben.

Das englische Volk hat in den letzten Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten Expektorationen über die ernste Gegenwart und die Hoffnungen für die Zukunft der anglikanischen Kirche aus dem Munde ihrer Würdenträger vernommen. Anstatt denselben aber auf ihr Wort hin zu glauben, sieht man im Volke die Besorgniß nur noch vergrößert. Das ist auch ganz natürlich. Denn ganz abgesehen davon, daß in jenen bischöflichen Aeußerungen als Grund der gegenwärtigen Krisis Dinge angegeben werden, welche die wahren und wirklichen Ursachen gar nicht sind, auch abgesehen davon, daß in denselben so viele und ernste Befürchtungen zum Ausdruck gebracht werden, daß, wenn man sie gegen dasjenige abwägt, was Hoffnung erwecken soll, die Besorgnisse schwer in die Wagschale fallen dürften, ganz abgesehen hiervon, ist es schon höchst bedenklich, daß die Bischöfe überhaupt nur die Frage

über die Fortexistenz der Staatskirche aufwerfen. Was würde man z. B. von einem Fürsten sagen, der in schweren Zeiten bei feierlichen Anlässen über die Gefahren für seine Herrschaft und die Aussichten für dieselbe in der Zukunft eine Dissertation halten wollte? Wäre die Annahme ungerechtfertigt, der Anfang vom Ende seiner Herrschaft müsse bereits gekommen seyn, und zwar einzig und allein darum, weil er diese Frage nur aufgeworfen und erörtert habe. Wir stimmen vollständig den Worten eines dissentirenden Predigers bei, der sich über jene bischöflichen Expektorationen folgendermaßen ausspricht[1]):

„Fürwahr, wenn in den Vertheidigungsreden gewisser Bischöfe zu Gunsten der Staatskirche die Argumente so stark wären, daß sie, außer denen welche unter der Herrschaft eines blinden und unüberwindlichen Vorurtheils stehen, alle überzeugten, oder wenn ihre Darlegung über die Stellung derselben so hoffnungsreich und Sicherheit gebend wäre, daß sie alle ihre Freunde mit neuem Vertrauen erfüllten, dann könnte man diese gelegentlichen Expektorationen allenfalls noch entschuldigen, obgleich auch in diesem Falle die Weisheit dieser Politik fraglich wäre. Allein, wenn der Ton darin eher apologetisch als triumphirend ist, wenn die Bischöfe allen sensitiven Ohren von Angst und Mißtrauen reden, wo doch Muth und Vertrauen am Platze wäre, wenn anstatt einer entschiedenen Geltendmachung eines Rechtes, das aufrecht erhalten werden muß, nur Duldung für eine Institution beansprucht wird, die, obschon sie eine Anomalie und ein Anachronismus seyn mag, dennoch viel Gutes zu thun im Stande ist, so kann man kaum noch zweifeln, daß diese tapfern Versuche der Bischöfe, dem reißenden Strom der Opposition gegen die Staatskirche Einhalt zu gebieten, verfehlt sind. Sie sind in Wirklichkeit ein stillschweigendes Bekenntniß der Schwäche, welches geschickte Strategen sorgfältig zu vermeiden suchen müßten.“

1) *The Nineteenth Century* Nr. 3 S. 436.

Eine solche Expektoration liegt uns in einem Artikel der periodischen Schrift „The Nineteenth Century"[1]) vor. Sie stammt aus der Feder des Dr. Ellicot, des anglikanischen Bischofs von Gloucester und Bristol. Der Name und die Stellung des Verfassers und das Erscheinen seiner Arbeit in dieser Zeitschrift bieten uns eine Garantie dafür, daß darin das Möglichste vorgebracht worden ist, was zu Gunsten der anglikanischen Kirche gesagt werden konnte. Wir glauben, unserem Zwecke am besten zu dienen, wenn wir in dem gegenwärtigen Artikel die genannte Arbeit auszugsweise geben, weil wir darin in gewissem Sinne die Ansicht des gesammten anglikanischen Episcopates niedergelegt finden. In einem weiteren Artikel werden wir sodann auf dieselbe näher prüfend eingehen und schließlich an der Hand von Thatsachen und Aussprüchen anderer einflußreicher Männer aus der anglikanischen Gemeinschaft die Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Kirche erörtern.

Der Bischof von Gloucester und Bristol will in jener Arbeit die Verhältnisse und die Stellung der Kirche von England in der Gegenwart mit „Offenheit und Unparteilichkeit" darlegen, und schließlich sich bemühen, daraus „die wahrscheinliche Gestaltung der verschleierten Zukunft, welcher die Kirche von dem Strom der Tendenzen mit reißender Schnelle entgegengeführt werde, zu erschließen." Ernst und voller Gefahren ist für ihn die Gegenwart; selbst „die Hoffnungsvollsten sind nicht ohne Bangen." Mächte sind am Werk, welche mit zunehmender Stetigkeit an dem Untergange derselben arbeiten. Die Zukunft ist sehr düster und sollten gewisse Dinge eintreten, so ist das Schicksal der Nationalkirche selbst in den Augen dieses Bischofes besiegelt. Auf der anderen Seite ist jedoch für denselben der Prospekt nicht hoffnungslos; im Gegentheil glaubt er „der Zukunft mit freudiger Hoffnung entgegenblicken zu können und selbst vieles

1) Erstes Heft März 1877 S. 50. The Church of England, Present and Future. By the Bishop of Gloucester and Bristol.

von dem, was ihn jetzt beunruhige, mit Heiterkeit und Freudigkeit betrachten zu dürfen." Noch mehr, er meint sogar, daß der anglikanischen Kirche eine „noble und große Zukunft" bevorstehe. Fragen wir nun, worauf der Bischof diese so freudigen Hoffnungen baut, so treten nach seiner Ansicht

I. in der anglikanischen Kirche der Gegenwart Manifestationen frischen Lebens und frischer Energie hervor, welche jeder religiösen Person mit competentem Urtheil die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß in Zukunft dieses Leben und diese Energie an Kraft noch gewinnen werde. Das berechtige aber, auf die Zukunft der Kirche mit Hoffnung und Muth hinzuschauen. Dann aber sind nach seinem Dafürhalten

II. die dem Systeme der anglikanischen Kirche heutzutage inhärirenden Defekte und der Antagonismus der in ihr sich bekämpfenden Parteien nicht so groß, daß sie den Bestand derselben ernstlich bedrohten.

Wir wollen nun auf diese beiden Punkte näher eingehen.

In ersterer Beziehung hebt der anglikanische Prälat namentlich drei Punkte hervor, auf Grund deren Vorhandenseyn in der Kirche von England er derselben eine glückliche Zukunft verkünden zu können glaubt. „In den letzten wenigen Jahren haben drei Dinge den Lauf der kirchlichen Entwicklung in diesem Lande bezeichnet; diese drei Dinge sind: Leben, zunehmende Elasticität und wachsende Toleranz".

„Daß in der Kirche nun Leben sei, das kann wohl Niemand mehr läugnen". Woher dasselbe in die Kirche gekommen, darüber, meint er, herrschten verschiedene Ansichten; es sei allerdings richtig, daß dasselbe sich zuerst in der hochkirchlichen Partei, und zwar als eine Folge der Oxforder Bewegung gezeigt habe; die Behauptung jedoch, dieses kirchliche Leben sei nur in jener Partei zu finden, wäre mit den Thatsachen nicht vereinbar. Dieses Leben äußere sich nicht nur in den öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen, sondern auch in den verschiedenen Zweigen der Lokaladministration; dieses thätige Leben habe nicht nur die Geistlichkeit,

sondern auch das Laienthum und hier nicht nur die Männer, sondern auch die Frauenwelt, ganz besonders die letztere, ergriffen. „Der Geist des Lebens, schreibt der Bischof, hat sich wieder gewürdigt, über die Kirche von England zu wehen..., eine Wiedergeburt und eine Wiedererneuerung ist derselben zu Theil geworden."

Ferner tritt in ihr eine größere Elasticität zu Tage. Was hierunter verstanden wird, sagt das Folgende. „Das neue Leben hat die Starrheit des Systems und der Formularien der anglikanischen Kirche modificirt", d. h. es ist in den letzten Jahren der Act of Uniformity nicht mehr so strenge beobachtet worden, indem man den geistlichen Nöthen der Gläubigen viele stillschweigende Concessionen gemacht hat. Das zeige aber dem Bischofe, daß „die beständig gegen die Kirche erhobene Klage, sie sei nicht im Stande und habe auch nicht den Willen, sich den geistlichen Bedürfnissen der sich ändernden Zeiten anzubequemen, grundlos" sei und daß die „Behauptung, dieselbe trage die Zeichen des Verfalls, der in einer gänzlichen Auflösung enden müsse, in sich, weil sie ihre Rubriken nicht mehr reformiren könne, ungerechtfertigt" sei. So etwas könne nur Jemand behaupten, der seine Augen vor den „adaptirenden Kräften, die jetzt in der Kirche am Werke sind", und vor dem stillen Erfolge, von dem dieselben in ihrer Entwicklung in jüngster Zeit begleitet gewesen, verschlossen habe.

Das Dritte, was Dr. Ellicot mit Hoffnung für die anglikanische Kirche erfüllt, ist der Umstand, daß er in ihr „eine Zunahme der Toleranz" wahrzunehmen glaubt. Dieses wird jedoch, wie er selbst gesteht, von Anderen geläugnet. Unter „Toleranz" versteht er jedoch nicht „jenen falschen und sich selbst untergrabenden Liberalismus, der stets die wesentlichen Principien der Gemeinschaft, zu der er dem Bekenntnisse nach gehört, aufzulösen und die klaren Demarcationslinien, die man aufrecht erhalten müsse, zu verwischen suche"; auch versteht er darunter nicht „ein sporadi-

sches Fraternisiren mit den Dissenters", sondern jene „nüchterne und wohlthätige Rücksichtnahme auf die religiösen Ansichten Anderer, selbst derer welche gar sehr abweichen". Diese Toleranz trete aber darin zu Tage, daß man „eine gemeinschaftliche Grundlage suche, auf welcher die Diener des nämlichen Herrn in Ehrbarkeit zusammenarbeiten und, ohne ein Princip aufzugeben oder auch nur abzuschwächen, vereint an der Förderung seines Reiches arbeiten könnten". Dieses Gefühl und dieses Princip sei für die Entwicklung der Kirche von der höchsten Bedeutung. „In dem Maße, als wir Toleranz in der Kirche von England finden", sagt Dr. Ellicot, „wird diese Kirche wahrscheinlich die Kirche des Reiches und Volkes bleiben".

Indem sich nun der Bischof fragt, ob diese Toleranz wirklich vorhanden sei, muß er leider gestehen, daß dieselbe heute zwar nicht „innerhalb der anglikanischen Kirche", d. h. zwischen ihren beiden extremen Parteien zu finden sei, wohl aber zwischen dem „broad central body of the Church und den hervorragenden Gemeinschaften der Nonconformisten". „Wir haben", schreibt er, „vor uns die Thatsache, daß seit sieben Jahren Anglikaner und Nonconformisten an einer gemeinschaftlichen Revision der autoritativen Uebersetzung der heiligen Schriften beschäftigt" sind, wozu „Resolutionen der conservativen Convocation von Canterbury" die Hand geboten haben. „Anglikaner arbeiten mit Dissenters gleichmäßig in verschiedenen Vereinen, z. B. in der Christian Evidence Society"; „sie erscheinen nicht allein auf derselben Plattform", um über denselben Gegenstand Vorträge zu halten, sondern auch „in den nämlichen literarischen Publikationen und innerhalb des nämlichen Bandes findet man Essays von Bischöfen und Presbytern in Juxtaposition mit denen moderner Theologen, deren Väter und Ahnen in den Reihen der Nonconformisten gestanden haben". Als „letzte Illustration" wird noch angeführt, daß sogar „in der historischen Halle des Lambeth Palastes" (Residenz des Erzbischofs von Canterbury) „unter dem Schatten des Lollardenthurms" im Jahre 1876 „ein Erzbischof und sechs

und sie wird die Zukunft jener Kirche in ih
zur Nation gar sehr modificiren".

Von einer Vereinigung mit den Dissent
Dr. Ellicot nichts wissen. Man habe den
welche der anglikanischen Kirche am nächsten
oft Vorschläge zu diesem Zwecke gemacht; si
zu keinem Resultate geführt, weil jene von ih
nichts hätten opfern wollen. „Was aber
Wesleyaner wahr ist, das findet in noch höhe
andere religiöse Gemeinschaften Anwendung".
Dinge, meint der Bischof, die wir gemeins
viele Fragen in denen wir im Verein mit einan
arbeiten können; in vielen Punkten können v
die große Lehre von der christlichen Toleranz
eine „corporate union" ist nur ein Traum,
niemals in Erfüllung gehen wird! —

Neues Leben, Elasticität und zunehmend
das sind die in der anglikanischen Kirche heut
den Merkmale, welche den Bischof von Gloucester
erfüllen, daß die gegenwärtige kirchliche Krisis
standen werden dürfte. „Wenn wir exclusive auf

den Zeitbedürfnissen zu adaptiren, und dem Geiste des Fortschrittes, den der Bischof in ihr zu finden glaubt, entgegenarbeitet, und ist die gegenwärtige Stellung der Parteien in der Kirche ihrer Entwickelung günstig oder verderblich? 3) Gibt es etwas, was zeigt, daß die anglikanische Staatskirche ein Anachronismus sei, so daß die Zeit selbst und die Gewalt der öffentlichen Meinung in ihr eine Aenderung hervorrufen muß und wird?

Gladstone, der hervorragendste Kirchenpolitiker in der anglikanischen Kirche, ist der Ansicht, daß, wenn in einer Nation das Selfgovernment an einem gewissen Punkte angelangt ist und wenn zugleich sektirerische Losreißung einen gewissen Grad erreicht hat, diese beiden Faktoren die Trennung zwischen Kirche und Staat zu Stande bringen. Dr. Ellicot stellt sich nun die Frage, ob für die anglikanische Kirche dieser Zeitpunkt herangekommen sei. „Sind", fragt er, „die Defekte, die reaktionären Bewegungen und der innere Antagonismus in der Kirche von England derart, daß ihre sich selbst präservirenden Kräfte von den Elementen überholt werden dürften, die da überall bestrebt sind, die Einheit zwischen Kirche und Staat aufzulösen?"

1) Unter den Defekten hebt der Bischof drei hervor, welche die „größeren" und „hervortretenderen" seien, nämlich:

a) „Der Verkauf von Beneficien und die Erwerbung eines geistigen Wirkungsfeldes mit Geld." Der Bischof gibt zu, daß sich die anglikanische Kirche angesichts eines so simonistischen Treibens in der „größtmöglichen Schwierigkeit befinde, und daß sie von einer zufriedenstellenden Lösung der damit zusammenhängenden Fragen heute mehr denn je entfernt sei. Daß sich Abhilfe in dieser Beziehung treffen lasse, dafür bestehe gar keine Hoffnung. Waren ja doch die Patrone stark genug es zu verhindern, daß gegen einen so schreienden Mißbrauch gesetzliche Bestimmungen erlassen wurden. „Es bleibt die Thatsache bestehen, daß ein geschickter Versuch, der sich der allgemeinen Unterstützung des

in Bezug auf diese Lebensfrage," und warum dies
öffentliche Meinung übt eine moralische Restriktion
Angelegenheiten aus und es ist Hoffnung, daß es
Zeit noch besser werde". So die Antwort. Ein
Defekt ist:

b) Der Mangel jeglicher Gewalt in
meinden, die Ernennung eines ungeeignet
lichen zu verhindern. Der gute Herr Dr. Elli
daß auch in diesem Punkte Abhülfe geschaffen werde
obschon die öffentliche Meinung in der Gegenwart n
für eine legislative Aktion in dieser Beziehung v
sei. Habe man doch den Pfarrangehörigen Gewalt
gegen einen „Minister" aufzutreten, wenn es sich
Riten und Rubriken handle, um wie viel mehr
solchen Falle, der doch eine wahre Lebensfrage bilde
es dazu kommen, so müßten freilich auch wieder di
gefragt werden, da ihre Rechte hier berührt werden,
lich in pecuniärer Hinsicht. Der Bischof meint aber,
würden sich nicht „hoffnungslos hartnäckig" finde
Endlich wird als dritter Defekt angeführt:

war. Eine zur Verbesserung desselben eingesetzte Commission des Unterhauses hat aber bis jetzt noch keinen definitiven Versuch gemacht, das Uebel abzustellen. Und das wäre doch so nöthig. Denn, obgleich Fälle dieser Art nicht häufig vorkommen, so sind sie doch im Stande, der Kirche schweren Schaden zuzufügen, indem sie erstlich einen schweren Defekt darthun, sodann aber den Feinden der Kirche in ihrem Kampfe gegen dieselbe herrliches Material bieten und endlich der extremen Partei innerhalb derselben (d. h. den Ritualisten) Grund zu einer vollkommen vernünftigen Klage bieten. Aber auch diesem Uebelstande ist „ganz schön abzuhelfen", meint der Bischof. „Wir dürfen also auf unsere erste Frage, schließt er, eine hoffnungsvolle Antwort geben."

2) Wie steht es aber bei der zweiten? Sie ist noch „schwerwiegender" als die erste. Denn es sind „Anzeichen vorhanden, daß der Sacerdotalismus Boden gewinnt und daß priesterliche Anmaßung Fortschritte macht". „Besteht aber wirklich in der Reihe der hochkirchlichen Partei eine Gravitation nach priesterlichen Theorien, ist, wie bisweilen behauptet wird, eine Tendenz vorhanden, sich wie eine Kaste zu separiren und Standesprivilegien in Anspruch zu nehmen, dann fürwahr", sagt der Bischof, „müssen wir für den Fortbestand der Nationalkirche fürchten." Er hält es zwar für schwer, sich über die allgemeinen Gefühle der High church party eine „sichere Meinung" zu bilden, allein er glaubt sagen zu können, daß trotz der „losen Organisation" der Partei und trotz der verschiedenen Schattirungen und Abstufungen der darin herrschenden Meinungen, „eine bestimmte Disposition, geistliche Prärogative in Anspruch zu nehmen, nachzuweisen sei," daß die Tendenz immer mächtiger werde, „in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten eine Art Autonomie zu beanspruchen." Dieß gebe aber Grund für die „größte Beängstigung"; denn es sei ein Geist am Werke, der dem Fortbestande einer Vereinigung zwischen Kirche und Staat höchst gefährlich sei". Aber auch hier ist der Bischof

nicht ohne Hoffnung; denn zunächst finden sich diese Tendenzen nur in der extremen Sektion der hochkirchlichen Partei, dann aber berechtigen die „allgemeine Haltung der Bischöfe“ und ihre Beziehungen zum Laienthum, namentlich aber die Anzeichen des Vorhandenseyns oder vielmehr des Hervortretens einer gemäßigten centralen (protestantischen) Partei in der Staatskirche zu der Erwartung, daß diese die Geschicke der Nationalkirche entscheiden.

Dr. Ellicot betrachtet sodann die einzelnen Parteien in der Staatskirche, ihre Feindschaft unter einander und die dadurch hervorgebrachten disintegrirenden Wirkungen und sagt, er könne hier „keinen besonders freudigen Ton“ anschlagen. Es gibt darin vier Parteien:

a) Die neu-hochkirchliche Partei. Sie verfolgt eine Politik von „Contre-Reformation“. Ihre Opposition gegen die königliche Suprematie, ihre Forderung einer Revision des gegenwärtigen Book of Common Prayer, ihr Entschluß, bessere Beziehungen zwischen Kirche und Staat herzustellen, und jeden ihrer herzlichen Sympathie zu versichern, der Widerstand leistet, wenn er glaubt, daß die weltliche Gewalt sich einen unconstitutionellen Angriff erlaube — dieses constituirt die Hauptquelle der gegenwärtigen Bedrängnisse der anglikanischen Staatskirche.

b) Die alt-hochkirchliche Partei.

c) Die sog. Low Church Party (die eigentlichen Protestanten). Die Anhänger beider Parteien sind nach der Meinung des Bischofs loyale Mitglieder der Nationalkirche haben aber eine „lange Erbschaft von Antagonismus“, d[ie] durch die Controversen der letzten Jahre nicht unbedeuten[d] zugenommen hat.

d) Die Broad Church Party. Nur „klein und n[ur] lose organisirt“, aber im Besitze „bedeutender geistiger Kräf[te] und Fähigkeiten“, nimmt dieselbe „in den gegenwärtig[en] Streitigkeiten leider keine hervorragende Stelle ein“; sie i[st] zum größten Theil, eine „ruhige Vertheidigerin der gege

wärtig bestehenden Vereinigung zwischen Kirche und Staat" und zwar aus dem Grunde, weil so eine „größere Freiheit hinsichtlich der Lehre wirksam gesichert ist".

Unter diesen Parteien sind es die High und die Low Church Parties, in denen der Parteigeist sich zeigt und zwar in Wort und That und mit höchst schuldvoller Bitterkeit. „Wenn z. B.", schreibt der Bischof wörtlich, „unsere Reformatoren als eine Sorte von miscreants bezeichnet werden, wenn Geistliche nicht einmal am geringsten geistlichen Werke gemeinschaftlich Theil nehmen, ja nicht in demselben Zimmer mit einander beten können; wenn Büchsen für Almosen dazu benutzt werden um Ausschnitte aus spöttischen Zeitungen aufzunehmen; wenn in Kirchen Gebete für einen Geistlichen dargebracht werden, der dem Gesetze offenen Trotz geboten hat; wenn ein Redner in verantwortungsvoller Stellung den Staat beschuldigt, er diktire den Bischöfen die Art und Weise der Ausübung der cura animarum; wenn fliegende Blätter verbreitet werden, worin gesagt wird, Kirche und Staat ständen jetzt im Kampfe auf Leben und Tod über die Frage, wer die Gewissen regieren und in geistlichen Dingen Gehorsam diktiren solle; wenn endlich die sog. Church Society jedem Gerichtshof, der seine Entscheidungen denen des höchsten Gerichtes im Lande entsprechend treffen muß, jegliche geistliche Autorität abspricht — dann müssen wir mit Schmerz und Verdemüthigung anerkennen, daß nicht nur ein Parteigeist von der schlimmsten Art in der Kirche herrscht, sondern daß sogar der gesunde Sinn unter dem Drucke der gegenwärtigen Erregung aus dem Geiste vieler Geistlichen entwichen ist".

Alles dieses ruft im Bischof „schwere Befürchtungen" hervor, es möchte zu einer „sehr ernsten Katastrophe" kommen und „den Feinden der Kirche eine passende Gelegenheit geboten werden, die sie zu einem sehr verderblichen Vortheile zu gebrauchen" nicht verfehlen dürften. Aber dennoch hofft er auch hier wieder, und zwar gründet er seine Hoffnung

auf die Erstarkung der Low Church Party und auf die Bekehrung vieler High Churchmen. „Wir sind auch dem Parteigeiste gegenüber nicht ganz ohne Hoffnung, daß wir bereits das Schlimmste gesehen haben. Allein man muß gestehen, die Zukunft ist noch sehr düster und voll Beängstigung".

3) Auch auf die dritte Frage glaubt Dr. Ellicot nicht ohne ein Gefühl des Zweifels antworten zu können. Es ist die Frage, ob die gegenwärtige Zeitrichtung darauf hinausgehe, die Kirche vom Staate zu trennen und Bande zu lösen, die veraltet zu seyn und mit dem Geiste der Zeit nicht in Harmonie zu stehen scheinen? Darauf antworten, sagt der Bischof, viele sofort „affirmativ" und sie sind bereits „thatsächlich damit beschäftigt, in der Stille Vorbereitungen zu treffen, damit die schließliche Trennung so leicht als möglich sei". Er selbst gibt zu, daß sich für diese Ansicht Vieles sagen lasse, meint aber, es ließe sich für die negative Ansicht auch noch Manches vorbringen. Und die Erwägungen, worauf er seine Annahme stützt, und die „sehr oft ganz übersehen werden", sind folgende:

Erstens der Glaube an „die heilige Mission der Kirche von England, sowohl für England selbst als auch für die ganze christliche Welt". Auf diesen Punkt will Dr. Ellicot jedoch kein so großes Gewicht legen, und führt darum als weiteres Argument an, daß in der Verbindung zwischen Kirche und Staat, wie sie heute in England bestehe, keine Anomalie gefunden werden könne, weil sonst auch „ein großer Theil der englischen Constitution als solche bezeichnet werden müßte". Wie hier trotz des Fortschrittes und des Liberalismus dennoch viele Anomalien beständen, indem die Liebe zum Althergebrachten die Verfassungsbestimmungen, welche jene Anomalien enthalten, gegen alle Angriffe erfolgreich vertheidigt hätte, so sei es auch mit der Kirche. „In den Herzen des englischen Volkes lebt ein tiefes und starkes Gefühl der Anhänglichkeit an die Kirche"; es regt sich ferner darin das „Gefühl der Angst", es möchte, wenn die Kirche

vom Staate getrennt werde, „jede vernünftige, lebensfähige und friedfertige Religion beständig gefährdet seyn". Ein dritter Gesichtspunkt, jedoch von „supplementarer Bedeutung", ist in den Augen des Bischofs die gegenwärtige Zeitlage. „Die Gegenwart und, so weit wir in die Zukunft Europas zu blicken im Stande sind, die nächsten Jahre scheinen dem Disestablishment nicht günstig zu seyn". So etwas fordert eine Zeit ruhiger Ueberlegung, die politischen Erscheinungen in der Gegenwart seien jedoch nicht derart, daß man solche Zeiten für die nächste Zukunft erwarten könne. Ein ferneres Argument von größerer Bedeutung sei die Furcht, es möchte nach erfolgter Trennung von Kirche und Staat der „den Massen so unerträgliche Sacerdotalismus" noch mehr Boden gewinnen. Der Beichtstuhl, „diese so passende Agency, um Macht zu erlangen", werde alsdann wieder Eingang finden und Einfluß erlangen; die Bischöfe würden über den Klerus keine Gewalt mehr besitzen, der Antagonismus gegen die Dissenters würde stärker und dauernder werden; die Lehre müßte dann nothwendig schärfer formulirt werden und in Folge davon würde es bald dahin kommen, daß es anstatt Einer Kirche deren zwei gebe. — Diese Erwägungen, meint der Bischof, müßten selbst diejenigen welche jetzt theoretische Freunde des Disestablishment wären, bestimmen, die Sache erst zweimal zu überlegen, ehe sie die Hand an die Ausführung des Werkes legten. Es geht darum seine Meinung dahin, daß das Disestablishment, welches gegenwärtig als unvermeidlich erscheine, auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden würde.

Die Hauptsorge bereitet ihm die Haltung der Ritualisten. „Eine kleine, aber wohlorganisirte Partei in der Kirche, die von dem Verlangen beseelt ist, soweit als möglich zu dem Zustande der Kirche vor der Reformation — das Vassallenthum unter dem Papste und die schlimmsten Mißbräuche in der damaligen Periode abgerechnet — und zu all' jenen katholischen Gebräuchen zurückzukehren, welche

glauben ‚Laienverbindung für die Wiedererla
der Kirche' genannt, hat sich bereit erklä
Ausübung des Selfgovernment in der Kirc
zu kämpfen; eine dritte, welche den Titel fü
für die Aufrechthaltung des Glaubens', h
willigkeit erklärt, Applikationen von bedrän
entgegenzunehmen, um temporäre Kapellen z
die richtige Vornahme gottesdienstlicher Han
ist, und hat ferner die Weite ihres Herzens,
ihres Geldbeutels gezeigt, indem sie zwei 5 P
dem Vertheidigungscommittee einer nur zu b
beigesteuert hat". — „Machen wir solche
zur Basis unserer Spekulationen, dann sind
lich geneigt zu erklären, daß wir am Vorabe
Bruches und einer schließlichen Secession
Bischof glaubt sich in die Zeiten der Nonjur
Jahr zurückversetzt zu sehen, wo 400 Geistl
kanische Kirche verließen, meint aber, eine sol
sei nicht zu befürchten, indem die heutigen
weder den hohen Ton der Einen, noch die a
schiedenheit der Anderen besäßen. Dieselbe
Politik, ihre vom Staate sanktionirte Stell

genau überzeugt, daß sehr viele Ritualisten nach der Erledigung des sog. Folkstoner Falles zum Gehorsam zurückkehren und selbst dann, wenn die Entscheidung für sie ungünstig ausfallen sollte, sich unter das Gesetz beugen und den Bischöfen, wenn auch unter Protest, Gehorsam leisten würden. Sei aber dieses einmal erreicht, dann würde die Zukunft für sich selbst sorgen. Daß sich aber Alle unterwerfen, das glaubt selbst der Bischof nicht. Was wird also aus der „unversöhnlichen Minorität“ werden?

Es scheint dem Bischof „Zeitvergeudung“ zu seyn, sich darüber, also über die Zukunft einer Körperschaft in Spekulationen einzulassen, die so gering ist, daß sie auf die zukünftige Gestaltung der Kirche keinen Einfluß haben kann. Doch kann er es nicht lassen. „Es schien einmal Wahrscheinlichkeit vorhanden zu seyn, daß sie sich mit den Alt-Katholiken vereinigen würden; da jedoch der Versuch, altkatholische Gemeinden in diesem Lande zu gründen, fehlgeschlagen ist, so hat man dieses Projekt fallen lassen“. Allem Anschein nach werden sie sich nicht wirklich und kühn von der Kirche trennen, aber sie werden dazu gedrängt werden und dann erklären, sie seien „die historische Kirche von England“. Dr. Ellicot wünscht, sie möchten in der Kirche bleiben. „Allein die Heftigkeit ihrer Sprache, die Bitterkeit ihrer Angriffe gegen diejenigen welche Autorität besitzen, und die wirklich rücksichtslose Art und Weise ihres Handelns, begründet die Furcht, daß sie ihr unglückseliges Problem ausführen, daß sie neue Combinationen bilden oder zuletzt, aus gänzlicher Erschöpfung, sich der alten übriggebliebenen Legatarin überantworten werden, die so gut versteht, zu warten und zu wachen“.

Ist aber diese Scheidung vollbracht, dann wird „die Zukunft der Kirche groß und edel“ seyn. „Veränderungen, vielleicht große Veränderungen werden kommen; sie werden aber eher in der Weise von Reformen als von Revolutionen kommen und eher in der Richtung, die wahre und biblische

Religion herzustellen, als die Lehrfreiheit zu beschränken
das System des Ecclesiasticismus zu etabliren.

So der Bischof von Gloucester und Bristol. Unser
seits haben wir nichts hinzugefügt; auch haben wir nic
von Bedeutung aus seiner Arbeit ausgelassen. Im nächst
Artikel werden wir uns eine Prüfung und Kritik derselb
erlauben.

XXXIX.

Die Protestanten im Kampf um die Ehe.

III.

Wir müssen nun ausfindig machen, hinter wel
Erklärungen, Theorien und Spekulationen
protestantischen Theologen und Juristen sich v
schanzen, um die Selbstständigkeit und No
wendigkeit der kirchlichen Handlung bei E
gehung der Ehe zu retten, nachdem sie sich gezwun
sehen, auf die rechtliche Eheschließung zu verzichten.

1) Zunächst verfiel man darauf zwischen einer bür
lichen und christlichen Ehe zu unterscheiden und behaupt
die bürgerliche Ehe werde durch den Civilakt, die christl
durch die kirchliche Trauung geschlossen, jene bedinge
Rechtsgültigkeit für den Staat, diese die Rechtsgültigkeit
die Kirche. Dem entsprechend habe also die Consenserklär
vor der Kirche stattzufinden, ob sie sich als „christlic
Eheleute einander nehmen wollen, und der Geistliche h
sie dann demgemäß als christliche Eheleute zusammen
sprechen, d. h. zu trauen. Dieß ist die zur Zeit bei

ologen und auch in den übrigen kirchlich und gläubig ge=
nnten Kreisen allgemein vorherrschende Ansicht. Die Juristen
önnen sich aber hiemit nicht befreunden: „Diese Ansicht
ermag nämlich der Logik nicht genug zu thun. Ist die Ehe
schlossen, so kann sie nicht noch einmal geschlossen werden.
benso gibt es keine besondere Form für eine christliche Ehe=
ließung, weil das Wesen einer christlichen Ehe von einer
rm in ihrer Eingehung unabhängig ist"[1]). Sohm hätte
diesen Worten, wie uns dünkt, noch hinzufügen können,
ß jene Ansicht eine Nachbildung der katholischen Lehre vom
thwendigen äußeren Zeichen für das Zustandekommen eines
akramentes sei. Auch ist dagegen einzuwenden, „daß die
e der Christen kein gedoppeltes Rechtsverhältniß ist, das
in ein bürgerliches und ein kirchliches Rechtsverhältniß zer=
en ließe." „Die Christenehe", sagt von Scheurl
. 157), „steht in gedoppelter Beziehung zu Staat und
rche; aber sie ist kein doppeltes Rechtsverhältniß ... Es
t kein kirchliches Rechtsverhältniß der Ehe ... Die
e hat nur in der auf der Schöpfung (und nicht in
Erlösung) beruhenden sittlichen Ordnung ihre Wurzeln
d es besteht eben darin die evangelische Erkenntniß von
m, was die Ehe ist, daß dieß klar erkannt wird. Sie ist
n schlechthin bürgerliches Rechtsverhältniß, aber von
ößter Wichtigkeit für die Kirche ... Für die prote=
ntische Auffassung kann der kirchliche Akt nur dadurch
heschließung werden, so daß das Daseyn der Ehe durch
n bewirkt würde, wenn das bürgerliche Recht ihm diese
deutung beilegen würde, daß er nicht bloß gottesdienst=
cher Akt seyn, sondern auch als rechtlicher Eheschließungs=
t gelten solle." Der hochselige Bischof Ketteler von Mainz
t erst im vorigen Jahre über „die thatsächliche Einführung
es bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche"

1) Sohm, R. d. E. S. 12 und 19.

erlauben.

XXXIX.

Die Protestanten im Kampf um d

III.

Wir müssen nun ausfindig machen,
Erklärungen, Theorien und Spekul
protestantischen Theologen und Juri
schanzen, um die Selbstständigkeit
wendigkeit der kirchlichen Handlu
gehung der Ehe zu retten, nachdem sie
sehen, auf die rechtliche Eheschließung zu verz

1) Zunächst verfiel man darauf zwischen
lichen und christlichen Ehe zu unterscheiden

Theologen und auch in den übrigen kirchlich und gläubig gesinnten Kreisen allgemein vorherrschende Ansicht. Die Juristen können sich aber hiemit nicht befreunden: „Diese Ansicht vermag nämlich der Logik nicht genug zu thun. Ist die Ehe geschlossen, so kann sie nicht noch einmal geschlossen werden. Ebenso gibt es keine besondere Form für eine christliche Eheschließung, weil das Wesen einer christlichen Ehe von einer Form in ihrer Eingehung unabhängig ist"[1]). Sohm hätte zu diesen Worten, wie uns dünkt, noch hinzufügen können, daß jene Ansicht eine Nachbildung der katholischen Lehre vom nothwendigen äußeren Zeichen für das Zustandekommen eines Sakramentes sei. Auch ist dagegen einzuwenden, „daß die Ehe der Christen kein gedoppeltes Rechtsverhältniß ist, das sich in ein bürgerliches und ein kirchliches Rechtsverhältniß zerlegen ließe." „Die Christenehe", sagt von Scheurl (S. 157), „steht in gedoppelter Beziehung zu Staat und Kirche; aber sie ist kein doppeltes Rechtsverhältniß ... Es gibt kein kirchliches Rechtsverhältniß der Ehe ... Die Ehe hat nur in der auf der Schöpfung (und nicht in der Erlösung) beruhenden sittlichen Ordnung ihre Wurzeln und es besteht eben darin die evangelische Erkenntniß von dem, was die Ehe ist, daß dieß klar erkannt wird. Sie ist ein schlechthin bürgerliches Rechtsverhältniß, aber von größter Wichtigkeit für die Kirche ... Für die protestantische Auffassung kann der kirchliche Akt nur dadurch Eheschließung werden, so daß das Daseyn der Ehe durch ihn bewirkt würde, wenn das bürgerliche Recht ihm diese Bedeutung beilegen würde, daß er nicht bloß gottesdienstlicher Akt seyn, sondern auch als rechtlicher Eheschließungs-Akt gelten solle." Der hochselige Bischof Ketteler von Mainz hat erst im vorigen Jahre über „die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche"

1) Sohm, R. d. E. S. 12 und 19.

und soll damit die altkirchliche und germanische Tra
wieder in ihre alte Rolle und Bedeutung eingesetzt worden

Mit dieser Theorie ist der Leipziger Professor Fr
berg scharf in's Gericht gegangen, weil sie in ihrer
Tendenz beabsichtige, die Continuität der Rechtsentwic
zu durchbrechen und unser Volk auf Wege zu leiten, die
geschichtliche Berechtigung nicht haben und doch nur eine
beanspruchen. Sohm's Argumentationen machen auf ih
Eindruck, als ob nicht eine objektiv historische Untersuc
sondern eine Advokatenschrift vorläge, die ein vorher feststeh
thema probandum zu beweisen hat. Er verweist die Soh
Unterscheidung zwischen Eheschließung und Vollziehung i
Reich der Fabeln und nennt sie „nichtssagende Erörter
über Thatsächlichkeit und Rechtlichkeit"[1]). Es ist hier
der Platz für ein kritisches Referat über die zwischen den
Gelehrten gewechselten sehr interessanten Streitschriften.
berg's scharfes Urtheil scheint nicht ganz unbegründe
unverdient. Trotzdem ist nach Sohm's Untersuchungen
mehr ein Zweifel, und wird dieß auch von Friedberg
geläugnet, daß neben der Eheschließung früher ein we
selbstständiger Akt einherging, den er mit Recht als Tr
bezeichnet, und daß dieser in den kirchlichen Cere
seinen Ausdruck fand. Dieß könnte, die Sache an u
sich betrachtet, geradeso auch jetzt wieder der Fall seyn
wollte diese Möglichkeit läugnen? Allein es fragt sic
das Gesetz für eine so weit gehende Tragweite der Tr
Raum gelassen hat, und ob es die Bedeutung des Civ
wirklich in die ihm von Sohm gesteckten Grenzen ei
hat. Und nun will es scheinen, als ob Friedberg Rech
wenn er behauptet, daß schon der Civilakt die von
erst der kirchlichen Trauung zugewiesene Kraft und Bed
habe, d. h. daß er selbst in diesem Sinne Trauun
soll (l. c. S. 70 ff.). „Hätte das Gesetz die Civilt

1) Friedberg, Verlobung und Trauung, zugleich Kri
Sohm: Recht der Eheschließung. Leipzig 1876. S. 38. 75.

sächlichkeit der Ehe verbindet und den Augenblick, wo die Ehe als ethische Macht gegenwärtig wird, mit der Kraft und dem Segen des göttlichen Wortes verbindet, als wenn dieß bei der Eheschließung geschähe, die doch nur Rechtsgeschäft und vorwiegend von formal juristischer Bedeutung ist. In richtigem Takte ist es daher auch allgemein Praxis, dem Civilakt den Charakter juristischer Nüchternheit aufzudrücken. Er ist eine Formalität, eine Beurkundung des ehelichen Verhältnisses, nicht seine Wirklichkeit und darum wohl mit der Wirkung, aber nicht mit der Weihe der Ehe bekleidet. Die kirchliche Handlung ist also Trauung. Wohl verheirathet, aber noch nicht vereinigt verläßt das Ehepaar das Amtslokal des Standesbeamten, und es steht nun den Eheleuten frei, ob sie die Thatsächlichkeit und Consummation ihrer Ehe durch kirchliche Trauung, oder formlos d. h. durch eheliches Zusammenleben herbeiführen wollen. Die Pflicht zur Trauung ist bloß eine kirchliche. Bei der kirchlichen Trauung selbst nun wird im Zusammenfügen der Hände durch den trauenden Geistlichen der körperliche Traditionsakt vorgenommen und die dabei gebrauchten Worte sind ein wirkliches „Zusammensprechen", keine bloße Bestätigung des Civilaktes, d. h. sie haben nicht bloß negativen Inhalt, daß die Ehe gegen kein Kirchengesetz verstoße, sondern sie sind eine Einsetzung, Einführung in den Ehestand und haben sonach positiven Inhalt. Die kirchliche Trauung ist also Vollziehung der durch den Civilakt geschlossenen Ehe. Die Traufragen sind dabei in altherkömmlicher Weise zu stellen, bezwecken aber nicht Eheschließung, sondern Wiederholung derselben zum Zwecke der Vollziehung, sie sind das Vorstadium der Trauhandlung und entbehren hier der selbstständigen Bedeutung[1]). Diese ganze Theorie wird von Sohm mit einer Menge geschichtlichen Materials beleuchtet und beglaubigt

1) Sohm R. d. E. S. 285—299. Wir haben uns bemüht, wo möglich uns der Worte Sohm's selbst zu bedienen.

volle zugleich rechtliche und religiöse Bedeutun
Ehe ist ihnen der bürgerliche Eheschließungsakt m
eine Hälfte der Eheschließung in ihrem Sinne;
religiöser Akt und zwar die Trauung als Zusa
fügung durch einen Diener der Kirche oder Bestätigung
Ehegelübde durch denselben im Namen Gottes erscheint
als die für ihr religiöses Bedürfniß nothwendige a
Hälfte der Eheschließung. Die kirchliche Trauung u
bürgerliche Eheschließung schließen sich für ihr Bewu
zu einem Ganzen zusammen, das ihnen erst volle Eheschli
ist... Diese beiden Hälften sind also wesentlich verschi
Natur." Diese Theorie beweist eigentlich nur, wenn w
Sache genau betrachten, daß keine Ehe ohne religiö
sinnung und in Folge davon nicht ohne äußerliche re
Handlungen geschlossen werden soll. Sind letztere
formellen Akte der Eheschließung nicht möglich, wi
beim Civilakte thatsächlich der Fall ist, so unterli
keinem Bedenken, daß derselbe durch nachfolgende r
Akte wieder aufgenommen und in seinem ethischen
höher qualificirt, religiös gehoben und so sittlich v
kommt und vollendet werden kann, so daß dem Eheschlie
akt selbst durch die nachfolgende religiöse, auf ihn b
Handlung schließlich der Charakter eines religiösen
zukommt. So wird z. B. auch ein Versprechen, d
später durch einen Eid bekräftige, ein religiöses Versp
und wenn Jemand ein Haus zu geschäftlichem Zweck
welches aber dann vom König bewohnt wird, so k
füglich sagen, er habe diese Residenz gebaut. Insow
also obigs Theorie Recht. Warum aber die zur s
Eheschließung nöthige religiöse Handlung gerade eine
liche und vor dem Forum der Kirche sich vollziehend
solle und müsse, ist damit noch nicht dargethan. De
stand, daß dieses stets so der Fall war, beweist hier
sondern bedarf selbst erst der Erklärung durch Darlegu
diesem Gebrauche zu Grund liegenden und ihn scha

Gedankens. Hiemit sind wir an der Spitze der Entwicklung angelangt, und fragen nach dem innersten Kern- und Quellpunkt der Anschauungen über den sittlichen und religiösen Charakter der Ehe. Die Einen sagen, die religiöse Handlung muß eine öffentliche und kirchliche seyn, weil die Nupturienten dadurch ihre Zugehörigkeit zur **Kirche dokumentiren sollen**, indem der Mensch zwei großen öffentlichen Ordnungen, Gewalten und Rechtssphären angehört, dem Staate und der Kirche[1]). Allein hiemit ist die Frage nicht beantwortet, sondern nur verschoben und lautet jetzt: In wie fern und in wie weit gehört die Ehe zur Ordnung, Gewalt und Rechtssphäre, mit einem Worte zum Forum der Kirche, so daß man durch das Bekenntniß ihrer Eheschließung auch die Zugehörigkeit zu ihr dokumentiren kann und dokumentiren muß. Oder hat man sich die Sache nur so wie z. B. einen Akt der Courtoisie zu denken, wornach die Ehe nicht bloß den Verwandten, sondern auch den Amtscollegen und ebenso nicht bloß dem Staate, sondern auch der Kirche notificirt wird? Nein; denn diese Theorie unterscheidet die vor dem staatlichen Forum geschlossene Ehe als matr. legitimum, vom matr. ratum d. h. der vor dem Forum der Kirche geschlossenen, legt ihnen also mit dem verschiedenen Namen auch einen verschiedenen Werth bei und findet eine Analogie für die Consenserklärung vor dem doppelten Forum in der früher üblichen Trauung gemischter Paare vor dem katholischen und protestantischen Pfarrer. Gerade diese ist aber deßhalb entstanden, weil jeder Theil die nur vor einem Forum geschlossene Ehe in ihrer Gültigkeit bezweifelte, während jetzt gerade die kirchliche Handlung auf den Civilakt nicht den Schatten einer unzulänglichen Ehe werfen soll. Auch ist die Sitte gerade wegen des in ihr liegenden Widerspruchs abgekommen, und deßhalb ist auch mit ihr nichts erklärt und nichts bewiesen.

1) So z. B. Dr. H. Heppe, Professor in Marburg, in Dove und Friedberg *Zeitschrift für Kirchenrecht*. Bd. 13 (1876) S. 297.

Dieser Satz ist seiner Form nach ein Enthymem.
also eine Prämisse ergänzt werden, und zwar schei
folgendermaßen lauten zu müssen: Die Kirche
sitzt einen ihr anvertrauten Schatz von Wahrheite
Gnaden. Letztere sind theilweise an gewisse ä
dingungen geknüpft, können nicht lediglich durch
Akte, sondern nur durch Einhaltung gewisser f
Formen erlangt werden. Atqui: dahin gehören
mente und zu diesen die Ehe, welche nothwendig w
lich in sich Gnaden enthält, und ein an sich he
ist, weßhalb die Eheschließung nothwendig und
eine religiöse Handlung ist. Ergo versündig
Christ „an ihr", wenn er zwar eine Ehe schlie
die religiöse Handlung nicht vornehmen will. Wi
nach den Worten des Apostels am Fleisch und
Christi beim Genuß des eucharistischen Brodes
versündigen kann, wenn dieß unabhängig von meine
und meinem Willen, wahrhaft, wirklich und wesen
zugegen ist, so kann ich mich auch „an der Ehe"
halb versündigen, weil sie ebenso wahrhaft, wi

Gedankens. Hiemit sind wir an der Spitze der Entwicklung angelangt, und fragen nach dem innersten Kern- und Quellpunkt der Anschauungen über den sittlichen und religiösen Charakter der Ehe. Die Einen sagen, die religiöse Handlung muß eine öffentliche und kirchliche seyn, weil die Nupturienten dadurch ihre Zugehörigkeit zur Kirche dokumentiren sollen, indem der Mensch zwei großen öffentlichen Ordnungen, Gewalten und Rechtssphären angehört, dem Staate und der Kirche[1]). Allein hiemit ist die Frage nicht beantwortet, sondern nur verschoben und lautet jetzt: In wie fern und in wie weit gehört die Ehe zur Ordnung, Gewalt und Rechtssphäre, mit einem Worte zum Forum der Kirche, so daß man durch das Bekenntniß ihrer Eheschließung auch die Zugehörigkeit zu ihr dokumentiren kann und dokumentiren muß. Oder hat man sich die Sache nur so wie z. B. einen Akt der Courtoisie zu denken, wornach die Ehe nicht bloß den Verwandten, sondern auch den Amtscollegen und ebenso nicht bloß dem Staate, sondern auch der Kirche notificirt wird? Nein; denn diese Theorie unterscheidet die vor dem staatlichen Forum geschlossene Ehe als matr. legitimum, vom matr. ratum d. h. der vor dem Forum der Kirche geschlossenen, legt ihnen also mit dem verschiedenen Namen auch einen verschiedenen Werth bei und findet eine Analogie für die Consenserklärung vor dem doppelten Forum in der früher üblichen Trauung gemischter Paare vor dem katholischen und protestantischen Pfarrer. Gerade diese ist aber deßhalb entstanden, weil jeder Theil die nur vor einem Forum geschlossene Ehe in ihrer Gültigkeit bezweifelte, während ja gerade die kirchliche Handlung auf den Civilakt nicht den Schatten einer unzulänglichen Ehe werfen soll. Auch ist die Sitte gerade wegen des in ihr liegenden Widerspruchs abgekommen, und deßhalb ist auch mit ihr nichts erklärt und nichts bewiesen.

1) So z. B. Dr. H. Heppe, Professor in Marburg, in Dove und Friedberg Zeitschrift für Kirchenrecht. Bd. 13 (1876) S. 297.

privater Frömmigkeit und Andacht nachzuweisen,
entweder äußere seyn oder innere. Unter die äu
Gründe würde allenfalls gehören der Hinweis auf
klärung der obersten Kirchenbehörde, also z. B. des
Oberkirchenrathes, gegen dessen Erlaß eben dieselbe or
Richtung auf der ganzen Linie Front machte! Oder d
weis auf die frühere Uebung der alten Deutschen,
kirchlichen Trauungen im Tristan, Erec, Jwein, M
in den Nibelungen und Gudrunliedern, im Sachsensp
s. w.? Aber das waren katholische Zeiten des f
Mittelalters, und Heinrich von Freiberg, Meister
Hartmann von Owe, Bruder Werner, Gottfried von
burg, Konrad von Würzburg waren katholische Dichte
aber der deutsche Geist, wie die Protestanten ja beh
in der Reformation zum Durchbruch kam, da ward
zum ersten Verächter der kirchlichen Trauung[1]). Un
später trotzdem die kirchliche Trauung im Gebrauch
ist dieß weder Luther noch dem Einfluß der Consisto
verdanken, sondern theilweise dem gesunden Sinn des
welches die katholischen Traditionen, die mit seinem F
leben zusammenhingen, nicht sobald vergessen konnte,
dem Umstande, daß fast überall durch die Landesge

1) So schreibt wenigstens Melanchthon an Camerarius
Reform. I. 754): Mensis Junii die XIII. inopinato d
therus Boream (*ἔγημε*) **cum nullo amico ea re prius com**
(also sicherlich kein Aufgebot!), **sed** *vespere* **ad coenam**
Pommerano et pictore Luca et Jurisconsulto Apel
peregit consueta sponsalia. Und Luther selbst sagt: „
mich unversehens mit der tugendsamen Jungfer Ka
Bore in den Ehestand wunderbarlich geworfen und
dacht, Dienstag ein Hochzeitlich Mal zu geben“... „
ich um böser Mäuler willen, daß nicht (die Ehe) v
würde, mit Eile beigelegen und bin willens auf Dien
acht Tage eine kleine Freude und Heimfahrt zu mach
„Und wenn ich nicht alsbald und in der Stille hätt
gehalten mit Vorwissen weniger Leute, so hätten sie es
hindert.“ Vergl. Friedberg, R. v. E. S. 181.

rchliche Trauung geboten war[1]). Diese Gesetze sind ge-
llen und es wird sich in der Folge immer noch deutlicher zeigen,
ie schwach die Autorität einer protestantischen Kirchenbehörde
hne Unterstützung des Staates ist; denn der sogenannte
aiserparagraph: „die kirchlichen Verpflichtungen in Be-
chung auf Taufe und Trauung werden dadurch (durch das
esetz über die Civilehe) nicht berührt", versucht es soviel
s unter Umständen noch möglich, die kirchliche Trauung zu
tten. Indem er aber nur behauptet, daß die kirchlichen Ver-
flichtungen von dem neuen Gesetz unberührt bleiben, so
ht er ihnen weder seine Autorität, noch stellt er fest, wie
eit diese Verpflichtungen gehen und was darunter zu ver-
ehen sei. Die kirchlichen Organe zur doctrinären oder
thentischen Interpretation, was hic et nunc Verpflichtung
d kirchlich nothwendig sei, sahen wir aber in unentwirr-
rem und offenem Widerstreite gegen einander. Wenn also
e äußeren Gründe nicht ausreichende Kraft besitzen, die
rchliche Trauung in Uebung zu erhalten, werden es dann
cht die inneren vermögen? Die Ohnmacht der geltend ge-
achten inneren Gründe zeigt sich ja schon sattsam darin,
ß sie über die sich streitenden Theologen und Gelehrten
chts vermochten, und wir haben nur einen gefunden, der
chhaltig ist (oben sub n. 4) und dieser ist — katholisch.

IV.

Das Elend, in welches die protestantische Kirche durch
Einführung der Civilehe gerieth, zeigt sich aber erst in seiner
ganzen Größe, wenn wir die seitdem angestrebte Behandlung
der Ehehindernisse betrachten.

Der evangelische Oberkirchenrath in Berlin hatte ent-
schieden: Wenn durch den Civilakt schriftwidrig Ge-

---

1) So lautete z. B. §. 36 Theil II. Tit. I. des preußischen Land-
rechts: „*Eine vollgültige Ehe wird durch die priesterliche Trauung
vollzogen.*"

privater Frömmigkeit und Andacht nachzuweisen, fi
entweder äußere seyn oder innere. Unter die äuß
Gründe würde allenfalls gehören der Hinweis auf di
klärung der obersten Kirchenbehörde, also z. B. des B
Oberkirchenrathes, gegen dessen Erlaß eben dieselbe ort
Richtung auf der ganzen Linie Front machte! Oder de
weis auf die frühere Uebung der alten Deutschen, a
kirchlichen Trauungen im Tristan, Erec, Iwein, Me
in den Nibelungen und Gudrunliedern, im Sachsenspie
s. w.? Aber das waren katholische Zeiten des fi
Mittelalters, und Heinrich von Freiberg, Meister
Hartmann von Owe, Bruder Werner, Gottfried von
burg, Konrad von Würzburg waren katholische Dichter
aber der deutsche Geist, wie die Protestanten ja beh
in der Reformation zum Durchbruch kam, da ward
zum ersten Verächter der kirchlichen Trauung[1]). Und
später trotzdem die kirchliche Trauung im Gebrauch w
ist dieß weder Luther noch dem Einfluß der Consistor
verdanken, sondern theilweise dem gesunden Sinn des
welches die katholischen Traditionen, die mit seinem Fa
leben zusammenhingen, nicht sobald vergessen konnte,
dem Umstande, daß fast überall durch die Landesges

---

1) So schreibt wenigstens Melanchthon an Camerarius
Reform. I. 754): Mensis Junii die XIII. inopinato du
therus Boream (ἔγημε) cum nullo amico ea re prius comm
(also sicherlich kein Aufgebot!), sed *vespere* ad coenam
Pommerano et pictore Luca et Jurisconsulto Apel
peregit consueta sponsalia. Und Luther selbst sagt: „
mich unversehens mit der tugendsamen Jungfer Kat
Bore in den Ehestand wunderbarlich geworfen und
dacht, Dienstag ein Hochzeitlich Mal zu geben“ . . . „
ich um böser Mäuler willen, daß nicht (die Ehe) v
würde, mit Eile beigelegen und bin willens auf Diens
acht Tage eine kleine Freude und Heimfahrt zu mach
„Und wenn ich nicht alsbald und in der Stille hätte
gehalten mit Vorwissen weniger Leute, so hätten sie es
hindert.“ Vergl. Friedberg, R. d. E. S. 281.

kirchliche Trauung geboten war[1]). Diese Gesetze sind gefallen und es wird sich in der Folge immer noch deutlicher zeigen, wie schwach die Autorität einer protestantischen Kirchenbehörde ohne Unterstützung des Staates ist; denn der sogenannte Kaiserparagraph: „die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung werden dadurch (durch das Gesetz über die Civilehe) nicht berührt", versucht es soviel als unter Umständen noch möglich, die kirchliche Trauung zu retten. Indem er aber nur behauptet, daß die kirchlichen Verpflichtungen von dem neuen Gesetz unberührt bleiben, so leiht er ihnen weder seine Autorität, noch stellt er fest, wie weit diese Verpflichtungen gehen und was darunter zu verstehen sei. Die kirchlichen Organe zur doctrinären oder authentischen Interpretation, was hic et nunc Verpflichtung und kirchlich nothwendig sei, sahen wir aber in unentwirrbarem und offenem Widerstreite gegen einander. Wenn also die äußeren Gründe nicht ausreichende Kraft besitzen, die kirchliche Trauung in Uebung zu erhalten, werden es dann nicht die inneren vermögen? Die Ohnmacht der geltend gemachten inneren Gründe zeigt sich ja schon sattsam darin, daß sie über die sich streitenden Theologen und Gelehrten nichts vermochten, und wir haben nur einen gefunden, der stichhaltig ist (oben sub n. 4) und dieser ist — katholisch.

IV.

Das Elend, in welches die protestantische Kirche durch Einführung der Civilehe gerieth, zeigt sich aber erst in seiner ganzen Größe, wenn wir die seitdem angestrebte Behandlung der Ehehindernisse betrachten.

Der evangelische Oberkirchenrath in Berlin hatte entschieden: Wenn durch den Civilakt schriftwidrig Ge-

[1] So lautete z. B. §. 36 Theil II. Tit. I. des preußischen Landrechts: „Eine vollgültige Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen."

schiedene copulirt wurden, so hat die Kirche auch
die Trauung zu gewähren, weil die kirchliche Handlung
cipiell nur eine Entgegennahme des Gelübdes ist, die
christlich führen zu wollen. Die sächsische Provinzials
forderte nun Gewissensschutz für diejenigen Geistl
welche sich durch Gottes Wort behindert fühlen, in ein
Fällen die kirchliche Wiedertrauung schriftwidrig Geschie
zu vollziehen. Demgemäß ertheilte der evangelische
kirchenrath generell seine Genehmigung, „daß solche Geis
einen andern Geistlichen, der dazu willig ist, mit der
ziehung der Trauung an ihrer Stelle mittelst Substit
beauftragen", unter der ausdrücklichen Voraussetzung, da
betreffenden Geistlichen ihren Vertreter selbst beschaffen.
Katholiken ist es schwer, sich in diese Anschauunge
laxesten Subjektivismus hineinzudenken. Die Ehe un
Ehehindernisse gelten hiernach gerade so viel, als Jede
seinem Gewissen in's Reine bringt, sowohl der Trauend
die Brautleute, und wird die Handhabung der kirch
Trauung nicht vom Standpunkte stabiler Ehegesetze, so
subjektiver disciplinärer Erwägungen behandelt. Die G
für den Erlaß solcher Verhaltungsmaßregeln sind in
Worten angegeben, daß nämlich die biblisch und kir
ordnungsmäßig zulässigen Gründe zur
scheidung controvers seien. Interessant ist es,
Sohm zur Widerlegung dieser Anschauungen sagt[1]):
gehört zu den zweifellosesten Thatsachen, daß das D
des Rechtes durch die wissenschaftliche Discutirbarkeit
Inhaltes nicht berührt wird. Der weltliche Richter
jeden einzelnen Fall entscheiden, auch wenn er zu d
strittensten Fällen zählt, weil das objektive Recht ein
handenes, sicheres, fertiges Recht ist. . . . Die Einfü
der Civilehe bedeutet ihrem Wesen nach wie Befreiun
Staates von der Kirche, so die Befreiung der K

1) Recht der Ehe l. c. S. 6. 325. 300.

von dem Staate auf eherechtlichem Gebiete. Hatte einst die kirchliche Trauung zugleich weltliche Folgen, so mochte die Kirche sich gebunden halten, dem weltlichen Rechte Zugeständnisse zu machen. Dagegen gibt das Verschwinden der Trauung aus dem System des weltlichen Rechtes der Kirche ihre Trauung zurück, um unbeirrt durch äußere Rücksichten das Wort des Herrn über die Ehe auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens ungeschmälert zur Geltung zu bringen".

So lange nur die Katholiken für sich die Freiheit in religiösen Dingen forderten, da hieß es auf protestantischer Seite, daß man Freiheit verlange und Allgewalt und Alleinherrschaft meine. Seitdem nun der Staat die protestantische Kirche nicht mehr am Gängelband mit und nach ihrem Willen führt, sondern sie an demselben dahinschleift und beinahe erdrosselt, scheint das Gefühl und der Sinn für kirchliche Freiheit auch in ihnen mehr und mehr zu erwachen und zu erstarken.

Sie werden es aber inne werden, daß, um die Kirche frei nach Gottes Wort zu regieren, absolut eine freie, rein kirchliche Hierarchie dazu gehört, d. h. auch das Sakrament der Priesterweihe und der Primat sammt dem Episcopat, die auch allein die geeigneten Organe sind, um in solchen Fällen, wo es sich um Sitten und Wahrheit handelt, die objektive Wahrheit unfehlbar und deßhalb auch mit bindender Kraft zu verkünden und nicht aus Verlegenheit und Unfähigkeit, über das was schriftgemäß und kirchenordnungsmäßig ist zu enscheiden, Alles zusammen preisgeben.

Wg. Dr. —n.

XL.

Ueber das politische Verhalten der Katholiken in Italien.

II.

Rom, Ende März 1878.

Bei den innern Zuständen der katholischen Partei Italiens, wie sie im vorigen Artikel geschildert wurden, wird man es einigermaßen begreiflich finden, warum dieselbe so große Bedenken vor der Theilnahme am öffentlichen Staatsleben hatte und es vorzog, stummer Zuschauer der politischen Ereignisse zu bleiben. Es zeigte sich eben keine Aussicht auf Erfolg und die kleinen Vortheile, die man vielleicht errungen hätte, schienen die damit verbundenen Nachtheile nicht aufzuwiegen. Diese Nichttheilnahme am politischen Leben wirkte aber ihrerseits wieder sehr nachtheilig auf die katholische Partei selbst zurück und muß als ein weiterer Grund ihres traurigen Zustandes angesehen werden. Man beachte wohl, daß mit dieser Behauptung die Abstinenzpolitik an sich nicht verurtheilt werden soll, die Gründe für dieselbe sind ja vielleich wirklich stärker gewesen als die Gegengründe. Dieselbe mu nur ebenfalls unter den Ursachen, auf welche die Schwä der Partei zurückzuführen ist, aufgezählt werden. Denn war kein Feld der Agitation für die Katholiken gegeben, konnten sich im Kampfe nicht üben, organisiren und stärk es fehlt dadurch eine parlamentarische Gruppe, welche Kern der Partei die oberste Leitung in die Hand nehm und ihr im Parlament und vor der Oeffentlichkeit Achtu

verschaffen könnte, und es fehlt dadurch an geübten parlamentarischen Rednern und Politikern, welche sich mit den Gegenparteien messen könnten. Aus demselben Grunde fehlt den katholischen Vereinen und Zeitungen die Kraft und das Interesse, welche nur durch Theilnahme am öffentlichen Leben geweckt werden können. Die Katholiken leben somit das öffentliche Leben überhaupt nicht mit, ihr eigenes Land ist ihnen fremd, sie erscheinen bloß als müßige Zuschauer, die das Schauspiel, welches die liberale Partei aufführt, bezahlen müssen.

Wie hat sich diese Abstinenzpolitik wohl entwickelt und worin findet sie ihre nähere Begründung? Im Parlamente zu Turin saß eine Minorität von Katholiken, und auch in Florenz hatte eine kleine Zahl im Palazzo Vecchio ihren Platz, trotzdem das Königreich schon einen großen Theil des Kirchenstaates annektirt hatte. Auf eine Anfrage über die Erlaubtheit des Eintrittes in's Parlament war nämlich von der Pönitentiarie erwidert worden, der Eintritt sei erlaubt, wenn man dem vorgeschriebenen Deputirten-Eid mit die Reserve beifüge: salvis legibus divinis et ecclesiasticis. Als nun nach der Occupation Roms das Parlament in die ewige Stadt verlegt wurde, schienen die katholischen Deputirten instinktmäßig zu fühlen, daß ihr Charakter als Katholiken es nicht dulde, daß sie mit in die Hauptstadt der Christenheit hinüberzögen und unter den Augen des Papstes am öffentlichen Leben eines Staates theilnähmen, dessen Existenz in direktem Widerspruch mit den Interessen der Kirche war. Sie nahmen also kein Mandat mehr an. Als die Frage dann von ihren Gesinnungsgenossen theoretisch diskutirt wurde, zeigte sich ein großer Zwiespalt der Ansichten und Meinungen. Viele sprachen für die fernere Theilnahme, andere sprachen dagegen. Die Unità cattolica von Turin, das meistverbreitete katholische Blatt, wechselte zweimal seine Ansicht: zuerst sprach es gegen die Theilnahme, dann dafür und schließlich wieder dagegen. Die Freunde der Abstinenzpolitik behielten

den; denn würde man ohne denselben in die
greifen, so wäre man in Gefahr von ihm ve
werden oder ihn in Verlegenheit zu setzen, seine
tiative zu hindern und ihn wohl auch für Pläne
lich zu machen, die nicht nur Italien, sondern ga
interessiren. Es ist also unbedingter Anschluß a
Stuhl geboten. Derselbe schien aber nach dem
gleich von Anfang an mehr Neigung zu haben,
bei der ungünstigen Weltlage passiv zu verha
dieses Verhalten entsprach darum auch mehr de
tholiken.

Als unüberwindliche Schwierigkeit wurde da
angeführt, den die Deputirten beim Eintritt in d
leisten müssen. Dieser Eid lautet auf den Mona
Statut und die bestehenden Gesetze. Die Katholi
also Beobachtung des Fundamentalgesetzes schwöre
chem als integrirender Theil auch die Annexion
Hauptstadt Italiens gehört; sie sollten schwören,
von Italien als ihren Souverän anzuerkennen,

hätte geltend machen können. Aber dasselbe war rein legislativ, es supponirte den Staat als in unveränderlicher Form constituirt, worin der Deputirte nur die Aufgabe hatte, Gesetze zu geben und zu seiner Befestigung mitzuarbeiten.

Von Freunden der Aktion wurde daraufhin vorgeschlagen, man solle wenigstens an den Wahlen theilnehmen, die gewählten Katholiken könnten dann im Parlament den Eid verweigern und dasselbe unter Protest verlassen. Dieß wäre dann eine Art Plebiscit des katholischen Volkes. Aber dagegen wurde geltend gemacht, daß man in diesem Falle wenigstens sicher seyn müßte, eine große Minorität zu erhalten, weil die Demonstration andernfalls lächerlich seyn würde. Daran sei aber bei den einmal bestehenden Verhältnissen nicht zu denken.

An dieser Schwierigkeit kam man überhaupt in der ganzen Frage niemals vorbei. Alle andern Hindernisse hätte man beseitigen können, wenn man nur bei den Wahlen Aussicht auf einigen Erfolg gehabt hätte. Einen Mißerfolg fürchtete man aber erstens schon wegen der in unserm vorigen Artikel geschilderten Schwäche der Katholiken, und wegen des Terrorismus der Regierungspartei, die sich bei einigen Erfolgen ihrer Gegner schwerlich mit unschuldigen Straßenaufläufen begnügt hätte. Ferner wegen des beschränkten Wahlrechtes. Von den 28 Millionen Italienern haben nämlich nur 500,000 das Recht einen Deputirten zu wählen, 27½ Millionen sind davon ausgeschlossen. Auf 100 Italiener kommen somit kaum 2, die jenes Privilegium besitzen, die übrigen 98 können Betrachtungen über den „demokratischen" Charakter der modernen Zeit anstellen. Wahlberechtigte sind fast nur unter der Bourgeoisie der Städte und unter den Beamten zu finden. Die Bauern, denen man in den ersten Tagen der Revolution Steuerfreiheit bewilligt hatte, um sie das Paradies des einigen Königreiches herbeisehnen zu lassen, waren zwar gut dafür, um beim Plebiscit ihr Si zu sagen und das Königreich constituiren zu helfen, aber man hält sie nicht

zweifelhaft ist es, ob auch die Mehrheit der 500,
berechtigten es ist. Diese Privilegirten gehören ja
Mittelclasse an, welche vom liberalen Rationalismus
verdorben ist, und welche mehr als eine andere durch
Gehälter und Stellen mit der Regierung verbunde
ihr abhängig ist. In der That haben auch das l
250,000 an den Wahlen theilgenommen, die als
zu den Gegnern der Katholiken zu zählen sind.
von den 250,000 andern auch ein starker Bruchth
tholischen Partei gehören mag, so ist es doch jed
ein Bruchtheil, und von diesen wäre wenigstens
aus Feigheit und Faulheit dem Rufe der Parte
folgt. An einen Erfolg ließe sich erst denken,
Wahlrecht erweitert würde.

Die letzte Entscheidung über das Verhalten
liken gab endlich der heil. Stuhl selbst. Denn da
über die Theilnahme an den Wahlen an die P
gebracht wurde, antwortete dieselbe: judicatur no
Und Pius IX. selbst ergriff bei einer großen A
11. Okt. 1874 die Gelegenheit, seine Meinung
äußern: „Alle wissen, daß in einigen Tagen

des Schwures, den jeder ohne irgend eine Restriktion zu leisten gezwungen ist. Dieser Schwur, merket wohl, müßte in Rom geleistet werden, hier in der Hauptstadt des Katholicismus, hier unter den Augen des Stellvertreters Jesu Christi. Man müßte die Befolgung, die Beschützung und die Erhaltung der Staatsgesetze beschwören, das heißt, man müßte schwören, den Kirchenraub, die begangenen Sakrilegien, den antikirchlichen Unterricht zu sanktioniren, und noch mehr, das was man thut und in Zukunft noch thun wird. Und alles das in Verachtung alter und neuer Censuren, im Widerspruch mit den feierlichen öffentlichen Versprechungen, die von den Menschen der sogenannten ‚Bewegung' gemacht wurden, welche die Unterstützung von ehrenhaften und gewissenhaften Männern nicht verdienen können." Damit mußte die Sache für die Katholiken entschieden seyn.

Diese Abstinenzpolitik hat in den Theilen des Auslandes, wo man die politische Aktion als das beste Mittel zur Vertheidigung seiner Grundsätze erkannt hat, großen Tadel gefunden. Wenn man sich jedoch länger in Italien aufhält und die Verhältnisse der Halbinsel näher studirt, so lernt man die Sache in richtigerem Lichte betrachten und man erkennt, daß das nè eletti nè elettori zwar furchtbare Folgen für Staat und Kirche hatte, aber unter den einmal zu wählenden Uebeln doch wahrscheinlich das kleinere war. Zu den schlimmsten Folgen gehört jedenfalls die, mit welcher wir uns gerade beschäftigen: die Ohnmacht der katholischen Partei, welcher jede Möglichkeit zu einer größeren und kräftigeren Entwicklung fehlte. Es könnte aber seyn, daß die aus der Abstinenzpolitik gefolgerten staatlichen Zustände in Italien die Geister so disponirt haben, daß, wenn dieselbe einmal bei günstigeren Verhältnissen verlassen wird, und das könnte bald geschehen, das Versäumte mit doppelter Geschwindigkeit wieder nachgeholt werden kann.

Gesetzt *nun den Fall*, die Katholiken überwinden alle

anzustreben? Wie gedenken sie dann aber Itali
stalten? Wie wollen sie es mit den depossedir
halten? Welche politische Stellung wollen sie
verschaffen?

Soviel wir bisher beobachten konnten, ist sic
lische Partei einstweilen nur über ihr negative
über die Nothwendigkeit der Vernichtung des jet
lutionsstaates, nicht aber über das positive Ziel
gestaltung Italiens. Aber schon jenes allein ist
Gedanke, den man so leichthin in die Oeffentlich
kann. Die Katholiken sind dadurch jetzt gewisse
revolutionäre Partei, welche die bestehenden Verhä
stürzen will; dieß ist schon eine Zwangsstellung
katholischen Charakter nicht ganz entspricht. Um
ihren Plänen erfolgreich durchzudringen, müßten
Mittel anwenden können, welche die Liberalen
Umsturze des alten Italiens gebraucht haben, denn
lichem, gesetzlichem Wege wird der neue Staat sic
abthun lassen. Sie müßten daher wühlen, R
vorbereiten und die übrigen „moralischen" Mitt

die Polizei, über die Presse, über die Schulen: eine Regierung, die sogar auf die Hülfe des Auslandes zählen kann, wenn dieselbe nöthig werden sollte. Denn das liberale Europa betrachtet ja das einige Königreich als sein eigentlichstes Schutzkind, und seine liberalen Organe vertheidigen es darum mit einer Zärtlichkeit und einem Interesse, als wenn es sich um ihre eigene Sache handle. Und um die eigene Sache handelt es sich für sie auch in der That; denn das einige Königreich ist der beste Bundesgenosse gegen das Papstthum, den man nur finden konnte. Was würde also erst geschehen, wenn dieses Schutzkind in Gefahr gerathen würde? Die letzten Ereignisse in Frankreich lassen es ahnen.

Das Gesagte hat solche Bedeutung, daß Manche kein Bedenken tragen, zu erklären, Italien werde durch alleiniges Wirken seiner Parteien und durch die bloße innere Entwicklung niemals zu geordneten Verhältnissen gelangen: es sei zuerst nöthig, daß die allgemeine Situation Europa's sich ändere, und daß dann dem Lande von außen her eine neue Ordnung aufoktroyirt werde, in welcher allerdings den bessern Elementen die Erhaltung und der weitere Ausbau überlassen werden könne. Der bloße Gedanke hieran, daß Ausländer in die italienischen Angelegenheiten hineinreden sollen, hat aber schon etwas Gehässiges; auch hat eine tausendjährige Erfahrung gezeigt, daß die Ausländer in ihrer Liebe zu Italien niemals den Eigennutz vergaßen, und daher schwerlich etwas thun wollen, was zum reinen Besten Italiens ausfallen würde. Mit einem gewissen Schein von patriotischer Entrüstung haben die Liberalen daher die Gelegenheit wahrgenommen, diesen Gedanken einiger Katholiken vor der Oeffentlichkeit als vaterlandsfeindlich zu brandmarken. Diese Herren wollen nichts mehr davon wissen, daß sie selbst nur mit Hülfe des Auslandes ihre Revolution zu Ende geführt haben, daß sie die italienische Frage stets vom internationalen Standpunkt behandelt und besonders auf dem Congresse in Paris einen Appell *an Europa* gerichtet und verlangt haben,

ihres Vaterlandes mehr als die andern hochsch
schweren Bedenken und eine Lösung der Frage
heraus wäre erwünschter.

Schon die negative Seite des katholischen
hat also die größten Schwierigkeiten. Die pos
aber ist derart, daß man es noch nichteinmal zu
Idee darüber gebracht hat. Eines scheint allerdi
stehen: man will die Einheit Italiens erhalten.
war ja von Allen gewünscht, von den Katholiken
wie von den Liberalen. Die andern Völker hatte
einigt und zu mächtigen Staaten herangebildet,
in der Natur der Dinge, daß Italien dasselbe ve
war ein berechtigter Wunsch, daß Italien in de
gewichtigeres Wort mitzusprechen habe als bishe
nicht bloß das Schlachtfeld für europäische Kri
und daß besonders die wichtigste politische Frage
hunderts, die des Orients, nicht ohne Rücksicht
Interessen entschieden werde. Das war aber o
des Landes und eine gewisse Machtentfaltung n
reichen. Aus diesen und andern Gründen wurd

Es ist, vom rechtlichen Standpunkte abgesehen, gewiß, daß jene Fürsten noch immer einigen Anhang in ihren Ländern haben, und es sind gewiß auch nicht die schlechtesten Bürger, welche ihnen treu ergeben geblieben sind. Würde man ihnen also nicht Rechnung tragen, so könnte man weniger auf die Hülfe dieser Legitimisten bauen. Es hätte auch ein gewisses Odium, wenn man keine Rücksichten auf diese Fürsten nehmen wollte. Dieselben haben allerdings großentheils keine besondere Sympathie seitens der Katholiken verdient, indem sie der katholischen Sache fast mehr schadeten als die Piemontesen; aber es sind Leidensgenossen Pius' IX. gewesen, sie haben gemeinschaftlich mit ihm gegenüber der Revolution gestanden, und ihr Geschick war dadurch mit dem der Kirche gewissermaßen verbunden. Es scheint daher entsprechend, daß sie auch an einem neuen Kampfe der Katholiken gegen die Revolution und an dem etwaigen Siege derselben theilnehmen. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß die Dinge nie mehr werden können, wie sie waren, und daß die Katholiken nicht zu verpflichten sind, die staatlichen Trümmer, welche eine Revolution geschaffen hat, wieder alle aufzurichten. Einem kirchlichen Frieden würden in Italien aber tausendmal größere Schwierigkeiten im Wege stehen, wenn die Katholiken die absolute Restauration darein einschließen wollten. Daß sie wünschen, daß das Recht zur Geltung komme, versteht sich von selbst, aber sie können nicht verpflichtet seyn, ihre höchsten Interessen an untergeordnete Interessen aller einzelnen Fürstenhäuser zu knüpfen. Einige katholischen Zeitungen haben über diese Frage einmal eine interessante Diskussion geführt. Da wurde von der Ancora in Bologna bemerkt:

„Die Viertelstunde, welche wir durchleben, ist nur mit der Epoche der Völkerwanderungen zu vergleichen. Gott erlaubte damals, daß eine dichte Staubwolke sich über der Welt erhob, und inmitten dieser Finsternisse schlug er sein Tribunal auf Erden auf. Als das Licht wieder erschien, fehlten viele Throne, viele Völker waren verschwunden, und an ihrer Stelle waren

andere Reiche entstanden, andere Völker hatten sich in brüderlicher Umarmung zusammengruppirt. Und die Welt, die aus jenem Sturm wie betäubt hervorging, fühlte nicht die Kraft in sich zu reagiren, und nicht die Auktorität zu verdammen, sondern nur das Bedürfniß, die neue Schöpfung Gottes zu verehren. Durch den Orkan von damals wie durch den gegenwärtigen Sturm haben wir nur das Recht die einzige Ueberzeugung mit uns zu tragen, daß in der einen oder andern Weise für die Unabhängigkeit jenes Lehramtes des Heiles und der Civilisation, das von Gott der Kirche und seinem sichtbaren Stellvertreter auf Erden anvertraut worden ist, gesorgt werde ... Wir befinden uns hier unter einer constituirten Ordnung, die wir mit Gewalt zu zerstören nicht das Recht haben, mit gesetzlichen Mitteln in den Händen, denen man von anderen, nicht von uns, den Namen ‚Rechte' Aller gegeben hat, und von denen wir Gebrauch machen können, ohne unsere Pflicht als Katholiken zu verletzen. Wir sind hier eingeschlossen in die Grenzen einer Thatsache, die wie ein Eisberg der nordischen Meere dahinschwimmt, dessen schließliches Schicksal Niemand vorauszusehen vermag, ob er dauern oder brechen oder sich umformen wird ... Wenn diese Thatsache nicht die moralischen und materiellen Interessen und sogar den Namen des Vaterlandes, das uns nach Gott das theuerste ist, an ihr Geschick geknüpft hätte, könnten wir ruhig an ihr vorübergehen und contemplative Menschen bleiben. Aber so ist es nicht. Vor uns ist Italien, vor uns ist das Volk, dem wir angehören, ein Volk, das vor dem Angesichte Gottes Entscheidungen treffen und Verdienste erwerben kann. Wir haben also Pflichten. Unsere Pflicht als Nation ist aber heute einfach und klar, und Gott verlangt nicht mehr. Unsere Pflicht ist, die Bande der Kirche zu brechen, ihr die Freiheit zu erhalten, mit unbesiegbarer Ausdauer zu wollen, daß jede bürgerliche Macht, die in Italien existirt, das anerkennt, was die Kirche ist, und das was sie selbst gegenüber der Kirche seyn muß."

Diesen Artikel der Ancora reproducirte die Voce della verità in Rom, indem sie sagte, es sei wünschenswerth, daß über gewisse Punkte durch eine Diskussion größeres Licht verbreitet werde; sie selbst enthielt sich jedoch eines Urtheils

Die Osservatore cattolico von Mailand polemisirte seinerseits zwar gegen einige Punkte des Artikels, allein die Frage über die fehlenden Throne ließ er unberührt. So war aus dieser Diskussion jedenfalls zu erkennen, in welcher Weise manche katholische Politiker die Frage der depossedirten Fürsten behandelt wissen wollen; aber es ist, wie schon gesagt, sehr zu bezweifeln, ob Alle diese Ideen theilen und nicht Schwierigkeit machen werden, wenn die Frage wirklich in dieser Weise in das politische Programm der Partei aufgenommen werden sollte.

Auf jeden Fall fehlt in der Ausführung der Ancora eine Antwort auf die Frage, wie wird es mit dem depossedirten Fürsten von Rom zu halten seyn, welche Stellung soll der Papst im einheitlichen Italien bekommen? Daß der Papst nicht auf das patrimonium Petri verzichten kann und verzichten wird, ist gewiß, und es ist Pflicht der Katholiken, demselben wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Es ist ja nur zu wahr, was die Civiltà cattolica einmal sagte: „Wir kennen in den Päpsten kein Mittelding zwischen diesen beiden Extremen: wenn er nicht Fürst im Vatikan ist, ist er ein Petrus in Ketten, oder er ist mit Marcellinus in den Katakomben, oder mit Clemens V. in der Avignoner Gefangenschaft.“ Auf der anderen Seite wollen die Katholiken jedoch, wie wir schon bemerkt haben, die Einheit Italiens erhalten. Der Cardinalpunkt ihres Programms wird also die Beantwortung der Frage seyn müssen: Wie ist die Einheit Italiens mit der Unabhängigkeit des heil. Stuhles und der weltlichen Herrschaft des Papstes zu vereinigen, so daß dem Verlangen der Italiener als Katholiken und als Bürger Genüge geschieht? Denn „die katholischen Italiener wollen,“ so sagte die genannte Civiltà cattolica am 1. Dezember 1877, „ein glückliches, von fremder Herrschaft freies und auch mächtiges Italien mit dem Papste, der frei ist in Ausübung aller seiner erhabenen Rechte und Pflichten als Oberhaupt der Kirche. Und sie halten fest, daß diese Idee die einzige ist, welche

dieselbe aber gegeben wird, bleibt das politi
der Partei unbestimmt und unklar.

Gegenüber diesem Zustande der Kath
man nun die Stellung der Liberalen: Sie sin
hundert Gruppen gespalten und es gilt von i
so viel Köpfe, soviel Sinne; aber sobald es s
delt, ihr Werk gegen den gemeinsamen Feind
sind sie geeint. Sie hatten ein Ziel: die E
und sie beugten sich dabei alle, wenn auch th
streben, unter die Sabaudische Fahne, weil
ein Gelingen hofften. Und so entwickelte s
nach und nach, sie kämpften unermüdlich un
sie brachten Opfer und starben für ihre Idee
zug endigte schließlich, vorausgesetzt daß er
ist, mit der Eroberung Roms. Alles das fe
tholiken. Sie haben kein bestimmtes politische
zustreben, sie kennen die Mittel nicht, um zu
langen, oder dieselben fehlen ihnen. Einige M
verboten, und ohne diese bleiben die erlaubte
des Resultat. Sie sind obendrein unter si
erkennen nicht dieselbe politische Fahne an,
dadurch die Einheit der Gesichtspunkte und d
fehlt also eine positive katholische Politik in

XLI.

Sühnung eines Todschlags.

(Zur Sittengeschichte des 15. Jahrhunderts.)

Man konnte ehedem, und kann es vielleicht noch jetzt, in der Umgebung Nürnbergs, auch weiter hinaus, hie und da vereinzelt stehende Sandsteinkreuze, etwa von Mannshöhe oder wenig darüber, schon verwittert und ohne künstlerische Auszeichnung, finden, über deren Bestimmung und Bedeutung die Gegenwart nichts mehr zu sagen weiß, als daß sie ihnen den Namen des steinernen Kreuzes gibt, wozu ihr Aussehen berechtigt, oder allenfalls den der „Marter", womit auf ihre Entstehung, soweit sich diese durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, hingedeutet wird. Jahrhunderte aber sind seit der Aufstellung dieser Steinkreuze dahin gegangen, und das Geschlecht, welches sie hat aufstellen sehen, ruht längst unter dem kühlen Rasen, denn sie gehören der Zeit vor der Reformation an oder höchstens dem 16. Jahrhundert. Sie bewahren die Erinnerung an eine blutige That, die sich an dieser Stätte einst begeben hat, aber dieser Zweck, ein geschichtliches Wahrzeichen zu seyn, ist es nicht, um dessen willen sie errichtet wurden, auch würde er weiter nichts erreicht haben, da alle Nebenumstände, durch deren Kenntniß die That erst Interesse bekäme, anders woher geholt werden müßten, und das einfache Kreuz nichts weiter als ein memento mori ist, aber der erste und hauptsächlichste Zweck der Aufrichtung dieser Steinkreuze war die Sühnung einer verübten Blutschuld, zu welchem Ende dem Thäter sie aufzu=

einer äußern Bezeichnung, und andere ähnliche Umst
unmöglich machen, einen Zusammenhang zwischen der „M
und der Urkunde nachzuweisen. Erwähnt werden
genug, aber schon in jenen Jahrhunderten war die „M
wo ihrer gedacht wird, für die Zeitgenossen eben n
Art Wegweiser, und Niemand kümmerte sich mehr
Anlaß, um dessen willen sie gesetzt worden war.

Ein solcher urkundlicher Sühnungsvertr
hier mitgetheilt werden, nachdem noch vorher aus dem
buch ein paar Verlasse mitgetheilt sind, welche unzw
die Thäter und die Frau und Mutter derselben b
Die Ziegelhütte, deren Insassen bei dem Todschlag b
waren, liegt südöstlich vor der Stadt, dicht an dem
Dutzendteich nach der Stadt hinfließenden Fischbach, ü
dort ein Brücklein führt, und ist nach Mitternacht
das sogenannte Hallerschloß anstoßend, gegen Mittag
an der andern Seite des Fischbachs liegenden Forst
nachbart, der Amtswohnung des Oberförsters, dessen
von dem Fischbach nur durch einen schmalen Rain g
ist. Wahrscheinlich war auch damals schon ein Forst

rigens muß die Frau, da sie im Interesse ihres Anwesens sich selbst an den Rath wendete, damals Wittwe gewesen seyn und erst in einem der nächsten Jahre wieder geheirathet haben. Denn am Samstag nach divis. apostol. (18. Juli) 1490 wurde verlassen, „der Winklerin, Zieglerin vor dem Frauenthor, auf ihre Supplication und Anbringen ihres Manns und Sohns halben, ihnen Geleit bittend, zu sagen, sich habe aus der Zeugen, durch sie und ihre Widerteile gestellten Sage wol erfunden, daß ihr Mann und Sohn den Schmid unbillig und seinethalben unverursacht erschlagen und vom Leben zum Tode bracht haben, deßhalb eines Raths Fug nicht sei, ihrem Begehr Folg zu thun noch ihrem Mann und Sohn Geleit zu geben. Hans Tetzel, Leonhard Grundherr. Und darauf soll dem Ziegler und seinem Sohn als Thätern, und dem jungen Mayralt, als dem der diese Aufruhr angehoben und den Ziegler und einen Glaser verwundt hat, nachgestellt werden.“ Und so fest schien der Rath auf seinem Beschluß, das Geleit zu versagen, beharren zu wollen, daß er am Donnerstag nach Jakobi (29. Juli) desselben Jahres verließ, „der Winklerin, Zieglerin, und ihrer Zugewandten Anbringen, von wegen ihres Hauswirts, auf Meinug, den wieder einkommen zu lassen, abermals wie vor beschehen ist, abzulehnen und dabei zu sagen, wo sie mit dergleichen Anbringen herwieder komme, wolle ein Rath ihr nach einer Strafe fragen“.

Trotz dieser drohenden Geberde, durch welche der Rath die Zieglerin, um nicht mit ferneren Bittgesuchen überlaufen zu werden, abzuschrecken gedachte, mochte die Frau, ermuthigt durch andere Beispiele, denken: Bange machen gilt nicht, und erwirkte endlich einen milderen Ausspruch, durch welchen die Thäter zum freundlichen Recht zugelassen wurden, was man aber nur aus der hier folgenden Sühnungsurkunde ersieht. Das Rathsbuch hat es nicht der Mühe werth erachtet, von diesem Bauernhandel Notiz zu nehmen. Dagegen ist der *Sühnevertrag im Gerichtsbuch* Literarum 7. fol. 283 einge-

Burger und dieses Gerichts zu Nürnberg geschwor
rator, anstatt und von wegen Hansen Keßlers genan
und Conzen Winklers, seines Stiefsohn, Burger zu
und bracht mit unsers Gerichts Buch, daß die erber
Oertel und Heinrich Meichßner vor Gericht auf ih
sagt hätten, daß sie deß geladene Zeugen wären,
Schmid vom Gigitzenhofe, Hanns Schmid, Huter,
Nürnberg, und Heinz Schmid von Schweinau seine b
für sich, auch Fritzen Schmid, ihren abwesenden Soh
der, deß sie sich hierin hätten gemächtigt, auch Marg
Schmids, des Bauers im Siechgraben seligen ehliche
mit ihr Friz Riegnolt, vom Galgenhof, ihr Vater,
Hansen Riegnolt, seinen Sohn, deß sie bede sich
hätten gemächtigt, an einen, und die genannten Ha
und Cunz Winkler am andern Theile, am Pfinzta
Ambrosien Tag nächstvergangen (7. April 1491)
verjehen und bekannt hätten, nachdem durch sie, d
Hannsen Keßler und Cunzen Winkler, seinen Stieffs
vorgenannten Cunzen Schmid seligen, der vorgenannt
auf dem ersten Theil bestimmten Sohn, Bruder, M
und Schwager, vor etlichen verschienenen Zeiten e

ewiglich, also daß Hans Keßler genannt Ziegler, und Cunz Winkler, sein Stiefsohn, drei Sonntage nach einander in der Kirche zum Siechgraben, auf jeden Sonntag insonder, des Erschlagenen Seele zu Trost sechs Messen, ein gesungen Seelamt und ein gesungen Vigil halten und thun lassen, und jedem Priester drei Groschen geben, auch auf jeglichen Altar zwo Kerzen stecken lassen sollen von Wachs, deren jede ein halb Pfund schwer wäre, und dem Pfarrer auf jeglichen Sonntag ein Opferlicht bei einem Vierdung (Vierling, ¼ Pfd.) geben, daß sie auch ein steinern Kreuz oder eine Marter nach ihren Ehren setzen lassen, und den armen siechen Menschen im Siechgraben für Wein und Kost einen Gulden Rheinisch sollten geben, des Erschlagenen Seele dabei mit ihrem Gebet zu Gott zu gedenken. Auch daß sie der vorgenannten Margrethen, des Erschlagenen Weibe und ihren Kindern auch zu einer Pön und Buße des Frevels und Schadens, ihnen mit solchem Todschlag zugefügt, unverzogenlich und ohne allen ihren Schaden ausrichten und bezahlen sollen 85 f, nemlich 20 auf die Quakemper jetzo zu der Fasten als auch beschehen, mehr 20 Gulden auf die Goldfasten zu Pfingst n, 20 auf die Goldfasten zu St. Michaelstag, und die übrigen 25 Gulden auf die Goldfasten vor Weihnachten nächstkünftig. Die Frau und die Kinder und alle ihre Erben sollen auch solcher Bezahlung vor Allermänniglich warten und haben seyn auf allen und jeglichen Hannsen Keßlers und seines Stiefsohns und ihrer Erben Leiben, Haben und Gütern unverscheidenlich, Alles als in endlichem, erklagtem, erfolgtem und unverneutem Rechten, das sie bede auch also endlich und unwiderruflich bekannt hätten. Und mit solchem Allem, wie vorlaut, sollen sie von beiden Theilen vorberürts Todschlags und aller ander Sachen halben, so sich darunter zwischen ihnen mit Worten und Werken begeben und verloffen hätten, gar und gänzlich, auch endlich und unwiderruflich gericht und geschlicht seyn und bleiben und darüber ihr kein Theil, sein Erben noch Niemand von seinetwegen zu dem Andern vorberürter Sachen halben kein Klag, Forderung, Ansprach, noch Recht, nicht mehr haben, thun, noch gewinnen, mit keinen Gerichten noch Sachen, geistlichen noch weltlichen, an keinen Stätten, noch ganz überall, in kein Weise noch Wege, wie das immer möcht erdacht oder

fürgenommen werden, fürbas ewiglich, daß sie auch
wie vorlaut, von beiden Theilen, für sich und die
deren sie sich hierin gemächtigt, zu halten und dabei
bei guten Treuen an geschwornen Eidesstatt endlich un
ruflich gelobt und versprochen hätten. Detur Litera.
Anthoni Tetzel und Hr Cunrat Imhof." Quarta post
Taxe 1 f.

Bei der Erklärung vorstehender durchaus vers
Urkunde kann man sich füglich auf die Ortsnamen be
Gigitzenhof, jetzt Gibitzenhof, ist eine etwa eine
südwärts von der Stadt gelegene Ortschaft. Da
daselbst gehört der Familie Löffelholz. Der Galgen
Glockenhof, hängt beinahe unmittelbar mit der
sammen, da die neuen durch die Eisenbahn hervor
und veranlaßten Gebäude fast jede Scheidewand a
haben. Vom Glockenhof ziehen sich diese neuen Ba
bis St. Peter, das ehedem der Siechgraben genann
Urkunde einigemal erwähnt wird, und das von
Siechkobeln oder Leprosenhäusern, die in der Umgebu
bergs lagen, der jüngste, wie St. Johann der ält
Ausführlicher ist hierüber gehandelt in der Zeitsc
Staatsarzneikunde Heft IV. 1861. Nummer XV. p
Der hier genannte Herr Friedrich Schelm ist viell
erste Geistliche daselbst, den man kennt. Schweinau
fast vor den Thoren Nürnbergs, südwestlich gelegen
erste Haltstelle der Eisenbahn von Nürnberg nach

Dr. Lo

XLII.

Zeitläufe.

Was ist los in Berlin?

Am 12. April 1878.

So fragt sich jetzt alle Welt im In- und Auslande, in den Kabineten wie auf den Eisenbahnen und am Biertische. Das Aufsehen würde wohl noch größer seyn, wenn die Aufmerksamkeit nicht durch die riesenhafte Verwicklung im Orient getheilt wäre, der augenscheinlich auch der gewaltige Kanzler rathlos und machtlos gegenüber steht. Ansonst würde er sicherlich nicht geduldet haben, daß seine bestimmte Ankündigung des europäischen Congresses der Voreiligkeit überwiesen wurde, und gewiß lastet dieses unwillkommene Zusammentreffen der innern und äußern Krisis schwer auf dem müden Manne.

Wenn wir in aller Kürze vorausschicken sollen: was los ist in Berlin? so sagen wir, Fürst Bismarck sei nun damit beschäftigt sein politisches Testament zu machen. Er fühlt sich krank und er ist krank. Wenn er in den Parlamenten keine Rede mehr hält, ohne auf den übeln Zustand seiner Gesundheit hinzuweisen und sich mit seiner körperlichen Schwäche zu entschuldigen, so würde man irren, wenn man darin eine bloße Affektation oder den Ausfluß vorübergehenden Unbehagens erblicken wollte. Man braucht den Fürsten nur zu sehen und seine immer mehr in die Breite gehenden Reden zu hören, um sich zu überzeugen: er ist wirklich nicht mehr, was er war, und diese herkulische Kraft ist vor der Zeit gebrochen.

Nun will er seinen letzten Willen festsetzen als e
Leiter der preußischen Politik und als Schöpfer des R
Was er lange geplant, dem soll nun die Zukunft ge
und die bisher im Wege gestandenen Hindernisse sollen
geräumt werden. Er könne, sagt der Fürst, nicht lange
warten und die von ihm als unentbehrlich erkannte
formen immer wieder hinausschieben lassen; das erlaub
Gesundheitszustand nicht mehr. So empfahl er die
Organisation der ministeriellen Competenzen dem Hau
Abgeordneten; und den Reichstag hat er ebenso fast b
lich gebeten, die Tabaksteuer-Vorlage wenigstens an eine
Commission zu verweisen. „Dann", sagte er, „könne
uns sehr leicht darüber verständigen, ob ich das, ich f
leider nach meinem Zustande, letzte ideale Ziel, welch
für das Reich in meinem Leben noch erreichen möcht
erreichen Hoffnung habe oder nicht".

Für sein politisches Testament suchte er nun selb
ständlich die geeigneten Exekutoren. Er wollte Minister
welche mit ihrer Persönlichkeit dafür bürgten, daß fü
Fall seines sei es bloß faktischen oder auch formellen
tritts von den Geschäften im Sinne und Auftrag
letzten Willens in Preußen und im Reich regiert und ref
werde. Auf dieser Suche war er nicht erst seit gestern
ist schon über ein halbes Jahr her, daß der hochli
Wiener Moniteur sich berichten ließ: „Es bleibt dabei
Fürst Bismarck aller Gehülfen, die ihm seit vielen J
zur Seite gestanden, müde und überdrüßig geworden ist,
Niemand weiß, wer an ihre Stelle treten soll. Nu
Eine steht fest, daß der Kanzler etwas Merkwürdiges
etwas so Merkwürdiges, daß, um es in's Leben zu
Minister wie Federbälle umhergeschleudert, gedeihliche
nale Entwicklungsgänge sistirt, Parlamente an ihres
durchbohrendes Gefühl gemahnt und die Sorgen des B
in's Unabsehbare gesteigert werden müssen."[1] Jetzt er

1) „Neue Freie Presse" vom 23. Oktober 1877.

das damals an die Wand gemalte Bild wirklich erschienen; und das ist los in Berlin.

Uebrigens war der Lärm, daß die Dinge so wie sie seien, nicht bleiben könnten, auch schon aus dem Schooße der liberalen Mehrheit selber hervorgegangen. In öffentlicher Sitzung hatte der Führer ihres linken Flügels das Schlagwort von der herrschenden „Regierungslosigkeit" ausgegeben, und seit dem war in ihren Organen des Klagens kein Ende über die haltlosen Zustände, in denen man unmöglich verharren dürfe, wenn das Reich nicht empfindlichen Schaden leiden solle. Der Beginn dieser Periode einer alle Entwicklung hemmenden Unklarheit und Unsicherheit der öffentlichen Verhältnisse ward datirt von dem Tage, wo der Staatsminister Delbrück aus dem Reichsdienste ausschied[1]). Delbrück war — wir werden auf seinen Sturz zurückkommen — der klarste und entschiedenste Vertreter der liberalen Wirthschaftspolitik in Preußen und dem Reich. Die Conflikte, welche diesen Mann zum Rücktritt nöthigten, sind miteingerechnet, wenn selbst ein Herr von Treitschke jüngst erklärte: „Seit Jahren leben wir in einer chaotischen Ministerkrisis, in einem regierungslosen Zustande, den ein minder kräftiger Staat kaum überwinden würde."

Es ist sehr natürlich, wenn unter solchen Umständen allen liberalen Parteien die Frage sich nahe legte, was dann werden würde, wenn Fürst Bismarck eines Tages nicht mehr da wäre. Faktisch war und ist er Alleinherrscher in Preußen und im Reich; an der Stelle eines Systems galt stets seine Person, aber ewig konnte diese Person doch nicht leben. Noch unmittelbar vor dem Zusammentritt des Reichstags hat der fortschrittliche Gegenfüßler Laskers, Herr Virchow nämlich, der immer von der Leber weg zu sprechen pflegt, der grassirenden Reichsangst klaren Ausdruck gegeben. „Deutschland", sagte er in einer Bankettrede, „muß, mit Einem Worte, eine Organisation haben, vermöge deren es leben kann ohne Herrn

1) Vergl. Berliner „Kreuzzeitung" vom 3. Januar 1878.

von Bismarck. Könnte der letztere diese Organisation
nun gut, so würden auch wir ihm folgen. Aber es
Aufgabe, die über die, nun einmal selbstherrisch a
Natur dieses Mannes geht. Es ist ganz unmöglich,
ein selbstständiges Ministerium neben sich dulde.
will, ist keine Organisation, sondern das Gegentheil d

Augenscheinlich sollte das eine Prophezeiung sei
sich auf die schwebenden Verhandlungen zwischen den
kanzler und den Führern der Nationalliberalen bez
Hr. Virchow kann jetzt fragen: ob er Recht geh
oder nicht? Als sich Fürst Bismarck auf die Such
nach geeigneten Exekutoren seines letzten Willens,
es natürlich, daß er sich zunächst an die National
wandte. Sie besitzen nicht nur die große Mehrhe
beiden Berliner Parlamenten, sie betrachten sich auch
und Recht als die Mitschöpfer des Reichs und es
zu läugnen, daß sie einiges Holz unter sich haben,
sich zur Noth Staatsmänner schnitzen ließen. So
auch Herr von Bennigsen, als er von seiner ersten Con
Varzin zurückgekehrt, in einer Bankett-Rede zu Han
Losung ausgab von der Nothwendigkeit der „gouv
talen Initiative“ seiner Partei. Das war vor
fünf Monaten; und nach allem dem Hangen und B
schwebender Pein hat sich Fürst Bismarck nunmehr
gegengesetzten Elemente — „Partei“ kann man
nicht sagen — zugewendet. Das ist los in Berlin

Herr Virchow hat Recht behalten, aber auch
ist ja schon lange her, daß man hin und her räth
Fürst nicht endlich die Nationalliberalen, in Anbetr
Macht und ihrer treuen Dienste, als regierungsfä
kennen würde. Man war geneigt, die Klagen des
die sich von Zeit zu Zeit laut machten, über die „F
mit welchen er sich abzumartern habe, zu Gunsten d

1) Berliner „Germania“ vom 6. Februar 1878.

zu deuten. Denn diese Klagen waren, nach allgemeiner Annahme, gegen hohe Personen am Hofe gerichtet, die der Partei ebenso mißliebig waren, wie dem eifersüchtigen Kanzler. Wir waren nichtsdestoweniger auch damals nicht der Meinung, daß der Kanzler sich den Nationalliberalen in die Arme werfen werde; und wir waren auch nicht überrascht, als er jüngst in öffentlicher Sitzung den Hrn. Lasker abkanzelte: daß „die Zerfahrenheit in der Regierung sein Ideal sei." Wir werden sofort sehen, wie er das meinte.

Vor fünf Monaten als der gegentheilige Ausgang der Krisis an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen schien, da schrieb das oben citirte Wiener Blatt: „Gesetzt also, Herr von Bennigsen würde Minister, was hätte er mitsammt seiner Partei denn Anderes dabei zu thun, als Ja und Amen zu sagen, wie sie es bisher ebenfalls gethan? . . . Niemand, und sei es ein Heros, verträgt es ohne Schaden, daß zu Allem, was er will und plant, nur immer Ja oder Amen gesagt wird. An Bismarck kann man das Beispiel kennen lernen. Er verträgt kein Nein mehr, weder von einem einzelnen Minister noch von der Volksvertretung. Lieber verschreibt er sich der Reaktion, als daß er sich genöthigt sähe, aus anderer Initiative als der eigenen den Staatswagen zu lenken." So lehrt in der That die deutsche Reichs-Psychologie, und dafür daß die Nationalliberalen nicht daran glauben wollten, mußten sie die schwere Enttäuschung erfahren, die ihnen nunmehr begegnet ist.

Sie wollten nicht verstehen, daß sie den letzten Willen des Kanzlers einfach anzunehmen hätten, um dessen getreue Exekutoren zu seyn. Sie wollten ihren eigenen Willen behalten, und sich nur zu einem Compromiß mit dem Programm des Kanzlers herbeilassen. Es gehörte immerhin ein gewisses Maß von Machtkitzel dazu, um Solches für möglich zu halten und zu glauben, daß ohne ein sogenanntes „Opfer an eigener Ueberzeugung" zum Ziele zu gelangen wäre. Das Organ der *„Freiconservativen,"* *welche* unter allen Umständen mit in die

Combination zu ziehen gewesen wären, hat eine viel richtig
Anschauung von der Sache an den Tag gelegt. „Wir b
dürfen", hieß es da, „keines Systemwechsels, wohl aber neu
Leute, nicht als Träger neuer Ideen, sondern als arbeit
fähige Capacitäten die, mit den Ideen der seit zwölf Jahre
befolgten Politik einverstanden, den richtigen gesetzgeberischen
Abschluß erstreben; wir bedürfen neuer Maßregeln, um Or
ganisationen zu schaffen, welche auch dann wirksam sey
müssen, wenn Bismarck vom Schauplatz abgetreten seyn wird."
Durch Vermittlung der Wiener „Politischen Correspondenz"
ward diese Selbstverleugnung geradezu als die Pflicht der
betreffenden Parteien und insbesondere der unterhandelnden
Führer gefordert. „Die Abgeordneten dieser Fraktionen sind
auf den Namen Bismarck gewählt; auf der Fähigkeit ihn z
unterstützen, beruht ihr Mandat. Die Nation in ihrer groß
Mehrheit will den Kanzler an der Spitze der Geschäfte sehen
umgeben von Ministern und Parlamenten, welche sein ve
antwortungsvolles Amt nicht erschweren, sondern erleichter
und ihm wirkliche Stützen sind"[1]).

Die nationalliberalen Führer wollten das nicht verste
und so erfolgte der Abbruch der Verhandlungen. Fürst Bi
marck scheint der Meinung zu seyn, daß die Verantwortu
dafür dem linken Flügel der Fraktion unter der Führu
Laskers und dem unpraktischen Idealismus dieses Man
zufalle. Darauf deutet der Ausspruch, der ihm zugeschrie
wird: „Lasker habe dem Herrn von Bennigsen in die Su
gespuckt." Aber es scheint doch dem Genannten die
muthung an und für sich zu stark gewesen zu seyn. Au
halb eines parlamentarischen Ministeriums sollte er die v
Reichskanzler geplante volkswirthschaftliche Reform, auf Gr
indirekter Steuern und insbesondere des Tabakmonopols, du
führen helfen, und nichteinmal die verlangte „constitution

---

1) Vergl. Augsburger „Allg. Zeitung" vom 30. December 1877
Berliner „Germania" vom 5. Januar 1878.

Garantie", daß der Art. 109 der preußischen Verfassung zu Gunsten des vollen Steuer-Bewilligungs-Rechtes abgeändert werde, ward ihm zugestanden. Erst sich ausnützen lassen und dann beseitigt werden, so hatten die Herren die „gouvernementale Initiative" nicht verstanden; und die Fußtapfen ihrer Vorgänger konnten allerdings Jedermann erschrecken.

Was sie sich dachten, hat vielleicht Hr. Virchow in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23. März am besten ausgedrückt. In Gegenwart des Reichskanzlers äußerte sich derselbe wie folgt: „Wir sind es ja gewohnt, daß diese Art von Verhandlungen vor dem Lande immer damit endigt, daß wir Anklagen der Minister gegen einander hören. Kann denn daraus eine Solidarität eines Ministeriums hervorgehen, wenn man in's Parlament geht und sagt: ‚Ich kann mit meinen Collegen nicht fertig werden'? Da möge man sich Personen suchen, welche man will. Wenn diese Personen nicht ganz Unwürdige sind, und sie haben eine Ueberzeugung und sind politische Männer, dann müssen sie Widerstand leisten. Der Hr. Minister-Präsident gilt ja im Lande so gut wie noch mehr im Auslande als der eigentlich eiserne Mann, der Alles durchsetzen kann; und wenn er hier in's Parlament tritt, so stellt er sich immer so an, als wäre er der allerschwächste Mann, als wäre er ganz außer Stande auch den kleinsten seiner Collegen zu dem zu bestimmen, was nach der ganzen Lage des Staats und der Politik nothwendig ist. Hierin liegt nach meiner Ansicht eine der größten Schädigungen der Verhältnisse, die wir jetzt erleben. Ich kann es nicht anders bezeichnen: es ist — ich will es offen sagen — eine Abwirthschaftung der Persönlichkeiten. Eine nach der andern wird niedergeworfen, wird nicht bloß hinausgebracht, sondern wird auch noch mit Spott und Hohn überschüttet."

In der That waren es drastische Scenen, die der Reichskanzler seinen Mitministern vor den beiden Parlamenten bereitet hatte. Der Finanzminister Camphausen vergoß Thränen vor den Augen des Reichstags, ehe er abtrat. An ihm hat

die liberale Partei eine feste Stütze im Kabinet verlor.
Der Handelsminister gab seine Entlassung gleich nach d
Sitzung, wo auch er abgewandelt worden war. Der Minis
des Innern war seit Monaten beurlaubt, nachdem er sich m
seiner Verwaltungsreform im Stiche gelassen sah; er beka
nun gleichfalls seine Entlassung. So löste sich das viel be
sprochene Minister-Chaos auf. Auch die neuen Männer ließen
sich nicht leicht finden. Das Portefeuille der Finanzen soll
sieben Mal vergebens angeboten worden seyn, bis endlich ein
vollendeter homo novus annahm.

Der Reichskanzler erhält nun auch noch eine weitere
Verstärkung für die Exekutive seines letzten Willens. Nach
dem neuen Stellvertretungs-Gesetz wird ein eigener Vice-
kanzler ernannt, und zwar in der Person eines der bedeu-
tendsten Magnaten Preußens, sehr wohlgelitten bei Hofe,
ebenso wie der neue Minister des Innern, der gleichfalls
einem altadeligen Geschlechte angehört. Anstatt der parla-
mentarischen Größen, wie es den Anschein hatte, tritt also
wieder die preußische Aristokratie in die Geschäfte ein; und
unter den Liberalen dämmert die Ahnung auf, daß die „Frik-
tionen“ demnächst auf der Parlaments-Seite, anstatt mit dem
Hofe, statthaben werden. Allerdings sind beide Arten von
Stellvertretern, sowohl der allgemeine als die für einzelne
unter der eigenen Verwaltung des Reichs stehenden Amts-
zweige speciell ernannten Stellvertreter, mehr Unter-Minist
des Kanzlers als eigentliche Minister des Kaisers; das Ge
behält auch dem Fürsten Bismarck vor, jeden Augenblick
die Stellvertretung einzugreifen und selbst wieder als ver
wortlich amtirend einzutreten. Aber es leuchtet doch ein,
man nur den Vicekanzler zu kennen braucht, um zu wis
wer die Verlassenschaft überkommen würde für den Fall,
Fürst Bismarck einmal nicht mehr da wäre. Man hat v
fach gefürchtet, in diesen Stellvertretern liege der Keim
Einführung von eigentlichen Reichsministerien, was mit
Verfassung unbestritten ebenso unverträglich wäre wie

der Existenz des Bundesraths. Virtuell ist dieß unzweifelhaft richtig. Aber vom Reichskanzler beabsichtigt ist es gewiß nicht. Nach seinem persönlichen Bedürfniß ist auch die neue Institution eingerichtet. Selbstständige Mit-Minister sind gar nicht nach seinem Geschmack; die Stellvertretung soll es ihm vielmehr ermöglichen, nach wie vor der Eine und Alleinige zu seyn, und parlamentarische Ministerien gehen von vornherein über seinen Begriff.

Aber was will denn nun Fürst Bismark materiell erzielen; was enthält sein letzter Wille; wohin streben seine Ideale und worin bestehen seine Pläne? Er selbst bezeichnet sie als den Schlußstein seines nationalen Werkes. Wie seine auswärtige Politik das Reich geschaffen hat, so will er es nun durch eine neue innere Politik assekuriren. Als unentbehrliche Mittel hiezu erstrebt er eine großartige Steuerreform; durch neue indirekte Steuern, soll er im Ministerrath erklärt haben, müsse er 300 Millionen Mark für das Reich erhalten. Ferner verlangt er eine Umkehr der bisherigen Handelspolitik zu Gunsten des Schutzzolls und endlich eine neue Organisation des Verkehrswesens in Preußen und im Reich (Reichs- oder wenigstens Staats-Eisenbahnsystem für Preußen). In seiner Rede für das Tabakmonopol vom 22. Februar hat er gesagt: „Mein Ideal ist nicht ein Reich, das vor den Thüren der Einzelstaaten seine Matrikular-Beiträge einsammeln muß, sondern ein Reich welches, da es die Hauptquelle guter Finanzen, die indirekten Steuern, unter Verschluß hält, an alle Partikularstaaten im Stande wäre herauszuzahlen."

Dieser Grundgedanke würde sich nun zwar den Nationalliberalen sehr empfehlen. Aber sie können sich nicht verhehlen, welche politischen und nationalöconomischen Consequenzen eine volkswirthschaftliche Umkehr haben müßte, die das Mittel hiezu seyn soll. Darum sind sie consternirt und mit Recht. Lasse man nur die Regierung einmal ernstlich die Umkehr auf volkswirthschaftlichem Gebiet antreten, so ergibt *sich Eins aus dem Andern*, und Niemand kann sagen,

wo die Umkehr aufhören wird. Alte Freundschaften
zerrissen, neue geknüpft werden, selbst mit bisherigen G
Man kann es den liberalen Parteien nicht verargen
sie den vorhablichen Proceß unter dem Namen „Reakti
zusammenfassen, und auf den Reichskanzler jetzt ung
hinblicken wie Gretchen auf den Dr. Faust, als sie
„Heinrich, mir graut vor Dir!“ Nur ist es etwas spät
sie jetzt erst auf die Meinung kommen, es sei überhau
ein Unglück, daß der Fürst sich plötzlich mit Leidensc
die Fragen der innern Politik und insbesondere der
wirthschaft geworfen habe, von der er, bei aller A
nung auf dem diplomatischen Gebiete, nun einmal
Gründliches verstehe.

So herrscht denn in Berlin eine dumpfe Schw
am Vorabend eines beginnenden Kampfes. Zunächst
schon Mahnungen zur Sammlung und Einigung der l
Schaaren. Bisher hat sich, wie bekannt, die preußische
schrittspartei“ von den Nationalliberalen durch schär
tonung des Princips und etwas weniger geschmeidi
gebung an die Winke des Reichskanzlers unterschied
den letzten Jahren ist die Spaltung sogar eine seh
selige geworden und bei den jüngsten Wahlen sind sic
der beiden Fraktionen in gehässigster Weise gegenüber
den. Der Reichskanzler selbst hat direkt wie durch d
stehende Presse wiederholt den besondern Widerwille
die Fortschritts-Fraktion zu erkennen gegeben. Si
endlich geradezu unter die „reichsfeindlichen“ Parte
worfen, ja für gefährlicher als die anderen „Reich
erklärt. Wollten die Nationalliberalen regierungsfähig
so mußten sie ihren Gegensatz zu den Fortschrittlern
aufrecht halten. Darum konnten auch Einigungs
wie sie wiederholt gemacht wurden, zwischen den beid
tionen niemals recht gelingen. Jetzt ist es anders. B
marck haben nun auch die Nationalliberalen nicht m
zu verderben. Als er vor Jahr und Tag, der „Fo

müde, beim Kaiser auf seine Entlassung drang, da war Angst und Schrecken in ihren Reihen. Heute dürften diese Gefühle in hohem Grade gemischt erscheinen.

Hingegen ist die bisherige Mehrheit von einer andern Besorgniß niedergedrückt. Man hat gut reden: es müsse nun der parlamentarische Kampf aufgenommen und der heranziehenden Reaktion das Leben sauer gemacht werden. Der Reichskanzler würde ohne Zweifel die nächste beste Ungeberdigkeit des Reichstags oder des Landtags mit der Auflösung dieser Parlamente beantworten, und die liberalen Parteien haben allen Grund neuen Wahlen mit schwerem Herzen entgegenzusehen. Schon vor den letzten Reichstags-Wahlen hat das officiöse Berliner Organ einen Artikel gebracht, worin zugestanden war, daß dem Blick auf das Reich nirgends ein sonnenhelles Bild begegne und die Aufgaben der Zukunft wo möglich ein noch innigeres Zusammengehen des Reichstags und der Reichsregierung als bisher forderten[1]). Seitdem sind die Wolken am Reichshorizont nur noch schwärzer geworden. Ueber die volkswirthschaftlichen Zustände, wie sie durch die Gesetzgebung und Verwaltung im Reiche geworden sind, schreien die Steine auf der Gasse; man vergleicht die öconomische Lage des Besiegten von 1870 mit dem fortschreitenden Ruin des Siegers, welchen Ruin Preußen seit dem unseligen Handelsvertrag mit Frankreich verschuldet habe[2]).

---

1) Vergl. „Allg. Zeitung“ vom 18. April 1876.

2) Wir wollen aus der Unmasse des Jammers nur Einen Beleg ausheben. Das „Süddeutsche Bank- und Handelsblatt“, München den 27. Januar 1878, sagt: „Man kann den Baarverlust des (deutschen) Nationalvermögens, nur soweit es baar nach dem Ausland geflossen ist, seit jenen unseligen Aenderungen des Zolltarifs von 1865, 68 und 73 bis heute auf 13 Milliarden Mark annehmen... Die Reichshandels-Bilanzen erwiesen schon in deren üppigster Blüthezeit des Jahres 1872 eine Unterbilanz von über 900 Millionen, welche nur verdeckt gehalten wurde durch jene Mißwirthschaft mit den Milliarden der französischen Kriegsent-

sondere die schutzzöllnerische Karte, die er in der
ausspielen wollte? In diesem Sinne wird ihm
rung zugeschrieben: „Ich werde die Liberalen a
drücken, daß sie schreien."

Es besteht kaum ein Zweifel, daß aus derartig
Wahlen die gegenwärtigen liberalen Mehrheite
zersprengt hervorgehen würden. Wenn wir nicht
so entsetzen sie sich auch selber vor der Möglichk
tilien einmal in umgekehrter Richtung an der
zu müssen. Man müßte sich überhaupt auf ein
Gruppirung der Parteien gefaßt machen. Da
Interesse wäre die Grundlage; alles Andere
Opportunität. Ob dieß ein Glück wäre für Lan
lassen wir vorerst dahingestellt. Immerhin aber
höheren Interessen noch Eine Vertretung in den
behalten und zwar durch das „Centrum." D
Culturkampf gethan und so wird er wirken, so
steht. Solange wird auch der volkswirthschaftli
nicht vermögen die Zusammenschweißung zu spre
von der gemeinsamen Noth unter den deutsche
vollbracht worden ist.

liberalen Parlaments-Krieg auszuspielen? Es wäre sehr irrthümlich zu glauben, daß diese Frage etwa nur die Kreise des „Centrums“ beschäftige. Vielmehr hat eine Aeußerung des neuen Ministers des Innern, Grafen Eulenburg, allenthalben das größte Aufsehen gemacht. Derselbe, bisher Oberpräsident von Hannover, hat nämlich als solcher in einem officiellen Toast bei der kaiserlichen Geburtstags-Feier gesagt: „In wenigen Wochen, so darf man annehmen, werden unter des Kaisers Auspicien Vertreter der großen Mächte zusammentreten zur Sicherung des Weltfriedens, und wenn die Anzeichen nicht trügen, geht auch im Innern des Landes ein beklagenswerther Zwiespalt einem friedlichen Ende entgegen“[1]). Es ist unwidersprochen geblieben, daß die letzteren Worte vom „Culturkampf“ zu verstehen seien, und bereits sprechen die liberalen Organe, und zwar ohne sich besonders zu entrüsten, davon, daß vertrauliche Verhandlungen mit Rom über die Mai-Gesetze eingeleitet seien.

Sollen wir darüber unsere eigene Meinung sagen, so möchten wir weder pessimistisch verneinen noch sanguinisch bejahen. Man darf zunächst nicht vergessen, daß die preußische Minister-Krisis nicht mit der Berufung eines homogenen Ministeriums geendet hat; der Reichskanzler scheint es sogar für ganz gut möglich zu halten, daß mit dem neuen Minister des Innern der Herr Dr. Falck, der sich wiederholt gerühmt hat daß er die siegreiche Durchführung des „Culturkampfs“ als seine Lebensaufgabe betrachte, als Cultusminister sich ganz gut vertrage. Davon wollen wir ferner gar nicht reden, daß der stolze Mann, der faktisch, so sehr auch seine Popularität im Sinken seyn mag, immer noch die Gewalt allein in Händen hat, auch in der volkswirthschaftlichen Politik nicht etwa einen Irrthum von seiner Seite eingesteht. Er sagt vielmehr: seine Ansicht sei seit vielen Jahren der der anderen Minister entgegengestanden, die ihn aber immer zu

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 27. März 1878.

„craſtiniren“ gewußt hätten. Für den „Culturkampf“
eine ſolche Ausrede nicht. Endlich tritt aber ein hochw
ſachlicher Umſtand hinzu. Es wäre nämlich unrichtig
man den liberalen Parteien allein den „Culturkam
die Rechnung ſetzen wollte; vielmehr gebührt der
Antheil daran dem proteſtantiſchen Vorurtheil und de
tenſionen des „proteſtantiſchen Staats“ oder des „pr
tiſchen Kaiſerthums“ — Vorurtheile, über die ſelbſt
chriſtlich frommes Blatt wie die „Kreuzzeitung“
Stunde nicht Herr werden konnte.

Daß die liberalen Parteien als ſolche, und ab
von dem confeſſionellen Stimulus, an der unentwegte
führung des „Culturkampfs“ in der ſpeciellen Richt
die katholiſche Kirche noch große Freude haben ſollten,
wir bezweifeln. Einzelne Fanatiker gibt es ja; aber
gemeinen begegnet man doch viel freundlicheren G
als vor drei und vier Jahren. Die ganze fortſch
Seite ging urſprünglich ohnehin von dem Grund
Trennung zwiſchen Kirche und Staat aus, und hat d
Geſetzen nur aus Angſt für ihre Popularität nach o
unten, oder auch aus afterphiloſophiſchem Kirchen
Allgemeinen zugeſtimmt. Andererſeits iſt oft genug
gehoben worden, daß der „Culturkampf“ in der G
Epoche ſeinen apparten Zweck gehabt habe. Er mu
Zerſtreuung und Erheiterung der Leute gewiſſerma
Tafelmuſik leiſten. Heute läßt ſich der volkswirthſc
Ruin nicht mehr verhüllen, der Zweck iſt alſo weg
und das Mittel hat ſeinen Werth verloren. Alles da
für die Möglichkeit eines Friedensſchluſſes Seitens d
tiſchen Parteien ſprechen.

Die Grundidee, von welcher alle zum „Cultu
concurrirenden Elemente ausgegangen ſind, ſteht al
noch feſt, nämlich die Idee von der Omnipotenz des
Hienach gibt es im modernen Staat kein Recht, au
das durch Geſetz gemacht wird. Als die „Cultur

Gesetze in den Parlamenten berathen wurden, da hat gerade Fürst Bismarck diese Majestät des Staats sehr scharf betont, und von hier aus ist man sogar dazu gekommen, von den Katholiken den unbedingten und unbegrenzten Gehorsam nicht nur für die gegenwärtigen sondern auch für die zukünftig zu erlassenden Gesetze zu fordern. Indeß, auch diese Theorie ist grau, und gerade die tendenziösen Mai-Gesetze sind der Interpretation und Modifikation in der Ausführung am meisten fähig.

Jedenfalls wird sich die Scene vollständig verändern, sobald es Ernst wird mit der volkswirthschaftlichen Umkehr. Das wird gewaltige Kämpfe hervorrufen und, was wohl zu bemerken ist, die Schlacht wird fast ausschließlich unter Protestanten geschlagen werden. Alle die neuen Partei-Bildungen von volkswirthschaftlich reaktionärer Tendenz, schwach, wie sie waren und ohne Hülfe von oben ohne Zweifel auch stets geblieben wären, nämlich die „Agrarier“ die „Steuer- und Wirthschafts-Reformer“, die „Deutsch-Conservativen“, sind entweder ausschließlich oder von Hause aus protestantischen Charakters; und alle diese Parteien fallen mit dem preußisch-protestantischen Conservatismus in Eins zusammen. Es fehlt schon jetzt nicht an Vorspielen, wie grimmig sich die Herren unter einander erbittern werden, auf dem brandenburgischen Sande, wenn den Einen die Hülfe von oben entgeht und den andern mit dieser Hülfe der Kamm schwillt. Auf die Katholiken fällt bei diesem Kampfe endlich einmal kein Odium; sie haben die volkswirthschaftlichen Uebelstände nicht gemacht und können bei dem großen Streit die Unparteiischen darstellen.

Wer aber bei den Wahlen und in den Parlamenten der volkswirthschaftlichen Umkehr zum Siege verhelfen will, der wird ihrer Unterstützung nicht entbehren können; und im Ganzen und Großen werden sie sich auch, ganz abgesehen von taktischen Motiven, mit ihrer traditionellen Anschauung

Sturz war das anfänglich wenig bemerkte Sig
Fürst Bismarck volkswirthschaftliche Reaktions=Pol
und seitdem hat er auch in der That keine „Cult
Rede mehr gehalten, vom „Culturkampf“ überh
mehr gesprochen. Der Zenith der Animosität w
schon überschritten. Wer den Liberalismus auf
teriellen Gebiete bekämpfen will, der kann ihm
kämpfen auf dem geistigen; der muß den „Cultu
den Rücken wenden. Und wer von Preußen und
den Vorwurf abwenden will, daß es den wirth
Ruin der Nation verschulde, der muß sein gan
oder Nichtthun seit 1871 revidiren, und er wird
verläugnen können, daß die confessionelle Voreingen
das Unglück, wenn nicht gefördert, so doch jeden
verhindert hat.

---

1) In zutreffender Weise sind alle diese Fragen ausführli
dem Werke des Fürsten Karl zu Isenburg=
„Die Parteien im deutschen Reichstag und die Socia
Ein Beitrag zur Lösung der brennenden Frage der
auf dem Wege der Gesetzgebung“ (Mainz bei Kirch
Das Buch ist wie gerufen erschienen für die jetzige Z

XLIII.

Bilder aus Südengland.

„England with all thy faults
J love thee still.“ (Cooper.)

Es gibt einzelne Menschen, wie ganze Nationen, welche von der Vorsehung zu ihren besondern Werkzeugen bestimmt und auserlesen sind. Eine solche Nation ist wohl die englische. Ausgerüstet mit großen Talenten, im Vollbesitze christlicher Civilisation steht sie zwischen der alten und neuen Welt, auf beide mächtigen Einfluß übend mit ihrem Geld, ihrem Schwert und ihrem Geist. Doch die wahre Größe und bleibende Bedeutung einer Nation mißt sich nicht nach der Gewalt des Schwertes, noch nach der Herrschaft im Weltmarkte, sondern nach der Stellung, welche sie gegenüber jenem Reiche einnimmt, das über allen zeitlichen Reichen steht, gegenüber der Kirche. Das jetzige protestantische England und die katholische Kirche, die irrende Nation Albions und das Reich der Wahrheit — welchen Katholiken, welchen Gebildeten überhaupt interessirt nicht mächtig dieses Thema?

Vor uns liegt ein bei Gebrüder Benziger in Einsiedeln erschienenes Buch von Dr. Otto Zardetti, das in origineller Weise dieses Thema behandelt[1]).

Der Ruf des Verfassers als eines der tüchtigsten Kanzel-

---

1) Zehn Bilder aus Südengland oder Wanderungen und Betrachtungen eines Katholiken bei einem Besuche in England von Dr. Otto Zardetti, Domcapitular und Domcustos in St. Gallen. Einsiedeln 1877. 416 S. Mit vielen Illustrationen.

werde.

„England ist tausend Jahre katholisch gewesen, mal so lange als es jetzt protestantisch ist, und zwa in welchen der Katholicismus tausend Spuren seine ihm aufgedrückt hat.“ Dieß Wort Montalembert Motto an der Stirne des Buches und ist der Schl Inhalt desselben.

Der Zeichner unserer „zehn Bilder“ begegnet Wanderungen in Südengland den großartigsten Erz Religion, Kunst, Wissenschaft und Politik aus der V des Landes. Er begegnet im Geiste allen großen keiten, die Englands Glück und Unglück mitgewob sponnen haben. Er schaut aber auch das volle Leben wart, wie es sich darbietet in den Familien und in lichkeit; im Crystallpalast wie im britischen Museu Kirchen wie in den wimmelnden Straßen Londons. licismus in seinem Blühen, in seiner Unterdrückung Wiederauferstehen ist der Goldgrund aller zehn Bild

Die schöpferische Kraft des kirchlichen Geiste vorerst aus den herrlichen Kathedralen Südenglan In drei Bildern zeichnet Herr Dr. Zardetti uns di und schönsten derselben. Es ist der Dom von Canterb die Abtei von Westminster in London (Bild III) un dralen von Winchester und Salisbury (Bild VII).

Majestätisch erhebt sich vor unserm Blicke „St. Peter Englands", das Westminster in London, in architektonischer Beziehung die „Perle aller gothischen Kirchen Englands" (S. 80), von der ein altes Gedicht rühmt: Ut sol prae stellis, fulget locus iste locellis — darum auch füglich dem Apostelfürsten geweiht — die weltberühmte Abtei, „jenes ständige Siegesmonument, der Welt verkündend, daß Petrus und Rom einst diese Insel erobert und ihrer geistigen Herrschaft unterworfen; jene stetige Wiederholung der Rechtsansprüche Petri auf ein nur mit Gewalt entrissenes Volk; jenen ich möchte sagen gewaltigen Stachel des Gewissens im Innern Englands, der den erleuchtetsten Geistern keine Ruhe läßt, bis sie sich wieder dorthin wenden, wohin Westminster Tag und Nacht ein Fingerzeig ist — nach Rom" (S. 81). Herr Dr. Zardetti scheint die Kräfte seines Geistes ganz besonders gespannt zu haben, um das Bild der „längsten und größten Kathedrale Englands", Winchester, und die formvollendetste, zierlichste und schönste, den Dom von Salisbury in seiner Schönheit vor unsern Geist zu zwingen. An jene, mit ihrer ruhigen imposanten Majestät, heften sich die Erinnerungen an die früheren katholischen Monarchen Englands, zumal an den erlauchtesten derselben, welchem Winchester Thron und Ruhestätte schenkte, an Alfred den Großen. Dem Münster von Salisbury aber gebührt der unbestrittene Vorzug, die Musterkirche Englands zu seyn, in welcher der englisch-gothische Styl am einheitlichsten durchgeführt ist, weßhalb es auch „das Parthenon der englischen Kirchen" genannt wird. Es ist ein in Stein gehauenes Te Deum laudamus, wie der Verfasser sehr sinnig bemerkt, und seine Schilderung selbst ist ein Hymnus auf die Herrlichkeit katholischer Kunst in England, die gerade in Salisbury ihre glänzendste Spur zurückgelassen.

Diese herrlichen Gotteshäuser Englands all' sind ihm nicht bloß mehr oder weniger vollendete Gebilde der Kunst, mehr oder weniger adäquate Darstellungen einer bestimmten Idee, sie sind ihm die „krystallisirte Vergangenheit von Jahrhunderten". Das Feuer des Geistes löst diese Krystallisation auf und so haben wir in diesen Bildern nicht bloß das geschichtliche Bild dieser Dome sondern auch der Städte und Länder, denen sie

angehören, und der großen Persönlichkeiten, die mit diesen
numenten in Beziehung stehen.

Neben den Monumenten der Kunst, den Tempeln der
ligion strahlen die Stätten und Tempel der Wissenschaft,
züglich die beiden berühmten Universitäten „Oxford“
„Cambridge“ (Bild II). Unser Verfasser besucht diese em
Räume der Wissenschaft, durchschreitet ihre Hallen, ruft
Wissenschaft katholischer Vergangenheit sammt ihren Trä
aus dem Grabe, gibt uns das lebendige Bild der Gegen
in den Hauptpersonen, Einrichtungen 2c. der genannten Univ
täten, verbindet Altes und Neues und zeichnet die ewig jug
liche Kraft katholischer Wissenschaft, die auch in Oxford
Cambridge ihren Frühling wieder feiern dürfte[1]). In di
Bilde der beiden „Almae matres et sorores“ wären
Andeutungen über den Puseyismus, der in Oxford seine Wu
hat, nicht uninteressant gewesen.

Wohl ebensoviel Bedeutung für die Cultivirung Engla
als die Universitäten hatten die Klöster. Unter unsern „

---

1) In einer Note bemerkt der Verfasser über Oxford: „In der
wo einst in jedem der herrlichen Collegien eine noch herrli
Kapelle dem katholischen Culte geweiht war, wurde durch
hunderte kein hl. Meßopfer mehr öffentlich gefeiert. Allein
„Auferstehen“ beginnt auch in der Musenstadt von sich rede
machen. Mit ganz eigenen Gefühlen stand der Verfasser
Altare einer neu errichteten, provisorischen Kirche in Oxf
wo es ihm vergönnt war, am Sonntag Septuagesima 187
den Katholiken Oxfords das Hochamt zu feiern. Wie veri
stund dieses Kirchlein weit hinter der Stadt, beinahe zehn Min
hinter der die Stadt einleitenden Magdalenenbrücke. Scho
es anders geworden. Jüngst erst wurde eine ansehnl
neue Kirche eingeweiht, und bei dieser Feier hielt
katholische England Heerschau über diejenigen seiner Conver
welche ehemals an diesem Sitze der Musen den Studien obl
Geht man die lange Reihe der von den katholischen Bl
mitgetheilten Namen aus dem Geistlichen- und dem Laien
durch, so darf man sagen, daß sie einen bedeutenden The
berühmtesten Collegien von Oxford repräsentiren.“ (S.

Bildern" ergänzt auch ein „Denkmal monastischen Lebens". Es ist die Beschreibung und kurze Geschichte des berühmten Doppelklosters „Ely" mit der „regia virgo" Etheldreda, „der ersten und am längsten volksthümlich gebliebenen der englischen Heiligen", die schon Beda der Ehrwürdige durch einen Gesang verherrlicht, im Vordergrunde (Bild VIII). Das Mönchthum hat in Albions Boden tiefe Wurzeln geschlagen, der Sturm des 16. Jahrhunderts hat die Stämme gebrochen, nicht aber die Wurzeln ausgerissen. Solche Wurzeln als Spuren katholischer Vergangenheit hat uns Hr. Dr. Zardetti auf der Insel Ely aufgedeckt. Ja diese Wurzeln treiben bereits gewaltig. Das katholische Ordensleben nimmt in England mächtig überhand und diese Thatsache ist unserm Verfasser mit Recht das Morgenroth des Auferstehungstages für die Kirche in England.

Für jeden Gebildeten ist das „britische Museum" Londons Gegenstand des Besuches und der Bewunderung. Auch der Verfasser unseres Buches hat diesen Tempel der Wissenschaft betreten (Bild V). Schwer ist es diese ungeheure Sammlung der verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände mittelst einer einheitlichen Idee zu beherrschen. Unserm Verfasser ist dieß gelungen, einfach darum, weil er die einheitliche Idee in der katholischen Wahrheit, in der Welt und Zeit umspannenden Macht der Kirche besaß, für welche das „britische Museum" eine gewaltige Apologie ist. Er hat jedem Gegenstande eine ideelle Seite, jeder Halle und jedem Salon sein specielles und sein allgemeines Interesse abzugewinnen verstanden: der Bibliothek, wie den Sälen der Handschriften mit ihren unvergleichlichen Schätzen, vor allem mit dem Palladium britischer Freiheit, der Magna charta, „einer jener vorzüglichsten Spuren, welche der Katholicismus in England zurückgelassen" (S. 177); den unteren Räumen angefüllt mit Sculpturen der Römer und Griechen, wie der „Lycian-Gallery" mit kleinasiatischen Alterthümern; dem Elgin-Room mit den weltberühmten Ueberresten von Phidias Meisterwerken am Parthenon zu Athen, wie der unstreitig interessantesten „Assyrian-Gallery" mit der zerschlagenen und gebrochenen Welt von Niniveh; den drei langen Sälen im Erdgeschoß, welche Aegyptens Kunsterzeugnisse, die vielleicht einen

Zeitraum von 2000 vor bis 640 nach Chr. repräsentiren, ent-
halten, wie dem „Bronze-Room“ mit seinen griechischen, rö-
mischen, etruskischen Bronzen; dem „britischen Museum“ im
engeren Sinne, d. h. der Collektion von Alterthümern aus rö-
mischer Zeit, wie den Sammlungen mittelalterlicher meist kirch-
licher Kunstgegenstände. Die interessanteste Partie in diesem Bil-
aber sind die Beschreibungen der Ueberreste aus Ninive[h] un[d]
Babylon. An diese Ueberreste, diese steinernen Zeugen für die
biblische Wahrheit, knüpft unser Verfasser die geistvollsten Re-
flexionen und hie und da fast zu kühne Ausblicke in die Zukunft.

Ein großer Philosoph unseres Jahrhunderts hat gesagt:
„Soll ein Schauspiel der Natur oder ein Produkt der Kunst
unsere Aufmerksamkeit mehr als vorübergehend fesseln, unser[e]
ganze Seele überwältigen, dann muß in unserem Geiste ein Ge-
danke an die Nichtigkeit des Menschen, ein düsteres Bild des
Todes aufsteigen, in unserem Herzen Gefühle sanfter Traurigkeit
erwachen, wir müssen den röthlichen Schimmer sehen, der die
Trümmer irgend eines Denkmales säumt, das einsame Kreuz,
das uns die Wohnstätten der Todten bezeichnet, die moosbedeckte[n]
Ruinen, welche uns die Ueberreste des alterthümlichen Wohnsitze[s]
eines Mächtigen verkünden, der einige Augenblicke auf Erden
wandelte und dann verschwand.“ Diese tiefpsychologische Reg[el]
gerade beherrscht unsere „zehn Bilder“ und verleiht ihnen eine[n]
unwiderstehlichen Reiz. Durch alle zieht sich eine christliche (nic[ht]
kränkliche) Melancholie, eine sanfte Traurigkeit, welche die Freude[n]
des Lebens mäßigt mit der Hindeutung auf das Grab, die da[s]
Dunkel der Gruft mit den Strahlen der Hoffnung erhellt. [I]
dieser tiefinnerste Seelenton der geheimnißreiche Hintergrund al[ler]
„zehn Bilder“, so besonders der des vierten, das „Englan[ds]
Staatsgefängniß“, den „Tower“ zeichnet. Der Verfasser füh[rt]
den Leser (mit Dante's Worten) in diese Stadt der „Trauer
an diesen „Ort des Schmerzes“ und zeigt ihm „ein verlorn[es]
Volk“. Die Steine und Mauern, die Thürme und Zinnen, [die]
Gitter und Riegel, der Richtblock und das Beil, des Towe[rs]
„Löwen-, Eisen-, Wasser- und Verräther-thor“ reden zu uns ei[ne]
Philosophie wie nur die Tragödien menschlicher Schicksale
reden können. Aus allen Steinen riecht es hier nach Blut, n[...]

Blut! Dieß Towerbild citirt uns die gemordeten Prioren der Karthausen, den großen Bischof Fisher, den liebenswürdig edlen Thomas Morus, Maria Stuart 2c., und als Gegenbild die blutigen Mörder Thomas Cromwell, das Ideal serviler Ruchlosigkeit, Heinrich VIII. den despotischen Wollüstling, Königin Elisabeth, das „jungfräuliche“ Scheusal, aus der stillen Gruft. Es zeichnet mit grellen Farben die blutdürstige Intoleranz der Lüge und offenbart uns in der Ohnmachtsgeschichte der Gewalt und in der Macht des Martyrtodes den künftigen sichern Triumph der Wahrheit. Welche Wandlung! Auf dem Tower-Hill erhebt sich heute eine neue katholische Kirche, den englischen Martyrern geweiht, zu welcher der Architekt Pugin, der berühmte Convertit, den Plan entworfen. Die Eröffnung hatte am 22. Juni 1876 statt, am Jahrestag des Martertodes des edlen Bischofs Fisher von Rochester, zugleich Fest des englischen Protomartyrs, des heil. Alban. Bei dieser Feier ward auf der Towerhöhe ein Pontifikalamt gesungen; Cardinal Manning predigte während desselben und der als Redner sehr beliebte Msgr. Capel bei der Vesper. „Eine katholische Kirche auf dem Tower-Hill; Festtag des ersten britischen Martyrers; Anniversar vom Tode des berühmtesten Martyrers beim Beginn der Reformation; eine Kirche, den englischen Martyrern geweiht und von einem Convertiten erbaut; eingeweiht unter Mitwirkung eines römischen Kirchenfürsten im Purpur, der selbst Convertit ist, eines Predigers, dessen Wort schon viele zur Mutterkirche zurückgerufen — welch reiche Gruppirung von Umständen, die zum Nachdenken und Betrachten förmlich zwingen müssen!“ (S. 120).

Neben dem Bilde der Trauer ein Bild des Glückes! Das VI. unserer Sammlung — die Sonntags- und Weihnachtsfeier in London und der Crystallpalast in Sydenham — zeichnet uns das Londoner Volks- und Familienleben in seiner häuslichen Weise und im höchsten Freudentaumel. Es ist ein anschauliches belebtes Gemälde, und auch hier ist der Verfasser bemüht nachzuweisen, „wie selbst die jährlichen nationalen Festlichkeiten, wie selbst das öffentliche Volksleben von jener in alle Verhältnisse eingreifenden Herrschaft des Glaubens im britischen Volke zeugen“ (210).

jährige Geschichte, die Tempel, die Grabmäler, die
Museen, jeder Stein, das ganze gegenwärtige Daseyn u
des englischen Lebens richtet und verurtheilt. Das
Staatskirche ist heute nur noch der Schatten seiner se
anglikanische Kirche ist todt als Lehrerin des Volkes.
todt und kraftlos in Hebung der materiellen wie geist
des Volkes" (S. 356—57). Die Folge dieses Zust
Zersetzung, d. h. „die Trennung im eigenen Lager, nim
mehr überhand, tritt immer schärfer hervor." Aber
der einmal gegebenen Schöpfung keine absolute Vernich
so gibt es auch keinen absoluten Tod. Selbst im
das Leben verborgen, im Irrthum selbst lebt noch die
auch im protestantischen England glimmt noch das Lebe
lischer Wahrheit. Darum konnte Hr. Dr. Zardetti
sagen: „Anglia ist nicht todt, sie schläft nur."
Bild: „Der Katholicismus in England" ist
der übrigen und behandelt in prächtigen Variationen d
thema: „Jüngling ich sage dir, stehe auf." Das ganz
speciell dieses letzte Bild ist eine hoffnungsreiche Parap
einen Wortes, das in riesigen Lettern an der Front
Paul, der anglikanischen Metropole, steht: **Resurgam**

ich, auch dem tauben Ohre hörbar.“ Nach unserm Verfasser „feiert England seinen Charsamstag. Genau dieselbe Stimmung, wie sie die Liturgie des Charsamstages aushaucht, muß den Beobachter in England durchströmen. Noch ist es nicht Ostern, die Braut des Herrn steht noch nicht verherrlicht da, umgeben von dem Glorienschein allgemeiner öffentlicher Anerkennung; noch hat sie nicht alle Fürsten und Großen Englands sich dienstbar gemacht; noch nicht niedergeworfen alle feindliche Gewalt, welche sie durch eine Kette von tyrannischen Gesetzen und Dekreten wie eine Sklavin an den Boden festgeschmiedet hat; aber auch der hohe Donnerstag, an dem ein gekrönter Sohn der Kirche seine Mutter verrieth, um sieben Weibern seine ehebrecherische Hand zu reichen, aber auch der Charfreitag ist vorüber, an dem ein Bischof von Rochester den Purpur des Martyriums vor demjenigen des Cardinals empfing und ein Lordkanzler Thomas Morus die Reihe von 1000 Schlachtopfern eröffnete.“ Der erstehende Katholicismus „beginnt zu reden“ in den niedern Schulen, in den katholischen Unterrichtsanstalten, in seinen Missionären und Ordensleuten, in seinen Vertretern im Parlament, in den Convertiten. „Resurgam.“ Der Katholicismus in England wird auferstehen; das verkündet ein Dom dem andern, das ruft ein Martyrgrab dem andern zu, das predigt die ganze Physiognomie Englands, das ist das Osterlied welches unsre zehn Bilder in zehnfacher Melodie dem sinnenden Betrachter entgegenjubeln.

Das ist in wenigen Andeutungen der Inhalt und die Idee dieses herrlichen Buches. Diese „zehn Bilder“, die der Verfasser uns bietet, oder besser diese zehn Betrachtungen gestützt auf große Persönlichkeiten, erhabene Produkte der Kunst und Wissenschaft in Englands Vergangenheit und Gegenwart, getragen und geschwellt durch die ewigen transcendentalen Wahrheiten des Christenthums, sind ein zehnfacher Lobgesang des Katholicismus in Englands Vergangenheit, sind ein zehnfacher Heimwehruf Englands nach dem Katholicismus, eine zehnfache Melodie über das eine Grundthema: der katholische Glaube ist die weltüberwindende Wahrheit. Aus jeder Zeile des Buches spricht eine feurige Liebe und Begeisterung für den katholischen Glauben und gerade darum auch eine redliche Liebe für die protestantischen Engländer.

Liebe gezeigt werden, außer durch das energische Be
dem Irrthum zu entreißen. Um in Wahrheit ihr best
zu seyn, muß man sich vornehmen, ihr unbeugsamst
zu werden." Indem Hr. Dr. Zardetti diesen Gru
großen Cardinals in seinem Buche befolgte, ist er in
der beste Freund der Protestanten geworden, weil er
und den Muth hatte, die Wahrheit ohne Bitterkeit zu

Sind nach unserer unmaßgeblichen Ansicht die
und da zu gehäuft, Entfernteres manchmal herbeigezo
rend näher Gelegenes übergangen wurde, ist die Sprac
mal in Folge von Gedankenüberfülle etwas schwerfällig,
diese Mängel doch vollständig zurück vor dem Glanze
Sprache und Ideen uns entgegenleuchtet. Das Buch
her die Katholiken mit neuer Begeisterung erfüllen, es
auch überall die Zuneigung und das Interesse für da
bare britische Eiland erwecken, für „dieß Kleinod in di
see gefaßt", das seines tausendjährigen katholischen L
zu erinnern beginnt und vielleicht dem Tage nicht allzuf
wo das Band kirchlicher Einheit nicht nur die Elite, so
Gott will, die Mehrheit seiner Söhne wieder umschlin

XLIV.

Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Staatskirche.

II. Kritik der Ansicht des Bischofs von Gloucester und Bristol.

Ernst und voller Gefahren ist die Gegenwart der anglikanischen Kirche; eine Zeit großer Angst und schwerer Besorgniß steht in nächster Zukunft bevor; sie wird jedoch diese Krisis glücklich überwinden und auf strahlendem Wege einer großen und edlen Zukunft entgegengehen. Das ist die Ansicht des Bischofs von Gloucester und Bristol und die Ansicht seiner Mitbrüder im bischöflichen Amte.

Ist diese Ansicht begründet?

Zunächst müssen wir constatiren, daß der Bischof den Zweck, den er bei der Abfassung seiner Schrift im Auge hatte, gar nicht erreicht hat. Was beabsichtigte er? Ohne Zweifel wollte er die Angehörigen der anglikanischen Gemeinschaft, welche sich angesichts der bedrängten und gefahrvollen Lage ihrer Kirche in Besorgniß befinden, ermuthigen und sie mit Hoffnung, ja mit freudiger Zuversicht erfüllen. Sodann bezweckte er auch, den Gegnern der Staatskirche zu zeigen, daß die inneren Verhältnisse der anglikanischen Kirche trotz Allem doch noch nicht derart seien, daß sie ihren Wunsch sobald befriedigt und ihr Wirken mit Erfolg gekrönt sehen dürften. Noch mehr; er spricht sich sogar dahin aus, daß höchst wahrscheinlich in nicht allzu weiter Ferne die destruktiven Elemente aus der Kirche entfernt, ja vielleicht in das gerade Gegentheil verwandelt werden könnten und alsdann

aus einem Artikel anführen, der in der nam
schrift erschienen ist[1]) und worin „die socialen Au
Disestablishment“ behandelt werden. Der Verfass
ein Dissenter, läßt dem Bischof von Gloucester
hinsichtlich der Art und Weise, wie er seinen Geg
handelt, Gerechtigkeit widerfahren; er hebt nam
ruhigen Ton, den er dabei anschlägt, lobend h
dieser Gelegenheit bedauert er jedoch, nicht ein G
den andern anglikanischen Bischöfen und von ihre
sagen zu können, die auch über die Gegenwart u
ihrer Kirche, wie Dr. Ellicot, denken und diese
in der Oeffentlichkeit entwickeln und darlegen.
sich über das Resultat, das dieselben damit er
folgendermaßen aus: „Wer zwischen den Zeilen z
steht, der kann nur wenig Zweifel darüber heg
(die Bischöfe) voll Furcht sind, es möchte das La
aus der Staatskirche zufließenden unschätzbaren
beraubt werden.“ In ihren Reden sind „Zeich
behaglichkeit“ zu finden, über welche man sich
schen kann und welche den schwachen Trost, d
hänger aus ihren Ansprachen ziehen dürften, gar
drücken. „Wenn sie sprechen, so ist es gar sehr

ihre Worte nicht ebenso viel Genugthuung den Feinden als den Freunden des Establishment geben."

So ist es. Noch mehr, die Feinde jubeln angesichts solcher bischöflichen Kundgebungen; sie sehen darin eine Bestätigung ihrer Ansicht, daß das Ende der Nationalkirche nahe sei. Und die Freunde derselben fangen auch allmählig an sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß das Verderben nicht mehr aufgehalten werden könne.

Hierbei kommt dann noch in Betracht, daß der Bischof von Gloucester, trotzdem er behauptet, die ganze Frage mit Unparteilichkeit behandeln zu wollen, dennoch Partei ist. Sagt er doch selbst, daß „Hoffnungen und Wünsche bei solchen Erörterungen das Urtheil gar sehr modificiren"; kein Wunder daher, wenn auch seine Arbeit eine optimistische Färbung an sich trägt. Und wäre es nur noch bloßer „Optimismus"! Wir bedauern sagen zu müssen, daß wir in der Arbeit mehr als Optimismus finden. Wir finden darin eine unrichtige Beurtheilung der faktischen Verhältnisse, eine Uebertreibung hinsichtlich der Tragweite der Elemente, die ihm als positiv gut erscheinen, und eine Unterschätzung der Macht der destruktiven und feindlichen Kräfte, die er selbst als solche bezeichnet. Noch mehr. Wir vermissen darin die Anführung von Uebelständen in der anglikanischen Kirche, welche die Frage nach dem Fortbestande oder Untergange der Nationalkirche auf's tiefste berühren, die Aufzählung von Elementen und Kräften, die von außen an den Grundfesten derselben rütteln, und namentlich eine gänzliche Verkennung der wahren Ursache der Krisis.

Die positiven guten Elemente, die der Bischof in der anglikanischen Kirche wahrnimmt, und auf Grund deren Vorhandenseyn er derselben eine glückliche Zukunft vorher zu verkünden berechtigt zu seyn glaubt, sind das Erwachen neuen Lebens, zunehmende Elasticität und zunehmende Toleranz. In Bezug auf das erstere wollen wir nicht läugnen, daß neues Leben vorhanden ist, obwohl,



ziehung gegenüberstellt und ferner, daß er ein
Erwachen dieses Lebens in der Low Church-P
die ritualistische Partei zurückzuführen, gibt d
einen etwas befremdenden Charakter. In den
kanismus ist Leben gekommen durch die hochkirch
d. h. die Partei welche der Bischof als eine fei
zeichnet, und erst dann als diese anfing zu „rom
Folge der sog. „Oxforder Bewegung", wie D
selbst zugibt. Von hier ging es später auch
Church über. Warum aber? Weil man sah, d
den Ritualisten nachlief, weil man fürchtete, vor l
predigen zu müssen. Ist, so fragen wir, die
Leben nun die Folge einer, wenn wir so sagen s
lichen Entwicklung? Hat dieses Leben ein idea
Motiv oder ein menschliches? Und berechtigt di
Annahme, daß dasselbe Dauer haben, ja an
Intensität noch zunehmen werde, wie der Bisc
Die Zukunft muß und wird es zeigen; aber ma
nicht verübeln, wenn wir daran zweifeln, zumal
diesem so viele rein menschliche, ja selbstsüchtige M

unter Mißachtung des Act of Uniformity, Rechnung getragen habe. Der Bischof gibt zu, daß die gegenwärtige Verfassung der anglikanischen Kirche für die veränderten Zeiten und die zu Tage tretenden Bedürfnisse nicht mehr genüge. Die Verfassung muß also geändert, namentlich muß hinsichtlich des Act of Uniformity Abänderung getroffen werden. Nun ist aber der Act of Uniformity, der als eine der wesentlichsten Bestimmungen dieser Verfassung angesehen werden muß, bis jetzt das Mittel gewesen, wodurch die Staatskirche aufrecht erhalten wurde. Sollte daran eine Aenderung vorgenommen werden, was würde das Resultat seyn? Der Bestand der Kirche würde ernstlich bedroht werden, noch mehr, der Versuch, diesen Akt zu ändern, würde das Ende der Kirche herbeiführen. Wenn das nicht der Fall wäre, warum hat man denn bis jetzt noch nicht eine Aenderung vorgenommen, anstatt sich Abweichungen davon zu erlauben, die der Bischof nur „stillschweigende Concessionen" nennt, die aber in Wahrheit gesetzlose Handlungen sind? Wir wollen annehmen, die Abweisung des Vorwurfs seitens des Bischofs, die anglikanische Kirche wolle ihre Formularien und Rubriken nicht abändern, sei berechtigt, so können wir doch dafür, daß man eß bis jetzt nicht gethan hat, den Grund nur darin finden, daß eß rein unmöglich ist, wenn anders man nicht ernstlich die Existenz der Kirche bedrohen will. Und in der That, nach welcher Seite hin würde der Act of Uniformity abgeändert werden? Wir glauben nicht, daß man den Forderungen der ritualistischen Partei Rechnung tragen würde; denn die Thatsache, daß man bis heute die Einen gewähren läßt, sich über diesen Akt hinwegzusetzen, und daß man die Uebertretung desselben bei ihnen nicht geahndet hat, daß man aber bei den Ritualisten, welche doch auch nichts weiteres thun als daß sie sich gewisse Abweichungen vom Act of Uniformity erlauben, von nichts als von Verfolgungen hört, läßt die Art und Weise jener Abänderung klar voraussehen. Das gäbe aber für die, welche heute schon durch ihre Opposition den Bestand der angli-

kanischen Kirche ernstlich bedrohen, einen weiteren
nicht eher zu ruhen, als bis sie ihr Ziel erreicht haben
finden daher in jener Zunahme der Elasticität im g
Gegensatz zum Bischof: die Nothwendigkeit einer ra
Aenderung und die Unfähigkeit der anglikanischen Ki
verfassung, diese Aenderung glücklich zu überstehen.

Und die Zunahme der Toleranz, von welche
Ellicot sich den Fortbestand seiner Kirche als Nationa
verspricht — kann man eine solche Hoffnung darauf grü
Zunächst gibt der Bischof zu, daß zwischen den er
Parteien innerhalb der anglikanischen Kirche gegenwärti
Zeichen von Toleranz wahrzunehmen sei und daß man
in der nächsten Zukunft eine Aenderung in dieser Bez
nicht erwarten könne. Er selbst entwirft ein Bild dav
welcher Weise sich die High und Low Church Parties
überstehen. Da herrscht keine Eintracht, nein, Zwie
Befeindung, ja offener Kampf. Das kommt aber daher,
Principien dieser Parteien, sowie ihre Ziele grund
verschieden sind. Nur ein anglikanischer Bischof kan
warten, daß es mit der Zeit besser werde. Es wir
besser, die Gegensätze werden immer schärfer werden.
Toleranz aber, welche den Dissenters gegenüb
zeigt wird, ist gar problematischer Natur, und das
handenseyn derselben vorausgesetzt, berechtigt sie den
gar nicht zu seinen Schlußfolgerungen. Gesetzt, die Ang
wollten wirklich anfangen den Dissenters gegenüber T
zu zeigen, kann wohl Jemand glauben, daß die Dissent
Anglikanern gegenüber dasselbe thun würden? Schon all
Umstand, daß sich heute ein Bischof der anglikanisch
meinschaft zum Vertheidiger und Apostel der Toleran
wirft, muß ihnen als befremdend und auffallend ers
Seit dreihundert Jahren ist in ihr keine Spur von Toleranz
zunehmen gewesen; die gehässigste Intoleranz gegen die
welche sie, gewiß nicht aus Toleranz, aus ihrer Gemei
ausgestoßen hat, und gegen Alle die mit ihr nicht ü

stimmten, ist ein hervorragendes Merkmal derselben. Und heute vertheidigt sie das früher nie geliebte, nie geübte Princip der Toleranz. Was müssen sich die Dissenters angesichts dieses Umschwungs denken? Gewiß, daß es doch irgendwo im Staate Dänemark faul seyn müsse. Und was für Resultate wird sein Appell haben? Sicherlich diejenigen nicht, die er sich davon verspricht. Er verspricht sich davon die Forterxistenz seiner Kirche als der Kirche des Landes. Aber eben hierdurch entzieht er ja der Toleranz den Grund und Boden. Die Existenz einer Nationalkirche ist es ja gerade, was Anglikaner und Dissenters trennt. Die Ersteren ziehen aus dem Establishment die größten Vortheile: sociale Stellung, Ehre, Einkommen, Schutz; die letzteren das gerade Gegentheil: keinen Nutzen, nein Nachtheile. Wie ist dabei Toleranz möglich? Nein, es ist nur ein Doppeltes möglich: Entweder Disestablishment und gegenseitige Duldung, obwohl letzteres immer fraglich ja wenig wahrscheinlich ist, oder Establishment und Intoleranz, die schließlich den Sturz der Nationalkirche herbeiführen wird ...

Das sind also die drei Stücke, auf welche der Bischof von Gloucester und Bristol seine Hoffnung auf eine große und edle Zukunft der anglikanischen Kirche baut. Betrachtet man dieselben näher, so findet man, daß das gerade Gegentheil daraus folgen wird und muß. Das Wiedererwachen des kirchlichen Lebens, das derselbe so freudig begrüßt und das unter veränderten Verhältnissen als ein freudiges und trostreiches Ereigniß auch wirklich zu begrüßen wäre, ist für den Bestand der Kirche höchst gefährlich. Entwickelt sich dasselbe fort, so muß es nothwendig zur Vernichtung des Hauptbollwerks der anglikanischen Kirche, des Act of Uniformity führen; damit ist aber das Schicksal der Kirche selbst besiegelt. Und die Toleranz, die in ihr anscheinend zu Tage tritt, ist trotz der Beispiele, die Dr. Ellicot anführt, von problematischer Natur, und die von den Dissenters ihr gegenüber gezeigte Toleranz kann unmöglich zu der Hoffnung berechtigen, welche der Bischof auf dieselbe baut.

Punkte bezeichnet. Wir begreifen es recht gut,
angesichts derselben bangt; was uns aber unb
das ist der Umstand, daß er trotz aller Defekte
der anglikanischen Kirche wahrnimmt, trotz d
Antagonismus der in ihr sich bekämpfenden Pa
der Angriffe, die auf das anachronistische Verhält
Kirche und Staat, wie es in England besteht,
Seiten gemacht werden, hoffen kann, daß sein
gegenwärtige Krisis glücklich überstehen, ja nach d
große und edle Zukunft haben werde.

Nehmen wir von den Defekten, welche
als die „größeren und hervortretenderen" in der
England bezeichnet, nur die zwei ersteren heraus,
engste zusammenhängen, so wird unsere Behau
als begründet erscheinen. Der Bischof spricht
kauf von Beneficien und besonders vom
nächsten Präsentation; er gibt zu, daß si
kanische Kirche angesichts dieses simonistischen Tr
größten Schwierigkeit befinde. Er selbst nennt

„Ein Patronatsbeneficium zu kaufen gesucht. Einkommen: 500 Pfund Sterling und höher. Gutes Haus und baldige Besitzergreifung wesentliche Bedingungen. Der zu Nominirende, ein Geistlicher im Besitze eines Beneficiums, liebt Arbeit. Einzelnheiten zunächst an die Adresse von Mr. H. W. Bagster, 14. Southampton Street, Strand, zu senden."

„Ein Patronatsbeneficium, ein Rektorat in Norfolk, in der Nähe einer Stadt und einer Eisenbahnstation, zu verkaufen. Netto-Einkommen 800—900 Pf. Sterling pro Jahr, ein herrliches Haus 2c. Sofortige Besitzergreifung. Zu wenden an (die obige Adresse)."

Mit der Lösung dieser Frage ist die Existenz der anglikanischen Kirche auf's engste verbunden. Ist eine Lösung möglich? Der Bischof sagt, man sei heute von einer zufriedenstellenden Lösung mehr als je entfernt, indem die Patrone im Stande gewesen wären, es zu verhindern, daß man diesen Skandal gesetzlich abstelle. Er gesteht also, daß es ein Skandal sei, gibt zu, daß es sich hier um eine „Lebensfrage" handelt, und klagt, daß dieser Skandal von so mächtigen Persönlichkeiten patronisirt werde, daß eine Reformation nicht möglich sei: „Es ist schmerzlich, sagen zu müssen, daß es nicht einmal wahrscheinlich ist, daß dieses Uebel jemals thatkräftig abgestellt werden kann." Nach einem solchen Bekenntnisse aber noch von einer „moralischen Restriktion" zu reden, welche die „öffentliche Meinung" hier ausübe, das heißt doch, sich an einen Strohhalm anklammern oder vielmehr seine Hände nach einem Phantom ausstrecken; denn diese Restriktion der öffentlichen Meinung ist nichts als ein Phantom. Hier legt also der Bischof ein stillschweigendes Bekenntniß ab, daß es unmöglich sei, daß die anglikanische Kirche von einer Krankheit curirt werde, welche alles kirchliche Leben bedroht.

Mit diesem Uebelstande, der also nicht abgestellt werden kann[1]), hängt auf's engste der zweite zusammen, den der Bi-

1) Nach neuesten Berichten stellte der Erzbischof von York den An-

schof anführt; ja er ist nur eine Folge davon. Nach der bestehenden Gesetzgebung ist es den Gemeinden gar nicht möglich, auf rechtlichem und gesetzlichem Wege die Anstellung eines ungeeigneten Geistlichen zu verhindern. Bei dieser Frage kommen namentlich die Laienpatrone in Betracht, da wir nicht annehmen wollen, daß eine diesbezügliche Anklage auch einem Bischofe oder Geistlichen, die ja auch bei vielen Beneficien Patronatsrechte haben, gegenüber erhoben werden kann. Der Patron eines Beneficiums kann dasselbe einer Persönlichkeit übergeben, mag dieselbe noch so wenig geeignet seyn und mögen sich die Gemeinde und selbst der Bischof gegen die Anstellung desselben wehren, wie sie wollen. Bestehen der Präsentirende und der Präsentirte auf ihren Rechten, so muß dem letzteren das Beneficium übergeben werden. Was für gefährliche Elemente aber auf diese Weise in höchst einflußreiche Stellungen gebracht werden können, das ist klar. Nun sind aber die weitaus größte Zahl der Beneficiatstellen in der anglikanischen Kirche Laien=Patronate und gerade in diesem Umstande liegt die größte Gefahr. Diese Gefahr muß groß seyn, da ja ein Bischof den Defekt einen „großen" und „hervortretenden" nennt. Kann dieselbe aber abgestellt werden? „Die öffentliche Meinung ist in der Gegenwart noch nicht für eine definitive Gesetzgebung in dieser Richtung vorbereitet:" muß der Bischof antworten. Und wenn dieselbe reif seyn wird — wir glauben, daß das Ende der Nationalkirche eher eintreten als bis dieses geschehen dürfte — dann fordert die Frage die „behutsamste Behandlung" und die „scharfsinnigste Taktik" und es ist mehr als fraglich, ja gar nicht wahrscheinlich, daß dieselbe für die Kirche in befriedigender Weise gelöst wird, denn hier kommen wieder die Patrone

---

trag, die Königin zu ersuchen, durch einen Ausschuß die bei dem Verkauf, Vertauschen und Aufgeben geistlicher Pfründen herrschende Praxis einer Untersuchung unterziehen zu lassen.

Anm. d. Red.

Betracht; hier handelt es sich um Geldangelegenheiten und zwar stehen bedeutende Summen auf dem Spiel. Um dieses nur an einem Beispiele klar zu machen, so hat man uns gesagt, daß der Patron des oben angeführten Rektorates in Norfolk die Summe von 6000 Pfund Sterling (120,000 Mark) von einem Candidaten fordern und auch erhalten werde. Nun ist ja die Möglichkeit vorhanden, daß der für dieses Beneficium Präsentirte bald wieder stirbt und der Patron ist sicher, bald einen neuen Candidaten zu finden und von ihm zum zweiten Male die obige Summe zu erhalten. Das Einkommen jenes Rektorates beträgt nur 800—900 Pfund; es gibt aber Patronatsstellen, die mehrere Tausende von Pfund einbringen. Man sieht hieraus, daß es sich bei der Besetzung der Beneficiatstellen meistens um ein Geschäft handelt, bei dem es sich um schwere Summen dreht. Ist da wohl anzunehmen, daß der Wunsch des Bischofs so bald in Erfüllung gehen dürfte? Mit nichten! Die Patrone werden sicherlich stark und mächtig genug seyn, um eine gesetzgebende Aktion zu verhindern, welche ihre Interessen beeinträchtigen müßte.

Auf den von Dr. Ellicot an dritter Stelle erwähnten Uebelstand wollen wir nicht näher eingehen, uns nur damit begnügen zu sagen, daß der Bischof denselben „einen höchst ernsten Defekt" nennt und sagt, daß man bis jetzt, trotz der vor mehreren Jahren erfolgten Einsetzung eines parlamentarischen Committee's, das in dieser Beziehung Vorschläge machen sollte, noch nicht einmal einen Versuch gemacht habe, Abhülfe zu schaffen. Wann wird dieses geschehen? Es will uns scheinen, als ob es dem Parlamente gar nicht mehr Ernst wäre, sich mit kirchlicher Gesetzgebung zu befassen. Die Berathung über die schon seit Jahren auf der Tagesordnung stehende „Begräbnißbill" scheint diese Annahme nur zu bestätigen. Man trägt Bedenken, an solche Fragen näher heranzutreten, weil man eben fürchtet, in nicht ferner Zukunft an die viel ernstere und die politische Verfassung England's tief berührende Frage des „Disestablishment" gehen zu müssen.

Daß diese Furcht nicht unbegründet ist, ergibt sich bereits aus dem vorstehend Gesagten, noch mehr aber, wenn wir auf dasjenige eingehen, was der Bischof über die in der anglikanischen Kirche zu Tage tretende Tendenz sowie über den Kampf der Parteien sagt. Derselbe findet in dem Umsichgreifen des Sacerdotalismus die größe Gefahr für den Bestand der Nationalkirche. „Besteht, sagt er, in den Reihen der hochkirchlichen Partei wirklich eine Gravitation nach priesterlichen Theorien, ist, wie bisweilen behauptet wird, eine Tendenz vorhanden, sich wie eine Kaste zu separiren und Standesprivilegien in Anspruch zu nehmen, dann fürwahr müssen wir für den Fortbestand der Kirche fürchten.“ Der Bischof spricht sich über diesen Punkt sehr rückhaltend, ja zweifelnd aus; er spricht nur von einer „Disposition“ dieser Art innerhalb der hochkirchlichen Partei und beschränkt dieselbe nur auf die extreme Richtung derselben. Wir wissen nicht, was wir zu einem solchen Verfahren sagen sollen. Daß Sacerdotalismus in der anglikanischen Kirche vorhanden ist, daß derselbe täglich um sich greift: das ist doch eine so offene und Allen bekannte Thatsache, daß wir versucht seyn könnten, dem Bischo[f] absichtliche Täuschung zu unterstellen. Hat er denn nicht von den vielen Verfolgungen gehört, die in den letzten Jahre[n] gegen anglikanische Geistliche angestellt worden sind? Wa[s] war der Grund davon? Dieselben betrachteten sich al[s] Priester, als sacerdotes, und leisteten der Staatsgewal[t] Widerstand, weil sie priesterliche Standesprivilegien in An[-]spruch nahmen. Das ganze letzte Jahr konnte man tägli[ch] den Namen „Tooth“ in allen Zeitungen lesen. Der Träg[er] desselben, ein Vikar in Hatham, ist aus eben diesem Grun[d] sogar in's Gefängniß gewandert, und während seiner A[b-]wesenheit haben sich in seiner Pfarrei seine Anhänger m[it] seinen Gegnern herumgeprügelt und so den Kampf zwisch[en] Sacerdotalismus und Protestantismus sozusagen handgreifl[ich] gemacht. Und davon hätte der Bischof nichts gehört? Je[der] anglikanische „Priester“ erhält in seiner Zelle im Horsem[...]

gerlane Earl zahlreiche Besuche, wobei die Besucher dem „Martyrer" ihre Sympathie ausdrücken. Und unter den Besuchern waren, um von Anderen zu schweigen, zwei Canoniker der St. Pauls Kathedrale, Liddon und Gregory. Dieselben denken und lehren gleichfalls wie der „Priester" Tooth. Noch mehr. Dieselben haben in der protestantischen St. Paul's Kirche eine Sammlung veranstaltet, deren Erträgnisse in den zur Vertheidigung des „Priesters" Tooth angelegten Fonds geflossen sind. Und von allem dem weiß der Bischof nichts? Das Vorhandenseyn und das fortwährende Umsichgreifen des Sacerdotalismus ist doch eine der Thatsachen, die einzugestehen Niemand umhinkann. Und derselbe ist nicht etwa nur in den extremsten Flügeln der hochkirchlichen Partei zu finden; der Bischof dürfte selbst in den Reihen der eigentlichen Protestanten Anzeichen dieser Art finden. In der ersteren Partei aber greift er täglich um sich. „Da ist eine Priesterschaft, heißt es in der mehrfach citirten Zeitschrift[1]), die mit jedem Tag zahlreicher, in ihrem Auftreten arroganter, in ihren Forderungen extremer wird. Sie sträubt sich immer mehr gegen jegliche Controle, verachtet weltliche wie geistliche Autorität, benimmt sich insolent gegen die Bischöfe und verachtet Parlament wie Gerichtshöfe." „Und dann", heißt es mit Bezug auf die Worte des Bischofs von Gloucester und Bristol weiter, „Leuten, welche all dieses beständig vor ihren Augen haben, zu sagen, daß das Umsichgreifen des Sacerdotalismus den Umsturz der Nationalkirche im Gefolge habe, und in demselben Athem dieselben aufzufordern, hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen, das ist reiner Hohn." Wir stimmen diesen Worten vollständig bei.

In dem, was der Bischof von Gloucester und Bristol „Vorhandenseyn und Umsichgreifen des Sacerdotalismus und priesterlicher Anmaßung" nennt, da liegt der einzige und

1) The Nineteenth Century Nr. 3 p. 439.

wahre Grund der heutigen Krisis in der anglikanischen Kirche. Wie sonderbar das auch klingen mag, es ist aber wahr und richtig: was heute die Grundfesten der anglikanischen Staatskirche erschüttert, das ist der in ihr tobende Kampf zwischen Sacerdotium und Imperium. Das Sacerdotium ist vertreten in der hochkirchlichen Partei, in welcher man an das Vorhandenseyn der apostolischen Succession in der anglikanischen Kirche glaubt und welche ebendarum eine Autonomie der Kirche und die Unabhängigkeit derselben vom Staate fordert. Das Imperium dagegen findet in den Bischöfen der Staatskirche und in der Low Church Partei Vertreter und Verfechter des erastianischen Staatskirchensystems und zwar thun die letzteren dieses aus dem Grunde, weil sie die Forderungen der hochkirchlichen Partei als „römisch", „papistisch" betrachten. Wir können auf diesen Kampf an dieser Stelle nicht eingehen, das erfordert eine besondere Darlegung. Ihn hätte jedoch der Bischof von Gloucester und Bristol zum Ausgangspunkt seiner Conjekturen über die Zukunft seiner Kirche machen müssen, denn die Frage nach Seyn oder Nichtseyn derselben hängt damit auf's engste zusammen. Wir gedenken denselben in einem späteren Artikel zu behandeln.

Was der Bischof von den einzelnen Parteien der anglikanischen Kirche und ihren gegenseitigen Befehdungen, namentlich was er von der hochkirchlichen Partei sagt, das ist allerdings im Stande schwere Befürchtungen darüber hervorzurufen. Wenn er aber glaubt, daß die größere Anzahl der Mitglieder der hochkirchlichen Partei, je nachdem die Entscheidung des Gerichtes in dem sogenannten Folkstoner case ausfallen werde, von ihrer Opposition zurückkehren und, wenn auch unter Protest, Gehorsam leisten werde, so hat er sich ganz entschieden getäuscht. Denn heute sind, seitdem jene Entscheidung getroffen worden ist, Monate verflossen und die Entscheidung selbst ist für die Ritualisten nichts weniger als ungünstig ausgefallen; haben aber die Ritualisten Raison im Sinne des Bischofs angenommen?

Nein und nochmals nein! Ist Hoffnung vorhanden, daß es vielleicht noch geschehen werde? Wir zweifeln gar nicht, daß sich in den Reihen der Ritualisten noch eine Anzahl Geistliche finden werde, welche, sei es aus Zaghaftigkeit, sei es aus Furcht Stelle und Einkommen zu verlieren, sich von der Partei lossagen und den Bischöfen sich unterwerfen werden; aber das können wir sagen, daß die hochkirchliche Partei mit Entschiedenheit an der Erreichung ihres Zieles arbeitet. Dieses Ziel ist aber nicht etwa, wie der Bischof annimmt, eine größere Freiheit hinsichtlich der Vornahme ritueller Handlungen, sondern Freiheit der Kirche von den schmählichen Banden der Staatsgewalt, in welche die anglikanischen Bischöfe aus Haß gegen Rom sie gelegt haben. Wir müssen an dieser Stelle darauf hinweisen, daß der Bischof die wahre Sachlage vollständig verkennt und darum Schlußfolgerungen zieht, zu denen er gar nicht berechtigt ist.

Nehmen wir hinzu, daß der Bischof es unterlassen hat, das Wirken der außerhalb der anglikanischen Kirche stehenden Parteien für Disestablishment in den Kreis seiner Berechnungen zu ziehen, so werden wir zu einem ganz andern Schlusse kommen, als der Bischof. Tagtäglich kann man in den Zeitungen lesen, daß heute hier, morgen da eine stark besuchte Versammlung abgehalten worden ist, worin eine auf die Abschaffung der Nationalkirche hinzielende Resolution angenommen wurde. Man betrachtet eben die anglikanische Staatskirche als eine Anomalie und da hilft es gar nichts, auch wenn der Bischof von Gloucester und Bristol von „der heiligen Mission der Kirche von England" redet. In den Augen der meisten Engländer hat die anglikanische Kirche gar keine „heilige Mission" für England, noch weniger für die ganze Welt. Diese wollen, daß die Mission, welche dieselbe bis heute gehabt hat, zu Ende komme, da sie zu den heutigen Zeitverhältnissen nicht mehr passe.

Wenn in einem Lande das Selfgovernment an einem gewissen Punkte angelangt ist und wenn zugleich sektirerische Losreißung einen gewissen Grad erreicht hat, dann werden diese beiden

Mitglieder der englischen Staatskirche an Zahl
sind, als diejenigen Engländer, welche außerhalb
stehen. Daß es unter solchen Verhältnissen eine
wirkliche Anomalie ist, daß es in diesem Land
Staatskirche gibt, das ist klar. Das sehen a
denkende Engländer ein. In ihren Augen muß
eine Auflösung des jetzigen Verhältnisses zwischen
Staat hingearbeitet werden. Von diesem Gesichts
gehend, haben einflußreiche Mitglieder der liber
im Parlamente, der bekanntlich auch Gladstone a
Parole ausgegeben: „Disestablishment"!

Gefahren von Innen und Gefahren von
drohen also den Bestand der Kirche in England.
Untergange als Nationalkirche arbeiten viele
Hände. Trotz Allem was der Bischof von Gl
Bristol zu Gunsten der Annahme, der anglikani
Zukunft werde groß und edel seyn, anführt, ka
seine Furcht, daß das Gegentheil eintreten werde
unterdrücken. Nur glaubt er daß, im Falle seine
heißenden Conjekturen nicht eintreffen sollten, die
lität noch nicht in der nächsten Zukunft eintreten

fache wird von ihm als möglich, ja wahrscheinlich zugegeben und nur dadurch soll ihr Leben noch etwas gefristet werden, daß die Aufmerksamkeit des Landes auf große politische Ereignisse hin= und dadurch von ihr abgelenkt werden dürfte!

Dr. W. B.

XLV.

Onno Klopp's Geschichte Westeuropa's von 1660 bis 1714.

V. Die englische Revolution von 1688 und die große Allianz von 1689.

Der vierte Band des Klopp'schen Geschichtswerkes[1]) behandelt in zwei Büchern die Katastrophe Jakobs II., die neue Thronfolge in England und die große Allianz von 1689. Boten schon die vorhergehenden Bände des Neuen viel, so läßt sich von dem vorliegenden ohne Uebertreibung sagen, daß die Aufschlüsse, welche der Verfasser in demselben über die Genesis, den Verlauf und die Folgen der großen Ereignisse von 1688 und 1689 gibt, die gesammte bisherige Auffassung in fast allen wesentlichen Punkten umgestalten. Auch hier waren es wieder die reichen Schätze des Wiener Staatsarchivs, welche Klopp in den Stand setzten, ganz neue Gesichtspunkte für die in Betracht kommenden entscheidungsvollen Jahre geltend zu machen[2]). Den großen

1) Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß=Britannien und Irland von O. Klopp. 4. Band. Wien. Braumüller 1876.

2) Vor Klopp hat nur die Marquise Campana de Cavelli (*Les derniers Stuarts de St. Germain en Laye*. 2 Bde. Paris 1871)

Fortschritt der historischen Forschung durch Klopp's g
legende Arbeit zeigt am besten ein flüchtiger Blick a
vor ihm vorhandene, quantitativ ungemein reiche *Liter*
über die Revolution des Jahres 1688.

Am bekanntesten dürfte in Deutschland das Buch D
manns über die englische Revolution seyn. Von d
fänglichen großen Ueberschätzung dieses Buches schein
allmählig doch zurückgekommen zu seyn, und das mit
denn Dahlmann gibt nur ein Raisonnement *über* die
lution ohne jede gründliche Forschung. An archivalische S
hat er allem Anschein nach gar nicht gedacht. Was d
rigen deutschen Darstellungen der englischen Revoluti
belangt, so ist über dieselben gerade nicht viel zu ber
Von katholischer, conservativer Seite besaßen wir vor
kein Werk über den fraglichen Gegenstand. Auch die pre
deutschen Historiker haben der Katastrophe des Jahres
keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Am ausführlich
Ranke, obwohl seine Darstellung (in seiner Eng
Geschichte Bd. 6 und 7, und Französische Geschichte
seiner Gewohnheit gemäß recht skizzenhaft ist. Da a
das Wiener Staatsarchiv nicht benützt hat, so ist seine
von der Politik des spanischen und namentlich des ka
lichen Hofes völlig ungenügend. Zu diesen M
kommt der einseitige Parteistandpunkt Ranke's. König J
ist nach Ranke (Engl. Gesch. 6, 235) so sehr von Ei
die katholische Religion beseelt, daß dieser „religiöse
ihm alles Verständniß seiner Lage nahm." Jakob II.
(ebend. 7, 6) „ein großer Förderer des Katholicis
In Wahrheit hat aber Jakob II. durch seine unheilvoll
bindung dessen was er katholische Religion und Kön
nannte, dem Katholicismus in England ungemein ge
Der Katholicismus, welchen Jakob II. und sein Ra

das Wiener Archiv benutzt. Sie theilt jedoch nur die Ber
kaiserlichen Residenten Hoffmann aus London von 1688

Peters (letzterer behauptete, wie wir gehört haben, man könne ein guter Katholik ohne den Papst seyn) in England einführen wollte, hat mit dem wahren römisch-katholischen Christenthum nichts zu thun. Jakob II. kann somit ebenso wenig wie Ludwig XIV. als Repräsentant des Katholicismus betrachtet werden, denn der englische König meinte es nicht ehrlich mit der Kirche, er wollte sie benützen zu seinen autokratischen Zwecken. Eben so wenig berechtigt ist die von Ranke mit Vorliebe angewandte Gegenüberstellung des „protestantisch-parlamentarischen England" und des „katholisch-monarchischen Frankreich." (Engl. Gesch. 7, 3 ff., 142 und öfter[1]). Wie unrichtig die gesammte Anschauung Ranke's ist, zeigt am klarsten folgende Stelle: „Ludwig XIV., welcher großmüthig und uneigennützig erschien, noch mehr als er es war, wurde umsomehr als der vornehmste Rückhalt und Schutz der katholischen und der dynastischen Ideen in der Welt betrachtet. Von der Verbindung der beiden Könige erwarteten die Royalisten die Aufrechterhaltung der alten Formen des Staates, die Katholiken die Befestigung und Ausbreitung ihrer Kirche" (l. c. 6 p. 290). Welcher Art der angebliche „Schutz der katholischen Ideen" durch Ludwig XIV. war, haben unsere Leser schon gesehen. Die von Klopp für das Jahr 1688 beigebrachten Thatsachen zeigen auf's neue, daß der Papst und die katholische Kirche in der genannten Zeit neben den Türken keinen gefährlicheren Feind hatten als eben den „Roi Très-Chrétien". Daß es Katholiken gab, welche dennoch von diesem König die „Befestigung und Ausbreitung" ihrer Kirche erwarteten, läßt sich nicht läugnen; allein die Gerechtigkeit hätte erfordert zu sagen, daß diese getäuschten Katholiken — es waren die national französisch Gesinnten —

1) Die Absicht Ranke's bei seinem Hervorheben des „protestantisch-parlamentarischen" Charakters Englands ist klar: sein Bestreben ist ohne Zweifel, den Protestantismus als Schöpfer und Erhalter der parlamentarischen Freiheit hinzustellen. Vergl. Engl. Gesch. 6, 141.

schen Lichte.

Die übrigen preußisch-deutschen Historiker,
(Gesch. des 18. Jahrhunderts Bd. I.), Droys
Politik III., 3. Abtheil. und IV., 1. Abtheil.),
Politik Oesterreichs in der spanischen Erbfo
1877) folgen bezüglich der Gesammtanschauun
der einzige Unterschied zwischen ihnen und Ran
sie ihren protestantischen und anti-kaiserlich
nur offener und unverblümter zur Schau trag
lings der letztgenannte dem Meister folgt, m
zeigen. Ranke[1]) folgend berichtet Gaedeke
deutenden, jesuitisch gesinnten Partei in Wie
einseitig habsburgischen Standpunkte aus al
Staates auf den Türkenkrieg concentrirt wiss
französischen Vorschlägen ein geneigtes Ohr
ihrer Meinung widersprach ein Bündniß mi
von England dem katholischen Interesse. Unab
die Beichtväter der Hofburg in diesem Sinne.
Gaedeke S. 33 seines ersten Bandes. Eine
citirt er den vierten Band des Klopp'schen

von dem anriethen, was Ranke-Gaedeke sie anrathen lassen. Von den französischen Werken ist das beste das vierbändige Werk von F. A. J. Mazure (Histoire de la révolution de 1688 en Angleterre. Bruxelles 1843. 4 Bde.). Die vom Verfasser im Text und im Anhang mitgetheilten Aktenstücke sind zum Theil recht werthvoll. Dennoch kann seine Auffassung der Ereignisse nicht befriedigen. Schon in der Einleitung zum ersten Bande (p. 5) lesen wir die bedenkliche Behauptung „Guillaume III. détrôna Jacques II.“ Wir werden sehen, daß in Wahrheit Jakob II. sich durch seine Flucht selbst entthronte. Da jedoch Mazure wie alle französischen Historiker dieß nicht beachtet, so kommen sie zu einer völlig schiefen Auffassung der Ereignisse[1]). Der Hauptirrthum Mazure's und aller französischen Historiker ist ihre Beurtheilung Ludwig's XIV. Nicht genug wissen die Franzosen die Großmuth (magnanimité) dieses Königs gegen das unglückliche Haus Stuart zu preisen. Allein sie vergessen dabei, daß die königliche Gastfreundschaft Ludwig's XIV. bezahlt wurde mit den Kronen dreier Reiche, daß die Agenten Ludwig's es waren, welche Jakob zu seiner verhängnißvollen Flucht trieben; nicht aus Mitleid unterstützte der französische König die vertriebenen Stuarts, sondern um sie als Werkzeuge seiner Politik zu gebrauchen. Es ist daher nicht richtig, wenn Mazure (III. 204) von dem Mitleide Ludwig's für Jakob spricht[2]). Allein nicht nur die Stellung des französischen Königs zu den Stuarts, sondern auch seine europäische

---

1) Recht bezeichnend für diese nicht begründete französische Auffassung ist folgende Stelle aus Mazure IV. 93: „La cause de Jacques II. était la cause de tous les rois, et Louis XIV. fut le seul des souverains de l'Europe qui comprit cette vérité.“

2) Auch die durch ihre Akten so werthvolle Publikation der Marquise Campana de Cavelli steht ganz auf dem Boden dieser französischen Auffassung. Vgl. die Besprechung dieses Werkes in diesen Blättern Bd. 69 p. 249 ff.

spiegeln sich am klarsten in den großen Werken von
und Macaulay. Was sich von der gesamm
Geschichtschreibung sagen läßt, muß hier wieder
die Engländer stellen die geschichtlichen Ereigniss
nicht mit klarer Absichtlichkeit, so doch dem
nationalen Eitelkeit folgend so dar, als spielte
lische Geschichte lediglich in England ab. Wir
gesehen, wie Klopp gerade im Gegensatz zu dieser
Auffassung es sich zur besonderen Aufgabe g
Contakt Englands mit dem übrigen Europa kl
und namentlich den folgenschweren Einfluß L
auf England darzulegen. Macaulay wie Mack
aber ganz auf dem exclusiv englischen Stand
gehen auf das Werk von Mackintosh (History o
lution in England in 1688) schon deßhalb nich
weil es Fragment geblieben ist und dann von f
in einem von den Ansichten des Verfassers ganz
Geist vollendet wurde[1]). Das Werk von Macau
jedoch wegen seiner großen Verbreitung und
klarsten die in England herrschende Anschauun

Geschichtswerkes: der Verfasser wiederholt in der Hauptsache doch nur die falsche Anschauung, die sich in England über die „glorreiche Revolution" festgesetzt hat. Macaulay verkennt zunächst den Charakter Jakob's II. gänzlich. Charakteristisch für die Ansicht, welche sich Macaulay und die Engländer überhaupt von dem „Tyrannen" Jakob gebildet haben, ist seine Darstellung der Flucht des Königs[1]). Der unglückliche König erscheint da als ein herzloser Tyrann, der sich in dem Gedanken gefällt, sich an dem des Despotismus müden Volke dadurch zu rächen, daß er es in die Anarchie stürzt. Deßhalb schleudert er das große Siegel mitten in die Themse. („He flung de Great Seal into the midst of the stream.") Wir werden unten sehen, daß man für letztere That kein vollgültiges Zeugniß beibringen kann. Diese ganz unbeglaubigte Erzählung spiegelt recht klar die englische Tradition über den Tyrannen Jakob II., der sein Volk mit Absicht in die Anarchie stürzt, allein diese Tradition ist den Thatsachen gegenüber unhaltbar: Jakob hoffte allerdings auf Anarchie, allein er **that** nichts, um dieselbe hervorzurufen. Und nicht nur den Charakter Jakob's II., auch den der Umwälzung selbst verkennt Macaulay wie fast alle Engländer. Mit Begeisterung und nationalem Stolz erzählt er die „glorious revolution", bei der kein Blut geflossen. In wieweit das Verhalten der Engländer auf Ruhm Anspruch machen kann, mag dahingestellt bleiben: Thatsache ist, daß die Engländer ihren König verließen und zu Wilhelm überliefen. Es fand somit 1688 keine Revolution in dem Sinne statt, den man seit 1789 mit diesem Worte verbindet. Unparteiische Engländer haben dieß auch anerkannt, so z. B. Burke, der geradezu sagt, die sog. Revolution von 1688 sei eher die Verhinderung einer Revolution gewesen. Ganz der englischen Auffassung entsprechend, aber irrig ist die Ansicht Macaulay's von dem englischen

---

1) **History of England** *from* the accession of James the second. *Tauchnitz edit. III. 346 f.*

Parlamente. Dieselbe ist viel zu günstig für das Parlamen und überschätzt dessen Thätigkeit bedeutend[1]). Nach der Flucht Jakob's fügte es sich einfach, indem es die vollendeten Thatsachen anerkannte. Auch Wilhelm III., bekanntlich der Lieblingsheld Macaulay's, ist nicht richtig dargestellt; namentlich kennt Macaulay die religiöse Politik des Oraniers fast gar nicht. Ueber Wilhelm III. sind überhaupt bei den englischen wie auch bei den übrigen europäischen Historikern vielfach ganz unrichtige Anschauungen verbreitet. Es ist, wie wir an der Hand Klopp's sehen werden, ganz unrichtig, von der „widernatürlichen" Gier des Oraniers nach dem Throne seines Oheims und Schwiegervaters zu sprechen; Wilhelm hatte, das ist hier überzeugend dargethan, nicht von vorne herein die Absicht, seinen Schwiegervater vom Throne zu stoßen und sich darauf zu setzen.

Doch genug der Berichtigungen! Bei geschichtlichen Fragen, über welche die Ansichten so sehr auseinander gehen, nutzen alle kritischen Gegenbemerkungen und Widerlegungen nur wenig, eine neue positive Darstellung ist da nothwendig. Diese nun hat Klopp im vierten Bande seines großen Geschichtswerkes geliefert und damit ist die Klage Reumont's, daß noch immer eine wahrhaft befriedigende Geschichte der Revolution von 1688 fehle[2]), endlich überflüssig geworden.

Klopp verbreitet sich zunächst über die Ereignisse, welche der Katastrophe von 1688 vorbereitend vorangingen. Er schildert die Politik Lugwigs XIV., welche sich die Verfeindung Jakobs mit der holländischen Republik im Interesse Frankreichs zum Ziel gesetzt hatte. Ludwig XIV. erreichte die beabsichtigte Wirkung nicht durchaus bei dem englischen Könige. Die innere Verworrenheit des letzteren spiegel

1) Eine noch größere Ueberschätzung der Thätigkeit des Parlament 1688 wie des constitutionellen Wesens überhaupt finden wir b dem Werke von Henry Hallam „Constitutional History o England".

2) Monatsblätter zur Allg. Zeitung. 1848 S. 488 f.

sich am klarsten in seiner auswärtigen Politik. „Das Verhalten Jakobs in dieser Zeit resultirt wesentlich aus dem Zusammenwirken zweier entgegengesetzten Faktoren in ihm: demjenigen seiner eigenen Abneigung gegen einen Krieg, und demjenigen der Deferenz vor dem Rathe des Königs von Frankreich, welcher ihn zum Bruche mit der Republik zu treiben sucht, und dieses Streben in seinen Eifer für die katholische Religion hüllt." Der Verfasser verfolgt diesen inneren Widerstreit bei Jakob II. bis in's Einzelnste. Die geistige Begabung des unglücklichen Königs erscheint hier allerdings in sehr ungünstigem Lichte. Wahres und Falsches hat sich in seinem Kopfe zu einem unentwirrbaren Knäuel verschlungen. „Wenn je zuweilen der Gedanke ihm aufblitzt, wo für ihn der wahre Feind und Verderber zu suchen: so erlischt sofort wieder dieser Lichtstrahl in der Nacht der Vorurtheile, der französischen Bethörung und namentlich des Hasses gegen den Prinzen von Oranien. Es ging dem Könige Jakob II. nicht die Ahnung auf, daß Niemand mehr dafür gearbeitet und noch arbeitete, dem Prinzen von Oranien die Waffen in die Hände zu geben wider ihn, als er selbst. Seine Schritte erschienen wie berechnet auf die Herausforderung der Republik" (S. 3.). Andererseits erreichte der französische König seinen Zweck in vollstem Maße bei der holländischen Republik. Schon im Anfange des Jahres 1688 begannen in Holland die Rüstungen gegen Jakob II., lange vor der am 10|20. Juni erfolgten Geburt des Sohnes von Jakob II., Jakob Stuart.

Jakob Stuart, später bekannt unter dem Namen des Ritters von St. George, ist ohne Zweifel einer der unglücklichsten Prinzen der neueren Geschichte, sein ganzes Leben ist eine Kette von Unglücksfällen. Sein erstes Unglück war, daß die Mehrzahl der Engländer nicht glauben wollte, daß die Königin ihn geboren. Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß die Anklage der Unterschiebung gänzlich grundlos ist. Klopp untersucht eingehend (S. 39 ff. 57 ff. 60 f.) die Genesis dieses

unheilvollen Gerüchtes, weist schärfer als die bisherigen englischen Historiker das Aufkommen desselben nach und zeigt, wie dasselbe zu einem politischen Faktor gegen den König ausgeprägt wurde. Die englischen Historiker, von denen keiner für die schändliche Anschuldigung gegen die Königin eintritt, sind alle der Ansicht, daß das Gerücht damals in England allgemein geglaubt worden sei, ja daß auch schon vor dem 10. Juni der Verdacht überwogen habe. Klopp zeigt, daß diese Ansicht unbegründet ist. Als hauptsächliche Verbreiter des falschen Gerüchtes erscheinen Halifax, Danby, Devonshire, Shrewsbury, Lumley, Sidney und Compton, die sieben englischen Großen, welche den Prinzen von Oranien zur Expedition nach England einluden. In ihrer Einladungsschrift sprechen sie ganz bestimmt von der „Unterschiebung des Kindes zum Nachtheile der Prinzessin von Oranien." Merkwürdig ist das Verhalten des Prinzen von Oranien zu diesem Gerüchte. In seinen Bündnißverhandlungen mit den deutschen Fürsten im Juli 1688 schweigt Wilhelm von der Unterschiebung; war er damals von der Wahrheit dieser Anklage überzeugt, so war es nicht bloß sein Recht, sondern auch seine Pflicht, sie als eines der Motive des Handelns gegen den König Jakob geltend zu machen (S. 72). Gleichwohl nahm er die Anklage in die Deklaration auf und betheiligte sich hiedurch an der Schuld der englischen Großen (S. 157—160).

In demselben Monat, in welchem der Prinz von Wales das Licht der Welt erblickte, fand der berühmte Proz[eß] gegen die sieben Bischöfe vor der Kings-Bench st[att]. Klopp zeigt (S. 52 f.), wie ganz falsch die Ansicht ist, [die] sieben Bischöfe als Vertreter des protestantischen Princ[ips] gegenüber dem katholischen, durch Jakob II. vertretenen hi[n]zustellen. In Wirklichkeit liegt die Sache völlig umgekehr[t]. Die Bischöfe hatten den Kampf gegen den König Jakob an[ge]nommen nicht zuerst für die Lehren der Hochkirche vo[n] England, sondern — im Gegensatze zu der Lehre der Hoch[-]kirche, welche den passiven Gehorsam forderte — für [die]

Princip der allgemeinen christlichen Kirche, welches die Apostel Christi verkündet mit den Worten: Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen — für das Princip, welches zu allen Zeiten und zuerst die Nachfolger des Apostels Petrus in Rom vertreten haben. Jakob II. ist in dem ganzen Streite der Vertreter eines antikatholischen Princips: er handelt für sich von dem Principe der Macht aus, welche Gesetze zu geben beansprucht kraft ihres souveränen Willens. Er fordert von der Hochkirche den Gehorsam für diesen Willen auf Grund der Lehre, welche sie verkündet, der Lehre vom passiven Gehorsame. Der König Jakob ist folglich, indem er vertraut auf diese Lehre der Hochkirche, in Wirklichkeit der Anglikaner.

Die Freisprechung der sieben Bischöfe erschütterte die Autorität des Königs Jakob tief. An demselben Tage, an welchem sie stattfand, wurde aber ein anderer, noch wuchtigerer Streich gegen ihn geführt: es erfolgte die Einladung der sieben Großen an den Prinzen von Oranien zur englischen Expedition. Es war aber für Letzteren nicht so leicht, wie man gewöhnlich meint, dieser Einladung nachzukommen. Es ist hier besonders zu betonen, daß Wilhelm für seine Person keine Macht hatte. Er war der erste Diener der Republik, nicht deren Souverän. Die Republik hatte bereits mehrmals gezeigt, daß sie nicht gewillt sei, sich seiner persönlichen Angelegenheiten anzunehmen. Als im J. 1686 Ludwig XIV. dem Oranier sein Fürstenthum Orange wegnahm, that sie für ihn weniger als Jakob II. (Vgl. Bd. III 150 ff.) Ebenso wenig stellte die Republik im J. 1688 dem Prinzen für seine persönlichen Zwecke ihre Flotte und ihr Heer zur Verfügung. Reell intervenirte also in England nicht der Prinz von Oranien, sondern die Republik durch ihn. Die Republik handelte so weder zunächst um des Prinzen, noch um Englands willen, sondern im Interesse der Selbsterhaltung, aus Furcht vor einem Bündnisse zwischen England und Frankreich. Diese Furcht vor einer Wiederkehr des

Jahres 1672, dessen Noth sich mit unauslöschlichen Zügen in die Erinnerung der Holländer eingegraben, rief jetzt die holländischen Rüstungen hervor. „Die Furcht allein, schrieb der französische Botschafter im Haag Avaux seinem Könige, ist das alleinige Motiv, welches hier die Leute zum Handeln bringt.“ (III. 246.) Aus der Furcht der Holländer, wie 1672 plötzlich überfallen zu werden, entsprang der Entschluß, der drohenden Gefahr lieber zuvorzukommen. Die Pläne des schmählichen Dover-Vertrags von 1670 wandten sich 1688 zurück gegen König Jakob; die Republik brachte ihm das Unheil wieder, welches er vor sechzehn Jahren über sie hatte bringen wollen und, so viel in seinen Kräften stand, auch wirklich gebracht hat. An den Rückschlag des Doververtrags knüpft sich der Fall der Stuarts. Aber nicht nur gegen Jakob II., sondern auch gegen den anderen Theilnehmer, gegen Ludwig XIV., dessen Macht seit 1688 stillsteht, schlug der Doververtrag zurück.

Wir wiederholen: aus Furcht vor einer Wiederkehr des Jahres 1672, mithin im Interesse der Selbsterhaltung und zugleich in dem Streben England zum Bunde gegen Frankreich zu gewinnen, beschloß die Republik den Bruch mit Jakob II. Es geschah in der Form, daß sie dem Prinzen von Oranien ihre Kriegsmittel zur Intervention in England darlieh. Demnach war der eigentliche und hauptsächliche Zweck de Unternehmung von 1688, von Seiten der Republik w des Prinzen von Oranien selbst, die Gewinnung v England zum Kriegsbunde wider den König v Frankreich. Dieser eigentliche Zweck indessen ward ni offen verkündet, sondern barg sich unter denjenigen der H stellung der kirchlichen und der bürgerlichen Freiheit von E land als die, nach der Ansicht der Staatsmänner der Rep blik, nothwendige Consequenz derselben.

Ehe wir den weiteren Gang der Ereignisse verfolg müssen wir mit dem Verfasser unsern Blick auf das Verhalt Ludwigs XIV. gegenüber der sich vorbereitenden Katastr

6. September 1688, dessen Inhalt wie Form die Absi
Bruches zur Genüge ankündigten. Innocenz vernal
Schreiben. Er ließ das Aktenstück der Cardinalscongr
welches sich einstimmig für die Bestätigung von Jose
mens aussprach, herbeiholen und wandte sich zu d'
mit den Worten: „Und wenn die Welt darüber in T
stürzt: der gerechte Gott wird Den str
welcher schuldig ist.“ Dann unterzeichnete er. E
bemerkt Klopp (S. 130), das noch blutlose Vorspiel de
sigen Ereignisse, welche den Völkern Westeuropas be
den. Und doch drängt sich in diesen einen Akt das
lichste Element derselben zusammen. Es ist der Kam
moralischen Freiheit, repräsentirt in dem
Innocenz XI. gegenüber der Gewalt einer wel
Macht, welche die Unwahrheit und die Li
Hülfe nimmt[1]), repräsentirt durch den Köni
wig XIV.

---

das erste an den Minister Louvois vom 18. Dezember 1
zweite an Ludwig XIV. vom 29. Juni 1688. Obgleich s
Herausgeber einige Zweifel an der Echtheit dieser Ber
stießen, unterließ er dennoch eine weitere Kritik. Klopp
Kritik geübt (S. 497 ff.). Sein Resultat ist, daß bei
Falsa sind und zwar recht ungeschickte Falsa, denn d
Schriftstück (datirt vom 18. Dezember 1687) erzählt Din
erst nach dem 7. Januar 1688 geschehen sind. Zudem
halt und Redeweise beider Berichte derart, daß sie, w
als Unica in der diplomatischen Welt dastehen würd
eine von Schwärmerei für Ludwig XIV. erfüllte Dame
Marquise Campana de Cavelli (l. c. II. p. 482)
richte dennoch für echt hält, wird nicht sehr auffallen.
man aber darüber sagen, daß der „Kritiker“ Leopold
Päpste 6. Aufl. III. p. 117 den „wenig bemerkten“
d'Estrées vom 18. Dezember 1687 als echt und „entsche
diese Verhältnisse“ ansieht und benützt?! Durch die vo
nachgewiesene Unechtheit der Berichte fällt die ganze D
Ranke's in sich zusammen.

1) Sehr schön bemerkt Klopp an einer andern Stelle

Nachdem der Bruch mit dem Papste vollzogen, brachte Ludwig XIV. seine schon am **21.** August beschlossenen Gewaltakte gegen Kaiser und Reich zur Ausführung. Der Einfall und die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen erfolgte, während der Kaiser im Osten in den Türkenkrieg verwickelt war. Eben war Belgrad in die Hände der Kaiserlichen gefallen. Der „allerchristlichste" König durchbrach den Jubel der Christenheit mit einem sehr schrillen Mißklang (S. 133). Der Einfall in das Reich ließ aber andererseits dem Prinzen von Oranien freie Bahn nach England. Am **10.** Oktober lag die Deklaration des Oraniers (S. 157 ff.) fertig vor. Seit Monaten hatte man in der Republik mit aller Anstrengung gearbeitet, damit Alles bereit sei auf die Tage des Vollmondes im Oktober. Er fiel auf den **14.** Aber der Westwind wehte fort und fort. Am **24.** Oktober wandte er sich. Am selben Tage zeichnete Wilhem von Oranien im Haag eine neue Deklaration als Nachtrag zu der ersten. Heftiger als diese, war sie die Antwort auf die Proklamation Jakobs vom **18.** Oktober. (S. 176 f.)

Die Flotte lag segelfertig. Sie bestand aus **65** schweren Kriegsschiffen und **600** Frachtschiffen. Gemäß der Uebereinkunft wehte von den Masten nicht die Kriegsflagge der Republik. Nicht sie sollte betheiligt erscheinen, nur um England es sich handeln. Die große Flagge des prinzlichen Schiffes zeigte in der Mitte das Wappen der Prinzessin und des Prinzen von Oranien, darüber in großen Buchstaben die Aufschrift: Pro libero Parlamento und Pro Religione Protestante. Man hat nach den letzten Worten, namentlich von englischer Seite, die Sache so aufgefaßt, als habe Wilhelm von Oranien seinen Zug unternommen wesentlich als „Vor-

---

„Das ist die besondere Ehre des heiligen Stuhles, daß von der rohen Gewalt wider ihn untrennbar erscheint die Lüge in allen Gestalten. Wie einst die Kaiser Heinrich IV., Friedrich Barbarossa und sein Enkel Friedrich II., so hier Ludwig XIV."

mochte, war nicht der Repräsentant ders
sahen ihn als solchen die stillen und
in England an, die durch sein Walten
Vernichtung für die Zukunft preisgegeb
recht, welches Jakob II. beging in seine
tholische Kirche, in Wirklichkeit jedoch n
esse seiner persönlichen Herrschaft, ließ si
Eifers, nicht auf die Kirche übertragen
persönliche Eigenthum des Königs und s
nach kündigte auch die Erklärung Oranie
erhaltung der Kirche und der Freiheit vo

---

1) So vor Allen Ranke in seiner Geschichte
p. 117 und Engl. Geschichte 6, 180. 186.
überall, so schiebt er auch hier fälschlich de
punkt in den Vordergrund. Am Schlusse se
deutschen Allianzen Wilhelm's schreibt er:
Vereinigung derselben Fürstenhäuser, die
der Kirche durchgefochten hatten, zu i
Europa!" Im Lager des Prinzen spiel
Ansicht nicht das politische, sondern das
Hauptrolle. Die Elemente, die sich um

die Herstellung des von Jakob II. und seinen Räthen geschädigten Rechtes, nicht die Absicht einer Feindseligkeit gegen die katholische Kirche an. Es handelt sich um die Absicht des Prinzen von Oranien, nicht um diejenige der Engländer. Die Absicht Wilhelms ging nicht auf einen Religionskrieg: dem kaiserlichen Gesandten Kramprich, der aus Besorgniß um die katholische Religion in England der Expedition abgeneigt war, sagte Wilhelm: „Glauben Sie mir, daß ich niemals rathen werde zu einem Religionskriege, niemals meine Zustimmung zur Hinderung des katholischen Gottesdienstes geben werde.“ Stärker noch drückte sich Fagel[1]) aus: „Ich nehme Gott zum Zeugen, sagte er zu Kramprich, daß die Absicht des Prinzen nicht gerichtet ist auf die Verfolgung der Katholiken in England, sondern vielmehr auf dieselbe Freiheit für sie, deren sie sich hier erfreuen ... Wir wollen zusammen mit den Engländern den König von Frankreich bekriegen. Wir wollen ihn angreifen zu Wasser und zu Lande, in Guyenne und wo sonst es sei. Wir wollen so lange ihn bekriegen, bis wir ihn wieder hinabgebracht auf den Stand des pyrenäischen und westfälischen Friedens. Das ist unser Wunsch gewesen von Anfang an. Aber wir allein sind zu schwach. Wir bedürfen der Bundesgenossen, namentlich Englands. Darum bieten wir dieser Nation unsere Mithülfe zur Herstellung ihrer Sicherheit in Kirche und Staat. Die äußerste Noth zwingt uns zu greifen zu diesem Mittel. Es werden sich Viele an unserm Unternehmen stoßen, und dennoch werden später Alle eine große Wohlthat darin erkennen.“

Nach diesen deutlichen Erklärungen Wilhelms und seines

---

1) Fagel war Rathspensionär der Stände von Holland und kannte den Prinzen von Oranien am genauesten. Sein Name ist makellos, Freund und Feind nannten ihn unbestechlich. Für den Prinzen trat er mit seiner eigenen Ehre ein und opferte, wie Klopp (S. 206) sagt, seine letzte Lebenskraft für dessen Plan.

des katholischen Heerlagers für den König von
abziele. Wilhelm konnte also nicht dasselbe wolle
schärfster Gegner wollte, er mußte vielmehr de
erstreben, nämlich die Vereinigung der An
verschiedenen Glaubens unter einer p
Fahne gegen Ludwig XIV. Deßhalb vermied W
Akt, der die Handhabe bieten konnte zur Anklag
gionskrieges. Seine erste Declaration vom 10.
hält gegen die Katholiken als solche kein feindse
Die zweite Deklaration thut der Katholiken keine
Die Truppen, welche der Prinz hinüber zu führ
bestanden zu einem Theile aus katholischen Belgi
S. 177—179). Gleichzeitig bemühte sich Wilhelm,
und den Kaiser zu überzeugen, daß er nicht fe
treten wolle gegen die katholische Religion. Er
diesem Sinne an den Kaiser; letzterer antwortete
vember, belobte die Toleranz Wilhelms und be
Anderem: „Nicht wegen der Religion leidet die
sondern wegen der Herrschsucht. Aus Grund der

Behauptung (Päpste III. 117), „es sei unläugbar, daß Innocenz XI. sich einer Opposition anschloß, die großentheils auf protestantischen Kräften und Antrieben beruhte", daß sein Widerstand gegen Fürstenberg „im Interesse jener Opposition gewesen", daß „der Papst mithin durch seine Politik den Protestantismus beförderte", ist nach den Thatsachen nicht begründet. Ranke folgt hier, wie so oft, der französischen Anschauungsweise, ohne irgend eine durchschlagende Belegstelle anzuführen. Es ist eine gänzliche Verkennung des wahren Sachverhalts, wenn man wie Ranke glaubt, der Papst habe sich an „den allgemeinen Widerstand, welchen die Europa in dem Wesen seiner Freiheit bedrohenden Unternehmungen Ludwigs XIV. erweckt hatten, angeschlossen." Der Papst Innocenz XI. ging selbstständig seinen Weg, aber der europäische Widerstand gegen Ludwig XIV. kam ihm zu gute. Des Papstes Widerstand gegen Fürstenberg's Wahl war „nicht im Interesse jener Opposition", sondern war dem Rechte gemäß und fiel zusammen mit der Politik des römischen Kaisers Leopold. Richtiger könnte man sagen, die Politik der Republik Holland diente nicht nur der Freiheit Europas, sondern auch der Freiheit des römischen Stuhles und der Kirche.

Das unerhörte Wagniß der Holländer, eine Kriegsflotte mit einer Landungsarmee mitten im Monat November in die Nordsee hinaus zu senden, gelang. Am 5./15. November landete die prächtige Flotte in der Bucht von Torbay. Die folgenden Ereignisse sind bekannt: Oranien siegte fast ohne Blutvergießen, König Jakob wurde von den Wenigen, auf die er vertrauen zu können geglaubt hatte, verlassen: die englische Nation stand nicht ein für ihren König; den entscheidenden Fehler aber beging letzterer. Nach einer Häufung von Mißgriffen aller Art, floh[1]) Jakob nach

1) Die wichtigsten Berichte über die verhängnißvolle Flucht Jakob's sind in dem Werke der Marquise Campana de Cavelli (II. 381 f.) veröffentlicht; dieselben zeigen, daß der unselige

Frankreich[1]). Hierdurch gab er thatsächlich die Reg
auf. So lange Jakob noch auf englischem Boden weilt
er der Schlußstein des Gewölbes des englischen Recht
der englischen Verfassung. Mit der Hinwegnahme des S
steines drohte das Gewölbe den Einsturz. Wie auch

Fluchtgedanke Jakob's wenn nicht geradezu von Ludw
entsprang, so doch von den Agenten desselben genährt
Nach Lämmer (Zur Kirchengeschichte des 16. und 1
hunderts S. 172) enthalten die in der Corsinischen Bibliothek
aufbewahrten **Lettere scritte al Sgr. Card. Pietro Ottob
Pontificato di P. P. Alessandro VIII. da Monsignor
Nunzio Aplico in Colonia nell' anni 1689 e 1690**
über die Flucht Jakob's. Leider hat jedoch Lämmer dieselb
mitgetheilt.

1) Wie schon bemerkt, ist es englische Tradition, Jakob
seiner Flucht das große Siegel absichtlich in die Th
worfen, um dadurch England der Anarchie preiszugeben
existirt aber für die Thatsache der Mitnahme des großen
durch den König selbst kein Zeugniß. Dagegen führt Kl
Zeugniß Pufendorf's für die Mitnahme des Siegels durch die
an (S. 506). Die Behauptung Pufendorf's wird bestäti
einen von Klopp übersehenen Bericht des spanischen Gesand
sello que havia dijen lo levo la reyna" bei Ranke (
Geschichte 6, 231). Wenn wir ferner beachten, wie in de
der Engländer an dem großen Siegel des Reiches für die
erklärung von Regierungsakten eine Art mysteriöse Be
haftete, fast als sei dasselbe eine willensbewußte Persö
der Inbegriff der Wirksamkeit der königlichen Autorität,
scheint ein absichtliches Wegwerfen desselben undenkbar. J
wollte sein Königthum nicht in England zurücklassen, e
es mit sich fortnehmen; folglich mußte er auch das S
welches der königlichen Autorität gesetzlich den höchsten
wahrnehmbaren Ausdruck gab, zu erhalten suchen. Auch
land ist übrigens die Meinung, daß der König Jakob da
weggeworfen, erst später aufgekommen, nachdem man
in der Themse gefunden (Klopp S. 507). Die Annahme
(S. 268 f.), daß die Königin das Siegel bei der nä
stürmischen Ueberfahrt über die Themse verloren, hat di
Wahrscheinlichkeit für sich.

vermöge des menschlichen Bedürfnisses nach Gesetz und Recht, dasselbe neu befestigt wurde: es konnte für den früheren Schlußstein keinen Raum mehr bieten. So hatte Middleton es ihm in Rochester vorausgesagt: wenn er ginge, würde unmittelbar hinter ihm die Thür gesperrt seyn. Und nicht einmal dabei konnte es bleiben. Der König Jakob selbst spricht später den Gedanken aus: „die Gesetze, welche die Engländer selbst gemacht haben zu Gunsten des Prinzen von Oranien, hindern sie sich gegen ihn zu erklären, auch im Parlamente." Dieß war die große Wahrheit, aber nicht bloß erst 1692, wo Jakob II. sie aussprach, sondern von der Mitternacht an, wo Jakob II. durch die Flucht von Rochester der Furcht für sein Leben und seinen übel begründeten Hoffnungen seine Krone zum Opfer gebracht hatte. Jakob II. hat durch seine Flucht sich selbst gestürzt und dadurch, daß er sich in die Gewalt des französischen Königs begab, seine Rückkehr auf den Thron unmöglich gemacht. Seine beiden großen Fehler waren, daß er sich selbst aufgab und daß er Heilung seines Uebels von dem Ursprung desselben (Frankreich) hoffte. Wir müssen daher mit der Königin Christine von Schweden sagen (S. 299), daß wir sein Geschick beklagen, aber zugestehen, daß er es verdient habe.

XLVI.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

So lautet der bescheidene Titel[1]) einer in den Jahren 1873 und 1874 in zwei Abtheilungen erschienenen denkwürdigen Schrift über russische Zustände, welche auch auf den Krieg, der in San Stefano seinen Abschluß gefunden, einiges Licht verbreitet. Der Verfasser strebt nach objektiven Wahrheit und es bedarf kaum seiner Versicherung, daß er sich vor der Gefahr der Voreingenommenheit für oder wider die einzelnen in Rußland kämpfenden politischen und nationalen Parteien durch die kosmopolitischen Neigungen geschützt glaube, „die man nirgends so gründlich erwirbt wie in Petersburg".

Er hat den letzten orientalischen Krieg nicht gerade vorausgesagt, aber man lernt die handelnden Personen und die Triebfedern kennen, man sieht den vorbereiteten Boden und begreift eine gewisse politische Nothwendigkeit sowie die Haltung der übrigen europäischen Mächte und Griechenlands. „Von Alters her hat das Petersburger Kabinet sich bestrebt in seinen Händeln mit der Türkei populär zu seyn. In den tausendjährigen Beziehungen zwischen Moskau und Byzanz liegt etwas Dämonisches, Unberechenbares; hier concentrirt sich was der Russe an Idealismus besitzt. All

1) Das fragliche Werk ist bereits citirt und benützt in unsern Abhandlungen „über russische Zustände und Parteien" im Bande Heft vom 1. April 1877 und den folgenden Heften.
Anm. d. Red.

zeit wenn es einen Türkenkrieg galt, hat sich in den Massen eine Opferwilligkeit gezeigt, die man sonst vergebens suchen wird. Aus diesem Antheil des Volksgemüthes an den orientalischen Dingen ist auch das diplomatische Herkommen erwachsen, nur einen Bekenner der griechisch-orthodoxen Staatsreligion mit der Vertretung Rußlands am Bosporus zu beauftragen."

Die innern kirchlichen Zustände aber werden also geschildert:

„Nirgend in Europa spielen Kirche und kirchliches Leben für den gebildeten Theil der Gesellschaft eine so untergeordnete und mesquine Rolle wie in Rußland. Während die bloß geduldeten und vielfach gedrückten kirchlichen Gemeinschaften der Katholiken und Protestanten auf ihre in Rußland lebenden Glaubensgenossen den nachhaltigsten Einfluß üben und den öffentlichen Geist in den liefländischen, litthauischen und polnischen Provinzen geradezu beherrschen, kommt dieselbe ‚rechtgläubige Kirche', welche bei allen Aktionen der russischen Staatskunst in das Vordertreffen geführt wird und nach welcher die große Monarchie des Ostens sich ‚das heilige Rußland' nennt, für diejenigen Classen der Gesellschaft welche auf den Staat und die nationale Entwicklung bestimmend einwirken, so gut wie gar nicht in Betracht. Herkömmlich nehmen Adel und Bureaukratie zu der den niedern Klerus bildenden Weltgeistlichkeit eine rein ironische Stellung ein, die freilich nicht ausschließt daß man den verachteten Popen gelegentlich die Reverenz macht; die Klostergeistlichkeit im Besitz eines unermeßlichen Vermögens bildet eine Welt für sich, in die der Gebildete zwei- oder dreimal im Leben hineinsieht, um für den Rest seiner Tage genug zu haben. Der Hof und was zu ihm gehört, tritt zu der Kirche jährlich bei Gelegenheit der großen Feste in ein vorübergehendes rein äußerliches Verhältniß, das ohne alle Consequenzen bleibt. Das niedere Volk ist allerdings der orthodoxen Kirche aufrichtig ergeben und in einer gewissen Abhängigkeit von den Dienern derselben — aber ein sehr beträchtlicher Theil desselben steht außerhalb der Staatskirche und hängt den zahllosen Sekten an, *welche über das ganze Reich* verbreitet sind. Millionen von Alt-

gläubigen, die bald in größeren bald in kleineren Gruppen vom schwarzen bis zum weißen Meer, von Kiew bis Ochozk gefunden werden, stehen nicht nur zu der kirchlichen sondern auch zu der staatlichen Ordnung Rußlands in ausgesprochen feindlichem Verhältniß und sehen dieselbe als das Reich des Antichrists an. In diesen Sektirergemeinden, die meist einem an Wahnsinn streifenden Aberglauben ergeben sind, ist trotz systematischer Verfolgung das religiöse Leben ungleich reger als in der Staatskirche."

„In der guten Gesellschaft ist nie und unter keinen Umständen ein Geistlicher der griechischen Kirche sichtbar; muß derselbe empfangen werden, so geschieht es in der Gesindestube oder im Kabinet des Hausherrn. Das geistige und sittliche Leben, die Bildung und der Entwicklungsgang der herrschenden Stände bleiben von den Einflüssen der ‚Orthodoxie' in der Regel vollständig unberührt, und die Geist- und Leblosigkeit dieser in leerem Formelthum versunkenen kirchlichen Gemeinschaft sorgt dafür, daß der Einzelne von dem Cultus und dessen Dienern durchaus unbehelligt bleibt."

„Nur immer auf kurze Zeit und zu ganz bestimmten Zwecken wird die orthodoxe Kirche vorangestellt"; so behufs der gewaltsamen Unterdrückung oder vielmehr Zerstörung der unirten Kirche in den westlichen Provinzen, so zur Zeit des Krimkrieges, so in den Jahren 1863 und 1864 anläßlich des polnischen Aufstandes. Damals wurde „das Henkeramt, welches Murawieff gegen die katholische Kirche und deren Anhänger zu üben hatte, mit einem zugleich nationalen und orthodoxen Heiligenschein umgeben; . . . die exclusive Gesellschaft besann sich plötzlich darauf, daß sie national = griechisch und griechisch = orthodox sei."

Und wiederum kam der Panslavismus zu Ehren und wurde der national-orthodoxe Fanatismus entflammt, als der letzte orientalische Krieg ausgebrochen war, welchen, wie bemerkt, der Verfasser nirgend andeutet, indem er vielmehr constatirt: „Daß der nächste große Krieg mit Deutschland geführt werde, läßt das große Publikum sich einmal nicht nehmen und gilt selbst bei vielen Anhängern der preußischen Allianz für ausgemacht."

Fürst Gortschakoff welcher, nachdem die Heirath

Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Württemberg zu Stande gekommen, als Gesandter in Stuttgart residirte, wurde im Jahre 1850 unter Beibehaltung seiner bisherigen Stellung zum Bevollmächtigten beim Bundestag in Frankfurt ernannt und dadurch wieder in die große Politik eingeführt. Aus dieser Zeit stammen Gortschakoff's intime Beziehungen zu Bismarck und die nicht eben freundlichen Gefühle für Oesterreich, welche der Fürst mitbrachte, als er im Jahre 1854 den lange ersehnten Botschafterposten in Wien erhielt. „Was Nikolaus bis an das Ende seiner Tage nicht zu glauben und nicht zu verstehen vermochte, daß es eine von der russischen verschiedene Orientpolitik Oesterreichs geben könne, und daß ein Großstaat gegen sich selbst größere Pflichten habe als gegen einen ehemaligen Verbündeten, der ihm einmal einen großen, aber nichts weniger als uneigennützigen Dienst erwiesen und sich dabei nach Kräften übermüthig und taktlos betragen hatte — das sollte Fürst Gortschakoff während seines Aufenthaltes in der österreichischen Kaiserstadt langsam aber gründlich lernen." Als er im April 1856 nach Petersburg kam, war der Umstand daß er Oesterreich haßte, von dem er sagte: „L'Autriche n'est pas un état, ce n'est qu'un gouvernement", die beste Empfehlung bei der im Emporkommen begriffenen nationalen Partei und galt als eine Bürgschaft, „daß die Rücksicht auf die außer-russische Slavenwelt fortan einer der maßgebenden Gesichtspunkte der auswärtigen russischen Politik seyn werde."

Die Moskauer Zeitung feierte den Fürsten und erklärte ihn, nachdem er sich 1863 für die nationale Auffassung der polnischen Frage erklärt hatte, für einen der größten russischen Männer aller Zeiten. Die Kündigung des Pariser-Vertrages von 1856 bezüglich der Neutralisirung des schwarzen Meeres nach der Niederwerfung Frankreichs, welche die europäischen Mächte zuließen, „theils wie England und Oesterreich voll heimlichen Ingrimms, weil sie dem einseitigen Vorgehen Gortschakoff's nicht wirksam entgegenzutreten in

„Man wußte, daß der neue Gesandte ein eifri
des verstorbenen Kaisers und als solcher Gegner der
Bestrebungen des Berliner Liberalismus gewesen se
weiter, daß derselbe während seines Aufenthalts
der beständige Antagonist seines österreichischen Col
war und daß er trotz der österreichischen Sympathie
seiner Freunde und Parteigenossen die deutsche Bu
geschworener Feind des Hauses Habsburg verlassen
war die beste Empfehlung, denn Haß gegen den
Schützling von 1849 war damals das Stichwort
sellschaft, wie unserer Diplomatie und ihres neu
Fürsten Gortschakoff. Es bedurfte nicht erst der
ungen welche zwischen dem russischen und preuß
mächtigten beim Bundestag bestanden hatten, der n
ling konnte nicht besser empfohlen seyn, als durc
cedentien bereits geschehen war. Aber schon wenige
dem er in sein Amt getreten, hatte der preußische
an ihn geknüpften Erwartungen bedeutend überflü
gesammten ‚Gesellschaft' war nur eine Stimme
dieser Diplomat auf das vortheilhafteste von seiner
nehm thuenden, zugeknöpften und anspruchsvoller

auch etwas excentrischen Kopf. Er imponirte auch dadurch, daß er in ungewöhnlicher Weise andere Anschauungen als die seines Hofes aussprach, selbst die Handlungsweise seiner Regierung kritisirte und die Neigung bekundete, selbstständige Politik zu treiben. „Als Bismarck nach dreijährigem Aufenthalt Petersburg verließ, war alle Welt darüber einig, daß der bisherige preußische Gesandte ein Mann sei, dazu berufen eine beträchtliche Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes zu spielen und das Programm zu erfüllen, zu welchem er sich jeder Zeit mit beispielloser Offenheit bekannt hatte. Freilich kannte man nur einen Punkt desselben, die Theorie, Preußen und Deutschland aus der österreichischen Hegemonie zu befreien: das war aber gerade genug, um dem Manne, der schon sechs Monate nachher an die Spitze der preußischen Geschäfte trat, die Sympathien des Kaisers, des Reichskanzlers und anderer hochgestellten Personen zu sichern. Die große und wichtige Rolle, welche die Allianz mit Rußland in der preußischen Geschichte der letzten Jahre gespielt hat, ist durch Hrn. v. Bismarcks dreijährige Petersburger Thätigkeit auf's glücklichste vorbereitet worden".

Ein neues Verdienst erwarb sich der nunmehrige preußische Ministerpräsident durch den Abschluß der Grenzconvention nach Ausbruch des polnischen Aufstandes bei der national-russischen Partei. Ein Umschwung trat jedoch nach 1866 ein. Die öffentliche Meinung einschließlich der der Armee erblickte in der durch Preußen bewirkten Einigung Deutschlands eine Gefahr für Rußland und nahm entschieden Partei für Frankreich selbst nach dessen Niederlage. Nur der Kaiser machte eine Ausnahme; er bewunderte seinen Oheim und freute sich über dessen Erfolge gleich als wären sie seine eigenen. Und als im Frühjahr 1873 Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck zum Besuche nach Petersburg kamen, bereitete ihnen Alexander den glänzendsten Empfang und bot Alles auf ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Zu dieser Zeit soll Bismarck den Ausspruch gethan haben:

„Ich würde mich für einen Verräther halten, wenn ich gegen Rußland und seinen Kaiser jemals etwas Feindseliges unternehmen könnte.“

Der Verfasser schließt seine Darstellung mit den Worten: „Bei der großen Rolle welche die Allianz mit Rußland in der Politik dieses Staatsmannes spielt, ist es für ihn und seinen Staat ein großer Gewinn gewesen, daß er während seines mehrjährigen Aufenthalts in Petersburg Gelegenheit gehabt hat, den Kaiser zu gewinnen und durch seine persönlichen Eigenschaften in der Gesellschaft Propaganda zu machen.“

Nach all dem kann man den Werth und die Bedeutung des Drei-Kaiserbündnisses würdigen, die Lage Oesterreichs beurtheilen, sein Schwanken und Zaudern während des orientalischen Krieges und nach Endigung desselben begreifen. Niemals hat ein Staat existirt, dessen Regierung so viel Schwierigkeit bot; von Innen nur Centrifugalkräfte wirksam, und Zugriffs-Lüsterne ringsum. Das Bonmot Gortschakoffs ist leider nicht ohne Wahrheit.

Die Schrift enthält auch einen Abschnitt mit der Unterschrift: „Kaiserliche Brüder und Söhne“. Von den ersteren hat bekanntlich im letzten Kriege Nikolai den Oberbefehl geführt, von den letzteren aber der Cäsarewitsch ein Armeekorps commandirt. Nikolai war Chef des Petersburger Militärbezirkes und des Geniewesens; die Geschäfte des einen besorgte sein Adjutant, die des andern aber General v. Tottleben, der zu Hause gelassen und erst in den Nöthen vor Plewna gerufen wurde. „Mit diesen Männern gut auszukommen und ihrer Thätigkeit Vorschub zu leisten ist ein Verdienst des Großfürsten Nikolai. Im Uebrigen ist von dem jüngsten Sohne des Kaisers Nikolaus herzlich wenig die Rede“. Von dem Thronfolger sagt der Verfasser, er sei zum lebenslustigen Gardeoffizier erzogen, ohne staatswissenschaftliche Bildung, mit mangelhafter Sprachkenntniß, von der Natur mehr auf den Genuß als die Arbeit angelegt, und gelte für einen eifrigen Partisan der nationalen Partei.

Die Pforte konnte trotz ihrer gänzlichen Unfähigkeit, in Folge des fanatischen Hasses mit dem sich die christlichen Nationalitäten verfolgten, so lange sicher seyn als sie nicht einen äußeren Feind zu fürchten hatte. Man suchte daher stets das Patronat einer europäischen Großmacht; diese Rolle spielte früher England und nach dem Krimkriege Frankreich, das allen andern überlegen schien. „Während aber das Verhältniß der übrigen Mächte zu den Dingen im Orient im Ganzen und Großen durchaus conservativer Natur ist, so zwar daß es sich im Wesentlichen nur darum handelt, den einmal errungenen Einfluß im Interesse des Statusquo zu behaupten oder wieder zu erringen, geht Rußland seit 150 Jahren mit vollem Bewußtseyn auf das Gegentheil, den Umsturz des Statusquo los... Man ist bei uns längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wenn einst der Sturm gelingen soll, die langsame und geduldige Arbeit der Minirers vorangehen muß."

Diese Arbeit kann aber zu jeder Zeit gethan werden, ohne Störung selbst intimer Beziehungen zu anderen Kabineten und ohne einen festgestellten Plan für die Zukunft, der bei so verwickelten Verhältnissen gar nicht möglich ist. Die imponirende Weltstellung welche Rußland einnahm, und seine althergebrachte Rolle als Schirmherr der orientalischen Kirche erleichterten die Arbeit. Allein „während nach der Anschauung der Slaven alle Unterschiede der Nationalität, Sprache und Sitte vor der höheren Einheit der religiösen Glaubensgemeinschaft verschwanden und sie bereit waren sich unter der Fahne des orthodoxen Kreuzes hinführen zu lassen wohin es dem Führer beliebte, trugen sich die Griechen, neben dem religiösen Fanatismus der auch sie erfüllte, längst „mit weitgehenden politischen Plänen die mit den Zielpunkten der russischen Politik nichts weniger als übereinstimmten."

Wäre Rußland aus dem Krimkriege als Sieger hervorgegangen, so hätte es auch auf eine Annäherung der Griechen

zählen können. Die Niederlage mußte nothwendig zu dem entgegengesetzten Resultate führen und auch eine Erkaltung der slavischen Sympathien zur Folge haben. Mittlerweile waren aber Umstände eingetreten, welche die Wiederanknüpfung der alten Verbindungen ermöglichten. „Der griechisch-bulgarische Kirchenstreit war allmählig zu einer Bedeutung herangewachsen, der ihn nicht nur den Betheiligten als eine politische Angelegenheit ersten Rangs erscheinen ließ. Für die Bulgaren handelte es sich um einen ersten Erfolg auf dem Wege selbstständiger nationaler Entwicklung, für die Griechen um die Behauptung uralter Herrschaft, für das Patriarchat zu Constantinopel um einen sehr erheblichen Theil seiner durch die Selbstständigkeitserklärungen der hellenischen, serbischen und rumänischen Synods beträchtlich geminderten Einkünfte. Beide Theile suchten nach einem mächtigen Rückhalt für ihre Bestrebungen und beide erwarteten denselben von Rußland."

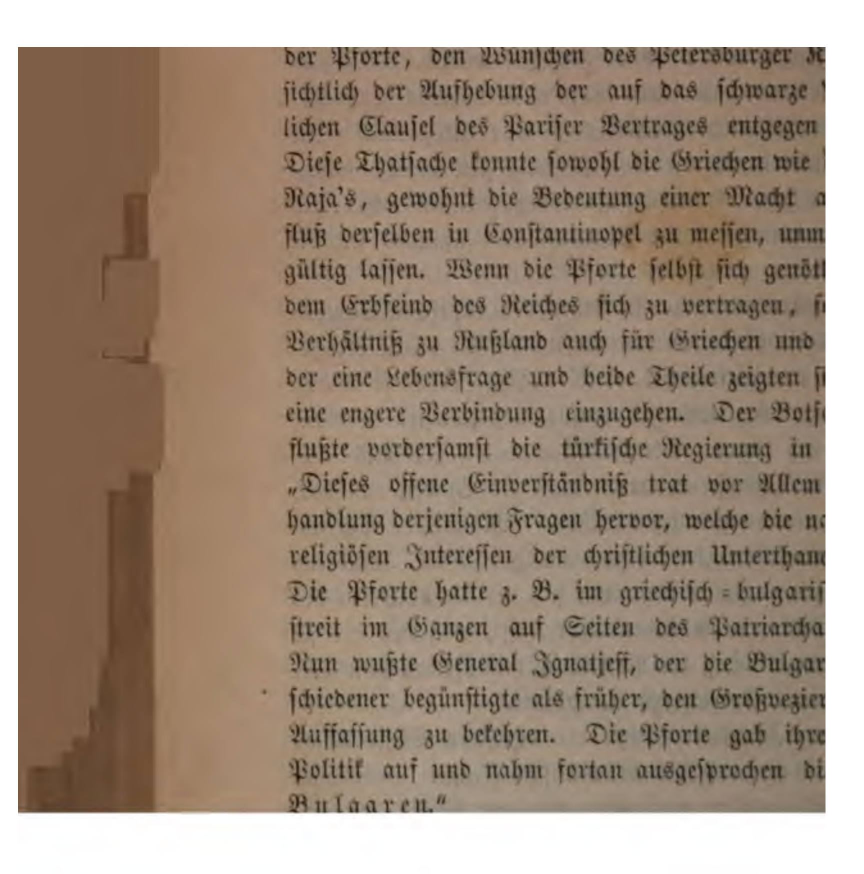
So lagen die Dinge, als im Jahre 1865 General Ignatjeff, welcher bei den Orientalen den Beinamen „Vater der Lüge" erhielt, zum Botschafter in Constantinopel ernannt wurde. Seine Instruktionen mögen etwa so gelautet haben: „Die Unzufriedenheit der christlichen Unterthanen der Türkei nach Kräften schüren, mit den stammverwandten Nationalitäten möglichst enge Beziehungen anknüpfen, die türkische Verwaltung, wo es irgend thunlich, demüthigen und dadurch in den Augen der Unterthanen herabsetzen, dagegen die Vorstellung derselben von der russischen Macht mit allen Mitteln steigern u. s. w."

Der neue Botschafter, der durch sein keckes Auftreten imponirte, ließ es an solchen Bemühungen nicht fehlen; er suchte die Bulgaren durch Parteinahme zu gewinnen, gleichwohl aber die Beziehungen zu den Griechen freundschaftlich zu gestalten. Der gänzlich unterbrochene Verkehr mit dem Fanar und dem Patriarchat wurde wieder angeknüpft. Da brach 1866 der Aufstand in Kreta aus, zu dessen Gunsten

von Seite Rußlands unverkennbare Demonstrationen gemacht wurden, was auch dem Botschafter erlaubte, dafür seine Sympathien offen zu zeigen. „Die Frage, welche der russischen Politik im Orient während der letzten Jahre Sorgen bereitet hatte, von deren Beantwortung ihr Einfluß wesentlich abhängig war: ob es gelingen würde, mit beiden hadernden Parteien unter den Raja's gleichzeitig gute Beziehungen zu unterhalten, diese Frage war entschieden. Die Bulgaren waren durch die Unterstützung gewonnen, welche man ihren kirchlichen Unabhängigkeitsbestrebungen angedeihen ließ, die Griechen durch die Sympathien Rußlands für die Sache Kreta's."

Man glaubte sich daher in Athen des russischen Schutzes sicher und unterstützte offen den Aufstand, da erließ die gerüstete Pforte ihr Ultimatum, das russische Kabinet wurde um Hülfe angerufen und sie mußte abgeschlagen werden, Griechenland sich fügen. Die Griechen waren gründlich enttäuscht und auf's höchste erbittert, auch die Slaven von dem Verhalten Rußlands peinlich berührt. „Mochte es sich um gedankenlose Leichtfertigkeit oder um geplanten Treubruch handeln: in beiden Fällen befanden sich die Verbündeten des Petersburger Kabinets in bedenklicher Lage, es schien für sie dringend geboten künftig im Verkehr mit demselben eine bisher nicht gekannte Vorsicht zu beobachten."

Der Sturz Frankreichs und die deutschen Siege übten ihren Einfluß auch auf die orientalische Frage. Frankreich galt bei den Orientalen nur noch als eine Macht untergeordneten Ranges, allein ein Ersatz für diese gebrochene Stütze war schwer. Preußen, das man bevorzugt hätte, stand mit seiner Politik und seinen Interessen zu fern; England hatte durch die Schwäche und Haltlosigkeit seiner äußeren Politik alles Vertrauen eingebüßt; das durch seine Interessen und seine Lage vorzugsweise berufene Oesterreich war durch seine inneren Schwierigkeiten gehindert. „So lange man aber vom Abendlande gegen einen so gefährlichen Nachbar wie Rußland


der Pforte, den Wünschen des Petersburger K
sichtlich der Aufhebung der auf das schwarze
lichen Clausel des Pariser Vertrages entgegen
Diese Thatsache konnte sowohl die Griechen wie
Raja's, gewohnt die Bedeutung einer Macht a
fluß derselben in Constantinopel zu messen, unm
gültig lassen. Wenn die Pforte selbst sich genöt
dem Erbfeind des Reiches sich zu vertragen, s
Verhältniß zu Rußland auch für Griechen und
der eine Lebensfrage und beide Theile zeigten s
eine engere Verbindung einzugehen. Der Bots
flußte vordersamst die türkische Regierung in
„Dieses offene Einverständniß trat vor Allem
handlung derjenigen Fragen hervor, welche die n
religiösen Interessen der christlichen Unterthan
Die Pforte hatte z. B. im griechisch=bulgari
streit im Ganzen auf Seiten des Patriarcha
Nun wußte General Ignatjeff, der die Bulgar
schiedener begünstigte als früher, den Großvezier
Auffassung zu bekehren. Die Pforte gab ihre
Politik auf und nahm fortan ausgesprochen di
Bulgaren."

angewiesen wurde. „Das Unerhörte ist geschehen, daß die Griechen in der Pforte einen Rückhalt gegen Rußland und gegen die Intriguen sehen, die der ‚Vater der Lüge‘ zu Gunsten der Bulgaren spinnt, daß das Patriarchat und die Botschaft in offener Fehde leben, daß die griechischen Zeitungen von ‚Moskau‘ im Ton der leidenschaftlichsten Erbitterung reden, daß ein gutes Verhältniß zum Patriarchen für eine schlechte Empfehlung bei der Botschaft gilt und umgekehrt.“

Es ist nicht zu verkennen, daß darin die reservirte Haltung Griechenlands während des Krieges und die Bestimmungen des Friedens von San Stefano bezüglich auf Bulgarien, das so zu sagen an die Stelle der Türkei getreten ist, ihre Erklärung finden.

Schließen wir mit „Schlußbemerkungen“ des Verfassers über innere Zustände Rußlands: „Der Stillstand der 1861 begonnenen revolutionären Bewegung kann noch viele Jahre andauern — der erste Tag einer gewaltsamen Erschütterung wird die Decke, welche die Popularität Alexanders II. über den Krater gebreitet hat, aber zweifellos sprengen. Je später diese Krisis eintritt, desto deutlicher wird sich zeigen, wie radikal die letzten Jahre unter den Stützen des Absolutismus aufgeräumt haben und daß der Rückhalt, den die Regierung an der Loyalität der in das Hofinteresse gezogenen Adelskreise besessen, seinen früheren Werth so gut wie völlig verloren hat ... 1858, 1863, 1870 ..... wer das nächste, diesen Jahreszahlen gleichgewichtige Datum errathen könnte, besäße den Schlüssel für die Zukunft der russischen Gesellschaft!“

XLVII.

Ueber das politische Verhalten der Katholiken in Italien.

III.

Rom, im April 1878.

Nach Aufzählung der bemerkenswerthesten Hindernisse, welche einer katholischen Politik in Italien zur Zeit noch im Wege stehen, wollen wir zum Schlusse noch der Wirksamkeit gedenken, welche trotz Alldem eine kleine Zahl rühriger Männer, die man mit dem Namen „klerikale Partei“ bezeichnet, in den letzten Jahren entfaltet hat: also ein Wort über die katholische Presse, die katholischen Congresse und die Leistungen der Katholiken bei den administrativen Wahlen.

Von der Presse ist leider nicht gut zu reden, es ist ein zu untröstliches Gebiet. Sie ist nur allzu sehr der getreue Ausdruck der in den vorhergehenden Artikeln geschilderten Parteiverhältnisse. Es ist kein Leben und keine Kraft darin. Ursachen davon sind verschiedene: Es fehlt ihr in Folge der Abstinenzpolitik an Interesse und an Stoff. Es fehlt ihr an Abonnenten, denn die Masse der Italiener — Adel und Geistlichkeit nicht ausgenommen — liest entweder gar nichts oder kauft sich ein liberales Soldo-Blatt, worin viele Cronaca cittadina, auf deutsch Stadtklatsch, zu finden ist. Das Landvolk und die Landgeistlichen haben aber nicht genug Geld, um das Abonnement einer Zeitung zu erschwingen. Es fehlt den Administrationen daher an den nöthigen Mitteln, und wo dieselben von hülfreicher Hand hergegeben werden, scheinen sie schlecht angewandt zu werden, eine Vermuthung, auf

man durch mancherlei Erscheinungen geführt werden muß. Es fehlt daher an hinreichend bezahlten Mitarbeitern, an ständigen auswärtigen Correspondenten und dadurch selbstverständlich wieder an gediegenen Artikeln. Und so kommt es, daß selbst gute Katholiken, welche über die Ereignisse der Welt genügend aufgeklärt werden wollen, gegen ihren Willen gezwungen sind liberale Blätter zu halten, weil die eigenen Parteiblätter sie nicht befriedigen. Die ausgezeichneten Redakteure, von welchen mehrere Blätter dirigirt sind, opfern vergebens ihre Kräfte auf, um sich zur Geltung zu bringen und allen Anforderungen zu entsprechen, es kann ihnen beim Mangel an der nöthigen Unterstützung nicht gelingen.

Ein angenehmeres Bild bieten die Congresse, welche die Katholiken Italiens nach dem Vorbilde ihrer Gesinnungsgenossen in anderen Ländern im Jahre 1874 inaugurirten. Die Initiative dazu ergriff der Verein der Gioventù cattolica (der katholischen Jugend) in Bologna, welcher von dem vielgenannten Cavaliere Acquaderni präsidirt wird. Als die Katholiken Venedigs im Jahre 1871 das dritte Centenarium des Sieges von Lepanto feierten, erschien ein Abgesandter der genannten Gioventù in ihrer Versammlung und sprach von der Absicht seiner Freunde. Seine Worte wurden mit lautem einstimmigem Beifall begrüßt, der Gedanke hatte gezündet. Dadurch ermuthigt constituirte sich der Consiglio superiore der Gioventù als vorbereitendes Comité des ersten Congresses und theilte den andern katholischen Vereinen und auch den Bischöfen Italiens diesen Beschluß mit. Die Idee fand allgemeinen Anklang, und im Jahre 1873 sollte der Congreß gehalten werden. Aber in Rücksicht auf die Gefahr, welche damals vom Pöbel und der Regierung drohte, mußte er wieder verschoben werden. Doch im Jahre 1874 wurde er zur Thatsache. Die Stadt Venedig hatte die Ehre, diese erste Generalversammlung der Katholiken Italiens in ihren Mauern zu sehen. Mit bewegtem Herzen sprach da Acquaderni: „Nicht ohne zu wiederholten Malen die Gefahr eines Schiff-

bruchs gefürchtet zu haben und den Ausbruch eine
Stürme, welche in diesen Tagen der entfesselten Leiden
und der Feindschaft gegen die katholischen Ideen und A
so häufig sind, nicht ohne einen langen Wechsel von H
und Furcht, sehen wir uns nun endlich am Ziele
Wünsche." In der That war es kein kleines Wag
„einigen" Italien eine Versammlung zu halten, welch
andere Principien aufstellte als die siegreiche Revoluti
die öffentliche Meinung. Wenn die Leser sich dessen er
was wir über den Terrorismus der Garibaldiner un
montesen, über die Aengstlichkeit und Trägheit der Ma
Katholiken selbst gesagt haben, so werden sie begreifen
diese Herren allgemeine Bewunderung ernteten, welch
lich bahnbrechend vorgingen und den Anfang zum
lichen Kampfe machten.

Am 13. Juni begannen die Sitzungen in der
St. Maria dell' Orto. Zum Ehrenpräsidenten wur
Patriarch von Venedig, Cardinal Trevisanato, erwähl
wirklichen Präsidenten Herzog Salviati von Rom. An
waren in der ersten Sitzung 500 Personen, in der dritt
Der Papst hatte schon an das vorbereitende Comité ei
volles Breve gerichtet, er drückte in einem neuen Br
den Präsidenten seine Freude über die Versammlun
Die Themata, welche behandelt wurden, betrafen die
stände, welche auf den katholischen Generalversamm
Deutschlands zur Sprache zu kommen pflegen. Speciel
man die Gründung von Vereinen in's Auge und empf
für alle Städte; man empfahl ferner, daß sich in jeder
ein Comité für Förderung der guten Presse bilde; man f
die Unterrichtsfreiheit, man erwählte eine Commissi
Gründung einer katholischen Universität; man lobte die
welche an den administrativen Wahlen theilgenommen h
man beschloß endlich, den folgenden Congreß in Flore
zuhalten und die Vorbereitungen dazu wieder dem G
der Gioventù zu überlassen.

Wie anregend diese erste Versammlung gewirkt hatte, zeigte sich am besten auf dem zweiten Congreß in Florenz, der am 22. September 1875 in der Kirche St. Gaetano eröffnet wurde. Er war weit zahlreicher besucht, als der erste, seine Beschlüsse waren entschiedener und wichtiger, die Aufmerksamkeit welche er erregte, größer und allgemeiner. Mit Stolz konnte Acquaderni sagen: „Während im vorigen Jahre der erste Congreß mit Furcht und Angst begonnen wurde, können wir heute die Existenz eines katholischen Congresses im klarsten Lichte und Leben der Oeffentlichkeit behaupten, ihn abhalten in einem der größten Centren des italienischen Vaterlandes, im Herzen einer seiner größten Städte.“ Es wurde in Florenz constatirt, daß die katholischen Vereine sich gemehrt, daß der katholische Journalismus und fast sämmtliche Katholiken ihre Zustimmung zu den Resolutionen Venedigs gegeben hatten. Der wichtigste Beschluß der Versammlung war, alle Gesinnungsgenossen aufzufordern, an den administrativen Wahlen theilzunehmen, um sich der Verwaltung der Städte und Provinzen zu bemächtigen, die schädlichen politischen Gesetze dadurch zu paralysiren und besonders entscheidenden Einfluß auf den Volksunterricht zu gewinnen. Ferner wurde die Gründung einer Lega O'Connell, welche sich die Aufgabe gesetzt hat, die Freiheit des Unterrichtes zu erkämpfen, gelobt und zum Beitritt zu derselben eingeladen. Zur Erlangung der Unterrichtsfreiheit wurde auch auf Vorschlag des Barons D'Ondes Reggio eine Petition an's Parlament gesendet, die den „Erwählten der Nation“ in Montecitorio allerdings nur ein mitleidiges Lächeln abgewann. Um das Werk der Congresse dauernd zu machen, wurde der Beschluß gefaßt, jedes Jahr einen solchen abzuhalten; das bisherige Comité in Bologna wurde zum permanenten Comité ernannt. Als Ort des nächsten Congresses wurde Bologna bestimmt.

Auf die Beschlüsse von Florenz gestützt redigirte bald nachher eine Anzahl der hervorragendsten Katholiken ein Programm, welches als Richtschnur für die gemeinsame Aktion

ständigen Siege des Bösen in der Gesellschaft z
die christlichen Principien wieder zur Herrscha
suchen. Unter den Mitteln, welche man dazu an
sei eines vom Oberhaupte der Kirche verboten
zweckmäßig erklärt; dieses werde man nicht ge
werde vielmehr die Stimmen jener zurückweisen,
rathen wollen und gegen das Gewissen und
Eintracht zu handeln auffordern; man werde
politischen Wahlen, die unter den gegenwärtig
untersagt seien, nicht theilnehmen. Da aber a
Seite die Provinzial- und Municipal-Wahlen f
klärt seien, werde man an diesen theilnehmen,
dem Mißerfolg, der von jedem Anfang mens
lungen unzertrennlich sei, entmuthigen zu lasse
sich also bestreben, allen möglichen Einfluß
der praktischen Aktion geltend zu machen, oh
die Rechte von irgendjemand zu präjudiciren, ja
zum unverkennbaren Vortheil derselben.

Es wird gut seyn, wenn wir die Namen de
dieses Programmes hier nennen, denn sie stehe
der katholischen Bewegung und werden in Zuku
viel von sich reden machen. Es waren die He

Roncadelli, Marchese A. Passari, Herzog von Castellanata, L. Corsanejo Merli, Graf L. Fietto, Marchese A. Malvezzi Campeggi, Marchese di Spedalotto, G. Cassoni, G. Acquaderni.

Pius IX. gab durch ein Breve seine Zufriedenheit mit diesem Programme zu erkennen. Das genannte Bologneser Comité für die katholischen Congresse machte es sich darauf zu eigen und man kann sagen, daß es mit Ausnahme der Curcianer von der ganzen katholischen Aktionspartei angenommen wurde.

Auf den bisherigen Versammlungen in Venedig und Florenz war Alles in Ruhe und Ordnung vor sich gegangen. Die radikalen Blätter schmähten zwar auf die „Vaterlandsfeinde", welche es wagten, am hellen Tage Verschwörungen gegen die bestehende Ordnung anzuzetteln, aber dabei hatte es sein Bewenden. Die Städte Venedig und Florenz sind zu gastfreundlich und zugleich zu conservativ gesinnt, als daß eine Störung der Congresse auf Beifall hätte rechnen können. Anders erging es dem dritten Congreß, der am 9. Oktober 1876 in Bologna eröffnet wurde. Gleich am ersten Tage veranstaltete der garibaldinische Pöbel eine Demonstration, zog in Masse vor das Versammlungslokal, verhöhnte die Heraustretenden, vergriff sich sogar thätlich an einigen Herren und zog dann mit dem Rufe morte ai preti durch die Stadt, warf mehreren bekannten katholischen Häusern die Fenster ein und sandte eine Deputation zum Präfekten Gravina, welche die Auflösung des Congresses verlangte. Die Polizei ließ den Pöbel frei gewähren, sie schien sein Thun mehr beschützen als hemmen zu wollen. Der Präfekt verlangte Verhaltungsmaßregeln vom Ministerium des Innern, in welchem damals gerade der famose „Baron" Nicotera schaltete, und verfügte dann: „In Anbetracht, daß die Versammlung des katholischen Congresses in dieser Stadt Demonstrationen veranlaßt hat, welche ernstliche Störungen der öffentlichen Ordnung befürchten lassen; in Erwägung, daß, wenn es auch die Schuldigkeit der Regierung ist, das Vereinsrecht zu garantiren, es doch ihre

schmachvolle Dekret, aber es blieb nichts
der Gewalt zu weichen. Es war „der A
Stürme erfolgt, welche in diesen Tagen der
schaften und der Feindschaft gegen die kath
Arbeiten so häufig sind", und gegen wel
Italiens schutzlos und machtlos dastehen.

Ungestört verlief wieder der folgend
greß, der vom 8. bis zum 12. Oktober i
halten wurde. Doch war es zu beklagen,
ungestört zu bleiben, in diese abgelegene kl
Stadt hatte flüchten müssen. Dieß nahm
viel von ihrer Bedeutung. Ein Breve des
Versammelten, weil sie sich durch die unwü
die sie im voraufgehenden Jahre erlitten,
machen lassen, sondern muthig ihr Unter
Die Beschlüsse der früheren Congresse w
eingeschärft, erweitert und verbessert. B
samkeit widmete man wieder der Presse u
tiven Wahlen. Die Lega O' Connell, we
ergriff Maßregeln, um die Jünglinge zu
das Lehrfach ergreifen; sie rieth den katho
Lehrerinen, sie möchten sich alle das Regierung

erzielte eine einheitliche politische Aktion, man erwehrte sich der störrigen liberalen Katholiken, man besprach gemeinsam die Bedürfnisse des Landes und sann auf Abhülfe, man hatte wenigstens den Trost, gemeinsam über die trostlose Lage des Vaterlandes klagen zu können und die Sehnsucht nach besseren Verhältnissen zu wecken. Im Verhältniß zu dem, was noch zu leisten ist, sind diese Ergebnisse freilich nur gering, aber der Anfang ist wenigstens gemacht. Mit beredtem Munde sprach darüber in Florenz Hr. Sacchetti, der Direktor des Veneto cattolico, indem er das Geleistete und das noch zu Leistende gegenüberstellte: „Wenn wir den großartigen Ringkampf, der sich wie ein undefinirbarer Horizont vor uns ausbreitet, mit dem Zustande der katholischen Bewegung in Italien vergleichen, o, welch schmerzliche Trauer muß dann nicht unsern Geist erfüllen! Wenn wir hier und da 10 und 100 katholische Vereine zerstreut sehen, sehen wir auch 100 Städte und ganze Provinzen, welche derselben entbehren. Wenn ihr euern Blick über euere Reihen schweifen laßt, so findet ihr unter euch allerdings hochherzige Männer, die herbeigeströmt sind, um irgend einen Verein eines kleinen Städtchens zu vertreten; aber ihr bemerkt auch, daß die Repräsentanten von vielen volkreichen Städten hier fehlen. Wenn euer Herz sich erhebt beim Gedanken an die Fortschritte, welche die gute Presse in der letzten Zeit in Italien gemacht hat, so entfällt euern Wimpern zugleich eine Thräne, da ihr sehet, wie unsagbar zahlreicher und mächtiger die gottlosen Journale und die Schriften des Verderbens sind. Wenn sich euere Seele bei der Betrachtung der Hochherzigkeit so vieler wackerer Katholiken freudig angeregt fühlt, so überkommt euch andererseits der herbste Schmerz, wenn ihr bemerkt, wie viele noch sind, welche die katholische Bewegung nicht verstehen, welche die Vorschläge, die Demonstrationen, die Proteste mit mitleidigem Lächeln aufnehmen, welche diejenigen sogar tadeln, die etwas zum Heil der Seelen und zum Wohl des Vaterlandes zu thun streben.“

war ein treffliches Mittel, um die Partei
so den Eintritt in den politischen Kampf
Anzeichen nicht mehr lange auf sich warte
zubereiten.

Theoretisch wurden die administrati
für erlaubt gehalten, die Formel nè eletti
für die politischen Wahlen. Man bemerk
und Provinzial-Räthe sich ja nur mit der
Gemeinden und Provinzen zu beschäftige
Politik ihnen an sich fern stehe und a
Schwur sie an die politischen Verhältnisse
Verhandlungen auch im Namen des Köni
zu führen seien, so schließe die Theilnah
keine größere Anerkennung des Staates e
achtung der gewöhnlichen Gesetze. In der
also einig; anders war es mit der Frage,
praktisch zweckmäßig sei. Da herrschte lan
Confusion. Man ließ sich in den einzeln
den besonderen Umständen des Ortes und
so gab es viele Städte, wo sich die Kath
ganz enthielten, andere wo sie alle theiln
die Einen theilnahmen, die Anderen sich

bischof Riario Sforza von Neapel, der, wie in vielen andern schwierigen Verhältnissen der Neuzeit, auch hier gleich das Richtige erkannte. Auch der heil. Stuhl erklärte sich immer offener für die Theilnahme, wollte aber, wie es seine Gewohnheit ist, keine Initiative ergreifen.

So waren die Zustände, als der erste Congreß in Venedig gehalten wurde. Zu einem entschiedenen Entschlusse kam es auch da noch nicht, nur nebenbei wurde bemerkt, daß es gut sei, sich an den Wahlen zu betheiligen. Der zweite Congreß in Florenz beschäftigte sich aber daraufhin direkt mit der Frage. Er nahm eine Resolution an, in welcher ausdrücklich zur Theilnahme aufgefordert wurde. Dieselbe lautete: „In Anbetracht der Lage, in welcher die Katholiken Italiens sich gegenwärtig befinden, und in der Erwägung, daß die Theilnahme an den administrativen Wahlen eines der vorzüglichsten Mittel ist, mit dem man dahin wirken kann, das christliche Princip im öffentlichen Leben wieder einzuführen; in Anbetracht, daß, obwohl der erste Congreß nur indirekt und nebenbei die Katholiken zur Theilnahme an den administrativen Wahlen aufforderte, dieser Einladung dennoch, besonders durch die wirksame Unterstützung der Presse, in weitem Maße entsprochen wurde, wiederholt der Congreß, indem er jene lobt, welche durch ihr Werk, durch Wort und Schrift das glückliche Resultat begünstigten, ausdrücklich den Wunsch, daß alle katholischen Italiener mit aller Thätigkeit sich zeitig auf die administrativen Wahlen vorbereiten, zahlreich und disciplinirt dabei erscheinen, und wenn erwählt sich nicht weigern, mit Selbstentsagung das Mandat anzunehmen und sich mit Ausdauer den Arbeiten, zu denen sie berufen sind, zu unterziehen."

Diese Resolution wurde in das schon mitgetheilte Programm des Herzogs Salviati aufgenommen und von nun an trat man als Partei in den Wahlkampf ein. Der heil. Stuhl unterließ es nicht, diesen Beschlüssen seine ausdrückliche Gutheißung zu geben, ja in dem Breve, das Pius IX.

im folgenden Jahre an den Congreß von Bologna sandte, feuerte er die Versammlung an, noch mehr als bisher auf eine allgemeine Theilnahme hinzuwirken. Das Breve ist vom 27. Sept. 1876; es heißt darin: „Es wäre wünschenswerth, daß der Congreß seine Aufmerksamkeit besonders auf das richte, was von der wohlmeinenden oder feindlichen Auctorität der Municipal- und Provincial-Behörden für die religiösen Interessen zu hoffen oder zu fürchten ist. Und weil die eine oder die andere Eigenschaft von der Wahl von Männern abhängt, welche die Kirche ehren oder sie verachten, würde es gewiß gut seyn, wenn die Katholiken aufgefordert würden, die Wahlen derjenigen zu unterstützen und durchzusetzen, welche die Religion als Fundament jeder Ordnung betrachten, und welche als wirklich fähige Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten bekannt sind: so daß bei allmähligem Wachsen ihrer Zahl das Gerechte und Richtige wenigstens jene Freiheit erlangen kann, welche das Böse genießt. Da die kirchliche Auctorität in Banden liegt, seid ihr, geliebte Söhne, von der göttlichen Vorsehung berufen, ihr zu helfen.“ Der folgende Congreß in Bergamo beschloß, diesem Breve eine möglichst große Verbreitung zu verschaffen, damit „die Italiener wenigstens durch das Wort des heil. Vaters aus ihrer halsstarrigen Lethargie aufgeweckt würden.“ Er faßte auch Beschlüsse über die Bildung von Wahlcomité's und die Abhaltung von Conferenzen, „worin das Volk über diesen wichtigen Punkt des öffentlichen Lebens aufgeklärt werde.“

Der Erfolg dieser Congreßbeschlüsse zeigte sich bald. Während früher nur Frascati wegen seiner klerikalen Wahlen bekannt war, kam 1875 unerwartet die Kunde, daß die Katholiken bei den Ergänzungswahlen mehrerer großen Städte gesiegt hatten; das Jahr 1876 verzeichnete neue und eklatantere Siege. In Städten, von denen man es nie erwartet hätte, wie Genua und Neapel, wurden katholische Majoritäten gewählt. Diese Stadträthe wurden dann freilich von

der Regierung aufgelöst und durch Wahlmanöver, von denen man selbst in Bayern keinen Begriff hat, in liberale verwandelt. In Neapel fanden sich beispielsweise nach dem eigenen Geständniß der Liberalen 5000 Stimmzettel mehr in den Urnen als Votanten waren, nichtsdestoweniger wurde die Wahl für gültig erklärt. Da hingegen die Stadt Catania auch zum zweiten Male nur Katholiken wählte, wurde der Stadtrath nochmals aufgelöst, um allerdings auch bei der dritten Wahl wieder ganz klerikal auszufallen. Das Jahr 1877 sah trotz Alledem wieder neue Siege in Florenz, Lucca, Ravenna, Venedig, Verona, Bergamo, Civitavecchia und fast sämmtlichen Städten der Provinz Rom, und in Rom selbst bei den Provincialrathswahlen.

Nun darf man allerdings nicht glauben, daß bei diesen Wahlen Alles so ganz rein hergegangen sei, und daß die von der katholischen Partei Gewählten alle entschiedene Katholiken seien. Ihre Candidaten waren oft zugleich die Candidaten der „gemäßigten" Liberalen und siegten nur mit deren Hülfe. Und dem entsprechend war oft auch ihr Charakter: so halb in's Katholische und halb in's Liberale schillernd, und daher rühmten sich die Liberalen in denselben Städten des Sieges, wo sich auch die Katholiken denselben zuschrieben. So kam es, daß man oft die verschiedensten Auslegungen der Wahlresultate lesen mußte, sowohl was die maßgebenden Ursachen der Wahl waren, als was den Ruf der Gewählten in Bezug auf religiöse und politische Principien betraf. Oft freilich erhielten auch entschiedene Katholiken die Stimmen vieler Liberalen, weil sie als die ehrenhaftesten Leute der Stadt und als gute Administratoren bekannt waren, und man sie lieber hatte als die radikalen Volksbeglücker. Aus demselben Grunde wurden in manchen Gemeinden, besonders auf dem Lande, die Candidaten der Katholiken auch von der Regierung unterstützt oder ihnen doch nichts in den Weg gelegt. Sie schienen ihr nicht so gefährlich — als die radikalen Halsbrecher, deren Einfluß sie mehr fürchtete. Umgekehrt begünstigte die

Enttäuschung erleben. Viele, welche in
Wahlen für die katholischen Candidaten g
den es in den politischen keinenfalls th
würden viele Gewählte, welche sich in d
ministration conservativ und kirchlich gesi
lament eine ganz andere Rolle spielen.

Trotzdem hat sich in diesen Wahlen
Fortschritt der katholischen Partei gezeigt
und Hoffnung auf die Zukunft erfüllt. D
rung und die liberale Partei auch wohl e
hat die erstere die Wahlen so oft annullir
seitdem nicht mehr aufgehört, über die G
das Vaterland ist, Allarm zu schlagen.
Roms in den Stadtrathswahlen des vorigen
ersten Candidaten 3472 Stimmen vereinig
liberale 5871 hatte, schrieb der Diritto be
waltige Minorität der Klerikalen flößt uns
ein, denn es sind nicht weniger als 2/5 der
mit bewunderungswerther Disciplin der P
gehorchen. Und dieß ist die erste Schlacht
gen! Was wird geschehen, wenn sie vor
belehrt geübter und entschiedener ...

des Vatikans, unterstützt von der Ignoranz der einen, von der Berechnung der andern, von der Zerklüftung der liberalen Partei, compakt ihre Schlachten schlagen? Mehr als je erscheint es evident, daß wir eine mächtige, thätige Kraft vor uns haben, eine Organisation, welche jeden Tag Fortschritte macht, eine zähe, geduldige, unermüdliche Partei, welche geschickt die schwachen Seiten der liberalen Partei zu entdecken und auszunutzen weiß. Mit diesen Wahlen des 10. Juni tritt Italien in eine neue Phase voller Gefahren und Ungewißheiten, und wehe uns, wenn wir uns nicht zeitig vorbereiten, den Feind unschädlich zu machen." Als die Klerikalen dann im folgenden November in den Provincialrathswahlen wirklich siegten, schrieb dasselbe ministerielle Blatt einen Artikel: „Die Fluth steigt." „Wir müssen", sagte es, „laut dieses drohende Vordringen der klerikalen Fluth beklagen, welche mit langsamem, aber unaufhaltsamem Schritte bereits in unsere administrativen Burgen eindringt, um sich auf den Eintritt in's Parlament vorzubereiten. Für uns sind diese Triumphe der beunruhigendste Beweis des krankhaften Zustandes des politischen Gewissens der Italiener. Wenn die bisherige duldsame Kirchenpolitik nicht bald ein Ende nimmt, wird sie Italien fataler Weise dahin führen, ein großes Belgien zu werden." Ein Organ Nicotera's, der Bersagliere, erklärte seinerseits rundweg: „wenn das so fortgeht, muß man sich daran erinnern, daß, wenn die Staaten zur ultima ratio regum, zu den Waffen, greifen, die Nothwendigkeit herantritt, die Statue der Freiheit ganz oder zum Theil zu verhüllen, insoferne die Rechte oder Freiheiten der feindlichen Fahne Vortheile bringen können." So sprechen die Liberalen, welche gleiches Recht für Alle proklamirt und Italien auf den Volkswillen gegründet haben, auf den sie sich als auf die Grundlage ihrer Existenz berufen.

Sehr gespannt ist man darauf, wie die administrativen Wahlen des kommenden Sommers ausfallen werden. Die *Mißwirthschaft der Liberalen*, die Opposition, welche einige

antonio's), ferner der Fürst Lancellotti,
und der Marchese Patrizi sind, arbeite
nenswerthesten Eifer, und es könnte ihne
„Buzzurri" aus dem Felde zu schlagen.
der Hauptstadt Italiens, würde aber zu
Italien werden, überall den Kampf mit
aufzunehmen. Aber darum wird ander
und die liberale Partei Alles aufbieten,
wenigstens in ihrer Hauptstadt nicht entg

Wie traurig es also auch mit der
Italiens aussieht, so ist ein bedeutender
seit dem Jahre 1870 doch unverkennbar.
Stellung ihrer Gegner für sie günstiger
rorismus derselben hat abgenommen. Die
unfähig erwiesen, dem Lande das verheiße
Italien geht nach dem Urtheile von Freun
Hinsicht zurück, und daher herrscht allgem
mit der bestehenden Ordnung. Das G
lution aber gebracht hat, z. B. die Una
nigung Italiens und die daraus gefolg
von den Katholiken in der Substanz nich
diese Erkenntniß verbreitet sich immer me

ein großer Theil der Liberalen begünstigt, wenn auch aus liberalen Gründen, das Anwachsen der katholischen Strömung, damit sich endlich eine conservative Partei bilden könne, die sich als durchaus nöthig erweist. Vom König Umberto wissen wir aber, daß er nichts sehnlicher wünscht als eine Theilnahme der Katholiken an den politischen Wahlen, und daß er darin das Heil seiner Dynastie erblickt. Die Generation endlich, welche in den Geheimbünden im Haß gegen die katholische Kirche aufgewachsen ist und die Revolutionen gemacht hat, und welche sich theils durch ihr Glück, theils durch ihr Mißgeschick und ihre Leiden bei dem bethörten Volke einen Namen erworben hat, ist ausgestorben oder im Aussterben begriffen, die Zahl der alten einflußreichen Volkstribunen wird immer geringer. Indessen haben die Katholiken, die sich vor der Revolution verborgen hatten und als Partei verschwunden zu seyn schienen, angefangen, wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukommen, sie haben ihre Gesinnungsgenossen aus dem ganzen Lande zu Versammlungen zusammenberufen und ein Programm zur gemeinsamen Aktion entworfen; sie haben an den administrativen Wahlen theilgenommen und dabei mehrere glänzende Siege erfochten; sie haben einsehen lernen, daß man sich selbst helfen muß, wenn Gott mithelfen soll. Uebrigens drängt auch ein natürlicher Trieb die jüngere Generation, welche in den neuen Verhältnissen aufwächst, am öffentlichen Leben theilzunehmen.

Die Hauptfrage ist jetzt, wann soll die Partei die Abstinenzpolitik ganz verlassen und auch an den politischen Wahlen theilnehmen? Es kann dieß nur eine Frage der Zeit seyn. Sobald der hl. Stuhl erkennt, daß die Zeit dafür gekommen ist, wird er das „non expedit“ durch „expedit“ ersetzen, und die wahren Katholiken werden die neue Entscheidung mit demselben Gehorsam zur Richtschnur ihres Verhaltens machen, wie bisher die alte. Daß er es schon in diesem Jahre thun werde, wie in der letzten Zeit gesagt wurde, halten wir nicht für wahrscheinlich. Die guten Früchte der Abstinenzpolitik, wenn man sie so nennen kann, offenbaren sich in dem jetzigen

man mit Worten so viele Jahre nur tauben
Ob aber nicht die nächstfolgenden Wah
den Urnen sehen werden, das möchte ei
Es ist gewiß, der allgemeine Zug der ka
geht dahin, die alte Politik zu verlassen
man der jetzigen Wirthschaft nicht durch
machen könne; und der heil. Stuhl w
hemmen, sondern nur planmäßig leiten.
aber mit der Theilnahme an der Politik n
so wird ein anderes Leben unter ihnen e
zuerst wohl nur geringe Erfolge erzielen,
Jahr werden sie stärker werden, und dan
der Citronen zu den gewaltigsten Wahlkä
unterliegt aber keinem Zweifel, daß die k
diesen Kämpfen schließlich die Oberhand
das Volk ist in seiner großen Gesammth
es fehlt nur die Nutzbarmachung des ganz
wird man aber Wege finden, um die Re
die Ansprüche des Staates in Einklang z
beschreiblicher Jubel wird durch das ganz
der jetzige Streit verbittert nur allzu fühl
und hemmt nur zu offenkundig

XLVIII.

Zeitläufe.

Die „Culturkampfs“-Müdigkeit vom protestantischen Gesichtspunkt.

Den 24. April 1878.

Wir haben die vom Fürsten Bismarck geplante Reaktion auf dem ganzen volkswirthschaftlichen Gebiete in ihrer mittelbaren Beziehung auf den „Culturkampf“ betrachtet. Eine unmittelbare und beabsichtigte Beziehung nehmen wir keineswegs an, so nämlich, als wenn der Kanzler daran dächte, mit der Abwendung von dem volkswirthschaftlichen System des Liberalismus auch die Umkehr auf dem Wege der liberalen Kirchen-Politik zu verbinden. So weit sind wir sicherlich nicht. Aber, so haben wir gemeint, das Weitere wird sich gemäß der Logik der Thatsachen schon finden, wenn es nur einmal irgendwo ernstlich an's „Umkehren“ geht.

Der Fürst hat sich wiederholt dahin ausgesprochen: Reich und Staat seien nun durch die neuen Gesetze auf dem Punkte angekommen, wo sie sich gegenüber den Ansprüchen der katholischen Kirche auf die Defensive beschränken könnten. Hiemit befand er sich in einem doppelten Irrthum. Denn erstens ist jeder neue Akt der Verwaltung und Justiz, der sich auf Grund der Mai-Gesetze vollzieht, nichts Anderes als eine neue Aggression. Für's Zweite aber ist der Geist, der diese Gesetze geschaffen hat und ihre Vollziehung beseelt, überhaupt ein schlechthin und fortzeugend aggressiver und kirchenzerstörender.

Gegen die katholische Kirche, welcher die Mai-Gesetze *zwar nicht dem Buchstaben*, aber der Absicht nach allein ver-

Hoffnungen zu schämen, welche man auf diese kir
Mißgeburt setzen zu dürfen geglaubt hat.

Ganz anders wirkte der Geist der neuen Ge
protestantischen Landeskirchen. Von oben ist zw
sichert, und wohl auch ernstlich angenommen wor
„evangelische Kirche" nichts davon zu fürchten
wenn die Gesetze von ihren Urhebern einestheils
die katholische Kirche zugespitzt waren, so erhielten
theils doch eine allgemeine Tendenz gegen alle ü
Ordnung, und dieser Geist fand in den protesta
meinschaften Anknüpfungspunkte übergenug, um
über dieselben hereinzubrechen.

Heute gilt es bereits als unbestreitbare Th
der „Culturkampf" die protestantischen Kirchenge
an den Rand der Auflösung gebracht und allen
den er über die katholische Kirche bringen sollte,
gefügt habe. Ein schlagender Beweis liegt in den
des Gesetzes über die Beurkundung des Personen
die obligatorische Civilehe vor. In den protestan

ihren schweren Besorgnissen. In den Kreisen der Regierung empfand man diese Stimmen sehr übel. Die ministerielle „Provincial-Correspondenz" vom 10. April 1873 brachte hierüber ein langes Mitgetheilt unter der Ueberschrift: „Die Evangelischen in Preußen und die Kirchengesetze". Darin heißt es unter Anderm: „Für die Regierung unsers Kaisers und Königs ist es gewiß eine der schwersten und peinlichsten Erfahrungen, daß sie bei dem Kampfe gegen die Uebergriffe und Herrschaftsgelüste der römischen Kirche auffallender Weise gerade auf der Seite keine volle und allseitige Unterstützung findet, von welcher sie dieselbe am bestimmtesten in Anspruch nehmen durfte, nämlich von Seiten der ernsten und entschiedenen Glieder der evangelischen Kirche." Im Verlauf der Polemik gegen diese „Verblendung" beruft sich der Artikel darauf, daß selbst der verstorbene König schon im Jahre 1854, also lange vor dem Syllabus und der Infallibilität, einen Eroberungs-Zug „mitten in den Schooß der römischen Wirthschaft" vorgehabt habe. „Wie ist es nun", fragt das ministerielle Organ, „möglich, daß ernst evangelische Männer dem Streben der Regierung, bei welchem es sich ebenso um den Schutz der evangelischen Kirche, wie um das Staatswohl handelt, so heftig entgegentreten können, wie es theilweise geschieht?"

Ich denke, daß das ministerielle Organ heute nicht mehr so in der Lage wäre, die Besorgnisse jener „ernst evangelischen Männer" auf die leichte Achsel zu nehmen. Ja, ich glaube, wenn Fürst Bismarck seine berühmte Herrenhaus-Rede über „unser Evangelium und unserer Seelen Seligkeit" nocheinmal zu halten hätte, so würde er doch selber zugestehen müssen, daß diese Güter einen nähern Feind haben als den Papst zu Rom. Jedenfalls erkennt und beklagt Kaiser Wilhelm selbst gerade diesen Feind, so oft er sich als oberster Bischof der preußischen Landeskirche äußert. Allerdings berühren diese Klagen den Zusammenhang mit dem Geiste des „Culturkampfs" nicht. Aber immer wieder tritt der Kaiser für die übernatürliche Ordnung des positiven Christenthums ein, die



seinem Verein das Verdienst zugesprochen hatte,
gegen die „Jesuiten und die Curie“, welche Bew
durch den Materialisten Dr. Virchow den Na
kampf“ erhalten hat, auf die Bahn gebracht zu
er fort: „Wir werden mit Aengstlichkeit, M
Vorurtheilen da beurtheilt, wo wir die größ
fühlen. Das ist ein schmerzliches Gefühl, dem
Ausdruck gebe. Wie es erlaubt ist, von dem
richteten an den besser zu unterrichtenden Papst
so erlaube ich mir im Namen des deutschen
Vereins von dem getäuschten Kaiser an den wa
den und gerechten Kaiser zu appelliren. Lang
liche Einwirkung der ihn umgebenden Hofthe
ein so seltsames, unwahres und verschobenes
Protestanten-Verein ihm vor die Seele geführt,
falsche Vorstellung nicht so leicht los wird. A
schon mehr als einmal erlebt, daß dieser Mann
Moment die Dinge begreift, wie sie sind. Wi
tisch gethan hat gegenüber den legitimistischen
Schwert gezogen für die Einigung der deutsch

Frieden für die Kirche zu arbeiten wird Ihnen ja nicht schwer werden, wenn Sie sich auf dem Grunde des christlichen Glaubens, des Glaubens an Gott und die Gottheit Christi halten. Denn freilich, wenn wir daran nicht festhalten, dann sind wir keine Christen mehr. Es sind besonders in der Hauptstadt Bestrebungen hervorgetreten, die auf Läugnung der Gottheit Christi hinauslaufen. Wohin das führt, das haben wir erlebt, wenn man Gott den Herrn und damit auch den Sohn Gottes durch Dekret abgeschafft und nachher wieder einsetzt. Darum thut es noth, daß das kirchliche Leben im bestehenden Glauben gepflegt werde im Lande. Durch die neuen Gesetze sind bei uns allerlei Irrungen entstanden, zum Theil durch Mißverstand; sie sind aber auch absichtlich geschürt worden seitens einer Partei. Da ist sogar die Meinung aufgekommen, es solle gar keine Taufe und Trauung mehr stattfinden" ꝛc.[1]).

Indeß blieb die Regierung der Landeskirche unverrückt dem Cultusminister Herrn Dr. Falk und dem Präsidenten des Oberkirchenraths Dr. Herrmann anvertraut; und gerade in der Zeit der kaiserlichen Ansprache hatte das Organ der orthodoxen Richtung erklärt: „die Todtengräber der Landeskirche arbeiten schnell". Das Organ hat auch keinen Zweifel übrig gelassen, wer damit gemeint sei. „Der evangelische Oberkirchenrath weiß es wirklich nicht, daß er thatsächlich nichts weiter hinter sich hat in seinem Kampfe als den Unglauben, daß nur noch die Christus läugnenden Kreise des Protestanten-Vereins und Alles, was sich nicht scharf von diesen trennt, zu seinen Anhängern gehören"[2]).

Seit der Entscheidung des Falles Sydow, der mit einem oberkirchenräthlichen Verweis davon gekommen und in seinem Amt belassen worden war, weil er nicht auf der Kanzel, sondern nur in einem Vereins-Vortrag Christus dem Herrn die Göttlichkeit aberkannt hatte, trat die eigenthümliche

1) *Berliner „Kreuzzeitung"* vom 2. Februar 1875.
2) *Berliner „Kreuzzeitung"* vom 6. Januar 1875.

Mittelstellung des Oberkirchenraths unter dem Präsidium des Herren Herrmann scharf ausgeprägt hervor. Die Orthodoxen sagten kurz und gut: Mittelstellung zwischen Christus und Belial. In der That wurde die Stellung der hohen Behörde in dem Maße verzweifelter, wie den protestantenvereinlichen Predigern der Muth allmählig anschwoll. Als der hannover'sche Pastor Klapp im Jahre 1875 etwas herber behandelt wurde als der Fall Sydow, da erließ der „Protestanten-Tag" zu Breslau folgende Proklamation: „Das hannoverische Landesconsistorium hat in dem Verhör mit Pastor Klapp die Berufung desselben auf das Recht der freien Forschung in der Schrift schroff abgewiesen und die Lehre der lutherischen Bekenntnißschriften gegen deren eigene Erklärungen und im Widerspruch mit den Grundsätzen des Protestantismus als Norm der christlichen Wahrheit zu handhaben versucht. Damit hat eine zur Pflege des evangelischen Lebens berufene Behörde den vollen Abfall von der Kirche des Evangeliums amtlich vollzogen. Wir beglückwünschen daher die Protestanten der Provinz Hannover zu dem Entschlusse gegen diese römische Tyrannei aufzustehen"[1]).

In solchen Ruf wollte nun der Berliner Oberkirchen-Rath bei den Liberalen nicht kommen. Man darf dabei auch nicht vergessen, daß er die oberste Behörde einer auf Union gestellten, also mehrfach verschwommenen Landeskirche ist. Andererseits widerhallte aber das Wort des Kaisers in allen Provincial-Synoden, welche gerade im Jahre 1875 versammelt wurden. Ueberall trat eine größere oder geringere Mehrheit gegen die Läugnung der Gottheit Christi und die völlige Verweltlichung der Ehe durch neue Trauformulare auf. Der Philosoph der „Selbstzersetzung des Christenthums" hatte die liberale Theologie soeben noch treffend charakterisirt: „Nachdem die Herren mit allen inhaltlichen Dogmen des Christenthums redlich Kehraus gemacht haben, machen sie um wenigstens einen letzten dürftigen Rest, den Namen des

1) „Allg. Zeitung" vom 6. Oktober 1875.

Christenthums zu retten, vor dem nicht minder verstandeswidrigen Dogma Halt, daß die von ihnen zusammengeleimten Fetzen mißdeuteter biblischer Aussprüche und moderner Culturideen das ursprüngliche und ächte Christenthum seien." Der Sitz auf der Schaukel zwischen solchen Parteien konnte freilich nicht anders als sehr unbequem seyn, und einen solchen Sitz nahm eben der Oberkirchenrath ein.

Inzwischen fuhr Kaiser Wilhelm fort für den positiven Christen-Glauben zu demonstriren. Mehr und mehr erschreckte ihn auch das Bild „socialer Auflösung", die er aus den entgegengesetzten Bestrebungen hervorgehen sah. In einer Anrede an den Vorstand der Generalsynode Anfangs 1876 hatte er erklärt: „Vor Allem kommt es darauf an, daß die Kirche auf dem rechten Grunde stehen bleibt, auf dem Grunde des Apostolischen Glaubensbekenntnisses; ich stehe auf diesem Grunde, auf dem Grunde auf welchem ich getauft und confirmirt bin, und nichts kann mich bewegen davon abzuweichen; werden mir hiegegen Einwürfe gemacht, so werde ich sie jederzeit zurückweisen."

Bald darauf waren die vom Kaiser ein Jahr vorher signalisirten „Bestrebungen in der Hauptstadt" soweit fortgeschritten, daß solche Einwürfe wirklich gemacht wurden. Das Consistorium der Provinz Brandenburg, das mit der Sache zunächst befaßt war, hatte an Herrn Dr. Hegel einen streng orthodoxen Präsidenten, und dieser war seiner Stellung zum Präsidenten der obersten Kirchenbehörde so wenig sicher, daß er nunmehr seine Entlassung verlangte. Erst nach mehreren Monaten erfolgte die allerhöchste Entscheidung vom 12. Juni 1877 über dieses Gesuch. Die liberalen Organe hatten es nicht für möglich gehalten, daß die Entscheidung des Oberbischofs anders ausfallen könnte als: entweder Entlassung des Herrn Dr. Hegel oder aber Entlassung des Präsidenten Herrmann und zugleich des Cultusministers Dr. Falk. Denn der diametrale Gegensatz dieser Herren war notorisch.

Dennoch kam es ganz anders. Kurz vorher hatte der Kaiser in einem Telegramm an die Elberfelder Kreissynode

seinen positiven Standpunkt von neuem bekräftigt, und nunmehr schrieb er, unter Berufung auf seine Ansprache an den Vorstand der Generalsynode, an Hrn. Dr. Hegel: „In dem Augenblicke, in welchem, wie kürzlich geschehen, bei einer zu den Organen der evangelischen Kirche gehörenden Synodal-Versammlung der Hauptstadt die Symptome des Unglaubens und der Glaubensfälschung in einem bis zum Antrage auf Beseitigung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses gesteigerten Grade auftreten und an der Oeffentlichkeit erscheinen, kann ich Beamte, deren Festhalten am strengen Glauben bekannt ist, nicht entlassen, ohne in den Begriffen meines Volkes Verwirrung zu erzeugen.“ Wortwörtlich so notificirte der Kaiser die Nichtentlassung des Hrn. Dr. Hegel dem Cultusminister und dem Präsidenten des Oberkirchenraths, indem er die Erwartung aussprach, daß diese Herren gleichermaßen wie Dr. Hegel ihm „in dieser für unsere evangelische Kirche so kritischen Zeit auch ferner kräftigst zur Seite stehen würden.“

Die „Germania“ bemerkte hiezu: „Es bleiben also zunächst Falk, Herrmann und Hegel zusammen im Dienst; wie lange das halten kann, bleibt abzuwarten“[1]). Es ist damals berichtet worden, daß Fürst Bismarck für die Entlassung des Hrn. Hegel gewesen sei, und nunmehr Hrn. Herrmann zum Verbleiben in seinem Amt bewogen habe. In der That erhielt dieser vier Wochen später den Titel „Excellenz“. Er unterzeichnete noch den Erlaß in Sachen Hoßbach vom 31. Januar 1878. Aber bald darauf forderte nun er seine Entlassung. Dafür erhielt er einstweilen einen Urlaub, der heute noch fortdauert und während dessen man auf der Suche ist nach einem Mann, der dem Kaiser ebenso annehmbar wäre wie dem Cultusminister Dr. Falk und seinem mächtigen Hintermann. Bis jetzt scheint das eine unlösbare Aufgabe geblieben zu seyn. Ob aber der Kanzler auch mit den neuen Ministern, die ihm seit Kurzem zur Seite stehen, auf dem bis

---

1) Berliner „Germania“ vom 18. Juni 1877, vergl. 16. Juni 18[illegible]

herigen Standpunkt des „freiwillig“ ministeriellen Organs stehen bleibt, wornach „den Bestrebungen des Protestanten-Vereins eine gewisse Berechtigung zuzugestehen ist, weil er gewissen Kreisen der Gebildeten die einzige Möglichkeit einer kirchlichen Gemeinschaft ermöglicht“[1]) — das wird sich bald zeigen. Wenn nicht, so wird Dr. Falk verschwinden.

Alle liberalen Organe waren mit Leidenschaft für die vom Kaiser verurtheilten „Bestrebungen in der Hauptstadt“ eingetreten, und sie äußerten jetzt unverholen ihren Unwillen. Was dem Kaiser mißfiel, das vertheidigten sie als den berechtigten Kampf der modernen Weltanschauung, des von allem Uebernatürlichen abstrahirenden autonomen wissenschaftlichen Denkens gegen die christliche Transcendenz. Wenn dieser wahre und wirkliche Culturkampf in der evangelischen Kirche unterdrückt werden solle, dann müsse auch der gegen Rom aufgegeben werden. Vergebens protestirte das ministerielle Organ, die „Provincial-Correspondenz“, sofort dagegen, daß „in der neuerdings betonten Stellung des Kirchenregiments zu den auflösenden Bestrebungen innerhalb der evangelischen Kirche irgend eine Veränderung der kirchlichen Richtung der Regierung überhaupt zu erkennen sei.“ Die „National-Zeitung“ blieb dabei: das schöne Vertrauen zwischen Haupt und Gliedern der Landeskirche sei vergiftet; sie warnte davor, mit barscher Hand in Dinge einzugreifen, die bis in die tiefsten Tiefen unseres Volkslebens gehen. Sie und die verwandten Organe drohten insbesondere, daß die kirchliche Reaktion Preußen um alle Sympathien in Süddeutschland bringen werde[2])!

Die vom Kaiser angezogenen Vorgänge in der Hauptstadt haben Monate lang den täglichen Stoff der Zeitungen abgegeben. Wir können dieselben hier nur kurz berühren. Der Prediger bei St. Andreas, Hoßbach, wurde mit Mehr-

---

1) Die „Kreuzzeitung“ gegen die „Norddeutsche Allg. Zeitung“ am 8. Oktober 1875.

2) S. die Blumenlese der „Germania“ vom 3. Juli, 12. Juli, 12. 14. September 1877.

heit zum Pastor bei St. Jakobi gewählt, wogegen die Minderheit protestirte, weil Hoßbach die Grundwahrheiten des Christenthums auf der Kanzel offen läugne. Der Scandal wuchs, als der Fall an die Berliner Kreissynode gelangte (am 5. Juni v. Js.). Von der Louisenstädter Gemeinde war ein direkter Antrag auf Abschaffung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses bei der Synode eingebracht, und der Prediger der Gemeinde, Rhode, begründete den Antrag damit, daß man allerdings eine gewisse Gewaltthätigkeit anwenden müsse, „um die Leute vernünftig zu machen." Nach scandalösen Debatten wurde der Antrag mit der Modifikation angenommen: das Consistorium zu bitten, es möge „eine Regelung der agendarischen Normen angebahnt und die zeitgemäße Frage wegen Abschaffung des obligatorischen Gebrauchs des Apostolischen Glaubensbekenntnisses berathen werden." Als das Brandenburgische Consistorium die Bestätigung der Wahl Hoßbach's verweigerte, wenn auch unter mildester Motivirung, da ging die Synode so weit, daß sie die verlangte Kirchensteuer verweigerte. Die Hoßbach'sche Sache ging nunmehr an den Oberkirchenrath. Die Liberalen hofften bestimmt, daß sie hier siegreich seyn würde, und sie irrten nur zum Theile.

Als am 12. Jan. 1878, nach unendlichen Erörterungen und Zwischenfällen, das ebenfalls unendliche Rescript der hohen Behörde erfolgte, da ward die Bestätigung Hoßbachs zwar versagt, aber nur weil er bei einem Theil der Gemeinde Aergerniß erregt habe. Wenn er wirklich die Grundwahrheiten des Christenthums geläugnet hätte, hieß es, so dürfte solche Lehre allerdings nicht auf der Kanzel geduldet werden; aber die Thatsache sei eben zweifelhaft, da er doch wieder von Christus als Erlöser und Versöhner gesprochen habe. Der weitaus größte Theil des Erlasses beschäftigt sich nicht mit der Dogmatik, sondern mit dem Versuch nachzuweisen, daß das gesetzliche Wahlrecht der Gemeinde dieser Nichtbestätigung nicht entgegenstehe. So hatte die hohe Behörde Eines gewonnen: sie konnte Hrn. Hoßbach die Kanzel bei St. Andreas verweigern, ihn aber als Pfarrer bei St. Jakobi

belassen. Hr. Techow, Synodalmitglied und zugleich Abgeordneter, hat Recht behalten, wenn er bei einer Interpellation in der Kammer über die Behandlung der Stadtsynode sagte: „Es scheint mir fast, als wenn der Oberkirchenrath die Geister fürchte, die er selbst wachgerufen hat."

Aber es gab auch andere Geister zu fürchten, die er nicht wachgerufen hat, und welche sich in der „evangelisch-lutherischen August-Conferenz" zu Berlin wieder besonders kräftig gerührt hatten. Die neue Kirchenverfassung war hier das Stichblatt der Anfechtung, als eine protestantenvereinliche Institution, gegen welche man „renitent seyn müsse bis auf's Blut." Auch nach dieser Seite hin gab es nun Untersuchungen und Disciplinirungen geradeso wie gegen den Prediger Rhode[1]). Das ist eben die Mittelstellung, welche durch die Namen Herrmann und Falk grundsätzlich gezeichnet ist, nicht warm und nicht kalt.

Inzwischen hatte Kaiser Wilhelm abermals und eingehender als je seine Stellung zu den seine Landeskirche erschütternden Spaltungen und Gegensätzen deklarirt. Das geschah, als er am 5. September 1877 zu Benrath die Vertreter der protestantischen Geistlichkeit im Rheinland empfing. Dießmal äußerte sich Se. Majestät nicht nur über den Glaubensinhalt und die Lehre der Landeskirche, sondern auch über die neue Kirchenverfassung und deren liberale Elemente, endlich auch über das Verhältniß zwischen Kirche und Schule. In ersterer Beziehung sagte der Kaiser:

„Nach meiner Ueberzeugung müssen wir auf dem Fundament des Glaubens stehen bleiben, sonst gehen wir in's Verderben. Das rechte Christenthum wollen Viele haben, aber man macht sich verschiedene Begriffe davon. So hat man auch neulich vom Apostolikum gesagt, es rühre von Menschen her, und was Menschen gemacht, könnten auch Menschen wieder ändern. Nun ist ja richtig, daß es der Heiland nicht selber geschrieben hat. Aber er hat es doch seine Jünger so gelehrt, und es enthält ge-

1) Vergl. über die Thatsachen Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. Juli 1877 und 13. Januar 1878.

wiß die Summe der Heilsthatsachen seines Lebens und gibt die Lehre seiner Apostel treu wieder. Ich stehe mit Ihnen auf demselben Grunde. Es gibt allerdings eine Partei, die die Religion zerstören, ja, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, abschaffen will. Schon im vorigen Jahre habe ich bei einer andern Gelegenheit daran erinnert, daß man Gott abgesetzt und dann wieder eingesetzt hat. Auch heute ist man wieder auf demselben Wege, wenn auch Viele der Zwischenstadien sich nicht bewußt sind."

Die Socialdemokraten sind es augenscheinlich nicht, die der Kaiser hier meinte, sondern andere Leute. Auch hat der Monarch seine Rede ausdrücklich eingeleitet mit dem Satze: „es seien allerdings in der letzten Zeit Dinge vorgekommen, die ihn nöthigten Farbe zu bekennen." Der Kaiser ging dann auf die Verfassungs-Frage über und fuhr fort wie folgt:

„Für eine Verfassung der evangelischen Kirche bin ich von ganzem Herzen. Auch muß das Laien-Element dabei mitwirken; freilich, eine zu starke Vertretung desselben habe ich nicht gewünscht. Es hat sich das auch schon herausgestellt, weil dann leicht unsichere Elemente hereinkommen, welche, ihnen vielleicht unbewußt, eine Zerstörung herbeiführen. Das Gesetz ist in Bezug hierauf und in Bezug auf die Kriterien[1]) einer Verbesserung bedürftig. In einigen Punkten habe ich auch schon eine Aenderung eintreten lassen. Die Zeit ist ernst und wir gehen ernsten Zeiten entgegen. Sie haben eine schwere Stellung und eine wichtige Aufgabe."

Die Sprache kam endlich auf die Schule, und das authentisch festgestellte Referat gibt hierüber sehr interessante Aufschlüsse:

„Der Generalsuperintendent (Nieden) hob in warmen Worten die Besorgniß hervor, daß das Band (zwischen Kirche und Schule) immer mehr gelockert werde, und wünschte, daß Se. Majestät das nicht geschehen lassen möchte; wir in der Rheinprovinz hätten

1) Der Kaiser meint die den Liberalen so sehr verhaßte Qualification der Candidaten für die Wahl in die Vertretungskörper durch thatsächlich erwiesene kirchliche Gesinnung, Besuch des Gottesdienstes und Abendmahlsgenuß.

schon recht traurige Erfahrungen mit der Simultanisirung der Schule gemacht. ‚Das ist auch mein Wunsch', sagte darauf Se. Majestät, ‚daß die Verbindung von Kirche und Schule aufrecht erhalten werde, und werde ich bei dem Unterrichtsgesetz dahin wirken. Es wird das die Aufgabe des Winters für mich seyn. Bis jetzt ist mir noch kein Vortrag darüber gehalten. Das ist aber meine Gesinnung, daß das Band von Kirche und Schule innig erhalten werde. Meine Handlungen werde ich darnach einrichten. Sehen Sie auf meine Handlungen'[1]).

Vielleicht liegt in diesem kaiserlichen Programm die Lösung des Räthsels, weßhalb der Präsident des Oberkirchenraths trotz Allem sich nicht mehr halten lassen wollte, und weßhalb es bis zur Stunde nicht gelungen ist, einen Nachfolger zu finden, der ebensowohl in das kaiserliche Programm wie in die Kirchen-Politik des Hrn. Dr. Falk hineingepaßt haben würde. Der Oberkirchenrath ist nämlich zwar das Organ des Monarchen als Oberbischof der Landeskirche; die neue Verfassung derselben hat aber den Cultusminister mit seiner ganzen constitutionellen Verantwortlichkeit in eigenthümlicher Weise zwischenhinein geschoben. Andererseits ist dieser Minister auch in evangelicis nur solidarisch mit seinen Collegen zu denken; und es ist notorisch, daß zwei von den neuen Ministern, und zwar die hoffähigsten, dem kaiserlichen Programm viel näher stehen als der bisherigen Politik Falk-Herrmann. Wenn Fürst Bismarck der Kammer der Abgeordneten jüngst mitgetheilt hat, daß nun auch Hr. Falk an der bekannten preußischen Minister-Krankheit leide und seine Nerven habe, so lassen sich die „Friktionen" leicht errathen, die den Herrn angreifen. Die landeskirchlichen Verhältnisse sind gespannt bis zum Brechen von oben bis unten, und wenn Dr. Falk fällt, so wird er, nach allgemeiner Annahme, zunächst dem innerkirchlichen „Culturkampf" und nicht dem gegen Rom zum Opfer fallen.

Wenn Fürst Bismarck den Hrn. Falk bisher gehalten

1) S. den Bericht in der Beilage der Berliner „Kreuzzeitung" vom 19. September 1877.

Conciliation von England und Holland und die Bekämpfung des friedestörenden Königs von Frankreich. Wilhelm hoffte dabei bestimmt auf ein Bündniß mit dem Kaiser Leopold rechnen zu dürfen. Ludwig XIV. blieb das Alles nicht verborgen. Die Elemente einer allgemeinen Coalition wider ihn waren da und strebten einander zu. Abermals wie 1667 und 1673 wuchs das Schreckbild derselben vor der Seele Ludwig's XIV. empor. Er hatte Europa durch das Trugbild eines Religionskrieges zu theilen gesucht und nun keimte auf der Basis des Nicht-Religionskrieges eine furchtbare Allianz wider ihn empor. Noch war allerdings keine fertige Coalition da, aber die moralischen Fäden einer solchen spannen sich hin und her. Ludwig suchte dieselben zu zerschneiden, indem er sich mit Friedensanträgen an den Kaiser Leopold wandte (S. 216 f.). So verlockend diese Anträge für den Kaiser auch waren, der Habsburger wies sie mit wahrhaft großartiger Uneigennützigkeit von sich, denn er erstrebte das Gesammtwohl Europa's. Deßhalb suchte er mit Holland eine Allianz gegen den französischen Störefried einzuleiten. Die patriotische Stimmung der Reichsfürsten, die Aussicht auf Frieden mit der Pforte und endlich die Geneigtheit Spaniens kamen ihm dabei zu Hülfe. Am 10./20. Februar 1689 ließ der Kaiser durch Hop[1] nach dem Haag und nach London melden: er sei bereit mit dem Prinzen von Oranien, durch ihn mit England und zugleich mit den Generalstaaten wichtige Dinge zu verhandeln (S. 338). Es war eine inhaltsvolle Botschaft. Wir sehen: die große Allianz von 1689 steigt empor. Allein es erhoben sich große Schwierigkeiten, welche dem Fortgange des Allianz-Planes Hindernisse in den Weg legten. Es waren hauptsächlich drei (vergl.

---

1) Vergl. über ihn die von Klopp nicht benutzte Schrift von K. Den Tex: **Jacob Hop Gezant der vereenigde Nederlanden. Akademisch Proefschrift. Amsterdam 1861.** Als Beilagen folgen wichtige Aktenstücke; der Geist der Schrift selbst aber ist leider antihabsburgisch.

XLIX.

Onno Klopp's Geschichte Westeuropa's von 1660 bis 1714.

VI.

Das zwölfte Buch, welches die zweite Hälfte des vierten Bandes füllt, behandelt die neue Thronfolge in England und die große Allianz von 1689.

Wir haben gesehen, wie Ludwig XIV. vom Beginne seiner Regierung an mit der Anwendung aller Mittel für die Zwietracht, die Verhetzung, wo möglich den Krieg Englands mit der Republik Holland gearbeitet hatte, um in seinem Interesse die eine Macht durch die andere lahm zu legen. Dann war in Wilhelm von Oranien der Mann aufgetreten, der die Absicht Ludwig's klar durchschauend die Einigung beider Mächte zum Ziel seiner Politik machte. Und wunderbarer Weise war es ihm gelungen, dahin zu kommen, wo er stand, zu nicht geringem Theile in Folge der Politik von Ludwig XIV. Das Unrecht und die Gewalt desselben gegen die Republik im J. 1672 hatte dort Alle geeinigt, ihre Rettung unter der Führung des jugendlichen Prinzen zu suchen. Das Unrecht und die Gewalt desselben Königs gegen Kaiser und Reich im Herbste 1688 hatte dem Prinzen den Weg frei gelassen zur Intervention in England. Der Rath desselben Königs Ludwig XIV. an Jakob II. zur Flucht hatte dem Prinzen die Bahn zur Krone eröffnet. Er war nun Erbstatthalter von fünf Provinzen der Republik und König von Großbritannien. Sein Ziel war die

Ildefonsus, Othmar, Menegatti. Der erste war Kapuziner, die zwei anderen Jesuiten. Menegatti[1]) war Beichtvater des Kaisers. Es wurden zwei Fragen gestellt. Die erste lautet: „Darf der Kaiser gegen den König von Frankreich ein Bündniß und eine Gemeinschaft eingehen mit Nicht-Katholiken, besonders mit den Generalstaaten und mit England?" — Die zweite Frage lautet: „Darf der Kaiser bei der Unterhandlung eines Bündnisses mit England und Holland dem Prinzen von Oranien den Königstitel geben?" Zwei von diesen Gutachten, dasjenige des Jesuiten Othmar und ein anonymes verneinen beide Fragen. Die vier anderen, dasjenige des Jesuiten Menegatti, des Kapuziners Ildefons und zwei anonyme bejahen beide Fragen. Die gewichtigsten unter ihnen sind diejenigen des Beichtvaters Menegatti und eines leider nicht genannten Kölner Theologen. Klopp theilt beide hochwichtige Aktenstücke in deutscher Uebersetzung (S. 425 ff.) und im Anhang (S. 513—522) im Original mit. Menegatti bejaht die zweite Frage. Betreffs der ersten weist er jegliche Einmischung in die eigentliche Politik entschieden zurück, sie könne, meint er, von Theologen nicht entschieden werden, sondern nur von Staatsmännern. Nicht so der Kölner Theologe. Sein Gutachten ist, wie Klopp hervorhebt (S. 428), das inhaltreichste und gewichtvollste von allen sechs, ein historisches Monument von nicht bloß englischer oder deutscher, sondern europäischer Bedeutung, kirchlich wie politisch. Daher mögen, obwohl sich aus der Kette

---

1) Ueber ihn schrieb einige Jahre später Leibniz: „Ich kenne [in] Deutschland keinen befähigteren Jesuiten als Menegatti, [den] Beichtvater des Kaisers. Als ich in Wien war, im J. 1688 [bis] zum Januar 1689, war er Professor in seinem Colleg, und [da]mals wenig beachtet. Ich suchte ihn auf wegen seiner Begabu[ng]. Wenn der Kaiser mir den Auftrag gegeben hätte ihm ein[en] Beichtvater zu wählen: so würde ich keinen Anderen vorgeschlag[en] haben als Menegatti." Rommel, Correspondenz zwischen Leibn[iz] und Landgraf Ernst II. 370.

S. 422). Der Kaiser hatte auf den Abschluß des Friedens mit den Türken gehofft; die Hoffnung schlug fehl. Man hatte ferner die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich erwartet; diese Erklärung blieb aus. Endlich setzte die Allianz mit dem Könige Wilhelm seine Anerkennung durch den Kaiser voraus. Zur selben Zeit aber erfüllten Ludwig XIV. und Jakob II. Europa mit dem Rufe, Jakob II. sei wegen seiner Religion gestürzt, alle katholischen Mächte, selbst die Kirche sei bei dieser Angelegenheit betheiligt; sie predigten den Religionskrieg gegen den protestantischen Usurpator des englischen Thrones. Auch am Wiener Hofe fand diese Auffassung Vertreter. Durfte da der römisch-deutsche Kaiser, der Schirmvogt der Kirche und der Hort der Legitimität sich auf die Anerkennung Wilhelms einlassen?

Klopp bringt zur Lösung dieser Frage so äußerst interessante neue Aufschlüsse aus dem Wiener Archiv, daß ein näheres Eingehen unbedingt geboten ist.

Der gewissenhafte Kaiser verlangte, außer den Gutachten seiner Staatsmänner, auch solche von Theologen. Diese Neigung des Kaisers, bemerkt der Verfasser (S. 424), in schwierigen politischen Angelegenheiten, insoweit dieselben das Gewissen betrafen, auch Theologen zu befragen, ist, wenn auch mit geringer Kunde der Sache selbst, dennoch oft besprochen worden, damals und später. Es ist daher von besonderer Wichtigkeit, bei dem für die Geschichte nicht bloß eines Reiches, sondern des gesammten Europa so folgenschweren Wendepunkte der englischen Umwälzung von 1689, diese Befragung von Theologen durch den Kaiser Leopold geschichtlich klar zu stellen. Der Kaiser verlangte nicht ein Collektivgutachten, sondern die Ansichten einzelner Personen. Es dürfte schwer seyn zu sagen, ob die eine derselben um das Befragen der anderen gewußt habe. Klopp fand im Wiener k. k. Archive sechs solche Gutachten, sämmtlich in lateinischer Sprache, die Mehrzahl davon nicht datirt. Nur drei derselben sind mit Namen unterzeichnet, nämlich

als im Allgemeinen für die Völker und die Kirche selbst erwachsen würde. Denn was würde geschehen, wenn in Folge der Ablehnung des Bündnisses oder der Nichtanerkennung des Oraniers als König, bei den Holländern, den Engländern, ihren zahlreichen und mächtigen Bundesgenossen, ein Argwohn aufstiege? — Wir wissen ja, daß auch so schon die französische Politik darauf ausgeht, den Samen dieses Argwohns auszustreuen. Wie nun, wenn jene Akatholiken die Neigung zu uns, das Vertrauen auf uns verlören? — Wenn sie dagegen unter sich enger zusammenträten, wenn sie den Religionskrieg anfachten wider uns? — Meine Seele schaudert zurück vor dem Gedanken an die Folgen."

Merkwürdig: gerade das was der Franzosenkönig vor Allem erstrebte, der Religionskrieg um seiner Herrschaft willen, bestimmt den katholischen Theologen, zum Gegentheil zu rathen. So verschieden die Ausgangspunkte dieses wackeren Kölner Geistlichen von denen des Oraniers sind, ihre Wege kommen nahe zusammen. Jedoch bestimmten nicht diese Gutachten die Entschlüsse des Kaisers Leopold. Er hatte dieselben schon vorher gefaßt und ohne sie. Das Gutachten des Kölner Theologen gelangte an ihn erst nach Ausführung der Entschlüsse. Allein es ist mit Grund anzunehmen, daß eben so wie dieses letzte Gutachten in der klarsten Weise die Grundzüge der Politik des Kaisers zum Ausdruck brachte, es auch alle vielleicht noch vorhandenen Bedenklichkeiten bei ihm zerstreut habe. (S. 437.)

Am **12.** Mai **1689** ward in Wien die große Allianz unterzeichnet, zunächst zwischen Kaiser Leopold und der Republik Holland. Der Vertrag zerfällt in zwei Theile, in die öffentlichen und einen geheimen Artikel. Die Allianz wird geschlossen zu Schutz und Trutz, nicht jedoch zum Zwecke einer Eroberung von Frankreich; denn sie setzt die Herstellung des westfälischen und des pyrenäischen Friedens als bestimmtes Ziel. Sorgfältig vermied der Vertrag jedes Wort, welches für die Absicht des französischen Königs, die Völker Europa's

der Beweisführung nur schwer einzelne Stücke herausreißen lassen, hier die Haupterwägungen desselben folgen. Jener Ungenannte zeigt zunächst, wie ein Bündniß mit Wilhelm „zweckmäßig, nützlich, nothwendig für das Wohl des Kaiserhauses" sei. „Es ist klar, daß der Kaiser mit dem Könige von Frankreich, der noch niemals sein Wort gehalten hat, auf ein Abkommen zur Beilegung der Stürme, welche die Christenheit bewegen, nicht eingehen kann... Es ist die Aufgabe, daß der König von Frankreich endlich gebeugt und nach unseren besten Kräften genöthigt werde zu verzichten auf den Hang, Unrecht und Gewalt zu üben wider alle Anderen. Das alleinige Mittel zu diesem Zweck ist das vorgeschlagene Bündniß." Dieß Bündniß fördert aber nicht nur das Wohl des Kaiserhauses, sondern auch „das Gemeinwohl der Völker". „Denn welches Volk hat eine andere Aussicht zu erwarten als diejenige der Unterjochung von jenem friedelosen Ismael, dessen Hand ist wider Alle?" Besonderes Gewicht legt der Theologe darauf, daß das Bündniß auch zum Wohle der Kirche gereiche. „Das liegt", sagt er, „schon dadurch offen vor, daß der König von Frankreich thatsächlich der Feind des heiligen römischen Stuhles ist, und wider denselben alle Feindseligkeit verübt, die in seiner Macht steht." Und endlich auf die Kehrseite eingehend, gibt der Ungenannte zu bedenken, „daß auf keine andere Weise als nur durch dieses Bündniß der entsetzliche Religionskrieg vermieden werden kann. Nur durch dieß Bündniß ist zu erreichen eine Sänftigung der Akatholiken, so daß sie die Katholiken achten oder wenigstens dulden, eine Förderung andererseits der katholischen Religion und bessere Bekanntschaft der Feinde derselben mit ihr, so daß sie den Haß wider dieselbe allmählig ablegen und in friedlich sanfter Weise bewogen werden zur Einigung der Gemüther und zur Anerkennung der Glaubenssätze. Dagegen steht auf der anderen Seite, daß aus der Unterlassung des Bündnisses die Gefahr eines positiven und großen Unheiles, sowohl im Besonderen für das Kaiserhaus,

als im Allgemeinen für die Völker und die Kirche selbst erwachsen würde. Denn was würde geschehen, wenn in Folge der Ablehnung des Bündnisses oder der Nichtanerkennung des Oraniers als König, bei den Holländern, den Engländern, ihren zahlreichen und mächtigen Bundesgenossen, ein Argwohn aufstiege? — Wir wissen ja, daß auch so schon die französische Politik darauf ausgeht, den Samen dieses Argwohns auszustreuen. Wie nun, wenn jene Akatholiken die Neigung zu uns, das Vertrauen auf uns verlören? — Wenn sie dagegen unter sich enger zusammenträten, wenn sie den Religionskrieg anfachten wider uns? — Meine Seele schaudert zurück vor dem Gedanken an die Folgen."

Merkwürdig: gerade das was der Franzosenkönig vor Allem erstrebte, der Religionskrieg um seiner Herrschaft willen bestimmt den katholischen Theologen, zum Gegentheil zu rathen. So verschieden die Ausgangspunkte dieses wackeren Kölner Geistlichen von denen des Oraniers sind, ihre Wege kommen nahe zusammen. Jedoch bestimmten nicht diese Gutachten die Entschlüsse des Kaisers Leopold. Er hatte dieselben schon vorher gefaßt und ohne sie. Das Gutachten des Kölner Theologen gelangte an ihn erst nach Ausführung der Entschlüsse. Allein es ist mit Grund anzunehmen, daß eben so wie dieses letzte Gutachten in der klarsten Weise die Grundzüge der Politik des Kaisers zum Ausdruck brachte, es auch alle vielleicht noch vorhandenen Bedenklichkeiten bei ihm zerstreut habe. (S. 437.)

Am 12. Mai 1689 ward in Wien die große Allianz unterzeichnet, zunächst zwischen Kaiser Leopold und der Republik Holland. Der Vertrag zerfällt in zwei Theile, in die öffentlichen und einen geheimen Artikel. Die Allianz wird geschlossen zu Schutz und Trutz, nicht jedoch zum Zwecke einer Eroberung von Frankreich; denn sie setzt die Herstellung des westfälischen und des pyrenäischen Friedens als bestimmtes Ziel. Sorgfältig vermied der Vertrag jedes Wort, welches für die Absicht des französischen Königs, die Völker Europa's

zwei große Heerlager gemäß der kirchlichen Spaltung zu
nen, ausgedeutet oder mißbraucht werden konnte. Der
trag ist lediglich politischer Art. Der Kaiser verpflichtete
in demselben die Krone Spanien zum Beitritt aufzu-
dern, die Republik ihrerseits die Krone England. In dem
imen Artikel versprach die Republik, bei den Kurfürsten
Fürwort einzulegen für die Wahl des Erzherzogs Joseph
römischen König und im Falle des Todes von Karl II.
e Leibeserben für den Anspruch des Kaisers auf die recht-
ßig ihm gebührende spanische Monarchie einzutreten.

Der Abschluß der großen Allianz ist ein **Wendepunkt**
die europäische Geschichte in der Zeit Ludwigs
. In derselben fand die Erhebung der Fürsten und Völker
er seine Gewalt und Uebermacht ihren bestimmten Aus-
k. Wie diese Allianz direkt und ausdrücklich gegen Lud-
XIV. geschlossen wurde: so war sie, vermöge der Con-
enz der Dinge, indirekt mit gerichtet gegen die unglück-
e, thörichte Königsfamilie, welche um ihres vermeintlichen
chützers willen ihr Schicksal an sein Kriegsglück band.
nn der König Jakob II. das beste Recht der Welt gehabt
e — er legte, der europäischen Coalition gegenüber, durch
Verbindung mit Ludwig XIV. es lahm (S. 445). Für
lhelm III. bedurfte es natürlich für den Beitritt zur Al-
z keines Spornes. Vielmehr ist die große Allianz wider
wig XIV., wenn auch der Name Wilhelms dabei nicht
ntritt, wenn auch der Kaiser und die Generalstaaten selbst-
ig handeln, am letzten Ende dennoch zu nicht geringem
ile auf die Thätigkeit des Oraniers zurückzuführen[1]).
hst merkwürdig ist es, daß alle **englischen** Historiker

[1]) Neben Wilhelm hat Heinsius die größten Verdienste um die große Allianz. Jedoch ist nicht er der Schöpfer derselben. Beim Beginne seines Amtes, im April 1689, fand er dieselbe moralisch fertig vor. Aber er trat in dieselbe zugleich mit seiner Neigung und Ueberzeugung wie mit der vollen Unermüdlichkeit seiner *Kraft (S. 442).*

über hat Klopp evident dargethan
große Allianz absolut keine Beziehu
Bündnisse von 1686 hat. Dieses w
nerhalb des Reiches: jene ist ein eu
zu Schutz und Trutz. Sie ist ein vö
Verwirklichung des Gedankens, den de
(I. 109) und als dessen thatkräftigst
den rastlosen kaiserlichen Diplomaten
haben. Nach dem J. 1672 wird diese
Coalition wider den französischen Kön
das Eigenthum des Prinzen von Ora
ist die Basis des politischen Lebens vo
1678 suchte er seinen Oheim Karl II.
ebenso 1680. Es ist derselbe Gedanke
ersten Jahre des Königs Jakob II.,
auf diesen zweiten Oheim. Es ist de
welchem derjenige der Expedition nach
mit Jakob II. im Interesse von Holl
England, im Interesse von ganz Euro
gezwungen würde

die Erwartung des Kaisers, und wir haben keinen Beweis, daß Oranien aus sich noch ein anderes Ziel erstrebt haben würde, wenn nicht die Verblendung Jakobs den Weg dazu eröffnet. Die Consequenz des Gelingens der Unternehmung war — wie immer die inneren Angelegenheiten von England sich gestalteten — die Verwirklichung der politischen Lebensidee des Oraniers. In Folge des Gelingens ging seinerseits auch der Kaiser, im Februar 1689, durch sein Erbieten an die Republik selbstthätig vor. Dennoch bleibt, in dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge, die Initiative zu der großen Allianz von 1689 wesentlich das Eigenthum des Prinzen von Oranien.

Es ist, bemerkt Klopp am Schlusse seiner überzeugenden Auseinandersetzung (S. 448), von Wichtigkeit, dieses geschichtliche Verhältniß ganz klar zu stellen. Denn der König Ludwig XIV. bemühte sich unablässig und nach allen Seiten, um vor seinem Volke den Schein der Defensive zu retten, dem Bündnisse von Augsburg einen offensiven Charakter beizulegen, diesem Bündnisse, welches der Prinz von Oranien bereits im Dezember 1686 als verfehlt und in sich zergehend betrachtete, die Ereignisse von 1688 und 1689 beizumessen. Die historische Literatur der Franzosen und nicht zum geringen Theile auch der späteren Engländer beweist, daß dieses Streben Ludwigs XIV. nicht völlig mißlungen ist, daß das unbedeutende Augsburger Bündniß sich in den Augen Vieler über die entscheidende große Allianz vom 12. Mai 1689 weit hinausgehoben hat. Macaulay allerdings bezeichnet die Coalition von 1689 nicht mit diesem Namen des Augsburger Bündnisses. Aber die Allianz, die erst im Mai 1689 geschlossen wurde, ist nach seiner Ansicht vor dem französischen Einfall in die Pfalz (September 1688) fertig. Ludwig XIV. kommt der Bethätigung derselben vor eben durch jenen Einbruch. Das ist die Auffassung, welche Ludwig XIV. verbreiten ließ, um vor der französischen Nation nicht dazustehen als der *Angreifer*, *sondern* als der Angegriffene oder doch

Bedrohte. Die Thatsachen haben uns die Unhaltbarkeit dieser Meinung gezeigt. Was endlich den Beitritt Wilhelms zur großen Allianz anbelangt, so erklärt sich die Unkenntniß davon bei den englischen Historikern dadurch, daß in Wirklichkeit nur der englische König, nicht aber das englische Parlament beigetreten sind. Klopp hat das Original der Beitrittsurkunde Wilhelms III. zur großen Allianz im Wiener Staatsarchiv eingesehen (abgedruckt in Anlage XI. zum zwölften Buch S. 527 f.): dieselbe ist lediglich von dem Könige selbst unterschrieben, ohne Gegenzeichnung eines Ministers, aber mit beigefügtem großem Siegel von England. Diese Beifügung deutet auf die Absicht des Königs, die Beitrittsurkunde bei günstiger Gelegenheit dem Parlamente vorzulegen[1]). Aber auch ohne formelle Zustimmung des Parlamentes hatte die große Allianz von 1689 ihre volle Bedeutung für England. Der König Wilhelm III., in welchem die geschehene Umwälzung ihren Ausdruck fand, war Mitglied der Allianz. Eben darum war seine Anerkennung als König für alle Mitglieder derselben die Consequenz. Dadurch wurde aber die Anerkennung des Königs Wilhelm III. auch durch Frankreich zu einem Objekte des Krieges dieser Allianz gegen Frankreich. Hier vor allem, sagt Klopp (S. 493), erblicken wir recht den ungeheuren Irrthum Jakobs II. Der Fehler seiner Flucht war potenzirt durch die Richtung derselben nach Frankreich. Auch wenn Ludwig XIV. ehrlicher und aufrichtiger gegen seinen Schützling gewesen wäre als er war: so war der Nachtheil dennoch immer auf Seiten des Königs Jakob. Denn es lag in der Natur der Dinge, daß dieser Krieg, wenn der König von Frankreich nicht völlig siegreich daraus hervorging, nicht anders enden konnte als mit der Anerkennung des neuen Königs von Eng-

1) Es ist hier im voraus hervorzuheben, daß dieß nicht geschehen ist. Vergl. Anlage XII. bei Klopp S. 528.

and, mit der Anerkennung ferner der an ihn sich knüpfenden Succession, die in Betreff der inneren Angelegenheiten von England untrennbar war von der Bill of rights, auch durch en König von Frankreich, oder in anderen Worten, mit der ölkerrechtlichen Sanction der Umwälzung in England durch as gesammte Europa. Demgemäß ist oft die Ansicht aus= esprochen worden und sie wird noch heute von fast allen nglischen und preußischen Historikern aufrecht erhalten: die roße Allianz habe sich für das protestantische Interesse in en Kampf gestürzt. Klopp tritt dieser grundverkehrten An= hauung am Schlusse des vierten Bandes (S. 494) ent= hieden entgegen. Er schreibt:

„So allerdings mochten die Dinge erscheinen in den ugen der Könige Ludwig XIV. und Jakob II., welche ihren genwillen verwechselten mit der katholischen Religion. So h urtheilten viele Engländer, ja damals die große Mehr= t von ihnen, welche von ihrem Standpunkte aus demselben rthume sich hingaben wie jene beiden Könige von dem igen. Anders lautete das Urtheil Wilhelms III. selbst, Staatsmänner im Haag, vieler protestantischen deutschen rsten[1]). Anders endlich urtheilte der Kaiser, urtheilten die hrzahl der Theologen, welche er um Rath befragte, vor n der Kölner, dessen Gutachten wir vernommen. Wir en von ihm das überraschende Wort gehört, daß das ndniß des Kaisers mit Holland und England wichtig, ja hwendig sei für die Freiheit der Kirche. Und so hat es erwiesen durch die That. Es war kein Verlust für die che, daß das Unrecht und die Willkür, durch welche Ja= II. sie in England empor zu bringen gesucht hatte, ein de nahm. Es war dagegen ein großer Gewinn für die che, daß Ludwig XIV. abstehen mußte von seinem Ver= he des Zwanges der Kirche unter seinen Willen. Dieß

1) Ueber ihre auf dem Regensburger Reichstag ausgesprochene An= sicht vergl. S. 332 ff.

Bedrohte. Die Thatsachen haben uns die Unhaltbarkeit dieser Meinung gezeigt. Was endlich den Beitritt Wilhelms zur großen Allianz anbelangt, so erklärt sich die Unkenntniß davon bei den englischen Historikern dadurch, daß in Wirklichkeit nur der englische König, nicht aber das englische Parlament beigetreten sind. Klopp hat das Original der Beitrittsurkunde Wilhelms III. zur großen Allianz im Wiener Staatsarchiv eingesehen (abgedruckt in Anlage XI. zum zwölften Buch S. 527 f.): dieselbe ist lediglich von dem Könige selbst unterschrieben, ohne Gegenzeichnung eines Ministers, aber mit beigefügtem großem Siegel von England. Diese Beifügung deutet auf die Absicht des Königs, die Beitrittsurkunde bei günstiger Gelegenheit dem Parlamente vorzulegen[1]). Aber auch ohne formelle Zustimmung des Parlamentes hatte die große Allianz von 1689 ihre volle Bedeutung für England. Der König Wilhelm III., in welchem die geschehene Umwälzung ihren Ausdruck fand, war Mitglied der Allianz. Eben darum war seine Anerkennung als König für alle Mitglieder derselben die Consequenz. Dadurch wurde aber die Anerkennung des Königs Wilhelm III. auch durch Frankreich zu einem Objekte des Krieges dieser Allianz gegen Frankreich. Hier vor allem, sagt Klopp (S. 493), erblicken wir recht den ungeheuren Irrthum Jakobs II. Der Fehler seiner Flucht war potenzirt durch die Richtung derselben nach Frankreich. Auch wenn Ludwig XIV. ehrlicher und aufrichtiger gegen seinen Schützling gewesen wäre als er war: so war der Nachtheil dennoch immer auf Seiten des Königs Jakob. Denn es lag in der Natur der Dinge, daß dieser Krieg, wenn der König von Frankreich nicht völlig siegreich daraus hervorging, nicht anders enden konnte als mit der Anerkennung des neuen Königs von Eng-

1) Es ist hier im voraus hervorzuheben, daß dieß nicht geschehen ist. Vergl. Anlage XII. bei Klopp S. 528.

land, mit der Anerkennung ferner der an ihn sich knüpfenden Succession, die in Betreff der inneren Angelegenheiten von England untrennbar war von der Bill of rights, auch durch den König von Frankreich, oder in anderen Worten, mit der völkerrechtlichen Sanction der Umwälzung in England durch das gesammte Europa. Demgemäß ist oft die Ansicht ausgesprochen worden und sie wird noch heute von fast allen englischen und preußischen Historikern aufrecht erhalten: die große Allianz habe sich für das protestantische Interesse in den Kampf gestürzt. Klopp tritt dieser grundverkehrten Anschauung am Schlusse des vierten Bandes (S. 494) entschieden entgegen. Er schreibt:

„So allerdings mochten die Dinge erscheinen in den Augen der Könige Ludwig XIV. und Jakob II., welche ihren Eigenwillen verwechselten mit der katholischen Religion. So auch urtheilten viele Engländer, ja damals die große Mehrheit von ihnen, welche von ihrem Standpunkte aus demselben Irrthume sich hingaben wie jene beiden Könige von dem ihrigen. Anders lautete das Urtheil Wilhelms III. selbst, der Staatsmänner im Haag, vieler protestantischen deutschen Fürsten[1]). Anders endlich urtheilte der Kaiser, urtheilten die Mehrzahl der Theologen, welche er um Rath befragte, vor allen der Kölner, dessen Gutachten wir vernommen. Wir haben von ihm das überraschende Wort gehört, daß das Bündniß des Kaisers mit Holland und England wichtig, ja nothwendig sei für die Freiheit der Kirche. Und so hat es sich erwiesen durch die That. Es war kein Verlust für die Kirche, daß das Unrecht und die Willkür, durch welche Jakob II. sie in England empor zu bringen gesucht hatte, ein Ende nahm. Es war dagegen ein großer Gewinn für die Kirche, daß Ludwig XIV. abstehen mußte von seinem Versuche des Zwanges der Kirche unter seinen Willen. Dieß

1) Ueber ihre auf dem Regensburger Reichstag ausgesprochene Ansicht vergl. S. 332 ff.

wie sich denn jetzt überhaupt die Wanderberichte in erfreulicher Weise mehren, öfter von Personen verfaßt, welche große Herren auf ihrer Cavaliertour begleitet hatten: so Johann Balth. Klaute (1653—1733), Diarium Italicum oder Beschreibung derjenigen Reise, welche der durchl. Fürst und Herr Carl Landgraf von Hessen ꝛc. ꝛc. am 5. Tage Dec. st. v. anno 1699 aus hiesiger Residenz angetreten (Cassel, 1722. fol.); der Freiherr von Geusau, Begleiter eines Grafen Lynar (in Büschings Beiträgen zu den Lebensgeschichten denkwürdiger Personen, Bd. II.), der Freiherr von Riedesel, Reise durch Sicilien und Großgriechenland, u. A. Des Hamburgers J. H. Bartels „Briefe über Calabrien und Sicilien" (Gött. 1787—92. 3 Bde.) verdienen wegen ihres noch immer bedeutenden Werthes besonders hervorgehoben zu werden.

In die achtziger Jahre des Jahrhunderts fällt Goethe's Italienische Reise (1786—88), und in ihr begegnen wir einem Epoche machenden Werke. Mit Recht sagt H. Kurz, Literaturgeschichte III. 679: „Es ist wohl kaum eine Reisebeschreibung reicher und mannigfaltiger an Inhalt, da Goethe Alles nicht bloß als Mensch, als Dichter und Künstler, sondern auch als Naturforscher betrachtete, und sein Auge für alles Menschliche, wie für alle, auch die scheinbar unbedeutendsten Naturerscheinungen offen war."

Aus demselben Jahre stammen die „Reisen" von Karl Philipp Moritz, welche jedoch erst zu Anfang der neunziger Jahre in Druck erschienen.

Das Jahrhundert sollte jedoch nicht ablaufen, bevor nicht ein zweiter großer Denker und Dichter unseres Vaterlandes Italien besucht und beschrieben — wir meinen Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, dessen 1791 auf 92 unternommene Reise nach dem Lande der Sehnsucht uns in neuer Auflage vorliegt[1]).

---

1) „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Von

Daß aus der Feder eines geistig so bedeutenden Mannes, welcher mit classischer Bildung und reichem philologischem Wissen die Kenntnisse des Cameralisten und die Einsichten des Staatsmannes vereinigte, welcher also, um Länder und Völker in ihren Eigenthümlichkeiten zu verstehen und zu schildern, alle Bedingungen in sich trug, ganz Vortreffliches zu erwarten steht, unterliegt wohl keinem Zweifel; dagegen könnte man die Frage stellen, ob das Werk nicht veraltet und durch Neueres überflügelt worden sei? Wir glauben, die Frage mit entschiedenem Nein beantworten zu können: Stolbergs Reisebericht ist so voll Leben und Anschaulichkeit, daß er nicht so bald veralten dürfte, dabei in höchstem Grade reich an treffenden Bemerkungen, an gelungenen Excursen über die mannigfaltigsten Gegenstände des Culturlebens, an Betrachtungen über Ethisches und Geschichtliches, welche alle auf eine dauernde Bedeutung Anspruch machen können. Vor Allem müssen wir anderen Reisenden gegenüber Stolbergs oben schon angedeutete außerordentliche Vielseitigkeit betonen: Er reiste nicht bloß als Kunstenthusiast oder Antiquar, nicht bloß als Politiker oder Nationalökonom, nicht bloß als Verehrer des classischen Alterthums, welcher an den Orten schwärmen will, die von Virgil oder Horaz besungen worden sind — er hat einen offenen Blick für Alles: er besucht Gallerien, Kunstsammlungen und Ruinen des Alterthums; er ruft sich die Geschichte des Landes und der einzelnen Orte in's Gedächtniß; er schildert mit Meisterschaft die Schönheiten oder Eigenthümlichkeiten der alpinischen und südlichen Natur; er beobachtet hier den Landbau, dort, wie namentlich in der Schweiz, politische Bildungen und Zustände; er widmet dem Volks-

---

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Neu herausgegeben im Anschluß an die Stolberg-Biographie von Joh. Janssen." 2 Bde. Mainz, Franz Kirchheim 1877. Die erste Auflage erschien 1794 in 4 Bdn., die zweite 1822 als Band 6—9 der „Gesammelten Werke der Brüder Christian und Leopold Grafen zu Stolberg."

wie sich denn jetzt überhaupt die Wanderberichte in erfreulicher Weise mehren, öfter von Personen verfaßt, welche große Herren auf ihrer Cavaliertour begleitet hatten: so Johann Balth. Klaute (1653—1733), Diarium Italicum oder Beschreibung derjenigen Reise, welche der durchl. Fürst und Herr Carl Landgraf von Hessen ꝛc. ꝛc. am 5. Tage Dec. st. v. anno 1699 aus hiesiger Residenz angetreten (Cassel, 1722. fol.); der Freiherr von Geusau, Begleiter eines Grafen Lynar (in Büschings Beiträgen zu den Lebensgeschichten denkwürdiger Personen, Bd. II.), der Freiherr von Riedesel, Reise durch Sicilien und Großgriechenland, u. A. Des Hamburgers J. H. Bartels „Briefe über Calabrien und Sicilien" (Gött. 1787—92. 3 Bde.) verdienen wegen ihres noch immer bedeutenden Werthes besonders hervorgehoben zu werden.

In die achtziger Jahre des Jahrhunderts fällt Goethe's Italienische Reise (1786—88), und in ihr begegnen wir einem Epoche machenden Werke. Mit Recht sagt H. Kurz, Literaturgeschichte III. 679: „Es ist wohl kaum eine Reisebeschreibung reicher und mannigfaltiger an Inhalt, da Goethe Alles nicht bloß als Mensch, als Dichter und Künstler, sondern auch als Naturforscher betrachtete, und sein Auge für alles Menschliche, wie für alle, auch die scheinbar unbedeutendsten Naturerscheinungen offen war."

Aus demselben Jahre stammen die „Reisen" von Karl Philipp Moritz, welche jedoch erst zu Anfang der neunziger Jahre in Druck erschienen.

Das Jahrhundert sollte jedoch nicht ablaufen, bevor nicht ein zweiter großer Denker und Dichter unseres Vaterlandes Italien besucht und beschrieben — wir meinen Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, dessen 1791 auf 92 unternommene Reise nach dem Lande der Sehnsucht uns in neuer Auflage vorliegt[1]).

---

1) „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Von

ist originell, berührt uns jedoch sonderbar, ebenso wie in Bd. II. 184 ein Urtheil über den „Geschmack der mittleren Zeit", wo es von demselben heißt, er habe eine „ekelhafte Gleichförmigkeit über die Literatur verbreitet, von Portugal bis nach Polen, von Italien bis in die nordischen Reiche." Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß wir bei solchen Urtheilen mit den Jahren 1791 und 92 zu rechnen haben.

Stolberg's Schwärmerei für die politischen und socialen Zustände der Schweiz können wir auch nicht mehr in gleichem Maße theilen; er schrieb jedoch zur Zeit Joh. von Müller's — wir sind entnüchtert durch Eutychius Kopp, und Tell ist uns nur noch eine Gestalt der Mythe[1]).

Daß Stolberg's Aufenthalt in Italien Einfluß auf seine spätere Conversion ausgeübt hat, unterliegt keinem Zweifel und ist von ihm selbst nicht in Abrede gestellt worden. Manche Aeußerungen im Reisebericht deuten schon auf eine mildere Auffassung katholischer Verhältnisse und Einrichtungen; hören wir z. B. wie er in Bd. II. 456 den Ordensstand beurtheilt: „Solche Reisende, welche dafür halten, daß die Hauptbestimmung des Menschen sei, den Umlauf des Geldes durch thätigen Erwerb zu befördern, sollten für die freundliche Art, mit welcher sie von den Mönchen aufgenommen werden, diesen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu bekennen, daß viele Laien durch die Klöster ernährt werden. Man ist ihnen aber durchaus die Gerechtigkeit schuldig, sie nach den Grundsätzen ihrer Kirche zu beurtheilen. Und dann — sage dieser oder jener, was er wolle — das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredeln, wer um Gottes willen Selbstverläugnung übt; wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt; wer bei Beobachtung strenger Vor-

1) Die Tellenfrage ist nunmehr durch die Schrift von Rochholz, „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" (Heilbronn 1877), wie ich glaube, endgültig erledigt.

leben rege Aufmerksamkeit — wir erinnern an die Schilderung der Lazzaroni Bd. I. 467 ff. oder an das reizende Leben auf einem Gehöfte der Insel Ischia, II. 472 ff. Selbst dem Sagenforscher rathen wir einen Blick in das Buch zu werfen: Er findet I. 394 Sagen vom Monte Cavo (Latium[1]), 457 die vom gespaltenen Fels, ein Stoff, welchen August Wilhelm von Schlegel metrisch behandelt hat; Bd. II. 463 begegnet uns eine Teufelsbrückensage; in demselben Bande 240 ff. trifft man Bemerkungen über das Verhältniß zwischen Sage und Geschichte.

Bei den Sagen vom Monte Cavo macht Stolberg die Bemerkung, das gemeine Volk in Italien, so lebhaft auch seine Phantasie wäre und so sehr diese durch abenteuerliche Legenden genährt werde, kenne fast gar keine Furcht vor Gespenstern und bösen Geistern: „Ihre lebhafte Phantasie unterhält sich lieber mit lieblichen, als mit graunvollen Vorstellungen. Sollten sie das nicht der Schönheit ihrer Natur, der Heiterkeit ihres Himmels und ihrer leichten Luft verdanken? Vielleicht auch zum Theil ihrer edeln und freundlichen Architectur. Unsere gothischen Kirchen mit ihren Kreuzgängen und Gräbern müssen das Herz mit Graun erfüllen. Unsere lange Dämmerung gleichfalls. Je weiter wir nach Norden rücken, desto vielfältiger finden wir die Vorstellungen von Gespenstern und Kobolden."

Diese Anschauung von der Wirkung der gothischen Kirchen

---

1) **Monte Cavo ho il capello, pioverà,** sagen die Landleute, wenn sein Gipfel mit Wolken bedeckt ist. Dieß erinnert an den Vers in Schiller's Tell:

Der Mythenstein zieht seine Haube an.

Vom Pilatus heißt es:

Hat der Pilatus einen Hut,
Dann wird das Wetter gut;
Hat er einen Kragen,
Dann kannst Du's wagen;
Hat er einen Degen,
So gibt's Regen.

ist originell, berührt uns jedoch sonderbar, ebenso wie in Bd. II. 184 ein Urtheil über den „Geschmack der mittleren Zeit", wo es von demselben heißt, er habe eine „ekelhafte Gleichförmigkeit über die Literatur verbreitet, von Portugal bis nach Polen, von Italien bis in die nordischen Reiche." Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß wir bei solchen Urtheilen mit den Jahren 1791 und 92 zu rechnen haben.

Stolberg's Schwärmerei für die politischen und socialen Zustände der Schweiz können wir auch nicht mehr in gleichem Maße theilen; er schrieb jedoch zur Zeit Joh. von Müller's — wir sind entnüchtert durch Eutychius Kopp, und Tell ist uns nur noch eine Gestalt der Mythe[1]).

Daß Stolberg's Aufenthalt in Italien Einfluß auf seine spätere Conversion ausgeübt hat, unterliegt keinem Zweifel und ist von ihm selbst nicht in Abrede gestellt worden. Manche Aeußerungen im Reisebericht deuten schon auf eine mildere Auffassung katholischer Verhältnisse und Einrichtungen; hören wir z. B. wie er in Bd. II. 456 den Ordensstand beurtheilt: „Solche Reisende, welche dafür halten, daß die Hauptbestimmung des Menschen sei, den Umlauf des Geldes durch thätigen Erwerb zu befördern, sollten für die freundliche Art, mit welcher sie von den Mönchen aufgenommen werden, diesen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu bekennen, daß viele Laien durch die Klöster ernährt werden. Man ist ihnen aber durchaus die Gerechtigkeit schuldig, sie nach den Grundsätzen ihrer Kirche zu beurtheilen. Und dann — sage dieser oder jener, was er wolle — das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredeln, wer um Gottes willen Selbstverläugnung übt; wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt; wer bei Beobachtung strenger Vor=

---

1) Die Tellenfrage ist nunmehr durch die Schrift von Rochholz, „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" (Heilbronn 1877), *wie ich glaube, endgültig* erledigt.

schriften und Uebungen demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsere Hochachtung, unsere Ehrerbietung; er ist über jeden Spott des Leichtsinns so sehr wie über den Unglimpf des Reisenden erhoben, der sich freundlich in Klöstern bewirthen läßt und ohne Unterschied hinter dem Rücken, einige hundert Meilen von ihnen entfernt, sich und seichte oder bittere Leser über ihre Bewohner lustig macht, sich nicht entblödet, sie mit dem gehässigen Namen Pfaffen zu schelten, da er doch vielleicht mit literarischer Hochachtung von den verstümmelten Pfaffen der Cybele oder von anderen Götzendienern der Alten wie von ehrwürdigen Priestern reden würde."

Diese Bemerkung könnte sich noch mancher moderne Tourist ad notam nehmen; deßgleichen eine gleich darauf folgende Aeußerung:

„Ueber den Charakter der Bewohner eines Landes wird ein bescheidener Reisender, wenn er nicht Jahre mit ihnen gelebt hat, nicht gern ein Urtheil, am mindesten ein ungünstiges Urtheil fällen. Lange, fortgesetzte Beobachtungen, besondere Gelegenheiten und verschiedene Umstände müssen zusammentreffen, um einen Fremdling in Stand zu setzen, etwas Gründliches über die Denkungs- und Empfindungsart der Nation, die er besucht hat, sagen zu können."

Und weiter lesen wir auf der angeführten Seite 457 noch folgendes Goldwort: „Urtheile Jeder wie er will, nur halte sich Keiner für einen freien Denker, wenn er sein Urtheil nach der Modegesinnung eines leichtsinnigen, kurzsichtigen, hochfahrenden Jahrhunderts oder Jahrzehents stimmt."

In Bezug auf Stolberg's Kunsturtheile hat sich Janssen folgendermaßen geäußert: „Wie große Fortschritte auch das Studium der Kunst seit dem Jahre 1791 — 1792 gemacht hat, und wie wenig man alle Kunsturtheile Stolberg's, insbesondere über die nachraphaelischen Werke, als richtig ansehen möchte, so viel steht fest, daß alle späteren Kunst-

kenner und Reisebeschreiber von ihm gelernt, ihn vielfach ausgeschrieben, wenn auch selten citirt haben, und daß viele seiner scharfsinnigen Beobachtungen als gemeingültig in die neuere Aesthetik übergegangen sind."

Zu diesen Beobachtungen dürfte die bekannte Stelle gehören, welche S. 445 des zweiten Bandes sich findet: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzt, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen. Wofern ich nicht irre, so wirkte die Vorstellung der Vergänglichkeit und des lang hinstreckenden Todes auf die Phantasie des heidnischen Künstlers; wirkte auf verschiedene Art, je nachdem sein Charakter diesem Eindruck nachgab oder sich dagegen zu härten strebte; wirkte aus dem Herzen durch den Arm und durch den Meisel in den Marmor hinein. Es schwebt, selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke der Gedanke des Todes."

Diese Beobachtung ist von vielen Späteren, wie Solger, Schnaase, Carus wiederholt, von keinem aber schöner umschrieben worden als von Lasaulx in seiner Philosophie der schönen Künste. Jedenfalls hat Stolberg, wenn auch ein Früherer Aehnliches empfunden und geäußert haben sollte, den Gedanken eigenthümlich motivirt und in Fassung gebracht.

Göthe und Stolberg sind es vorzugsweise gewesen, welche dem schönen Italien zahllose neue Verehrer gewonnen und dasselbe dem stets regen Wandertriebe der Deutschen als das verlockendste aller Ziele hingestellt haben. Mehr und mehr wandte sich in Folge dessen die Literatur der Erforschung und Beschreibung jenes Landes zu. Als nächste wichtigste Erscheinung nach Stolberg dürfte, neben Matthissons „Erinnerungen" an seine 1795—1798 unternommene italienische Reise, Seume's bekannter „Spaziergang nach Syrakus" zu bezeichnen seyn — ein Buch, welches durch die

Gleichzeitig mit Rehfues bereiste
brität Italien: August von Kotze
kannter leichtfertiger Weise die angebli
Resultate dieses Aufenthalts beschrieben
achtete oder vielmehr nicht beobachtete,
derer später als seine eigenen mitthei
Rehfues einen heiteren Zug. Kotzebue,
tobiographie, „war einfach und natürlich
und weit entfernt von der Sucht vieler
den Mund nicht öffnen zu dürfen glaub
Wort oder eine neue Ansicht von sich
darf auch nicht verhehlen, daß ich u
würdigen Gegenständen, die wir zusamm
einzige Bemerkung gehört habe, welche d
und eigenthümlichen Denker verrathen
haupt kein Mann, der sich durch eine
lichkeit, durch Witz, Beredsamkeit und
geltend machen konnte. Es ist bekannt,
dem Wasser fürchtete, das er für seine
ansah. Einen ähnlichen Zug habe ich

nahmen einige Erfrischungen zu uns. Als es Zeit war nach dem Aschenkegel aufzubrechen, erklärte er, daß er mit seiner Frau uns hier erwarten würde. ‚Einmal muß der Krater doch zusammenstürzen‘, sagte er. ‚Wer bürgt mir dafür, daß es nicht in dem Augenblick geschieht, wo ich oben stehe?‘ Er ließ Krusenstern und mich allein hinaufsteigen, beschrieb aber die Reise in seinem Buche, als ob er mit uns gewesen wäre.“

Dieses Buch sind die 1805 erschienenen „Erinnerungen aus Liefland und Italien“, über welche auch von Göthe folgendes, sehr charakteristisches Urtheil vorliegt: „Kotzebue hat darin dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht so berühmt gewesen wäre.“ Die „armen Italiener“ haben sich schon viel von nordischen Touristen gefallen lassen müssen — warum haben sie nicht Revanche geübt? Sie hätten auch im Norden viel Unerquickliches und Widerwärtiges entdecken und beschreiben können.

Welch ein Abstand zwischen einem Seume oder Kotzebue und dem edeln Friedrich Leopold Stolberg! Und doch war auch letzterer noch Protestant, als er seine Fahrten durch Italien machte, und gewiß noch in manchem Vorurtheile befangen. Wie kurios überhaupt im damaligen Deutschland, namentlich in bürgerlichen Sphären, die Begriffe über die italienischen Zustände noch gewesen sind, das hören wir von Rehfues, der in der Autobiographie erzählt: „Die guten Tübinger schüttelten den Kopf als sie von dem Wagstück hörten. Eine Reise nach Italien galt in jenen Tagen (1801) noch für eine halsbrechende Unternehmung; man sprach von dem Leichtsinn der Eltern, welche ihren einzigen, erst zwanzigjährigen Sohn in das ferne Land gehen ließen, das von Mönchen, Banditen und Räubern wimmele; die Meisten gaben den jungen Wagehals ohne Weiteres verloren und

Reise findet sich in des Frhrn. von Wolzogen 1862 erschienenen Mittheilungen „aus Schinkels Nachlaß“; Karl Graß veröffentlichte 1815 seine „Sicilische Reise oder Auszüge aus dem Tagebuch eines Landschaftsmalers“. 2 Bde. mit Kupfern. Auf Gedichte von ihm, die während seines Aufenthalts in Sicilien entstanden sind, scheinen Stolbergs „Hesperiden“ (Bd. II. S. 479 ff. des oben besprochenen Reisewerkes) nicht ohne Einfluß geblieben zu seyn.

Gleichzeitig mit Rehfues bereiste eine europäische Celebrität Italien: August von Kotzebue, und hat in bekannter leichtfertiger Weise die angeblichen Erfahrungen und Resultate dieses Aufenthalts beschrieben. Wie er aber beobachtete oder vielmehr nicht beobachtete, wie er Erlebnisse Anderer später als seine eigenen mittheilte, dafür bringt uns Rehfues einen heiteren Zug. Kotzebue, heißt es in der Autobiographie, „war einfach und natürlich in seinem Benehmen und weit entfernt von der Sucht vieler Norddeutscher, welche den Mund nicht öffnen zu dürfen glauben, ohne ein witziges Wort oder eine neue Ansicht von sich zu geben. Aber ich darf auch nicht verhehlen, daß ich unter so vielen merkwürdigen Gegenständen, die wir zusammen sahen, nicht eine einzige Bemerkung gehört habe, welche den tieferen Beobachter und eigenthümlichen Denker verrathen hätte. Er war überhaupt kein Mann, der sich durch eine imponirende Persönlichkeit, durch Witz, Beredsamkeit und umfassendes Wissen geltend machen konnte. Es ist bekannt, wie sehr er sich vor dem Wasser fürchtete, das er für seinen gefährlichsten Feind ansah. Einen ähnlichen Zug habe ich auf dem Ausfluge erlebt, den ich mit ihm und den Seinigen nach dem Besuv machte. Wir rasteten wie gewöhnlich bei dem Einsiedler und

---

geblichen Dichter des im Text genannten Liedes s. G. Haller (Emil Barthel), „Balthasar Anton Dunker“ ꝛc., in demselben „Archiv“. Bd. III. Heft 4. 1874. S. 479. 480. Dunker (1746 zu Saal unweit Stralsund geboren, gestorben 1807 in Bern) ist der wirkliche Verfasser.

nahmen einige Erfrischungen zu uns. Als es Zeit war nach dem Aschenkegel aufzubrechen, erklärte er, daß er mit seiner Frau uns hier erwarten würde. ‚Einmal muß der Krater doch zusammenstürzen', sagte er. ‚Wer bürgt mir dafür, daß es nicht in dem Augenblick geschieht, wo ich oben stehe?' Er ließ Krusenstern und mich allein hinaufsteigen, beschrieb aber die Reise in seinem Buche, als ob er mit uns gewesen wäre."

Dieses Buch sind die 1805 erschienenen „Erinnerungen aus Liefland und Italien", über welche auch von Göthe folgendes, sehr charakteristisches Urtheil vorliegt: „Kotzebue hat darin dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht so berühmt gewesen wäre." Die „armen Italiener" haben sich schon viel von nordischen Touristen gefallen lassen müssen — warum haben sie nicht Revanche geübt? Sie hätten auch im Norden viel Unerquickliches und Widerwärtiges entdecken und beschreiben können.

Welch ein Abstand zwischen einem Seume oder Kotzebue und dem edeln Friedrich Leopold Stolberg! Und doch war auch letzterer noch Protestant, als er seine Fahrten durch Italien machte, und gewiß noch in manchem Vorurtheile befangen. Wie kurios überhaupt im damaligen Deutschland, namentlich in bürgerlichen Sphären, die Begriffe über die italienischen Zustände noch gewesen sind, das hören wir von Rehfues, der in der Autobiographie erzählt: „Die guten Tübinger schüttelten den Kopf als sie von dem Wagstück hörten. Eine Reise nach Italien galt in jenen Tagen (1801) noch für eine halsbrechende Unternehmung; man sprach von dem Leichtsinn der Eltern, welche ihren einzigen, erst zwanzigjährigen Sohn in das ferne Land gehen ließen, das von Mönchen, Banditen und Räubern wimmele; die Meisten gaben den jungen Wagehals ohne Weiteres verloren und

zweifelten nicht, daß er, wenn ihn auch die Dolche verschonten, wenigstens als ein Opfer des heißen Klima's fallen würde." Der junge Reisende selbst aber sah in naiver Schwärmerei Italien als eine „neue Welt" an, die nur „eine große Gallerie von Statuen, Gemälden und schönen Frauen" sei.

Doch ist es Zeit, mit unserem anmuthigen Gegenstande, der leicht allzu beredt macht, für heute abzubrechen — vielleicht bieten weitere literarische Erscheinungen Veranlassung, noch einmal auf denselben zurückkommen und den hier begonnenen Ueberblick bis auf die jüngsten Tage weiter zu führen.

LI.

Zur Charakteristik der Fürstin Galitzin.

(Nach ihren Tagebüchern.)

Bekannt ist der gewaltige Eindruck, den die Fürstin Galitzin auf eine lange Reihe hervorragender Zeitgenossen machte, mit denen sie in nähere Berührung kam. An ihr Verhältniß zu Fürstenberg braucht nur erinnert zu werden. Overberg hat nach ihrem Tode mit tiefer Trauer der „Tochter und Mutter und Schwester und Freundin" gedacht. Hemsterhuys hat seine „Diotima" fast vergöttert, allerdings nicht ohne peinliche Zwischenfälle. Hamann verehrte sie schwärmerisch, wie sie ihn. Bei seinem Besuch in Münster urtheilt Göthe[1]): „Sie kam frühe zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe; daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern be-

1) Angeführt von Katerkamp, Leben der Fürstin A. v. G. 162.

schränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt seyn müsse. Als die schönste Vermittlung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun. Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung." „Es ist eine kostbare Seele", schrieb er bei einer anderen Gelegenheit[1]), „und es gibt mich nicht Wunder, daß sie die Menschen so anzieht." Als sie im Sommer 1793 nach Eutin kam, war selbst Voß wohl mit ihr zufrieden, und Nicolovius spricht um dieselbe Zeit von ihr mit unbedingter Anerkennung[2]).

Mit Enthusiasmus hat sich Friedrich Stolberg über die Fürstin ausgesprochen. Bei seinem Besuch in Münster im Herbst 1794 traf er sie krank. „Daß Leiden des Körpers", schrieb er am 28. Oktober an seine Schwester, „ihren schönen Himmel des Geistes und der Liebe nicht trüben, weißt du und kannst dir vorstellen, wie wohl mir bei ihr werde." „Unsere Adeodata", schreibt er eine Woche später, „ist noch krank, doch war sie die beiden letzten Tage mehr als die Hälfte des Tages auf. Könnte ich mit so reinen Schalen schöpfen, als die Quelle lauter ist, so könnte ich ganz erneut werden. Ihr Umgang thut mir unaussprechlich wohl"[3]).

Im schärfsten Gegensatz zu derartigen Aeußerungen stehen einige Stellen in Jacobi's Briefen. Im Frühjahr 1794 schrieb er an Nicolovius, die Fürstin liebe, bewundere und verehre er unaussprechlich. Es sei eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe, sie habe ein wahrhaft fürstliches Gemüth, und jede Grazie stehe ihr zur Seite, wenn sie nur winke. Gleich dahinter aber heißt es weiter, er habe sie gefunden, wie immer, gespannt, zudringlich, buch-

---

1) Vergl. Damaris IV. 172.
2) Vergl. Damaris a. a. O. 191 ff.
3) Janssen, Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 333.

stäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe, und höchst unzuverlässig in allem was sie erzähle. Das Schmollen habe sie abgelegt, aber dafür sei sie hetzender geworden und habe das Gift des Mönchthums in allen Gliedern. Vier Wochen später klagt er in einem Brief an Göthe: „Ein paar Mal hat sie mich hart geplagt. Ein gewisses Buchstäbeln und ein gewisses Treiben an ihr hat mir von jeher, wenn ich bei ihr war, das Leben sauer gemacht. Nun ist der unglückselige katholische Pietismus noch hinzugekommen, den sie gerne möchte tolerant seyn lassen, wider seine Natur. Schade, ewig schade um das herrliche Wesen mit dem wahrhaft fürstlichen Gemüth, das immer ganz aufrichtig seyn möchte und nie mehr ganz aufrichtig seyn kann"[1]). Die Frage ist: haben wir es lediglich mit einem augenblicklichen Anfall des Aergers, mit einer nur von religiösen Antipathien, die ja zweifellos mit im Spiele sind, diktirten Ungerechtigkeit zu thun oder nicht? Wer nur die ältere Galitzin-Literatur kennt, wer sich etwa in der Skizze Katerkamp's oder auch in der schönen Studie eines so vorurtheilsfreien Protestanten wie Lud. Giesebrecht[2]) Raths erholen wollte, würde diese Frage bejahen. In den Biographien ist ja mitunter von hypochondrischen Verstimmungen der Fürstin die Rede, aber im Ganzen macht ihr Bild den Eindruck der Ruhe und idealen Schönheit[3]). Zu einem anderen Resultate freilich gelangt man durch die Lektüre ihrer jüngst herausgegebenen Tagebücher.

Ueber letzteren hat ein Unstern gewaltet. Was Katerkamp

---

1) Angeführt Damaris IV. 197.

2) Mehrere Aufsätze in der Damaris seit 1862.

3) Eine bemerkenswerthe Ausnahme macht Lemcke, der liebenswürdige Biograph ihres Sohnes. Aber auch hier muß man mit den Thatsachen schon genauer vertraut seyn, um die milden Andeutungen über den Charakter der Fürstin vollkommen zu verstehen. Andererseits ist der Haupterklärungs- und Entschuldigungsgrund, ihre Krankheit, nicht immer gebührend gewürdigt.

fest und stark. Brust, Magen und Kopf sind in sich stark; letzterer ist selten schmerzgebärend, aber meistens sehr benebelt. Im gesunden Zustande kann er sehr lange anhaltende Arbeiten gemächlich aushalten. Und demnach bin ich schier immer kränkelnd auf die drückendste Weise an einer ängstlichen Zusammenziehung aller Gefäße, die in mir eine Schwermuth gebärt, welche ich mit Mühe zu überwinden fähig bin." Ihre Tagebücher sind ein fortlaufender Commentar zu dieser Diagnose. Von einer Reise nach Düsseldorf kommt sie am 11. April „gesund" zurück, bald darauf die Klage, sie habe die letzte Zeit „sehr kränklich am Körper und mit sehr bedürftiger Seele zugebracht." Am 26. Mai spürte sie „eine besondere Behendigkeit des Körpers und Heiterkeit des Geistes, schwamm, spielte um die Wette, sprang und kletterte", am 5. Juni ist sie „hypochondrisch". Der Weihnachtstag vergeht „träge und fruchtlos unter dem Drucke innerer Leiden," und der Eintritt in's Jahr 1787 ist „jämmerlich". Am 7. und 8. März hat sie „zwei köstliche Tage", am 28. des gleichen Monats erwacht sie „in der tiefsten Hypochondrie". Aehnlich im folgenden Jahre. Am 24. Februar hat sie drei Wochen lang „viel gelitten"; „mit diesen letzten vier Wochen vom 24. März an, ist mir Gottlob eine schreckliche Zeit des Leidens vorübergeflossen", am 24. Mai hat sie „wieder drei sehr drückende Wochen überstanden"[1]), kurz, es ist ein Zustand intermittirender, körperlicher und geistiger Krankheit, der durch häufigen Gebrauch von Opium und Uebermaß in körperlichen Uebungen (z. B. drei Bäder an einem Tage, anstrengende Fußtouren u. s. w.) nur verschlimmert wurde. Nur von dieser Thatsache ausgehend gelangt man zu einem richtigen Urtheil über die zahllosen tieftraurigen und mitunter seltsamen Bekenntnisse ihrer Tagebücher.

Schwer hatten unter den wechselnden Stimmungen der

---

1) Sehr instruktiv ist ihr Rückblick auf das Jahr 1788 bei Schlüter 372.

ten noch weiter zu entwickeln. Eine eigentliche Erziehung hat sie nicht gehabt. Als kleines Kind wurde sie in ein Kloster gebracht, dessen Unterricht für ihre geniale Natur nicht die geeignete war. Ihre höhere Geistesbildung hat sie sich erst später selbstständig erworben. An ihrem 17. Geburtstage[1]) wird sie, wenigstens halb widerstrebend, Braut, bald darauf ist die Verlobung wieder aufgelöst. Zwanzigjährig wird sie die Gemahlin eines russischen Fürsten; ob aus Neigung, wissen wir nicht, jedenfalls ist dieselbe nicht von Dauer gewesen. Die nächsten Jahre lebte sie mit ihrem Mann, nach kurzem Aufenthalt in St. Petersburg, im Haag, wo derselbe russischer Gesandter war. Bald war sie Mutter zweier Kinder, ihre gesellschaftliche Stellung war glänzend, nicht nur Diderot wird ihre Anmuth, ihre feine Bildung und ihren sprühenden Witz bewundert haben. Zufrieden war sie nicht. Das Treiben der feinen Welt wird ihr zum Eckel; um sich ihr entziehen zu müssen, befolgt sie das Beispiel des Demosthenes und läßt sich die Haare abschneiden. Als sie im nächsten Jahre (1774) mit ihren Kindern ein kleines Landgut in der Nähe des Haags bezog, war die Entfremdung von ihrem Manne wohl schon eine vollständige, und seit ihrer Reise nach Münster (1779) hat sie ihn nur selten mehr gesehen. Allem Anschein nach hat man auch nach der Trennung von beiden Seiten das Decorum gewahrt, aber selten erwähnt die Fürstin den Vater ihrer Kinder, ohne ihre Abneigung mindestens durchblicken zu lassen.

Von den Folgen einer schweren Krankheit, welche sie Anfang 1783 an den Rand des Grabes brachte, hat sich die Fürstin nie mehr vollständig erholt. Am 9. März 1786[2]), nachdem sie „unter 14 Tagen nur 2 gesunde" gehabt hatte, schildert sie ihren Zustand: „Der Bau meines Körpers ist

---

1) In der „Nachricht" heißt es irrig, sie sei am Verlobungstage 15 Jahre alt geworden.

2) Schlüter 30. Im Folgenden sind die Tagebücher nicht mehr genauer citirt, wo die Angabe des Datums genügt.

fest und stark. Brust, Magen und Kopf sind in sich stark; letzterer ist selten schmerzgebärend, aber meistens sehr benebelt. Im gesunden Zustande kann er sehr lange anhaltende Arbeiten gemächlich aushalten. Und demnach bin ich schier immer kränkelnd auf die drückendste Weise an einer ängstlichen Zusammenziehung aller Gefäße, die in mir eine Schwermuth gebärt, welche ich mit Mühe zu überwinden fähig bin." Ihre Tagebücher sind ein fortlaufender Commentar zu dieser Diagnose. Von einer Reise nach Düsseldorf kommt sie am 11. April „gesund" zurück, bald darauf die Klage, sie habe die letzte Zeit „sehr kränklich am Körper und mit sehr bedürftiger Seele zugebracht." Am 26. Mai spürte sie „eine besondere Behendigkeit des Körpers und Heiterkeit des Geistes, schwamm, spielte um die Wette, sprang und kletterte", am 5. Juni ist sie „hypochondrisch". Der Weihnachtstag vergeht „träge und fruchtlos unter dem Drucke innerer Leiden," und der Eintritt in's Jahr 1787 ist „jämmerlich". Am 7. und 8. März hat sie „zwei köstliche Tage", am 28. des gleichen Monats erwacht sie „in der tiefsten Hypochondrie". Aehnlich im folgenden Jahre. Am 24. Februar hat sie drei Wochen lang „viel gelitten"; „mit diesen letzten vier Wochen vom 24. März an, ist mir Gottlob eine schreckliche Zeit des Leidens vorübergeflossen", am 24. Mai hat sie „wieder drei sehr drückende Wochen überstanden"[1]), kurz, es ist ein Zustand intermittirender, körperlicher und geistiger Krankheit, der durch häufigen Gebrauch von Opium und Uebermaß in körperlichen Uebungen (z. B. drei Bäder an einem Tage, anstrengende Fußtouren u. s. w.) nur verschlimmert wurde. Nur von dieser Thatsache ausgehend gelangt man zu einem richtigen Urtheil über die zahllosen tieftraurigen und mitunter seltsamen Bekenntnisse ihrer Tagebücher.

Schwer hatten unter den wechselnden Stimmungen der

1) Sehr instruktiv ist ihr Rückblick auf das Jahr 1788 bei Schlüter 372.

Kranken natürlich ihre Kinder zu leiden. Daß sie dieselben innig liebte, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Frühzeitig hat sie auf die Freuden der Welt verzichtet, um einzig für sie leben zu können. Sie überwachte nicht nur ihre wissenschaftliche und (namentlich seit ihrer eigenen Umwandlung) religiöse Ausbildung mit der größten Sorgfalt, sondern sie unterrichtete großentheils selbst, eignete sich ganze Disciplinen bloß zu diesem Zwecke an, und scheint sich die Krankheit von 1783 wesentlich durch übermäßige Anstrengung zugezogen zu haben. Was ihren Erziehungsplan betrifft, so hat sie einmal geäußert[1]), sie „hege keinen anderen festen Grundsatz, als den, sich von Kindheit auf um der Kinder vollständigstes Zutrauen zu bewerben und in ihnen durch alle Mittel Wahrhaftigkeit zu erwecken.“ Beständig hat sie sich und die Kinder erforscht, sich, „um ihnen überall mit gutem Beispiele vorzugehen, sie, um von ihnen ihre Bedürfnisse und folglich die Behandlungsart, die für jeden die angemessenste wäre, zu lernen.“ Sie hat ihre Forderungen sehr hoch gespannt, aber nie die körperliche Entwickelung vernachlässigt. Die Kinder müssen viel arbeiten, aber in den Erholungsstunden wird gespielt, gejagt, geschwommen, geritten und gefochten. Sie hat die wesentlichen Grundsätze einer guten Erziehung klar erkannt und mit wahrer Aufopferung anzuwenden versucht. Aber wenn ihre bösen Stunden kamen, war alles vergessen: dann wurde ihre scharfe Beobachtung zur kleinlichen Quälerei und die Geduld zum Gegentheil; unter solchen Umständen mußte der stete Zwang, unter welchem die Kinder lebten, sich zu einer wahren Pein gestalten. Engel waren sie freilich nicht, und in Mitri mag Stoff genug zu einem faulen Schlingel gesteckt haben[2]), was er freilich nicht geworden ist. Aber in einer Reihe von Fällen, wo die Fürstin

---

1) Schlüter 67—68.
2) Vergl. besonders die hübsche Schilderung bei Lemcke 44.

an ihren Kindern verzweifelte, trugen nicht diese, sondern sie selbst die Schuld[1]). Daß dieses Urtheil nicht zu hart ist, mögen einige Scenen aus dem Jahre 1787 zeigen. Zu beachten ist, daß ihre Tochter Marianne (Mimi) damals 17, ihr Sohn Demetrius (Mitri) 16 Jahre alt war.

Am 27. März: „... Ich gerieth bei der Arbeit gar bald in den Zustand der Unbewußtheit meiner selbst und meiner Harmonie mit meinem Gott. Es erfolgte ein immer zunehmender Reiz, veranlaßt durch Mimi's so sehr gewöhnliche Hitze und Laune, wenn sie etwas Langes richtig vortragen soll und ihr bewiesen wird, sie habe sich geirrt. Nun ward ich bald mit ihr tobend und schreiend, und da ich anfing mein Unrecht zu merken, brach ich tief erschüttert darüber in Thränen aus." Schließlich läuft sie „hülflos im Saal umher." Fünf Tage später sagt Mitri seine Lektion schlecht auf, und weil er wiederholt denselben Fehler begeht, bekommt der halberwachsene Junge „für seine heuchlerische Unwahrhaftigkeit eine derbe Ohrfeige." Am 8. Mai hat sie „eine herrliche halbe Stunde mit dem guten Jungen", fünf Tage darauf „donnert" sie mit ihm, ohne genügenden Anlaß, weßhalb sie über ihre „Leidenschaft" nachher selber „litt". Gegen Ende des Monats hat sie arge Noth mit der Vorbereitung ihrer Kinder zum Empfang der heiligen Sakramente, namentlich Mimi's Disposition macht ihr die schwersten Bedenken, und „ihr Herz ist sehr beängstiget für Beide, so nah am Beichttage so viele Kälte bei ihnen anzutreffen." Man ist versucht, die Kinder wenigstens zu entschuldigen, wenn man liest, daß die Mutter beobachtet, ob ihr Morgengruß „gut" ist oder nicht. Am 9. November ist sie über die Kinder ganz entzückt, „wir schieden ungemein glücklich, einer durch den andern"; drei Tage später erscheint Mimi „gleichgültig und frech" und

---

1) Vergl. bezüglich Mitri's namentlich die treffende Bemerkung Lemcke's 82. Später hat sie es selbst mit dürren Worten zugegeben. Lemcke 85.

„macht aus ihrem Gewissen ein übertünchtes Grab", man sieht nicht recht inwiefern. Am Abend bekommt das Mädchen eine lange Strafpredigt, und wird dadurch nur gereizt. Trostlos läßt die Fürstin es dann an ihr Bett kommen, und als die „Verstockung" noch immer nicht weicht, steht sie auf mit der Erklärung, sich nicht mehr schlafen legen zu wollen, bis sie Mimi „im Wege der Erkenntniß und Wahrheit sehe". Ob das gequälte Mädchen wirklich „reuevoll" von ihr weggegangen, mag dahingestellt bleiben. Im nächsten Monat kommt Mitri an die Reihe. Am 16. Dezember hat er beim Unterricht nicht aufgepaßt, was eine arge Scene veranlaßt. Am nächsten Tage „schmiert er sich ein zweites dickes fettes Butterbrod", mit dem gleichen Resultat, und als er vollends „eine sehr ungeschickte Figur" macht und für einen Verweis ein „leeres, höhnisch seyn sollendes Lächeln" hat, wird er an die Luft gesetzt.

Böse Tage hatte auch der junge Priester Hase[1]), den sie gegen Anfang der achtziger Jahre zur Beaufsichtigung der Kinder in ihr Haus genommen hatte. Sie hat später[2]) einmal eine eingehende Schilderung von ihm entworfen. „Ich hatte keine Wahl zu treffen", schreibt sie, „mußte auf reine Sitten, Respekt vor Religion und Wahrhaftigkeit vorzüglich sehen." Zudem war er ihr noch als tüchtiger Mathematiker und Zeichner empfohlen worden. „In letzterem fand ich mich betrogen; dabei fand ich ihn so unglaublich unwissend, verwirrt, kindisch und plump, daß die Kinder ihn alle Augenblicke auslachten". Durch den „gutmüthigen Tölpel" sei ihr ganzer Erziehungsplan zerrüttet worden, trotzdem habe sie nach ihrer Krankheit „mit Leidenschaft" alles Mögliche gethan, „um H.'s gänzliches Zutrauen und Liebe zu gewinnen", habe ihm Geschenke gemacht und seine „Insipiditäten" mit

---

1) In den Tagebüchern begegnet fast immer nur der Anfangsbuchstabe, den Namen hat Lemcke 50.

2) Schlüter 206.

machen mich hypochondrisch", bemerkt sie am 28. Mai, „also will ich mich lieber auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, streben anders zu werden, thun, thun, thun! anstatt zu grübeln über's Vergangene, und beständig beten um Licht, zwischen den zwei Klippen, Aengstlichkeit und Leichtsinn, mein Gewissen durchzubringen ohne Anstoß."

Im Sommer fängt sie an, „in die Gründe und Folgen ihres ganz hypochondrischen Zustandes heller zu sehen." Treffend hat sie selbst einen der Punkte geschildert, an welchen ihr Erziehungsplan scheiterte. „Mein System", schreibt sie, „war, daß Liebe allein Bewegungen, Lenkung des Willens hervorbringen könnte. Geliebt werden gehört aber als ein nothwendiges Requisit zur Efficacität dieses Mittels. Auf's Lieben brauchte ich eben keine Anstrengung zu wenden. Also ging unvermerkt meine ganze Anstrengung auf's Geliebtwerden, und ebenso unvermerkt betrieb ich es mit einer solchen Leidenschaft, daß ich das sich=beliebt=machen aus den Augen verlor, und verfiel in eine offenbare despotische Betriebsamkeit, um mehr Liebe zu erzwingen, anstatt sie abzuwarten und zu nähren. Ich fing an, den Kindern bittere Vorwürfe über den Mangel an Liebe zu mir zu machen" u. s. w. Kurz darauf fällt ihr ein, „daß das scheinbare Gewissenslose und das falsche Gewissen, das ich von Zeit zu Zeit in den Kindern erblickte, zum Theil aus Unwissenheit oder doch aus Mangel lebendiger Erkenntniß herrühren könne." In wenigen Zeilen hat sie Anfang 1788 ihren traurigen Zustand greifbar genau geschildert: „Beständige Schiatik und allerlei körperliches Ungemach, Versuchungen von Lauheit und Muthlosigkeit, leidenschaftliche Stimmung, Uebereilungen des Zorns, der Eitelkeit, habituelles Mißvergnügen darüber, Vermischung von Gottesliebe, Menschen= und Eigenliebe." Es ist leicht, über diese sonderbare Frau die Achseln zu zucken, wenn man selbst gesund ist an Leib und Seele. Aber nur wer krank ist, wie sie, und dennoch erfolgreicher das stolze stürmische Herz bezwingt, wer aufrichtiger noch, als sie so

im Umgang, liebreich gegen ihre Kinder und deßhalb trotz aller Schrullen und Quälereien von ihnen wieder geliebt[1]. Göthe und Stolberg haben sie eben in glücklichen Momenten gesehen, oder doch zu einer Zeit, wo ihre gewaltige Willenskraft den Dämon in ihrer Brust bezwang. Das scharfe Urtheil schweigt und nur das Mitleid bleibt übrig, wenn man liest, wie klar diese wildleidenschaftliche Natur in den Augenblicken der Ruhe ihre Fehler erkannte und wie bitter sie dieselben bereute. Es ist peinlich und doch wieder rührend zu lesen, wie sie mitunter die Motive ihres Handelns zergliedert, wie sie sich in festen Zügen schildert und dann vor sich selbst erschrickt. Am 13. Februar 1787 entdeckt sie Hase ihre „Unart", wenn sie „im Zorne wäre, Beschuldigungen oft gerade dann am heftigsten zu behaupten", wenn sie „mitten im Zorne zu muthmaßen anfange", sie „könne wohl Unrecht haben." „Ich sagte es ihm, damit ich an ihm einen Zeugen und Warner hätte." Am 1. April überlegt sie, was an ihrem Verhalten ihren Kindern gegenüber zu ändern sei. „Ich fand absonderlich, ich müßte diejenigen Schwachheiten an ihnen, die ich noch nicht zu ändern hoffen konnte, passiver tragen lernen; sonst schreckte ich sie zurück." „Diesen Grundsatz", schreibt sie am 23. Mai, „mich in meinem Thun und Lassen nicht ganz allein nach dem Ausspruch meines Gewissens über Gutes und Böses, sondern auch nach dem inneren Ausspruch, der aus dem Herzen meiner Kinder und dieser Nächsten um mich her ausgehen muß, mich zu richten, finde ich täglich richtiger." Die Scham über ihre Mißgriffe brachte sie oft fast bis zur Verzweiflung, und dann tröstet sie sich mitunter durch die klare Erkenntniß ihrer Krankheit. „Solche Zweifel

---

1) Ihr Sohn, der ihr als Junge mit seiner „unüberwindlichen Faulheit und lächerlichen Poltronerie viel Seelenleiden bereitete" und später als heiligmäßiger Missionär ein Leben freiwilliger Entbehrung führte, hat ihr bis in sein Greisenalter eine rührende Liebe bewahrt. Vergl. Lemcke 30. 68.

machen mich hypochondrisch", bemerkt sie am 28. Mai, „also will ich mich lieber auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, streben anders zu werden, thun, thun, thun! anstatt zu grübeln über's Vergangene, und beständig beten um Licht, zwischen den zwei Klippen, Aengstlichkeit und Leichtsinn, mein Gewissen durchzubringen ohne Anstoß."

Im Sommer fängt sie an, „in die Gründe und Folgen ihres ganz hypochondrischen Zustandes heller zu sehen." Treffend hat sie selbst einen der Punkte geschildert, an welchen ihr Erziehungsplan scheiterte. „Mein System", schreibt sie, „war, daß Liebe allein Bewegungen, Lenkung des Willens hervorbringen könnte. Geliebt werden gehört aber als ein nothwendiges Requisit zur Efficacität dieses Mittels. Auf's Lieben brauchte ich eben keine Anstrengung zu wenden. Also ging unvermerkt meine ganze Anstrengung auf's Geliebtwerden, und ebenso unvermerkt betrieb ich es mit einer solchen Leidenschaft, daß ich das sich-beliebt-machen aus den Augen verlor, und verfiel in eine offenbare despotische Betriebsamkeit, um mehr Liebe zu erzwingen, anstatt sie abzuwarten und zu nähren. Ich fing an, den Kindern bittere Vorwürfe über den Mangel an Liebe zu mir zu machen" u. s. w. Kurz darauf fällt ihr ein, „daß das scheinbare Gewissenslose und das falsche Gewissen, das ich von Zeit zu Zeit in den Kindern erblickte, zum Theil aus Unwissenheit oder doch aus Mangel lebendiger Erkenntniß herrühren könne." In wenigen Zeilen hat sie Anfang 1788 ihren traurigen Zustand greifbar genau geschildert: „Beständige Schiatik und allerlei körperliches Ungemach, Versuchungen von Lauheit und Muthlosigkeit, leidenschaftliche Stimmung, Uebereilungen des Zorns, der Eitelkeit, habituelles Mißvergnügen darüber, Vermischung von Gottesliebe, Menschen- und Eigenliebe." Es ist leicht, über diese sonderbare Frau die Achseln zu zucken, wenn man selbst gesund ist an Leib und Seele. Aber nur wer krank ist, wie sie, und dennoch erfolgreicher das stolze stürmische *Herz bezwingt*, wer aufrichtiger noch, als sie so

oft gethan, nicht nur seine Fehler vor sich selbst bekennt, sondern auch für Dinge, die ganz oder fast frei waren von sittlicher Verschuldung, den gekränkten Nächsten um Verzeihung bittet: nur er hat das Recht, auf sie den ersten Stein zu werfen.

In einem Briefe an Hemsterhuys[1]) hat die Fürstin eine Reihe verschiedener Urtheile über ihre Person zusammengestellt. Es heißt da u. A.: „Ich galt als Stoikerin, Epicuräerin, Leibnitzianerin, Hemsterhuysianerin, in, in, in, bis in's Unendliche, eins um's andere, und nach meiner Weise zu seyn, fast immer als excentrisch und närrisch." Sie hat das vielleicht lächelnd, ohne eine Ahnung von dem tiefen Ernst ihrer Worte geschrieben. Sie war eine verschwenderisch begabte Natur, mit scharfem Verstand, reicher Phantasie, mit einem Herzen, das ungestüm nach Liebe und Freude verlangte, dabei aber zum Grübeln und zu tiefer Melancholie neigend. Oft schon haben derartige Charaktere im Wahnsinn geendet. Daß sie diesem Schicksal entging, ist wohl in erster Linie ihrer Rückkehr zur Kirche zu danken, in welcher die geistig (nicht sittlich) emancipirte Frau wieder den Halt und den Zügel fand, dessen sie bedurfte. Die Kirche wurde ihr zwar nicht sofort die Wohnung ungestörten Friedens, wie ihrem Zeitgenossen und Freunde Friedrich Stolberg, aber sie war ihr das Asyl, in dem sie Schutz suchte vor sich selbst und Kraft zum Kampfe. Gewiß bewegte sich auch ihr religiöses Leben in sonderbaren Formen; nicht umsonst hat sie ihr Beichtvater Overberg vor Aengstlichkeit und Selbstquälerei gewarnt. Wenn aber Jacobi vom „Gift des Mönchthums" oder „katholischem Pietismus" spricht, so thut er schweres Unrecht. Eine pharisäische Betschwester hätte nicht die hochverehrte Freundin von Katholiken wie Fürstenberg und Overberg

[1]) Briefwechsel und Tagebücher (herausg. von Schlüter, Münster 1874) S. 238. Uebrigens kann der Brief unmöglich in's Jahr 1778 gehören.

57 Jahre alt, ging die seltsame aber edle Frau hinüber, welcher Sokrates den Weg zu Christus gezeigt[1]), welche in mancherlei Irrgängen des Erkennens und des Thuns nie das aufrichtige, ja heroische Streben nach dem Wahren und Guten verloren hatte.

H. C.

LII.

Die Reformation im Gau Tullifeld.

(Als Nachtrag zu dem Aufsatze: „Die Reformation im Amte Dermbach".)

In diesen Blättern vom Jahrgang 1873 (Bd. 72 S. 680 ff.) ist ein Aufsatz über die Reformation in Dermbach — dem ehemaligen Oberamte Fischberg — erschienen. Es wurde darin, um es kurz anzudeuten, gesagt, daß Graf Wilhelm und sein Sohn Georg Ernst von Henneberg gegen das Jahr 1547 die Reformation im genannten Amte einführten. Um dieß zu bewerkstelligen, berief Georg Ernst den Superintendent Johannes Förster von Wittenberg nach Schleusingen, der sich bemühte, die lutherische Lehre im Amte zu verbreiten. Der Pfarrer in Dermbach Johannes Schäfer, gebürtig aus Geisa, war sehr bald für die Neuerung gewonnen. Der Akt seines Abfalls von der katholischen Kirche schloß alsbald mit einer Heirath, wie dieß auch bei noch andern Pfarrern des Amtes der Fall war.

Zum Lobe des Grafen Georg Ernst wird hier in Folgendem (was 1873 nicht gesagt wurde) hinzugefügt, daß er die Reformation nicht mit roher Gewalt einführte; denn es war noch im

---

1) Vergl. ihren merkwürdigen Traum bei Janssen. 116.

liche Hang zur Liebe immer lauterer und durch Leidenschaft, Eigenliebe und Eigendünkel ungestörter immer auflodere und zu Dir hinauf brenne"[1]).

Die bis 1795 reichenden Fortsetzungen der Tagebücher der Fürstin lassen noch vielfach Blicke in ein oft schmerzlich ringendes Gemüth thun, gewähren aber im Ganzen doch den Eindruck, als sei ihr Gemüthszustand ein besserer und gelassener geworden. Wohlthätig mag schon der Umstand gewirkt haben, daß ihre Kinder jetzt erwachsen waren und so das System beständiger Controle bei der Erziehung, unter dem sie selbst am meisten gelitten hat, in Wegfall kam. Ueber das letzte Jahrzehnt ihres Lebens kann man nach dem vorliegenden bescheidenen Material nicht leicht zu einem selbstständigen Urtheil kommen. Katerkamp (Leben 282) stellt ihr das Zeugniß aus: „Der Augenschein zeigte in allen den Jahren, da ich das Glück hatte, als Mitbewohner ihres Hauses ihr nahe zu stehen, daß die Grundsätze von Ergebung und freudiger Liebe im Kreuze ihr gleichsam zur Natur geworden waren. In allen Krankheiten, welche in periodisch wieder zurückkehrenden Paroxysmen sich äußerten, bewies sie stets, wenn die Leidensperiode vorüber war, das heiterste Gemüth." Die Beschreibung, die er von ihrer letzten Krankheit und ihrem Tode gibt, läßt sie als christliche Heldin erscheinen, und von anderer Seite wird diese Beschreibung bestätigt. Stolberg schreibt an seine Schwester Katharina am 28. März 1806: „Wiewohl der Zustand unserer lieben Kranken und der wahrscheinlich sehr nahe Abschied von dieser himmlischen Freundin mir das Herz sehr schwer macht, fühle ich mich doch selig, wenn ich sie sehe. Denn ihr ganzes Wesen ist Geduld, Liebe, Heiterkeit, Freundlichkeit, himmlischer Sinn"[2]). Am Morgen des 27. April 1806, erst

1) Schlüter 16. 70. 74.

2) Janssen, Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 112 ff.

Lehre übergetreten war. Die Bewohner an der Rhön gehörten zu den sächsischen Häusern.

Was das Landcapitel Geisa anbelangt, so herrschte zu Ende des 16. Jahrhunderts unter den Geistlichen in Bezug auf kirchlichen Sinn und klerikale Zucht eine heillose Wirthschaft; sie waren Männer, welche im Stande waren, alles zur Deformation beizutragen.

Pfarrer zu Geisa war Laurentius Hofmann, der schon zum drittenmale verehelicht war; Dechant und Pfarrer zu Schleida war Konrad Pfnor; der Pfarrer in Geismar hieß Valentin Hotten, der in Buttlar Bonifaz Gulden; in Borsch Bernard Gulbert; in Bremen Leonard Streffenbach. Alle diese Pfarrer hatten von ihrem Ordinarius in Würzburg keine Approbation, noch Confirmation. Der Pfarrer in Hünfeld war schon zum Lutherthum übergetreten. Die Pfarrer von Großentaft, Raßdorf, Aschenbach, Margrethenhaun, Haselstein, Hilders, Mackenzell und Hofbieber lebten im Concubinate; alle diese Pfarreien gehörten damals zum Landcapitel Geisa.

Der Abt Balthasar wäre wohl der rechte Mann gewesen, den katholischen Glauben zu erhalten und die Disciplin unter dem Klerus herzustellen; allein das Domcapitel und die Ritterschaft hatten des Abtes Absetzung beschlossen, die er gezwungen am 22. Juni 1576 unterschrieb. Der Kaiser Rudolf II. setzte ihn im J. 1602 wieder in seine Würde ein und strafte die Capitularen um 10,000, die Ritterschaft um 100,000 Gulden[1]).

Bischof Julius von Würzburg hatte nach der Absetzung des Abtes die ihm angetragene Verwaltung des Stiftes Fulda übernommen.

Der Sittenlosigkeit des Klerus im Archidiakonat Mellrichstadt zu steuern, schickte Julius von Echter im J. 1589 seinen Fiskal Urban Renninsfeld in das Capitel Geisa, den Pfarrern einzuschärfen, den Bischof in Würzburg als Ordinarius anzuerkennen, sich von den Concubinen zu trennen und die heilige

---

1) cfr. „Geschichte des Hochstifts Fuld von Karl Arnd.“ Fulda Al. Maier 1860. S. 118.

J. 1558 der katholische Pfarrer Petrus Ruch in Sondheim; im J. 1560 in Nordheim der katholische Pfarrer Konrad Krin.

Anders gestaltete sich die Sache, als mit dem J. 1583 — dem Todesjahre des Grafen Georg Ernst — die sächsischen Herzöge die Herrschaft über das Amt Fischberg erhielten. Sie förderten mit mehr Eifer die Einführung der lutherischen Lehre. Den Bischof Julius Echter in Würzburg hinderten sie, Visitationen in den noch katholischen Pfarreien zu halten, indem sie demselben im J. 1585 insinuirten: „von seinen Diöcesan-Rechten, wie auch geschehen ist, abzustehen." Im J. 1589 waren alle Pfarrstellen, soweit die Gewalt der Herzöge reichte, mit lutherischen Prädikanten besetzt, die Reformation war durchgeführt.

Das Amt Fischberg gehörte zu Anfang der Reformation in kirchlicher Beziehung zum Landcapitel (Dekanat) Geisa, dieses zum Archidiakonat Mellrichstadt; dieses zur Diöcese Würzburg. In politischer Hinsicht gehörten die Aemter Fischberg (Dermbach) und Rockenstuhl (später Geisa) sowie alle Orte, welche zwischen der Ulster, Katza und Werra lagen, zum Gau Tullifeld.

In diesem Gau wurde die Reformation theilweise eingeführt, theils ging das Bestreben, sie einzuführen, nicht in Erfüllung. Wir wollen in folgenden Zeilen sehen, was im Gau Tullifeld in Bezug auf die Reformation namentlich im Landcapitel Geisa, in der Tann und Umgegend, an und auf der Rhön geschehen ist.

Die intendirte Reformation im Landcapitel Geisa.

Durch sein schwankendes Benehmen, mehr noch durch die zu Gunsten der reformatorischen Bewegung gemachten Zugeständnisse, z. B. bei Austheilung des heil. Abendmahles den Kelch zu gebrauchen und bei Spendung der heil. Sakramente sich der deutschen Sprache zu bedienen, hatte Abt Philipp von Fulda (regierte von 1541 — 1550) der Reformation Vorschub geleistet, welche im Verlauf der späteren Zeit eine größere Dimension und schärfere Richtung annahm, so daß zur Zeit des Abtes Balthasar von Dernbach (1570 — 1606) bei weitem der größte Theil der Bewohner des Stiftes Fulda, wozu damals das Amt Geisa und die Herrn von Tann gehörten, zur neuen

richtsbarkeit über den Fulder Klerus im J. 1613 verblieb. Ein späterer Bischof von Würzburg Johann Gottfried protestirte i. J. 1696 gegen die von seinem Vorgänger Johann Philipp am 23. März 1662 zu Gunsten des Abtes bestätigten Vorrechte; allein Rom bestätigte 1712 das Privilegium des Abtes und die Sache war beendigt.

Die Reformation in Tann, an und auf der Rhön.

Die Herren von der Tann, deren Namen schon im J. 968 genannt werden, zur Zeit ächte Raubritter und Vasallen des Abtes von Fulda, erkannten in der Einführung der Reformation das geeignetste Mittel, sich von der Gerichtsbarkeit des Abtes von Fulda, unter dem sie standen, frei zu machen. Ihr Streben war: Reichsfreiherrn zu werden. Der erste, welcher die Neuerung einzuführen sich bemühte, war Eberhard von der Tann. Er selbst trat 1534 zum Lutherthum über und durch ihn 1540 die Orte Unterweid und Neußwerts, die heute noch protestantisch sind. Ebenso eifrig für das Lutherthum war 1534 Melchior Arnagk von der Tann. Diese hatten die katholischen Pfarrer weggejagt und an deren Stelle protestantische — den Hieronymus Pfnör und Nicolaus Lappius eingesetzt.

Da erschien in der Tann am 28. Dezember 1626 um 3 Uhr des Morgens der Abt Johann Bernhard (1623—1632) mit 3000 Mann; Lukas und Kaspar von der Tann kehrten zur alten Religion zurück und mit ihnen viele Unterthanen. Sie präsentirten auch zum katholischen Pfarrer den Sebaldus Sixtus, welcher in Auftrag des Abtes von dem Propst zu Zella Bernhard Wilhelm von Schwalbach, der mit 700 Mann am 7. März 1629 in Tann angekommen war, feierlich eingesetzt wurde. Die protestantischen Pfarrer erhielten ihre Dimission.

Die anderen Herren von der Tann, welche zum Katholicismus nicht zurückgetreten waren, Georg Friedrich und Konrad, waren mit der Procedur des Abtes nicht einverstanden und beschwerten sich beim Kaiser. Sie führten in ihrem Schreiben an, daß sie stets „reichsunmittelbar und Reichsfreiherrn gewesen wären.“ Hierauf gab Kaiser Ferdinand den Bescheid vom 19. Oktober 1529, „daß er die Tann nicht weiter beschweren wolle.“ Die Reformation wurde nun eingeführt zunächst in dem Orte

Communion nur unter Einer Gestalt auszutheilen. Renninsfeld traf ein am 22. Mai 1589. Wer aber auf vorhergegangene Einladung zur Conferenz nicht erschien, waren die obengenannten Concubinarii; die Aufforderung, die Concubinen zu entlassen, war vergeblich.

Und nochmals kam im Auftrage des Bischofs der Fiskal im J. 1590 nach Geisa. Er stellte dieselbe Anforderung, insbesondere verlangte er von dem Pfarrer in Bremen, die Communion nicht unter zwei Gestalten auszutheilen. Die Pfarrer blieben renitent und der Pfarrer von Raßdorf Balthasar Wigand erklärte geradezu, daß sie von einer Visitation nichts wissen wollten, indem nicht dem Bischof in Würzburg, sondern dem Abt zu Fulda die Jurisdiktion über sie zukomme; der Abt Balthasar habe sie ohnedem angewiesen, „dem Visitator aus Würzburg kein Gehör zu geben.“

Hierdurch wurde vom Bischof mit dem Abte im J. 1592 die Vereinbarung getroffen, daß der Bischof die Pfarreien und Beneficien besetzen, dagegen Visitationen nur mit Zuziehung eines Abgeordneten aus Fulda vornehmen könne.

Nun schickte Julius zum drittenmale den Fiskal Renninsfeld im J. 1593 nach Geisa, welcher den Pfarrern die Excommunikation androhte, wenn sie nicht in Allem, wie oben angegeben, Folge leisten würden. Procul a Jove procul a fulmine blieben sie auch jetzt noch renitent, bis dann Abt Balthasar wieder zur Regierung gelangt war und er und seine Nachfolger Ordnung und Disciplin wieder herstellten, wodurch der katholische Glaube erhalten wurde.

Es macht sich nöthig, zu dem Gesagten eine Bemerkung über die geistliche Jurisdiktion, ob sie dem Bischofe oder dem Abte zukam, einzuschalten. In den „Briefen über die hohe Rhön Frankens von dem Dr. der Philosophie und Licentiat der Theologie Franz Anton Jäger“ (Arnstadt 1803) wird erwähnt, daß wegen der Gerichtsbarkeit zwischen beiden nicht immer die größte Einigkeit bestand, wie dieß auch aus der oben gezeichneten Antwort des Pfarrers in Raßdorf erhellet. Es ist geschichtlich, daß nach vorhergegangenen Streitigkeiten der Papst dem Abte eine Jurisdiktion über die Unterthanen gegeben hatte, wogegen unter Abt Johann Friedrich 1606—1622 dem Ordinarius die Ge-

dorf gekommene Oberin mit Namen Neydhart dankte aus Aerger über mißlungene Bemühung im J. 1515 ab. (Vergl. Schannat dioec. 176).

Zum völligen Untergang trug der 1524 ausgebrochene Bauernkrieg sein Möglichstes bei. Denn, als dieser sich bis zur nahe liegenden Rhön verpflanzt hatte, flohen die Nonnen nach Thulba, wo Abt Heinrich 1127 ein Nonnenkloster gegründet hatte. Nach Beendigung des Krieges kehrten die Nonnen wieder nach Zella zurück, jedoch verfielen sie dem Geiste der Zeit — die Reformation verschlang sie.

LIII.

Zur Charakteristik der republikanischen Parteiregierung in Frankreich.

Seitdem der Marschall Mac-Mahon die Schwäche gehabt hat, die ihm ausdrücklich gestellte Aufgabe der socialen Erhaltung und damit seine ganze Vergangenheit zu verläugnen, ist die öffentliche Gewalt ganz und voll in den Händen Gambetta's und seiner Werkzeuge, wozu in erster Reihe die Minister selbst gehören. Von einem Widerstand ist nicht mehr die Rede; diejenigen welche sich Republikaner nennen, sind allmächtig. Wie es dabei mit der Gerechtigkeit beschaffen ist, deren sie sich so gerne rühmen, wollen wir in den folgenden Zeilen durch die Thatsachen nachzuweisen suchen. Es wird sich dann zeigen, wie die Schritte der Partei zu der Erklärung stimmen, welche der Unterrichtsminister Bardoux, wenige Tage nach Antritt des Ministeriums zu dem er gehört, gelegentlich in einer öffentlichen Rede zu Clermont-

Tann, ferner in den Dorfschaften Günthers, Neußwerts u. s. w., welche zum Herrschafts-Gericht „Tann“ gehörten. Auch andere Orte an und auf der Rhön als: Fladungen, Wüstensachsen, Oberbach, Simmershausen, Larbach, Oberweid, Unterweid, Bischofsheim am Fuße des Kreuzberges, Frankenheim und Birx wurden protestantisch. Alle diejenigen Orte, welche dem Herrschaftsgerichte Tann zugehörten, sind es geblieben, als: Günthers, Neußwerts, Habel', Hundsbach, Schwammbach, Schlitzenhausen, Wendershausen und Theoboldshof.

Andere protestantisch gewordenen Orte, deren eben erst Erwähnung geschah, kehrten ganz vorzüglich durch die Bemühungen des Bischofs Julius von Würzburg zum katholischen Glauben zurück, nämlich: Fladungen und Wüstensachsen im J. 1675, Oberbach, Bischofsheim, Hilders im J. 1590, Simmershausen und Lahrbach im J. 1611. Der Ort Reulbach wurde durch besondere Bemühung des Herrn von Thüngen im J. 1628 zum katholischen Glauben zurückgeführt. Alle diese Veränderungen geschahen im Gau Tullifeld.

In der Mitte dieses Gau's lag das Benediktiner-Nonnenkloster zu Zella bei Dermbach, auch Zella bei Fischberg genannt. Der Dynast Erpho, der seine Residenz auf der Burg bei Neidhartshausen (Nietharteshusen) hatte, war der Erbauer dieses Klosters im J. 1136. Durch Vermittlung des großen Erzbischofs Otto I. und des Bischofs von Würzburg mit Namen Embrich (Embrico) waren in dieser Zeit Nonnen dahin verpflanzt worden.

Ueber 400 Jahre hatte der Convent bestanden und die Nonnen hatten in ihrer klösterlichen Behausung Gott dienend in Frieden gelebt. Da kam die Reformation. Der Zeitgeist war auch in die Klosterwohnungen gedrungen und die klösterliche Zucht war sehr gelockert.

Der Abt von Fulda Johann II. und der Bischof Lorenz von Würzburg gaben sich alle Mühe, die Zucht wieder herzustellen. Johannes Lohr, der damalige wackere Propst zu Zella (von 1508—1531), ließ, um nichts unversucht zu lassen, sechs Cisterzienser-Nonnen aus dem Kloster Allendorf bei Salzungen kommen und die Benediktiner-Nonnen nach der Regel der Cisterzienserinnen leben, allein dieß half nichts. Die mit aus Allen-

Ausdruck der Nationalsouveränität betrachtet, fühlt sich durch die Versprechungen ihres Vollmachtträgers Bardoux durchaus nicht behindert. Edelmuth und Gesetzlichkeit sind für sie vor Allem keine Hindernisse, wenn es sich um die Vernichtung conservativer Wahlen handelt. Sie hat deren schon zweiundvierzig umgestoßen, von denen bei dem zweiten Wahlgang nur vier den Conservativen verblieben. Durch den dadurch erzielten Zuwachs ist die republikanische Mehrheit schon über die bekannten 363 gestiegen. Die Kammer hat sich zum unverbrüchlichen Grundsatz gemacht, alle Wahlen umzustoßen, bei denen Einer der 363 (die Mehrheit der aufgelösten Kammer) durch einen Conservativen geschlagen wurde, welches auch die von letzteren erlangte Mehrheit seyn mochte. Dagegen sind Wahlen für giltig erklärt worden, bei denen der republikanische Candidat einige wenige Stimmen Mehrheit erlangt hatte. In Einem Falle sogar hatte ein solcher nur eine einzige Stimme voraus, während mehrere der ihm zugezählten Stimmen als mindestens sehr fraglichen Werthes erkannt werden mußten. Die Wahl wurde trotzdem bestätigt.

Diese Praxis ist noch durch einen besonders odiosen Umstand gekennzeichnet. Nach den hier üblichen parlamentarischen Gewohnheiten erhält ein Abgeordneter, dessen Wahl beanstandet worden, keine Tagegelder. Die republikanische Mehrheit hat nun 47 conservative Wahlen beanstandet, deren Prüfung bis nach der Berichterstattung durch den zur Untersuchung der Wahlbeeinflussungen eingesetzten Ausschuß vertagt blieb. Die Tagegelder derselben sind aber im Ausgaben-Etat der Kammer inbegriffen, stehen demnach letzterer zur Verfügung, ebenso wie die Tagegelder der Abgeordneten, deren Wahlen von ihr umgestoßen wurden. Das macht zusammen — das Tagegeld beträgt 25 Franken für den Deputirten — ein sehr hübsches Sümmchen, welches nun zur Bestreitung der Reisekosten der von besagtem Ausschuß nach den Provinzen geschickten Bevollmächtigten, welche Erhebungen über die Vorgänge bei der Wahl pflegen sollen, verwendet

Ferrand abgegeben hat und welche lautet: „Unsere parlamentarische Republik ist, wie Frankreich selbst, edelmüthig und allen offenstehend; sie schließt keinen guten Willen aus, sie hat ihre Grundlage, ihre Wurzeln in ihrer aufrichtigen Liebe zur Demokratie, in dem Bewußtseyn ihrer geistigen und moralischen Bedürfnisse ebenso sehr als in denjenigen der materiellen Bedürfnisse; sie hat zum Zweck die Friedensstiftung und die Führung zu höheren Zielen, den Cultus der Gesetzlichkeit Allen zu lehren ebenso wie die gegenseitige Achtung."

Eine der ersten Regierungshandlungen der seit dem 14. Dezember eingesetzten republikanischen Präfekten war, nicht bloß die aufgelösten Gemeinderäthe in Gestalt von Gemeindecommissionen wieder einzusetzen, sondern auch die unter dem vorigen Ministerium geschlossenen Freimaurerlogen wieder errichten zu lassen. Daß die Gesetzlichkeit, soweit es sich nämlich um die auf regelmäßigem Wege zu Stande gekommenen Gesetzesbestimmungen handelt, durchaus unverträglich mit dem Bestehen von Geheimbünden, also auch der Logen ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Aber es ist dieß ein allen modernen Staaten gemeinsames Gebrechen. Ueberall besteht die Freimaurerei als ein wahrer Hohn auf die Gesetze, weil eben überall die Bourgeoisie als Kaste herrscht und diesen Geheimbund zu ihren selbstsüchtigen Zwecken braucht. Freilich, gegen andere Classen wird das „Gesetz" angewandt, womöglich noch mit wahrer Verschmitztheit und Heuchelei eigens dazu zugespitzt. So geschieht es gegen katholische Orden wie gegen die Internationale und jede unbequeme Partei. Trotzdem die Regierung selbst die Loge in jeder Weise fördert und unter dem jetzigen Ministerium schon eine Menge neuer Logen, besonders in und um Paris, gegründet wurden, schreitet dieselbe Regierung mit allem Nachdruck gegen socialdemokratische und bonapartistische Clubs ein: ihre eifrigen Werkzeuge wissen sogar Verschwörungen zu erfinden, wenn sie nicht vorhanden sind.

Die Kammer, welche sich ja als einzigen und höchsten

Schaden von zwölf Millionen zugefügt zu haben. Seitdem haben die mit der republikanischen Kammermehrheit verbündeten oder ihr angehörenden Börsenmänner die fraglichen Werthpapiere um ein Spottgeld aufgekauft. Die große That der Kammer seit dem 14. Dezember hat hierauf darin bestanden, daß sie den Ankauf dieser Eisenbahnen, zum Preise von 331 Millionen, und ihren Ausbau beschloß. Das Geschäft der republikanischen Spekulanten ist somit glänzend gelungen.

Doch dieß war nur ein Anfang. Der Arbeiterminister de Freycinet, seines Zeichens Ingenieur, bekleidete während der Nationalvertheidigungs-Regierung unter Gambetta die Stelle eines Generalstabschefs und ist dessen vertrauter Freund. Wie diese beiden in militärischen Dingen völlig unwissenden Männer mit den Truppen und ihren Führern gewirthschaftet, ist bekannt, sie haben die Niederlage der Nation und ihre Verluste weidlich erschweren und vergrößern helfen. Jetzt haben sie die Gewalt nach allen Regeln moderner Staatskunst in Händen, indem sie die parlamentarische Mehrheit hinter sich haben, und nun wird die finanzielle Ausbeutung des Landes planmäßig betrieben. In dem Staatshaushalt für 1878, welcher im letzten Augenblicke zu Stande kam, nachdem drei Monate hindurch mit monatlicher Steuer- und Ausgaben-Bewilligung gewirthschaftet worden war, sind eine Milliarde und 161 Millionen zu ähnlichen Zwecken wie die bezeichneten vorgesehen. Selbstverständlich ist bei allen den angekauften und neu zu bauenden Eisenbahnen keine Aussicht auf Ertrag, mehrere davon decken nicht einmal die Betriebskosten. Aehnlich verhält es sich mit den sonstigen öffentlichen Unternehmungen, besonders den Hafen- und Flußbauten, die von der Regierung projektirt sind. Im Ganzen werden die Pläne des Herrn de Freycinet etwa zehn Milliarden zu ihrer Ausführung erfordern, wobei natürlich für die Geschäftmacher und die Börsianer etwas zu verdienen ist. Deßhalb hat sich Gambetta auch bereits an der Gründung einer

neuen Bank betheiligt, deren Capital zwanzig Millionen betragen soll.

Gambetta lebt überhaupt seit Jahr und Tag auf größtem Fuße. Er bewohnt zwar noch dem Namen nach eine bescheidene Wohnung in einer wenig ansehnlichen Straße, aber nur um dort die einfältigen unter den Freunden und Brüdern zu empfangen, welche harmlos an die Brüderlichkeit und Gleichheit in der Republik glauben. In der vornehmsten Straße der Stadt, Rue de la Chaussee d'Antin, deren Namen gleichbedeutend mit reichster Geldaristokratie ist, wohnt er anders; hier thront er in einem prachtvollen Palast, der mit überschwänglichem Luxus ausgestattet, hält Diener, Kutscher, Köche und Kammerfrauen und setzt eine Handvoll Goldstücke auf Eine Karte. Zur Feier der Unterwerfung des Marschalls Mac=Mahon gab er im vornehmsten Speisehaus von Paris, dem Café Anglais, den achtzehn Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses eine Schmauserei, welche 250 Franken auf den Kopf zu stehen kam. Selbstverständlich wurden die ausgesuchtesten Leckerbissen und die theuersten Weine dabei aufgetischt. Solche Schwelgerei und Verschwendung kann sich der Diktator, der Volksmann erlauben, während täglich die Zeitungen von Selbstmorden melden, welche durch Hunger und Nahrungssorgen veranlaßt wurden. Seine Mittel erlauben ihm das. Es ist ein gar lohnendes Geschäft um die republikanische Politik. Allein die Mache mit der Bona=Guelma=Eisenbahn brachte zwölf Millionen ein, selbstverständlich auf Kosten der Steuerzahler, welche politisch hinlänglich reif sind, um sich solche Herren zu geben.

Weßhalb sollte auch der Mann sich nicht stolz gehoben fühlen, wenn er sieht wie ihm Alles gelingt, und besonders wie Alle sich ihm unterwerfen. Man hatte darauf gezählt, im Senate würden seine Bestrebungen Widerstand finden. Wenige Tage nach jenem dem Wohlfahrtsausschuß gegebenen Schmaus fand in Menilmontant (Pariser Stadtviertel) ein republikanisches Zweckessen zu vier Franken das Gedeck statt.

Gambetta hielt beim Nachtisch eine Rede, worin er das allgemeine Stimmrecht feierte: „Wir verdanken es der Geistesstärke der republikanischen Partei, daß wir uns heute frei versammeln, beinahe die Schmerzen, Aengsten und Nöthen der Vergangenheit vergessen, als Herren auf dem Pariser Boden stehen und voller Hoffnung in die Zukunft schauen können. Wir verdanken es der Geistesstärke, dem Heldenmuth welchen Frankreich während dieser sieben Monate (der Regierung des Ministeriums Broglie-Fourtou) der Börsen-Willkür und des Beamten-Muthwillens, der noch nicht bestraften Verschwörungen und Zettelungen bewiesen hat, daß wir nun endlich den Sieg des allgemeinen Stimmrechtes feiern können.“ Er betont dann weiter, daß nicht aus Rachsucht sondern der Lehre halber, um Frankreich zu zeigen, welche Angriffe auf seine Nationalsouveränität man zu unternehmen gewagt, die Untersuchung und Verfolgung gegen die Urheber und Mitschuldigen des 16. Mai eröffnet werde. Es sei nun die politische Erziehung des Volkes zu vollenden und das allgemeine Stimmrecht seine Befugnisse kennen zu lehren. Der Hauptzweck der Rede aber war, dem Senat die Unvermeidlichkeit seiner Unterwerfung anzukündigen; wenn er widerstehe, so sei es abermals wieder eine Auflehnung gegen den Willen der Nation. Doch hoffe er eher auf die Capitulation des Senates. „Der Senat“, sagte er, „wird thun was Andere gethan; er wird begreifen, daß man dem Frankreich gehorchen muß, welches von Männern geleitet wird, die wahrhaft von dem Wesen und dem Geiste der Regierung erfüllt sind.“

Heißt dieß nicht in dürren Worten: der Senat muß sich mir, Gambetta, welcher das Wesen und den Geist der Regierung darstellt, rückhaltlos unterwerfen. Und der Senat hat sich auch beeilt, der drohenden Aufforderung nachzukommen. Er hat die drei, als erste Aufgabe und Grundlage des Ministeriums vom 14. Dezember hingestellten Gesetze über den Hausirvertrieb der Drucksachen, den Belagerungszustand und die *Amnestie fast ganz* so genehmigt, wie die Kammer die-

selben abgefaßt hatte. Das erste der drei Gesetze hat weniger Tragweite, da auch ohne dasselbe der Verbreitung gefährlicher Zeitschriften und sonstigen Drucksachen wenig Hindernisse entgegenstanden. Durch das zweite Gesetz aber wird dem Marschall-Präsident das Recht benommen, den Belagerungszustand zu verhängen, indem dieses Recht auf die Kammern übergeht und während einer Vertagung oder Auflösung der Kammern nicht geübt werden darf. So wird dem Marschall dafür gelohnt, daß er in seiner Zaghaftigkeit von dem Rechte der Verhängung des Belagerungszustandes keinen Gebrauch gemacht hat.

Die Amnestie ist ein wahres Rachegesetz. Dieselbe trifft nämlich nur alle Preß- und sonstigen politischen Vergehen vom 16. Mai bis 14. Dezember v. Js. Alle deßfalls noch schwebenden Untersuchungen werden eingestellt, die Gerichtskosten und Strafen niedergeschlagen oder zurückbezahlt, wenn dieselben schon erlegt sind. Nun haben aber alle während dieses Zeitraumes gerichtlich anhängig gemachten Vergehen dieser Art fast ohne jegliche Ausnahme nur Anhänger und Mitglieder der jetzt herrschenden Kammermehrheit zu Urhebern, wie denn auch die Begründung ausdrücklich sagt, daß diese Vergehen durch den Staatsstreich vom 16. Mai hervorgerufen seien. Außer den gewöhnlichen Angriffen gegen die bestehenden Behörden und die staatlichen Anordnungen sind namentlich Beleidigungen des Marschall-Präsidenten, seiner damaligen Minister und Beamten reichlich dabei vertreten. Eine der ersten Wirkungen des Gesetzes war auch, daß Gambetta von seiner wegen Beleidigung der Minister ergangenen Verurtheilung zu einem Monat Gefängniß befreit, Bonnet-Duverdier aber aus dem Gefängniß entlassen wurde, wo er wegen der gegen Mac-Mahon öffentlich ausgesprochenen Drohung mit Todtschießen die Strafe abbüßte. Der Senat hat zwar die beiden Daten aus dem Gesetzentwurf entfernt, aber dadurch ist nur der Form nach eine Aenderung erzielt, indem Conservative kaum von der Amnestie

Vortheil zu ziehen in der Lage sind. Das Amnestiegesetz hat die Straflosigkeit der Presse zum öffentlichen Grundsatze erheben, während das Gesetz über den Belagerungszustand dem Staatsoberhaupt das letzte gesetzliche Mittel aus der Hand nimmt, in gewissen Fällen die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Wenn künftig Mac-Mahon einem Aufstand entgegentreten will, muß er sich über das Gesetz stellen. Vielleicht wird aber gerade das künftig die Scheu vor einem Staatsstreich überwinden helfen.

Die Berathung des Staatshaushaltes bildete wiederum das von Gambetta gewählte Operationsfeld. Nachdem Monate lang die Zeit mit meist sehr überflüssigen „parlamentarischen Arbeiten" todtgeschlagen worden war, wurden schließlich sämmtliche Steuern und Einnahmen, im Betrage von 2781 Millionen, in einer einzigen Sitzung sozusagen ohne Debatte bewilligt. Vorher hatte man die Ausgaben stückweise mehrere Wochen hindurch berathen, dabei jedoch nur wegen der Leistungen zu kirchlichen Zwecken Lärm geschlagen. Nur da gab es Abstriche. Die Zahl der Freistellen in den Seminaren wurde um 300 vermindert, außerdem die Bestimmung getroffen, allen von nicht anerkannten geistlichen Orden geleiteten Diöcesan-Seminarien die bisher gewährten Zuschüsse für Freistellen zu entziehen. Gestrichen wurden die Leistungen für eine Anzahl neuer Pfarrstellen, theilweise auch die Summen für die Unterhaltung der Diöcesangebäude sowie einige geringere Posten. Eigentlich ist dieß Alles erst Vorspiel und Vorpostengeplänkel, die Einleitung zum Culturkampfe, der beginnen wird, sobald Gambetta sich fest im Sattel fühlen wird und keinerlei Rücksichten mehr zu nehmen braucht. Der fortgeschrittene Theil der Linken hatte den Antrag eingebracht, sämmtliche Ausgaben zu kirchlichen Zwecken zu streichen. Gambetta erklärte: aus politischen Rücksichten dürfe dieß jetzt noch nicht geschehen. Seitdem aber bereiten die von ihm geleiteten Blätter ihre Gläubigen auf eine solche Maßregel mit allem Eifer vor, dessen sie fähig sind.

Ueberhaupt erhebt sich die Regierungsweise der herrschenden Partei nicht über die von Napoleon III. und Ludwig Philipp gebrauchten Ideen und Praktiken. Um desto ungestörter die eigenen Geschäfte, die eigene Herrschsucht befriedigen zu können, sucht man die öffentliche Aufmerksamkeit davon ab- und auf andere Dinge hinzulenken: man verweist die Leidenschaften der Masse auf die Kirche und deren treue Kinder. Die Hetze gegen kirchliche Anstalten und Personen muß auf der Tagesordnung erhalten bleiben, damit den Socialisten gegenüber ein anderes Bild gezeigt werden kann, wenn dieselben vom Verrath der Rechnungträger erzählen und an die eingegangenen Verpflichtungen erinnern. Doch, sie mögen sich beruhigen. Gambetta geht nur deßhalb noch nicht schärfer gegen die Kirche vor, weil er sich persönlich in der Herrschaft befestigen will und hiezu muß er die zahlreiche Menge der Besitzenden und Gemäßigten, der sogenannten klugen Politiker, der mit Fortschritt sich brüstenden aber um ihren Geldsack besorgten Bourgeois erst in Sicherheit einwiegen und für sich gewinnen. Er will eben mit Erfolg und auf die Dauer arbeiten, während seine Freunde von der äußersten Linken, wie er wohl weiß, durch ein überstürztes Vorgehen in der kirchlichen Frage um so schneller wieder eine Gegenströmung und Widerstand hervorrufen würden.

Mit dieser wohlüberlegten allmähligen Anbahnung des Culturkampfes hängen auch die im Auslande angeknüpften Verbindungen Gambetta's enge zusammen. Ueber seine zu Neujahr stattgehabte Reise nach Italien, wo er mit dem inzwischen so glänzend abgetackelten Crispi und anderen Staatsmännern Jungitaliens verkehrte, auch von Viktor Emmanuel empfangen wurde, hat der Diktator keine öffentliche Rechenschaft abgelegt. Aber die Personen mit denen er dort verkehrte, lassen keinen Zweifel über die seine Schritte leitenden Beweggründe zu. Mitte April war Gambetta wiederum längere Zeit aus Frankreich verschwunden. Nach übereinstimmenden Nachrichten wäre er in Berlin gewesen, um sich mit Bismarck

über ein deutsch-französisches Bündniß zu verständigen, dessen Preis natürlich nur auf Kosten der Kirche gezahlt werden könnte. Denn nur in der Feindschaft gegen die Kirche gibt es einen Berührungs- und Einigungspunkt für die beiden Staatsmänner. Gambetta weiß den Beistand zu schätzen, welchen ihm die Bismarck'sche Presse während des gegen Mac-Mahon geführten Wahlkampfes gewährt hat. Um zur Präsidentschaft zu gelangen, hat er auf keine andere auswärtige Unterstützung als diejenige des garibaldischen Staates jenseits der Alpen und diejenige des deutschen Reichskanzlers zu zählen. Der einzige Preis, welcher von ihm verlangt werden könnte und den er auszuzahlen bereit ist, besteht in dem Culturkampf. Daß Gambetta dem Reichskanzler Holland und Antwerpen gegen Rückabtretung Lothringens an Frankreich angeboten haben sollte, ist eine Erfindung, um die wahre Sachlage zu verhüllen. So gescheidt ist Gambetta auch um einzusehen, daß er mit einem solchen Vorschlag in Berlin nicht auftreten könnte.

Gambetta bereitet sich einfach den Boden für das große Treffen, welches er nach der großen Weltausstellung, zum Jahresschluß liefern will. Bis jetzt hat der parlamentarische Ausschuß zur Untersuchung der ungesetzlichen Wahlbeeinflussungen eigentlich gar nichts geleistet, indem er, trotz mehrmonatlicher Arbeiten und Erhebungen, keinen einzigen Bericht erstattet hat. Gründlich aber täuschen sich die conservativen Blätter, welche glauben hieraus schließen zu müssen, der Ausschuß habe nichts Stichhaltiges auszuforschen vermocht, und sich deßhalb über ihn lustig zu machen viele Neigung bezeugen. Sie sollten aus der Geschichte wissen, daß nichts leichter für eine Parteiregierung ist, als die Unterlage zu einer Anklage gegen Minister zu finden und dann deren Verurtheilung herbeizuführen. Letztere ist im gegenwärtigen Falle jedoch nur gesichert, wenn die Mehrheit des Senates aus Republikanern besteht, und dieß wird voraussichtlich bei der *nächsten theilweisen* Erneuerung der Fall werden, wenn

verfassungsmäßig 75 der in den Provinzen gewählten Senatoren ausscheiden. Die Neuwahlen werden ohne allen Zweifel zu Gunsten der Republikaner ausfallen. Wenn dieß im nächsten Herbst geschehen ist, dann wird unverweilt mit der Anklage gegen die Beamten und Minister des 16. Mai vorgegangen werden. Jetzt schon deuten die etwas offenherzigen hochrothen Blätter an, daß hiezu schon genügend Material herbeigeschafft worden. Nun ist aber der 16. Mai durchaus das persönliche Werk Mac-Mahons, er hat dieß durch zahlreiche Beweise bekräftigt, sich bei den Wahlen persönlich in den Vordergrund gestellt, Minister, Präfekten und Beamten mit seinem Namen gedeckt. Die Anklage gegen seine Minister ist demnach gleichbedeutend mit der Anklage gegen ihn selbst wegen Hochverrath und Verfassungsbruch. Seine persönliche Ehre verbietet ihm ohnedieß schon, seine früheren Minister auch noch in dieser Weise preiszugeben und verfolgen zu lassen, ohne für sie einzustehen. Der Untersuchungsausschuß kann jetzt noch nicht mit seinen Anträgen hervorrücken, wo es sich darum handelt, den Franzosen durch die Weltausstellung und die Unternehmungen Freycinets zu zeigen, daß die Republik es besser als jede andere Regierung versteht, den „wirthschaftlichen Aufschwung" zu fördern. Nach jeder Weltausstellung tritt aber erfahrungsmäßig für Paris ein wirthschaftlicher Nothstand ein, indem während des darauffolgenden Jahres der Fremdenbesuch ausbleibt und deßhalb die Geschäfte nicht gehen. Dann muß ein Sündenbock beschafft werden, dem die Schuld dafür aufgebürdet, und der den durch die Enttäuschungen aufgeregten Leidenschaften als Schlachtopfer hingeworfen werden kann. Ganz so wie die Verurtheilung Bazaine's nur den Zweck hatte, der öffentlichen Meinung die Ueberzeugung beizubringen, er allein sei Schuld an dem Unglücke Frankreichs, wodurch natürlich die tolle Kriegführung Gambetta-Freycinets mittelbar belobt und als reiner Heldenmuth hingestellt wurde. Jetzt muß Mac-Mahon in ähnlicher Weise dem Abgrund überantwortet werden, um Gambetta

den Weg zur Präsidentschaft zu eröffnen. Das ist sein eingestandenes Ziel. Damit der Freund, Beschützer und Schützling der Commune den Präsidentenstuhl besteige, muß Mac-Mahon, welcher durch die Bewältigung der Commune sich die höchste Würde errungen, vernichtet und wegen Hochverrath verurtheilt werden. Wären Mac-Mahon und seine Rathgeber ihrer Sache gewachsen gewesen, dann hätten sie nach dem 16. Mai ganz andere Kräfte eingesetzt und lieber ohne regelrecht bewilligten Staatshaushalt zu regieren versucht, als sich am 13. Dezember 1877 Gambetta zu unterwerfen, um vielleicht am selben Tage des Jahres 1878 als Hochverräther im Gefängniß zu sitzen — wenn sie dann nicht durch einen Staatsstreich mittelst des Heeres ihren unerbittlichen Gegnern zuvorgekommen seyn werden.

Diese letzteren sind sich des unversöhnlichen Gegensatzes um so klarer bewußt; denn sie sind logisch denkende Verstandesmenschen und treffen daher alle ihre Vorkehrungen von Tag zu Tag. Außer der Bekämpfung der ihnen preisgegebenen Kirche haben sie es darauf abgesehen, alle anderen Stützen der öffentlichen Ordnung zu schwächen oder zu vernichten, indem sie sich dieselben zu ihren Parteizwecken dienstbar zu machen suchen. Die Aufhebung der Unabsetzbarkeit der Richter wird jetzt schon durch die überwuchernde Presse der Rothen planmäßig vorbereitet. Der altersschwache, früher fast den Conservativen zuzuzählende Ministerpräsident und Justizminister Dufaure läßt sich nach und nach zu allen Maßregelungen richterlicher Beamten bestimmen, welche nur irgendwie mit dem Gesetz zu vereinigen sind. Es streift sogar auch über deren Grenzen, wenn er einem Oberstaatsanwalt, welcher sich um die Stimmen der Wähler eines Bezirkes bewirbt, nachdem seine erste Wahl in der bekannten willkürlichen Weise umgestoßen worden, anheimgibt, seinen Abschied zu nehmen oder auf die Candidatur zu verzichten. Mit dem Beginn des Hochverrathprozesses, nach der Weltausstellung, wird die Unabsetzbarkeit der Richter für einige Zeit suspendirt werden

und damit die Gelegenheit gegeben seyn, um den gesammten Richterstand nach dem Sinne und Herzen der Rothen umzuschaffen. Nachher ist dann die Unabsetzbarkeit wieder vortrefflich am Platze, um die Republikaner im Besitze der Richterstellen und der Gewalt überhaupt zu sichern. Begreift man nun diese diabolische Politik?

Noch viel rücksichtloser wird gegenwärtig schon mit dem Heere und besonders mit dessen Führern umgesprungen. Der General Ducrot wurde seiner Stelle als Befehlshaber eines der 19 Armeekorps unter den nichtigsten Vorwänden in geradezu empörender Weise enthoben. Mac-Mahon soll seinen Rücktritt angeboten haben, als man ihm die Unterzeichnung des betreffenden Dekretes zumuthete. Aber wer A gesagt, sagt auch B. Wer sich Gambetta unterworfen hat, führt auch dessen Willen aus; er unterzeichnete trotzdem. Eine Anzahl anderer Generäle, wie Epivent de Villeboisnet und Rochebouet (der frühere Ministerpräsident) wurden ebenso bloß wegen ihrer conservativen Gesinnung entsetzt. Am meisten aber ist die Lage gekennzeichnet durch die Absetzung des Platzcommandanten von Paris, General Geslin. Bei einem verrufenen Ball der Pariser Vorstädte führte sich eine der dort verkehrenden Dirnen in so schamloser Weise auf, daß sie auf Verlangen des Hotelinhabers und der Gesellschaft entfernt werden mußte. Die wachhabenden Stadtsoldaten ergriffen das betrunkene Weibsbild und führten es nach dem nächsten Posten. Die Person schrie und lärmte, schlug und schimpfte die Soldaten. Diese ließen sich es ruhig gefallen. Als jedoch ein Zuhalter des Weibsbildes sich darein mischte, sie Mörder schimpfte und die Hand gegen sie erhob, versetzte einer der Soldaten dem wüsten Gesellen einen Schlag mit der flachen Klinge. Die Umstehenden zogen sich respektvoll zurück, die beiden Ruhestörer konnten unbehelligt zur Wache gebracht werden und wurden vom zustehenden Gericht zu je einem Monat Gefängniß verurtheilt. Der Vorfall wurde natürlich dem Platzkommandanten berichtet, welcher im nächsten Tages-

befehl den Soldaten wegen seines entschlossenen Verhaltens belobte, wie dieß übrigens seit dem letzten Kriege bei ähnlichen Vorfällen regelmäßig geschehen war. Aber inzwischen war ja die Gewalt in die Hände der Freunde der Communards übergegangen und dieß sollte General Geslin inne werden. Der Tagesbefehl ward in den Blättern veröffentlicht, die Rothen machten einen Heidenlärm, fälschten sogar noch den Wortlaut (indem sie die Bezeichnung „Bürger" für den ergriffenen Zuhälter in „Wähler" umwandelten), um das Schriftstück besser ausbeuten zu können. Der Kriegsminister war sofort den Rothen zu Willen und entsetzte Geslin auf die bloße Drohung, die Sache in der Kammer zur Sprache zu bringen. Freilich, diese Drohung ging von dem Deputirten des betreffenden Stadtviertels aus, der Clemenceau heißt, Freund Gambetta's ist und bei der Ermordung der Generale Clement Thomas und Lecomte durch die Commune eine wenigstens sehr verdächtige Rolle gespielt hat.

Bekanntlich erschoßen die Communards, in gewisser Beziehung analog dem jetzigen Vorgehen der Republikaner, außer Geistlichen, Richtern, Generalen, Offizieren und Soldaten, auch mehrere Gendarmen. Auch jetzt werden letztere besonders scharf auf's Korn genommen. In einer Gendarmerie-Kaserne fand ein Präfekt bonapartistische Bilder und Abzeichen. Darauf ist den Befehlshabern auf's neue das Gesetz eingeschärft worden, welches politische Bilder und Abzeichen in den Kasernen verbietet. Hauptsächlich wird den Gendarmen von der republikanischen Presse vorgeworfen, bei den Wahlen in ungebührlicher Weise gewirkt zu haben. Die Partei hat auch schon durchgesetzt, daß der Kriegsminister ein Rundschreiben an die Commando's der Gendarmerie erließ, worin auf die Reibungen hingewiesen wird, welche gelegentlich der Wahlen zwischen Gendarmerie und Gemeindebehörden stattgefunden. Obwohl der Kriegsminister zugesteht, daß die eingeleiteten Untersuchungen nichts Nachtheiliges gegen die Gendarmerie *ergaben, tadelt* er dieselbe dennoch mittelbar, indem

er sie zur Versöhnlichkeit ermahnt und Versetzungen der Gendarmen vorschreibt, was begreiflicherweise große Unzufriedenheit erwecken muß. Die Rothen verlangen jedoch mehr, nämlich die Unterstellung der Gendarmerie unter den Minister des Innern, der ja stets vollständiger Parteimann ist. Und um den Zweck desto sicherer zu erreichen, schlagen sie vor, die Gendarmerie gleichzeitig den beiden Ministern zu unterstellen, wohl wissend, welcher von beiden bei einer Parteiregierung dabei den Kürzeren ziehen wird.

Der Kriegsminister Borel ist indeß, trotz seiner Nachgiebigkeit gegen die Republikaner, von diesen schon verurtheilt und wird nächstens weichen müssen. Es gibt eben für ihn wie für jeden pflichttreuen Soldaten einen Punkt, bei dem alle Nachgiebigkeit nothwendig aufhören muß. Im Dezember, als durch die Hetze und die Wühlereien der Rothen und ihrer Blätter die Aufregung in den Städten auf das Höchste gestiegen war und entschiedene Anzeichen auf bevorstehende Unruhen schließen ließen, trafen überall die Truppenführer die nöthigen Vorkehrungen, selbstverständlich in Folge höherer Weisung. Dem entsprechend wurden am 13. Dezember auch von dem Platzcommandanten von Limoges den Offizieren bei der Mittheilung der Parole die nöthigen Weisungen ertheilt, um während der Nacht sogleich zu wissen, wo sich die einzelnen Abtheilungen zu sammeln und welche Punkte sie zu besetzen hätten. Der Hauptmann Labordère erklärte hierauf, wie es scheine, handle es sich hier um einen Staatsstreich, und daran werde er sich nicht betheiligen. Die Verweigerung des Gehorsams hatte die unvermeidliche Folge: Labordère wurde verhaftet und kriegsrechtlich abgesetzt. Die Republikaner ergriffen mit großem Eifer seine Partei, fingen sogar an Geld zu einem Ehrendegen zu sammeln, den Labordère jedoch ablehnte. Dagegen wendete er sich an die Kammer mit der Petition um Abänderung des Militärgesetzes, dem zufolge er abgesetzt worden. Die Kammermehrheit nahm das beifällig auf, und ein eigener Ausschuß hat folgende

Aenderungen vorgeschlagen: Mit Todesstrafe wird der Militär bestraft, welcher ohne Befehl oder ohne rechtmäßigen Grund sich eines Commando's bemächtigt oder es entgegen den Weisungen seiner Oberen behält; mit Zuchthaus wird jeder Militär bestraft, welcher sich an einem Staatsstreich oder Complott betheiligt, das die Aenderung der Staatsform oder Vergewaltigung der Nationalvertretung mittelst der Waffengewalt bezweckt; der Versuch des Staatsstreiches ist strafbar, selbst wenn er ohne Erfolg geblieben. Ein anderer Artikel soll die Offiziere ermächtigen, ihre Mitwirkung abzulehnen, wenn sie einsehen, daß man die Truppen zu einem Staatsstreich gebrauchen will. Daß mit dieser Aenderung des Militärgesetzes die Politik in das Heer getragen und dieses in sich mit den Waffen in der Hand bekämpfende Parteien aufgelöst würde, ist klar. Darum wehrt sich der Kriegsminister mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Gesetzgebung. Die Angelegenheit soll bei dem Wiederzusammentritt der Kammern, im Mai, zur Verhandlung kommen und wird, wenn sie auch vor Beendigung der Ausstellung nicht erledigt werden dürfte, dazu dienen, Borel zum Rücktritte zu zwingen, um ihn durch einen noch republikanischeren, d. h. für die Partei gefügigeren General zu ersetzen. Die Republikaner wollen zum Kriegsminister einen jener Generäle welche, entgegen den Gesetzen und Sitten des Heeres, als Parteimänner in ihren Reihen den parlamentarischen Kampf mitmachten, wie sie es schon hinsichtlich des Marineministeriums erreicht haben.

Ihre Blätter und Kammerredner behandeln dabei die Angelegenheiten des Heeres in unerhörter Weise. Wo ein Offizier, was besonders häufig bei der Landwehr geschieht, aus dienstlichen Gründen wegen Nachlässigkeit und Unfähigkeit entlassen wird, tritt sofort die gesammte republikanische Presse für ihn ein, stempelt ihn zum republikanischen Martyrer, der von der Reaktion gemaßregelt worden sei, und verlangt dessen *Wiederanstellung*. Die Deputirten drohen, die Sache in der

Kammer zur Sprache zu bringen, und das gewöhnliche Ende ist, daß ihnen in irgend einer Weise Genugthuung gegeben wird. Dabei wimmeln dieselben Blätter fortwährend von Angriffen auf alle als conservativ d. h. pflichttreu bekannten Offiziere und Generäle, von denen einer nach dem andern ihnen geopfert werden muß. Wenn das so fortgeht, dann wird es bald zu Ende seyn mit dem französischen Heer, welches trotz seiner sehr gemischten Zusammensetzung sich bisher, Dank den alten Ueberlieferungen und den kriegerischen Tugenden des Volkes, unberührt und fest erhalten hat.

Es ist aufgefallen daß, während königlichgesinnte und bonapartistische Generäle abgesetzt und gemaßregelt wurden, die orleanistischen Generäle unbehelligt blieben. Es ist sogar die Rede gegangen, daß der Herzog von Aumale, der in Besançon ein Armeecorps befehligt, an die Spitze eines solchen in Rouen gestellt werden solle, um näher bei Paris zu seyn. Da die Orleanisten wesentlich zu den jetzigen Erfolgen Gambetta's beigetragen haben, indem sie das Ministerium des 16. Mai an jedem eingreifenden Vorgehen hinderten und dann die zweite Auflösung der Kammer hintertrieben, ebenso auch die erwähnten drei Parteigesetze des jetzigen Ministeriums im Senate durchbringen halfen, so darf es nicht wunder nehmen, wenn man ihnen gegenüber Rücksichten walten läßt, so lange man ihrer bedarf. Deßhalb glaube ich nicht an die Versicherung eines in die Verhältnisse eingeweihten Politikers: Gambetta werde, da er doch selbst nicht Präsident werden könne wegen seiner Allen Besorgniß einflößenden tollen Vergangenheit, den Orleans zur Regierung verhelfen, indem er den Herzog von Aumale zum Präsidenten der Republik befördern lassen werde. Er sowie die meisten Republikaner, besonders auch die Mehrzahl der jetzigen Beamten, seien doch nur frühere oder verkappte Orleanisten, deßhalb vertrügen sich auch diejenigen welche sich noch als wirkliche Orleanisten geberden, so gut mit ihnen. Gambetta arbeitet durchaus nur für sich, beutet alle Parteien zu seinen persönlichen Zwecken

aus und bereitet seine Präsidentschaft sogar schon durch Anknüpfen von Beziehungen mit den befreundeten Höfen vor. Darum hat er auch seine Getreuen so scharf Partei für England hinsichtlich der orientalischen Verwickelung ergreifen lassen, daß sogar der russische Botschafter den Minister des Auswärtigen auf die russenfeindliche Haltung der als nahestehend geltenden Presse aufmerksam machen zu müssen glaubte.

Gambetta spielt den Gemäßigten, um die Furchtsamen zu beruhigen. Aber er weiß und wird immer weiter nach links gehen, nicht bloß weil es so in der Natur der Entwickelung liegt, sondern auch weil er ohne die Intransigenten nicht zur Herrschaft gelangen kann. Er hat den Hochrothen zwar die Kirche als Nageknochen vorgeworfen und hilft selbst mit allen Kräften an dessen Zermalmung, vorläufig freilich meist nur auf dem Papier. Aber hiermit werden die hungrigen Wölfe nicht lange mehr zufrieden seyn.

Es gährt in allen Theilen des Landes, namentlich unter den Arbeitern. Die Arbeitseinstellungen folgen sich, trotzdem der Nothstand immer weitere Kreise ergreift, da die Stockung von Handel und Wandel immer fühlbarer wird. Bei dem am 2. Februar nach zwölftägiger Session geschlossenen zweiten französischen Arbeitercongreß in Lyon gelang es zwar noch, die Socialisten größtentheils mit dem Nageknochen hinzuhalten. Als hauptsächlichste Forderungen stellte daher der Congreß auf: die Arbeiten in den Klöstern und den von Schwestern geleiteten Arbeitsanstalten zu untersagen; die arbeitenden Klöster zu schließen und deren Eigenthum zum Besten des Staates öffentlich zu versteigern; sodann Einführung der obligatorischen und unentgeltlichen Staats-Laienschule 2c. Aber der Congreß forderte auch den Normalarbeitstag von zehn Stunden, die Amnestie der Communards, Einführung von Arbeiterkammern und Berechtigung derselben Einigungen unter sich zu schließen, Vertretung des Proletariates in den Parlamenten und imperatives Mandat, um „uns von dem Unkraut der Schwätzer und Advokaten zu be-

freien, welche das Volk stets nur zu ihren persönlichen Zwecken ausbeuten"; Regelung der Produktion und garantirten Lohnsatz. Man weiß, was solche Ausdrücke und Forderungen im Munde der Socialisten bedeuten. Deßhalb hat auch die Regierung sich der Veranstaltung eines internationalen Arbeitercongresses in Paris, gelegentlich der Weltausstellung, widersetzt, während zur Beschickung der mit den Weltausstellungen in Wien und Philadelphia in Verbindung gebrachten internationalen Arbeitercongressen die „antirepublikanische" Nationalversammlung seinerzeit sogar Gelder bewilligt hatte.

Gelegentlich der Beerdigung des alten Verschwörers Raspail, am 13. Januar, hielt die Commune ihre Heerschau, gleich wie bei der Beerdigung Thiers' die Gambettisten die ihrige gehalten hatten. Mehrere hunderttausend Menschen begleiteten die Leiche oder bedeckten den etwa anderthalb Meilen langen, über breite Avenuen, Straßen und Plätze führenden Weg vom Trauerhause nach dem Kirchhofe, wo die bluttriefendsten Reden gehalten wurden. „Weil sie (die verbannten Mordbrenner der Commune) nicht hier sind, weil sie in ihrem höchsten Schmerz diesen höchsten Trost entbehren, weil ihnen diese Erschwerung der Strafe vorbehalten war, ist es an uns, an dieser jungen Generation, welche zu spät geboren worden um ihre Aengsten und ihre Leiden zu theilen, in dem Blute der Martyrer die Fahne der socialen Revolution aufzuraffen und über diesem Grabe aufzupflanzen": so schloß ein Redner. Wer hätte es für möglich gehalten, daß fünf Jahre nach den himmelschreienden Gräueln der Commune sich hunderttausende von Menschen in Paris finden würden, um einer solchen Verherrlichung der Mordbrenner Beifall zu zollen! Der Ruf Vive l'Amnestie war das Feldgeschrei an diesem Tage.

Es bleibt noch Eine Hoffnung. Die Behandlung, welche Gambetta und Genossen dem Heer angedeihen lassen, muß natürlich eine tiefe Verstimmung in der Armee hervorrufen

und den Gegensatz noch verstärken, welcher sich in deren Reihen seit dem Kampfe gegen die Commune gegen die Republik herausgebildet hat. Das Heer dürfte schwerlich einen Gambetta als Präsidenten ertragen, wie es schon mit Thiers, der doch anderes Vertrauen genoß und von ungleich größerm Glanze umgeben war, sehr unzufrieden gewesen ist. Ein so zahlreiches Heer wie das französische, welches dabei so viele nationale Ueberlieferungen vertritt und auf dessen Siege Alle noch stolz sind trotz der Niederlagen von 1870, von dem sie eine Wiederherstellung des nationalen Ruhmes erwarten, ist schlechthin mit einem bürgerlichen Kriegsherrn unverträglich. Es verlangt nothwendig nach einem militärischen Staatsoberhaupte, das früher oder später von selbst zum Monarchen wird. Aus diesem Grunde kann Mac-Mahon, wenn er sich nicht alle Generäle durch die Republikaner verfeinden läßt, im gegebenen Augenblicke, um sich vor dem Aeußersten zu retten, immer noch auf das Heer zählen. Oder, wenn er sich abwirthschaftet, wird es einem andern entschlosseneren Mann möglich seyn.

Nur durch einen von höchster Stelle ausgehenden Umschwung wird es auch möglich werden, die Gutgesinnten wiederum zu sammeln. Seitdem Mac-Mahon sich den Republikanern unterworfen, ist eine wahre Fahnenflucht und Zerrüttung bei den entgegengesetzten Parteien eingerissen. Die verschiedenen Gruppen der Conservativen halten nicht mehr zusammen; deßhalb unterliegen beim zweiten Wahlgange die Candidaten, deren erste Wahl durch die Kammermehrheit umgestoßen wurde. Viele derselben bewerben sich auch das zweitemal nicht mehr um die Stimmen der Wähler und überlassen ohne weiters den Gegnern das Feld. Nur eine übermächtige Persönlichkeit wird es vermögen, die Conservativen so weit unter sich zu einigen, daß ein ersprießliches Ziel erreicht werden kann.

Die augenblickliche Stellung Gambetta's und damit die allgemeine Lage in Frankreich können nicht besser gekenn-

zeichnet werden, als durch Wiedergabe einer Probe der Beräucherungen, deren Gegenstand der Held des Tages ist. Hören wir!

„Herr Gambetta war eben zum politischen Leben geboren im Augenblicke als unsere Niederlagen eintraten. Der 4. September hatte ihm das Ministerium des Innern gegeben. Bald darauf, als Paris eingeschlossen war, indem er durch den Luftweg die Einschließung überwand, sah ihn Frankreich eines Tages herniedersteigen und das Land zur Hülfe für die belagerte Hauptstadt aufrufen. Er vereinigte in seiner kräftigen Hand das Ministerium des Innern und jenes des Krieges. Alle Hülfsmittel der Verwaltung, alle Reichthümer der Nation, alle seine Kraft vereinigte er in höchster Kraftanstrengung gegen den Einbrecher. Er erfüllte Alle mit der patriotischen Entschlossenheit, dem heiligen Zutrauen, die ihn selbst begeisterten. Er that Wunder. Auf seine Stimme wuchsen die Heere aus dem Boden; sie wurden gekleidet, ausgerüstet, mit Waffen und Geschützen versehen; einen Augenblick war man berechtigt zu glauben, das Glück der Waffen werde wechseln. Nichts vermochte etwas gegen seinen Muth, weder der Fall von Metz, welches durch Verrath ausgeliefert wurde, noch die Niederlagen der Loire-Armee, noch die Mißerfolge der Ost-Armee, noch jene der Nord-Armee. Ganz allein noch gab er selbst die Hoffnung nicht auf, als Paris fiel, nachdem es der Hunger bezwungen. Das erschöpfte Frankreich wollte den Kampf nicht mehr; aber im Grunde des Herzens bewahrte es seine Anerkennung, welche jeden Tag wachsen sollte, für denjenigen seiner Söhne welcher nichts gespart hatte um wenigstens die Ehre zu retten, für denjenigen welcher den Widerstand um fünf Monate verlängert hatte, dessen Namen der Feind selbst nur mit achtungsvollem Haß aussprach."

„Vom Tage an, als Frankreich besiegt war, widmete er sich voll und ganz der Einen Aufgabe: wenigstens die Republik zu retten. Dieß war sogar die eines Patrioten würdige Rolle. Um die Republik zu retten, mußte die republikanische Partei sich als die weiseste, vernünftigste zeigen und durch diese Weisheit die Mehrheit Frankreichs an sich ziehen. In seiner Rede zu Bordeaux zeichnete Gambetta der republikanischen Partei ihr Programm

vor. Sechs Jahre hindurch verfolgte er mit unüberwindlicher Beständigkeit dessen Ausführung, gegenüber allen Zwischenfällen und allen Prüfungen. Herr Gambetta trat mit diesem politischen und praktischen Sinne und Geist in die Nationalversammlung ein. Was er Allen anempfahl, befolgte er selbst zuerst. Thätig und pünktlich in den Sitzungen, arbeitsam in den Ausschüssen, zwang er selbst die Gegner zur Anerkennung seines Wissens und seiner Fähigkeiten. Er war dabei vertraut mit allen Fragen, den unbedeutendsten wie den wichtigsten, den sachlichsten sowohl als den allgemeinsten; auf der Rednerbühne voller kräftiger Beweismittel und gewaltiger Leidenschaft, äußerst geschickt um bei einer Verhandlung den geeigneten Augenblick wahrzunehmen, den kleinsten Fehler der Gegner auszunützen; in kritischen Augenblicken, wo so viele andere zögern und abwarten, sofort entschlossen, Stellung nehmend, Allen Vertrauen einflößend durch seine Energie, es verstehend loszuwickeln sowohl als sich in das Getümmel zu stürzen, sich selbst durch seine Fehler unterrichtend und der Erste um dieselben aufzugeben, wenn er sie eingesehen. Und dennoch ist sein bedeutendster parlamentarischer Einfluß außerhalb dieser so bedeutenden öffentlichen Wirksamkeit zu suchen."

„So war dieser so lange bekämpfte und angezweifelte Opportunismus beschaffen, welcher dennoch schließlich gesiegt, und dem wir den endgültigen Erfolg der Republik verdanken. Es ist Herr Gambetta, welcher die republikanische Vereinigung und die republikanische Linke erst sich angenähert, dann vereinigt hat; er ist es, welcher schrittweise die Zögerungen und den Widerstand des linken Centrums besiegt. Alles kam ihm bei dieser Aufgabe zu statten, die Macht seines Verstandes, seine überwältigende Wärme, seine Klugheit (finesse), seine Gewandtheit, die ihm angeborene italienische Diplomatenkunst, die Heiterkeit seines Charakters, die unerschöpflichen Blitze seines Geistes, die vertrauliche Gemüthlichkeit seiner Unterhaltung. Er ist das Haupt aller Republikaner geworden durch seine Geschicklichkeit, seine Talente, seine Fähigkeiten als Staatsmann, ohne deßhalb das Vertrauen der fortgeschrittenern Demokratie zu verlieren. Aber auch dieses, so wichtig solche Aufgabe gewesen, ist noch nicht die Hauptsache bei der Thätigkeit des Herrn Gambetta gewesen. Er hat begriffen, daß im Lande des allgemeinen Stimmrechtes es

sich besonders darum handelt, das allgemeine Stimmrecht aufzuklären. Sich zum politischen Erzieher des allgemeinen Stimmrechtes machen, es in Stand setzen die parlamentarische Taktik zu verfolgen, zu verstehen und daran theilzunehmen, es vor Ueberstürzungen bewahren, zu zeigen, wie man sich vor den Umtrieben der Gegner bewahrt, sich vor den eigenen Reizungen schützt: dieß ist die Aufgabe seiner beständigen Vorsorge gewesen."

„Um dieses volksthümliche Werk zum Gedeihen zu bringen, gründete Gambetta schon 1871 eine Zeitung (die République française) in welcher die praktische Politik einen ebenso großen Raum einnimmt als die Darlegung der Doktrin. Diese tägliche Propaganda genügte Herrn Gambetta nicht. Bei allen wichtigen Anläßen, bei jedem Umschwung der Ereignisse, wollte er sich in unmittelbare Berührung mit dem allgemeinen Stimmrecht setzen. In Bordeaux, Angers, Auxerre, Grenoble, Versailles, Avignon, Lille, Clamecy, durch eine Reihe volksthümlicher Ansprachen oder Vorträge, besser noch Laienpredigten, verlegte er sich darauf, jedesmal einen Grundsatz der Demokratie, irgend eine politische Verhaltungsmaßregel, selbstverständlich jedesmal den für den Augenblick wichtigsten Grundsatz, die für die Zeit nützlichste Regel, den Geistern einzuprägen. Bald wandte er sich an die Bürger und Arbeiter der Städte, bald an die Demokratie des flachen Landes. Eines Tages wird es für den Kritiker und Geschichtschreiber eine lehrreiche Arbeit seyn, die Reihe dieser demokratischen Predigten durchzugehen, ihren Zusammenhang nachzuweisen und ihren Einfluß zu verfolgen. Kein Redner kümmerte sich so wenig um die akademische Gerechtheit seiner Sprache, keiner dachte weniger daran, die literarischen Lobsprüche der Weichlinge zu ernten. Aber auch keiner, selbst nicht die Apostel der ersten Zeiten des Christenthums, war so ganz und voll seiner Aufgabe hingegeben; keiner war so einzig um das zu erreichende Ziel, die zu überwindenden Schwierigkeiten besorgt. Keiner aber auch hat von der Natur glänzendere Gaben empfangen; keiner versteht es besser sich bald an den Verstand, bald an die Leidenschaft zu wenden: bald vertraulich und heftig, drängend, erhaben, Tragiker und Comödiant, beißend, geringschätzend, spöttisch, voller schlagender Beweisgründe, voller glänzender und prächtiger Striche, einschmeichelnd, überzeugend,

beherrschend, fortreißend, zuversichtlich und Zuversicht einflößend, voll köstlicher Laune, Fröhlichkeit und gesunder Frische, sich gehen lassend ohne sich preiszugeben, bis in seine heftigsten Ausfälle stets Herr seiner selbst, Volksredner und Staatsmann, Gewandtheit mit Stärke, Erhabenheit und Trivialität vereinigend, verstand es keiner besser wie er, noch dazu ohne es gelernt zu haben, wie man zu dem Volke sprechen muß, wie man es überzeugt und wie man es fortreißt. Niemand hat mehr als er die angeborene wahre Beredsamkeit."

Dieser Artikel war zu lesen in der Nummer vom 11. April der Petite République française, dem wohlfeilen Ableger der République française, welcher sich einer Verbreitung von 150,000 Abdrücken erfreut, und mit dem Hauptblatt unter den Augen des gemeinschaftlichen Eigenthümers und Leiters, des Hrn. Gambetta selbst, in seinem Palaste der Chaussee d'Antin redigirt wird. Derselbe trägt die Ueberschrift des am nämlichen Tage erschienenen Buches: „Das Ende der Anarchie", welches, wie die einleitenden Worte sagen, wegen seines Gegenstandes Aufsehen erregen wird. Der Gegenstand ist aber nichts anderes als, daß nunmehr, Dank der Thätigkeit Gambetta's, das Ende der Anarchie — so wird die frühere conservative Regierung genannt — gekommen sei. Als Verfasser nennt sich zwar einer der Sterne zehnter Ordnung aus dem Schweife des Cometen Gambetta, aber wer nur einmal eine Rede oder einen Artikel dieses Herrn gelesen hat, zweifelt keinen Augenblick, daß Gambetta eigenhändig diese Selbstverherrlichung geschrieben. Muß er sich doch übrigens selbst am besten kennen. Wer eine solche Selbstberäucherung unbeanstandet wagen und sich also als der von der Natur gegebene Führer und Beherrscher des Volkes der Republik darstellen kann, dessen Stellung muß wahrlich eine ganz besondere seyn. Gambetta ist der Herrscher Frankreichs, soweit dieses Land sich in Parlament, Presse und der sogenannten öffentlichen Meinung darstellt.

LIV.

Die Kirchen-Verfolgung in der Schweiz.

Anfangs Mai 1878.

Se. H. Papst Leo XIII. hat auch dem schweizerischen Bundesrathe seine Erhebung auf den Stuhl des Apostelfürsten angezeigt und bei diesem Anlasse folgende Vorstellung zu machen geruht: „Dabei bedauern wir, daß die freundlichen Beziehungen, welche ehedem zwischen dem heil. Stuhl und der schweizerischen Eidgenossenschaft bestanden, in den letzten Jahren plötzlich eine beklagenswerthe Unterbrechung erlitten haben und daß auch der Zustand der katholischen Religion in der Schweiz ein beklagenswerther ist. Im Vertrauen auf die Gesinnungen der Gerechtigkeit, welche Euer Excellenz und das Schweizervolk beseelen, hoffen wir, es werden sich in Bälde passende und wirksame Mittel der Abhülfe dieser Uebelstände finden lassen."

Auf diese Bemerkung erwiderte der **Bundesrath** in seiner Antwort: „Wenn Eure Heiligkeit die Lage der Katholiken in der Schweiz als beklagenswerth bezeichnen, so muß der Bundesrath seinerseits bemerken, daß jene Religion, wie alle andern Culte, eine Freiheit genießt, welche durch die Bundesverfassung gewährleistet und nur durch den Vorbehalt beschränkt ist, daß die kirchlichen Behörden weder in die Rechte und Competenzen des Staates noch in die Rechte und Freiheiten der Bürger übergreifen. — Der Bundesrath wird sich glücklich schätzen, in seinem Wirkungskreise die Bemühungen Eurer Heiligkeit für Aufrechthaltung des confessionellen Friedens und des guten Einvernehmens unter den

verschiedenen Glaubensbekenntnissen der Schweiz zu unterstützen"[1]).

Dieses bundesräthliche Schreiben hat in der katholischen Schweiz allgemeine Mißbilligung hervorgerufen, denn die Ultramontanen, obschon sie gemeinhin als „vaterlandslos" bezeichnet und behandelt werden, haben ein tiefes Gefühl für die Schweizerehre bewahrt und nichts schmerzt sie so sehr, als wenn die obersten Landesbehörden ihr Vaterland compromittiren. In diplomatischem Schriftverkehr hat aber unser Bundesrath entschieden wenig Glück, besonders wenn der Name des protestantischen Ex-Pastors Schenk als Präsident in der Unterschrift figurirt. Man erinnert sich noch, mit welcher Ueberschwenglichkeit seinerzeit das Gratulationsschreiben an den deutschen Kaiser abgefaßt war, so daß sich selbst die liberale Presse über die „ersterbende Ergebenheit des Hof-Schenken" belustigte, und nun wird im Gratulationsschreiben an den Papst von der schweizerischen Religions-Freiheit in einer Weise gesprochen, welche unwillkürlich an die beim gleichen Anlasse aufgetauchte „russische Toleranz" erinnert.

Die Aufhebung der apostolischen Nuntiatur, die Entfernung zweier Bischöfe von ihren apostolischen Stühlen, die Annexirung der mit römisch-katholischem Gelde in neuerer Zeit erbauten Kirchen in den Städten Bern, Genf, Biel, St. Imer, Münster &c., sowie der durch alte Staatsverträge den Römisch-Katholiken zugesicherten Kirchen im Jura und in der Genfer Landschaft, die mehrjährige, nur nothgedrungen wieder aufgehobene Exilirung der ihrem rechtmäßigen Bischof treugebliebenen Geistlichkeit des Jura und die zur Stunde noch andauernde Sperre ihrer Pfarrgehalte, die Sequestrirung der Pfarrhäuser und Kirchengüter in den Cultur-Kantonen Bern und Genf, die seit Jahr und Tag nur in Nothkirchen und Scheunen ermöglichte Abhal-

---

1) Das päpstliche Schreiben ist vom 20. Februar, die schweizerische Antwort vom 5. April datirt. Aufschrift und Schluß des ersteren sind in lateinischer, der Text selbst in italienischer Sprache verfaßt; der vom Bundesrath beanstandete Ausdruck „beklagenswerth" lautet im Original: „deplorevole".

Jesuiten und ihrer Affiliirten und eventuell auch and
glieder von jeder Wirksamkeit in Kirche und Schule
andere Thatsachen bilden eine eigenthümliche Illustr
vom Bundesrath betonten katholischen Religions=Fr

Nicht minder haltlos ist, was der Bundesrath
derung des „guten Einvernehmens unter den verschie
bensbekenntnissen“ und „die Aufrechthaltung des
Friedens“ dem Papste vorführt. Wann und wo
Schweiz seit Jahr und Tag ein Streit zwischen d
tischen Consistorien und dem katholischen Episcopate,
einem Antistes und einem Bischof, oder zwischen den
Glaubensbekenntnissen stattgefunden? Wann und
Confession als solche die andere bekriegt? Auf interc
Standpunkt herrscht strenge Scheidung und eben deß
zwischen Katholik und Protestant. Aller Unfried
der Eidgenossenschaft wuchert, erwächst auf politi
und hat seinen Grund in der Partei=Allianz, welche
Minderheiten in den katholischen Ländern mit den rad
heiten in den protestantischen Kantonen geschlossen
Folge welcher die radikale Partei in der Schwei
nesas dahinsteuert, ihre radikalen Alliirten in den kat
in den gemischten Kantonen, wenn sie in denselben
winzige Minderheiten bilden, an das Staatsruder

eyn, an welche eventuell eine Mahnepistel zur Milderung des adikalen Terrorismus zu richten wäre. Sollte aber der Bundesath bezüglich einer solchen Adresse wirklich in Verlegenheit seyn, e würden wir ihm den Rath geben, sein Bemühen für Aufrechthaltung des confessionellen Friedens und des guten Einvernehmens an die Stuhlmeister der schweizerischen Logen und nicht an den apostolischen Stuhl, an den Wolf und nicht an das Lamm, zu richten[1]).

Nachdem wir betont haben, was der Bundesrath in seinem Schreiben an Papst Leo XIII. zuviel gesagt hat, erübrigt ein Wort über das was er zu wenig berührte. Für jeden in der diplomatischen Sprache auch nur halb Bewanderten ist es klar, daß der Papst mit seinem „Bedauern über die Unterbrechung der freundlichen Beziehungen zwischen dem heil. Stuhle und der Eidgenossenschaft" die Aufhebung der apostolischen Nuntiatur im Auge hatte und namentlich in dieser Richtung die Hoffnung „auf baldige, passende Mittel zur Abhülfe der deßfallsigen Uebelstände" aussprach. Diesen Hauptpunkt des päpstlichen Schreibens ignorirt der Bundesrath vollständig. Hat er denselben nicht verstanden oder nicht verstehen wollen? In beiden Fällen ist das Stillschweigen gleich bedeutsam. Die Aufhebung der Nuntiatur ging seinerzeit gerade vom Bundesrathe aus, und ist sein eigenstes Werk; für das Stillschweigen über diesen Punkt finden wir keine andere entschuldigende Interpretation, als die Annahme, es sei darin ein stilles peccavi zu erblicken.

Trotz dieser und anderer Gründe unserer Unzufriedenheit

---

1) Bei diesem Anlasse wollen wir auch die Thatsache erwähnen, daß die Freimaurerei, welche bisher ihre Werkstätten beinahe ausschließlich in protestantischen Kantonen hatte, neuestens sich anstrengt, Logen in den katholischen Kantonen zu gründen. Aus zuverlässiger Quelle wird berichtet, daß in jüngster Zeit eine Loge in der Stadt Luzern, eine in der Stadt Freiburg und eine in Pruntrut (dem Hauptort des katholischen Jura und, hier bezeichnend, in der Kapelle des ehemaligen Jesuiten-Collegiums) eröffnet wurde und daß solche in anderen katholischen Städten in Vorbereitung sind.

über den Inhalt der bundesräthlichen Antwort, wollen wir immerhin anerkennen, daß sich dieselbe wenigstens der Form nach in höflichen Worten bewegt und daß sie die Erhebung Leo's XIII. auf den apostolischen Stuhl begrüßt. Diese officielle Anerkennung der erfolgten Papstwahl von Seite des schweizerischen Bundesraths ist eine für die schweizerischen Katholiken nicht zu unterschätzende Thatsache und das vom Bundesrathe schließlich in Aussicht gestellte Zusammenwirken mit dem päpstlichen Stuhle zur Aufrechthaltung des confessionellen Friedens kann immerhin unter Umständen einen Anhaltspunkt für eine günstigere Wendung gewähren.

Die Anerkennung Leo's XIII. als Papst durch den Bundesrath ist speciell in Rücksicht auf unsere altkatholische Sekte nicht ohne Bedeutung. In Betreff des schweizerischen „Alt-Katholicismus" werden wir erinnert, daß wir den Lesern der „Histor.-polit. Blätter" seit längerer Zeit einen Bericht über die Situation dieses Schisma's in der Schweiz schulden. Wenn man die sogenannten National-Synodal-Verhandlungen durchgeht, so steht es glänzend auf dem — Papier. Schon im Jahre 1876 wurde ein Bestand von fünfundfünfzig Kirchgemeinden und siebenzehn Vereinen mit 73,380 Seelen vorgeführt, im Jahre 1877 die Constituirung von sieben neuen Gemeinden und die Gründung von zwei bis drei neuen Vereinen angezeigt. Staatsbischof Herzog bezifferte seine Firmlinge im Jahre 1877 auf 1800, im Ganzen seit seinem Auftreten als altkatholisches Kirchenhaupt auf 3383, und die Zahl seiner Geistlichen bis Anfang 1878 auf vierundsiebenzig, wovon vierunddreißig auf den Kanton Bern und neunzehn auf den Kanton Genf fallen. Auch angenommen, aber nicht zugegeben, daß diese statistischen Angaben über die Seelenzahl rc. richtig seien, so liegt in denselben das schlagende Zeugniß über das Fiasko der altkatholischen Gründung vor. Nach der officiellen Volkszählung leben in der Schweiz 1,085,084 Katholiken. Von diesen fällt also nach den eigenen Angaben der Altkatholiken nichteinmal der ganze Bruchtheil von 85,084 Seelen auf die sogenannte Nationalkirche; eine Million Seelen enthielt sich jeder Theilnahme an derselben und auf je hundert Katholiken kommen

höchstens sieben sogenannte Altkatholiken. Die Gesammtzahl der katholischen Geistlichen (Welt- und Ordensklerus) übersteigt 2300; die altkatholische Denomination verzeichnet vierundsiebenzig, auf je hundert Geistliche kommen daher ungefähr drei altkatholische.

Wir sind jedoch weit entfernt die statistischen Angaben der Herren als maßgebend anzunehmen. Die Resultate würden zweifelsohne ganz anders lauten, wenn die Altkatholiken aufrichtig bekennen wollten, wie viele ihrer angeblichen 73,380 Kirchgenossen das Jahr hindurch regelmäßig an Sonn- und Feiertagen ihre Kirche besuchen und wieviele davon wenigstens zu Ostern die Communion empfangen? Auch würde sich die Bedeutung einer Anzahl von angeblich vierundsiebenzig Geistlichen ganz anders herausstellen, wenn man dieselben nicht nach der Größe ihres Staats-Soldes sondern nach dem Leuchtegrad ihres persönlichen Werthes und nach den Früchten ihrer Pastoration tariren wollte. Und welches würde vollends das Facit seyn, wenn man untersuchen wollte, wieviel die Altkatholiken aus ihrer eigenen Tasche zur Bestreitung ihrer Cultus-Bedürfnisse beitragen?

Hierüber nur einige Andeutungen. Wie wir gesehen, hat die Sekte im Grunde nur in Genf und in Bern einiges Terrain erbeutet. Und wie ist dieses geschehen? Es sind dieß gerade die zwei Kantone, in welchen die Kantonalregierungen mit Gewalt den Römisch-Katholischen die Kirchen entzogen und dieselben den Staatschristen überliefert haben, und wo die Staatsgewalt mittelst ihrer Gesetzesfabrik den römisch-katholischen Geistlichen die Pfarrgehalte gesperrt und dieselben den altkatholischen eingehändigt hat. In Genf z. B. wirft der Staat jährlich im Budget 133,850 Fr. für den Cultus der altkatholischen Minderheit aus, für den römisch-katholischen, durch Staatsverträge garantirten Cultus der immensen Mehrheit hingegen gibt er keinen Rappen und die römischen Katholiken sind gezwungen jährlich 48,000 Fr. aus ihrer eigenen Tasche zusammenzusteuern, um für den nothwendigsten Unterhalt ihres Gottesdienstes und Klerus zu sorgen, überdieß Nothkirchen zu bauen und selbst

in diesen Nothkirchen sind sie nicht einmal sicher vor der Polizei! So drang die Polizeigewalt am 27. März 1878 in die Privatwohnung des katholischen Geistlichen zu Chêne ein, nahm alle vorfindlichen Meßgewänder, Kelche, Ciborien, Meßbücher, Crucifixe, Devotionalien weg, drang sodann in die Nothkirche ein, wo gerade das Allerheiligste für die vierzigstündige Andacht ausgesetzt war, sprengte den Tabernakel auf, ergriff die heiligen Gefäße mit ihrer rohen Hand und kaum gelang es dem Pfarrer die geweihten Hostien zu retten. Und warum diese in sakrilegischer Weise ausgeführte Razzia? Weil die Sekte behauptete, daß einige dieser Gegenstände der Pfarrei Chêne und somit ihr gehöre. Vergeblich berief sich der greise Pfarrer, welcher bereits seit vierzig Jahren in Chêne pastorirt, auf seine Quittungen und Schenkungsbriefe sowie auf eine bereits vor drei Jahren stattgehabte gerichtliche Untersuchung, welche zu seinen Gunsten ausgefallen war; die Polizeibande trug die Beute fort, warf den ehrwürdigen Pfarrer in das Gefängniß und behielt ihn bis am Charfreitag eingesperrt. In jedem geordneten Staate muß derjenige welcher eine Sache aus dem Besitzthum eines Anderen reklamirt, klagend vor Gericht auftreten und den Beweis für seine Ansprüche leisten; in Genf ist es, wenn es sich um katholisches Gut handelt, anders. Da packt und sackt die Polizei die beliebige Sache ein und der Depossedirte muß sodann den Beweis für sein Eigenthum führen[1]). In Folge einer solchen Rechtsverkehrung mußten die Römisch-Katholischen bereits den Bau

1) In ähnlicher Weise hat die Genfer Regierung vor einiger Zeit mehrere Liegenschaften, welche ehemals katholischen Wohlthätigkeits-Anstalten gehörten, von diesen aber in gesetzlicher Form an Private (Franzosen und Engländer) verkauft worden waren, eingezogen. Zwar wurde diese Annexion — merkwürdiges Zusammentreffen — gerade im Augenblick, wo jetzt die Regierung in Chêne eine neue Razzia vornahm, vom Bundesrath als verfassungswidrig aufgehoben und damit der Große- und Staatsrath von Genf blamirt, aber diese Blamage wird schwerlich hinreichen, um die Römisch-Katholischen vor weiteren gewaltsamen Berührungen mit der Genfer Polizeigewalt zu schützen.

der zwanzigsten Nothkirche in Angriff nehmen und die sechs bis sieben alten Kirchen, welche ihnen im ganzen Kanton geblieben, sind ebenfalls noch der polizeilichen Confiskation ausgesetzt. Behufs dieser Operation hat der Genfer Großerath ein besonderes Gesetz fabrizirt. Es genügt, daß ein oder zwei Dutzend angeblicher Katholiken in einer Pfarrei sich als staatskatholische (schismatische) Gemeinde constituiren und sofort spricht ihnen die Regierung die Pfarrkirche, das Pfarrhaus und das Pfarr-Einkommen zu, setzt die Mehrheit der Gemeinde, welche an ihrem rechtmäßigen Pfarrer festhält, auf die Gasse und sendet Polizeimannschaft zur Vollziehung ihrer Schlußnahmen in die betreffende Ortschaft. In der Gemeinde Meinier z. B. wurde die unlängst von einem Abgesandten des Regierungs-Präsidenten Carteret in Umlauf gesetzte Petition für Einführung des altkatholischen Gottesdienstes nur von einem einzigen Einwohner, drei Polizeiagenten und vier in einer benachbarten protestantischen Gemeinde wohnenden Subjekten unterzeichnet; nichtsdestoweniger trat die Regierung auf diese Petition ein und überlieferte die Pfarrkirche diesem altkatholischen Humbug!

Wer Näheres über die angeführten und ähnlichen haarsträubenden Vorgänge und Zustände der Genfer Republik (deren Wappenspruch post tenebras lux lautet! —) kennen will, den verweisen wir auf das soeben in Paris erschienene Buch: **Histoire de la persécution religieuse à Genève.** Das auf Aktenstücken beruhende Werk schildert die Verfolgung der katholischen Kirche Genf's in 23 Abschnitten, wovon die fünf ersten die Geschichte der Wiedereröffnung des katholischen Cultus in der Stadt Calvins im 18. und 19. Jahrhundert darlegen; der sechste und siebente die Vorbereitungen, Vorwände und den Ausbruch der gegenwärtigen Kirchenverfolgung erläutern; die folgenden Abschnitte erörtern sodann die Staatsgesetze zur Beförderung des Schisma, das apostolische Vikariat in Genf, das Exil des Bischofs Mermillod, den Altkatholicismus, den Raub der katholischen Gotteshäuser (in der Stadt und auf dem Lande), die Taufen und Beerdigungen der Altkatholiken unter Militär-Bedeckung, die Beschlagnahme der Notre-Dame-Kirche in Genf, die Aufhebung der katholischen Wohlthätigkeitsanstalten, die Eingriffe in das

katholische Privatleben, die Prozesse wegen des Kirchenguts, die Aufopferungen und Anstrengungen der Römisch-Katholischen. Die beiden letzten Abschnitte markiren den gegenwärtigen Zustand des Schisma und der katholischen Kirche in Genf, welcher darin gipfelt, daß die staatskatholische Sekte die Kirchen, Pfarrhäuser, Staatsbesoldungen und die Polizeigewalt, die römisch-katholische Kirche aber die Seelen der Bevölkerung für sich hat[1]).

Aehnliche Bilder treten uns im Kanton Bern entgegen, wo der Staat jährlich über 100,000 Fr. ausgibt, um dem von der immensen Mehrheit der Bevölkerung perhorrescirten altkatholischen Cultus im Jura sein dahinsterbendes Leben zu fristen, und wo bereits 24 altkatholische Geistliche theils gezwungen theils freiwillig, mit oder ohne Weib und Kind, wieder verduftet sind. Selbst im Hauptorte Pruntrut, wo doch der Regierungseinfluß das fruchtbarste Terrain hat, konnte der Staatspastor im Jahre 1877 nur zwanzig Taufen und vier Ehen aufweisen, während der römisch-katholische Geistliche die gleiche Ziffer wie vor dem Ausbruch des Schisma erreichte. In der zweitgrößten Stadt des Jura Delsberg hatte im J. 1877 der Staatspastor zwei Taufen, eine Ehe und vier Beerdigungen, und am hohen Weihnachtsfeste wohnten dem altkatholischen Gottesdienste in der prachtvollen Pfarrkirche zweiundzwanzig Personen bei, während in der ärmlichen Nothkirche sich über tausend Personen zusammendrängten. Noch greller ist das Verhältniß auf dem platten Lande. So z. B. zählt der Staatspastor in Boncourt noch drei Getreue (einen eidgenössischen Beamteten, einen kantonalen Beamteten und den Bruder seiner Magd) in seiner Kirche, bezieht aber hiefür jährlich 3000 Fr. Staatsgehalt. Der Staatspastor in St. Ursitz hat keine Pfarrkinder, wohl aber einen Meßdiener, nämlich das Söhnlein des Polizeidieners, welches hiefür mit 60 Fr. von Staatswegen belohnt wird. Der Staatspastor von Fahy hat drei Kirchen zu seiner Verfügung, aber keinen einzigen Kirchgänger; jüngst bot er einem halbblödsinnigen Menschen fünfzig Centimes, wenn er seiner Messe beiwohne; der Beschenkte nahm das Geld

---

1) Paris, Lecoffre fils et Comp. 340 S. in 8.

und trank dafür im Wirthshaus einen Schoppen, während der Staatspastor in der leeren Kirche funktionirte. In Courrendlin hatte der Staatspastor im J. 1877 kein Begräbniß, keine Ehe und Eine Taufe (diese Eine Taufe kostete den Staat Bern Fr. 3500); in Noirmont waren im Jahre 1877 die altkatholischen Taufen, Ehen, Begräbnisse gleich Null; im Laufe von vier Jahren hatte der Staatspastor in Plaigne nur Eine Taufe und Eine Beerdigung und nicht Eine Eheeinsegnung zu besorgen, was aber nicht hinderte, ihm innerhalb dieser vier Jahre 12,000 Fr. Staatsgehalt zu behändigen. Und so weiter, und so weiter im ganzen Jura!

Auch ohne Katholik zu seyn, muß jeder Unparteiische herausfühlen, daß solche Zustände, zumal in einem Lande das sich vorzugsweise das Land der Freiheit nennt, unnatürlich und unhaltbar sind. Wann, wo und wie aber die Abhülfe kommen wird, liegt allerdings noch im Dunkeln und Ungewissen; nur so viel ist uns klar und gewiß, daß die Ehre und die Wohlfahrt der Schweiz eine befriedigende Hebung dieser Uebelstände fordert. Es ist zu jeder Zeit, besonders aber in der gegenwärtigen kritischen Weltlage bedenklich, wenn beinahe die Hälfte einer Nation sich in ihrem Gewissen bedrängt, in ihren heiligsten Rechten verletzt fühlt. Daß dieser Fall aber in der Schweiz zutrifft, davon kann sich jeder überzeugen, welcher mit der katholischen Bevölkerung näher bekannt ist. Die allgemeine Entrüstung, welche sich über das jüngste Genfer Sakrilegium kundgab, ist nur die Aeußerung dieser längstvorhandenen, tiefgewurzelten Mißstimmung. Selbst die mit Ruhe und Umsicht geschriebene, von dem schweizerischen Episkopat patronisirte „Kirchenzeitung“ findet sich zu folgender Mahnung und Warnung verpflichtet:

„Wir rufen vorerst nach der genauesten Untersuchung der Sachlage, dann der lebhaftesten Besprechung derselben durch die Presse, und wenn das nicht hilft, einer Demonstration des katholischen Schweizervolkes. Kann durch vernünftige Vorstellungen von geachteten Privatpersonen oder Magistraten, wie etwa der (protestantischen) Kantone Zürich und Waadt, welche den Katholiken auf anerkennungswerthe Weise gerecht geworden sind, oder durch Vorstellungen katholischer Regierungen, wie Luzern und

Freiburg, eine Beruhigung für die Gegenwart und eine Bürgschaft gegen zukünftige Mißhandlungen gegeben werden, so wollen wir es bundesbrüderlich anerkennen. Geschieht es nicht, so ist es Sache des ganzen katholischen Schweizervolkes, Sühne für den muthwilligen, durch nichts provocirten, zu nichts führenden Frevel, für den frechen Eingriff in unser Heiligstes zu verlangen und fest es auszusprechen: Wir dulden es nicht"[1])!

Bekanntlich hat die Regierung des Kantons Freiburg gegenüber dem Bundesrath bereits ihre Pflicht gethan.

Pflicht und Klugheit erfordern nach unserer Ansicht, daß unter den obschwebenden Verhältnissen zunächst der Bundesrath sich über jeden Partei-Standpunkt erhebe und mit allem Ernste dafür sorge, daß die „durch die Bundesverfassung gewährleistete Freiheit der katholischen Religion" nicht nur in seinem Gratulationsschreiben an P. Leo XIII. sondern in der Wirklichkeit existire. Wenn sodann der Bundesrath es angezeigt gefunden hat, den Papst zu erinnern, „daß die kirchlichen Behörden weder in die Rechte und Competenzen des Staates, noch in die Rechte und Freiheiten der Bürger übergreifen sollen", so finden wir, gestützt auf die von uns aktenmäßig gezeichnete schweizerische Sachlage, schließlich nur die Bemerkung gerechtfertigt: „daß auch die weltlichen Behörden weder in die Rechte und Competenzen der Kirche noch in die Rechte und Freiheiten der Katholiken übergreifen sollen."

1) Schweizer Kirchenzeitung Nr. 15 vom 13. April 1878.

LV.

Erinnerungen von Dr. von Ringseis.

Zwölftes Capitel: Bis zum Regierungswechsel.

So saßen wir denn wieder in München. Weil aber Gott noch immer den heißersehnten Kindersegen nicht gewährte[1]), verschrieben wir uns aus Frankenburg erst ein liebes Blond- und dann ein liebes Braunköpfchen, nämlich zuerst ein leibliches und dann ein erheirathetes Töchterlein von Friederikens Schwester Therese in's Haus; später folgten noch andere nach auf kürzere und längere Zeit. Auch meine Schwester Kathrin und ihr Mann vertrauten uns ein Söhnchen zur Erziehung. So ward es rasch lebendig bei uns.

Die Akademie der Wissenschaften erwählte mich 1824 zu ihrem außerordentlichen Mitglied und an ihr hielt ich die Rede zur Eröffnung der medicinisch-praktischen Lehranstalt;

---

1) Anm. d. Schreib. Einer jüngeren Verwandten, deren Eheglück Friederike mit ihrem eigenen vergleicht in den Worten „Wir haben wahrlich beide das große Loos gezogen!" drückt sie den Wunsch aus: „Möge Der, der uns schon so viel gegeben — auch noch das Eine schenken" (Mutterfreude) „oder, sollte es denn nicht sein Wille seyn, uns wenigstens mit seiner Kraft stählen, diese schwere Entbehrung mit frommer Ergebung zu erdulden. Mir wird diese schon dadurch zur Pflicht, als mein Ringseis auch in diesem Falle sich so wahrhaft hingebend in den Willen des Höchsten zeigt und die Nichterfüllung seines liebsten Wunsches so sanftmüthig erträgt, daß ich trotz der Heftigkeit meines Wesens mich auch zum stillen Dulden hingewiesen sehe." — Schon früher redet sie davon, welch ein Kinderfreund er sei.

das wird, so denke ich, die erste meiner öffentlichen Reden gewesen seyn[1]).

Was ich durch die häufigen und langen Reisen an Praxis eingebüßt, gewann ich an hochwillkommener Muße zu gelehrter Arbeit. Die Anfänge meines Systems der Medicin waren gewissermaßen schon auf der Universität entstanden; nun aber krystallisirten sie sich allmählig zu größeren Gruppen, bis der Gedanke, ein Ganzes, Einheitliches zu gestalten, sich in mir festsetzte. — Immerhin hörte ich noch nicht auf, Stadtpraxis zu üben. Zu meinen damaligen Patienten gehörte der leider seinem frühen Ende schon entgegenwelkende geniale Frauenhofer, dessen Bescheidenheit seiner scharfsinnigen Forschergabe die Wage hielt und mir einen rührenden Eindruck hinterlassen hat.

1824 erhielten wir den Besuch von Fräulein Bunsen, die sich aus Holland nach Rom zu ihrem Bruder dem preußischen Legationsrathe begab, um dort zu bleiben. Jedoch kam sie in der Folge nach München zurück und ließ dahier sich nieder. Sie war eine der seltsamsten Erscheinungen, die je mir vorgekommen sind — den Kindern der Häuser, wo sie aus- und einging, ein Gegenstand scheuer Verwunderung. Von der Natur mit stark gezeichneten Zügen, scharfen Augen, tiefer Blässe, einer hageren Gestalt und feierlichen Grabesstimme bedacht, konnte sie auch im bildlichen Ausdruck der Gebärde sich schwer Genüge thun. Wollte sie z. B. die allerdings gewaltige Spannweite der Hörner eines römischen Stieres bezeichnen, so war es ihr zu wenig, beide Arme weit auseinanderzubreiten, sie stieg dazu noch auf den Stuhl. Bei einer Anwesenheit ihres Bruders in München äußerte sie vor ihm gegen mich und meine Frau mit der sibyllinischen

1) Anm. d. Schreib. Es scheint nicht, daß sie gedruckt worden; auch war sie weder auf der Akademie, noch sonst im Manuscript zu finden; nur eine briefliche Notiz Friederiken's spricht von Lorbeern, so die Rede dem Redner eingetragen.

Begeisterung einer norddeutschen Professorin der Theologie: „In zehn Jahren wird unser lutherischer Pastor die Kanzel im St. Peter zu Rom besteigen" — als einer Simultankirche, war die Meinung. „Nun, so schnell wird es wohl nicht gehen, liebe Christine", beschwichtigte ihr Bruder, den es in Verlegenheit setzen mochte, daß sie so aus der Schule schwätzte.

Um jene Zeit tauchte an unserem Gesichtskreis ein Wesen empor, das, ohne auffallendes Eingreifen in unser Geschick, doch während mehr denn vier Jahrzehnten vielfach in unser Thun und Treiben verwoben blieb als innig verehrte und geliebte Freundin, in deren wohlthuender Nähe mir zahllose geistig schöne und heitere Stunden geworden sind. Es war Emilie Linder, das Basler Fräulein — oder wie sie nach ihrer Heimath Brauch hätte genannt werden müssen, „die Basler Jungfer". Wer noch nichts von ihr wissen sollte, den verweise ich auf die gediegene und anziehende Lebensskizze, welche diese Blätter im J. 1867 von der edlen Freundin gebracht haben, dann auf Ernst Förster's „Gedenkbuch" über Peter Cornelius, auf die fesselnde Biographie von Clemens Brentano, welche, durch P. Diel unternommen, jüngst durch P. Kreiten zu Ende geführt worden; anderer Schriften nicht zu gedenken.

Mit einem Empfehlungsschreiben des wissenschaftlich und ästhetisch gebildeten Hofbuchdruckers Decker aus Berlin versehen kam das Fräulein eines schönen Tages (1824) bei uns angefahren. Derselbe hatte sie, die in der Malerei sich auszubilden dachte, auf München hingewiesen, wo eine neue Kunstepoche aufzudämmern scheine. Wohl ahnte sie damals nicht, wie einflußreich des Rathes Befolgung auf ihr ganzes äußeres und Seelenleben sich erweisen sollte und daß dieser Ort mit der Zeit ihr zur bleibenden Stätte im Leben und endlich auch im Tode bestimmt sei. Wir fanden rasch Wohlgefallen an der Fremden, deren anspruchslose Einfachheit das rege Streben und die feine Empfänglichkeit hindurchschimmern

und das Stillgründliche, Aushältige und Getreue der Begeisterung wie der Freundschaft wenigstens ahnen ließ. — Bei Kunstbeflissenen pflegt man nicht ohne weiteres Reichthümer vorauszusetzen, und obwohl das Fräulein nicht mittellos erschien, nahm doch, zu Rath und Hülfe in den materiellen Angelegenheiten des Lebens erbötig, meine Frau sich vor, die etwaigen Mutterpfennige, mit denen das gute Kind zwar nicht eben verschwenderisch, aber auch nicht haushälterisch umzugehen schien, nach Möglichkeit zusammenzuhalten. Wollte das Fräulein fahren, so warf Friederike leicht dazwischen, die Entfernung sei hiefür eine geringe; gefiel demselben bei der Besichtigung eine etwas kostspielige Wohnung, so meinte die bedächtige neue Freundin, es sei wohl auch Geeignetes um geringeren Preis zu finden — bis eine geschwätzige Kammerfrau mit der Zuversicht solcher Leute ihr offenbarte, das Fräulein sei reich, das Fräulein habe sicherlich eine Million Franken — (und das wollte zu jener Zeit in München was bedeuten!). Ohne sich eben auf die Quelle gänzlich zu verlassen, fand nunmehr Friederike sich des weiteren überhoben, ihre mütterlichen Ersparungskünste an der Schutzbefohlenen zu exerciren. Und bald sah sie denn mit Freuden, in wie gesegneten und segenausstreuenden Händen der schnöde Mammon sich diesesmal befand. Und daß er wesentlich dazu beigetragen, die originell schöne Stellung des Fräuleins in München zu begründen und durchzuführen, läßt sich so wenig läugnen, wie daß er nur eben in Händen wie die ihrigen diese Zauberkraft besitzen konnte. — Mit Rührung und Freude darf ich mir sagen: Schier alle bedeutungsvollen Fäden im weiteren Schicksale des Fräuleins haben in unserem Hause sich angesponnen; aber mit welch unvergleichlich liebevoller Freundschaft hat sie es Friedel und mir an uns und unseren Kindern gelohnt!

Den Lesern des Linder'schen wie des Brentano'schen Lebensbildes ist bekannt, wie sich an eine Kunstpilgerfahrt des Fräuleins mit dem Ehepaar Schlotthauer im Jahre

1825 die Wiederbevölkerung des deutschen Klösterchens von Assisi geknüpft hat, der weiteren höchst wichtigen Folgen für Fräulein Emilie zu geschweigen. Aus besonderem Grund muß ich dennoch mich etwas darüber verbreiten. Sonder Ahnung von der Existenz jenes Klösterchens kamen die Reisenden nach Assisi, hörten von ihm durch den Vetturin, suchten es auf und wurden von den Nonnen mit tausend Freuden begrüßt. Stiftung einer Tochter aus dem Münchenerhause der Nocker, hatte das Klösterchen in den Revolutionsstürmen Aufhebung, dann in sehr kümmerlichen Verhältnissen Wiederherstellung erfahren; in der Heimath, wo ja selber alles Kirchliche so muthwillig war drunter und drüber geworfen worden, hatte man seiner vergessen, es kamen keine Candidatinen mehr; von der kirchlichen Behörde war den Nonnen angekündigt, daß wenn ihre Zahl unter Zwölf herabsänke, sie italienischen Klöstern sollten zugetheilt werden, und schon sahen sie mit bangem Schmerz auf das kritische Zwölf sich zusammengeschmolzen. Da kamen die frommen Landsleute und das wohlwollende Schweizer Fräulein, und wie Engel vom Himmel wurden sie begrüßt und beschworen, in Bayern doch wieder Candidatinen zu werben. Gering war die Aussicht, ausgegangen die Tradition des Klosterlebens; aber siehe, die leise verbreitete Kunde von den Sehnenden in Assisi fand wunderbaren, wenn auch der Menge nicht vernehmlichen Wiederklang, da und dort regte sich's und manch wackeres bayerisches Mädchen hat seither sein reines Selbst und seine kleine Habe der bayerischen Stiftung in der geheiligten Stadt des Umbrierlandes zugewendet[1]).

1) Bemerkenswerth ist, daß schon bald von Seite bayerischer Regierung versucht wurde, diesen Candidatinen aufgeklärt nationalökonomische Bedenken hindernd vor die Füße zu legen. Zwar kann die reichste Erbin nicht gehindert werden, ihre Millionen an der Seite eines beliebigen Ausländers in ferne Welttheile zu tragen, aber die kleine Aussteuer etlicher Bürgerskinder einem deutschen Kloster in Italien zu vergönnen, schien zu ruinos für

Nun gemahnt mich ein Freund an folgenden, mir selber nicht mehr erinnerlichen Zusammenhang. Als nämlich an einem geselligen Abend — vielleicht bei Schlotthauer — die Reisenden ihre Assisi-Erlebnisse voll Theilnahme besprochen, und das aufwartende Dienstmädchen, das eifrig gelauscht, am nächsten Morgen ihrer Herrschaft erklärt hatte, sie sei bereit sich zum Noviziat in Assisi zu melden, und als in der Folge rasch nacheinander je eine Meldung eine weitere nach sich gezogen, da soll ich gedacht und gesagt haben: „Holla, wenn es noch so vielen Klosterberuf in Bayern gibt, da wäre es ja doch wohl möglich, für die Krankenpflege wiederum Ordensschwestern zu erziehen, wie ich sie von so segensreicher Wirksamkeit in Frankreich kennen gelernt." Und auf das hin hätte ich die nöthigen Schritte gethan. Mit den Schritten hat es jedenfalls seine Richtigkeit; war ja durch meine Erzählungen Kronprinz Ludwig schon lange auf die Trefflichkeit der geistlichen Krankenpflege aufmerksam worden; als er zur Regierung gekommen, machte ich meine Vorstellungen. Aber erst nach langen Verhandlungen und nach Besiegung hartnäckigen Widerstrebens, welches der Unverstand im Magistrat geleistet hatte, kamen im März 1832 die ersten paar barmherzigen Schwestern definitiv aus Straßburg nach München. (Zur Probe sind, glaube ich, schon früher ein paar vorausgesandt worden.) Wennschon ich selber mich jenes Zusammenhanges der Sache mit der Assisi-Klosterfrage nicht erinnere, so ist er mir doch völlig glaubhaft; da vollends der Erzähler mir sagt, er habe die Anekdote aus meinem Mund, so konnte ich mit Ueberzeugung von ihrer Wahrheit sie hier einschalten[1]).

---

den bayerischen Staat, als daß man nicht wenigstens eine Weil den guten Kindern das Leben darum sauer machen mußte.

1) Anm. d. Schreib. Sowohl R. als die barmherzigen Schwestern dahier haben es nie anders gewußt, als daß er die Einführung des Ordens in Bayern veranlaßt und durchgesetzt habe. Damit soll der Angabe im Lebensbild von Brentano, daß bei

Unsere Geselligkeit erhielt allmählig ein sehr angenehmes Gepräge, an welchem Fräulein Emilie sowohl thätig als genießend Antheil nahm. Die Winterabende brachten literarische Genüsse in engem Freundeskreise, dazwischen größere Zusammenkünfte, in welchen bei grundsätzlich einfacher Bewirthung reger geistiger Verkehr und Frohsinn herrschten; im Sommer erfrischten uns höchst behaglich gesellige Spaziergänge, besonders in den malerischen Isarauen, wo schon der Anblick des raschen Gewässers fröhlich stimmt, nach Harlaching, nach Thalkirchen, nach dem lieblich gelegenen und eigenartig gebauten Maria-Einsidel mit seinem freundlichen, des Hauses ganze Tiefe durchmessenden Saal und den noch sehr ursprünglich kunstlosen Baumanlagen. Einer der wohlthuend anregendsten Genossen unseres Kreises war Freund Karl Hofmann, dessen ich schon im zehnten Capitel erwähnte. Ich habe dort gesagt, daß er leider den christlichen Glauben verloren; ich hätte vielleicht ebenso richtig sagen können, er war noch nicht wieder zum christlichen Glauben zurückgelangt; denn die Wahrheit und der Adel seines Wesens in Verbindung mit vielen gesunden Anschauungen ließen eine solche Rückkehr wohl hoffen. Seit Jahren mein treuer und in vielen Stücken auch gleichgesinnter Freund, ward er nach meiner Verheirathung unser häufigster Begleiter, unser Theilnehmer an Freud und Leid; er war ein kluger Rathgeber, dankbar für Freundschaft, unbestechlich gegen Schmeichelei, zartfühlend, bescheiden, großmüthig, gegen Alle freundlich und ehrlich, mit Wenigen vertraut, mehr oder minder bewandert in den verschiedensten Richtungen menschlicher Bildung, ein Born der anregendsten Mittheilungen und ebenso der genießendste Hörer

---

letzteren trefflichem Buch über „die barmherzigen Schwestern" das Verdienst dieser Einführung zukomme, nicht völlig widersprochen werden; Gott bedient sich zur Erreichung seiner Zwecke eben selten Eines Werkzeugs allein; es mag jenes (von Görres dem König Ludwig empfohlene) Buch immerhin noch eine letzte Zögerung beseitigt haben.

bei Ernst und Scherz. Wie uns als Freund, so war er im Amt unvergleichlich durch Scharfsinn und Arbeitskraft.

Man mag es sich nun vorstellen, mit welchem Antheil wir bemerkten, daß dieser ausgezeichnete Freund je länger je mehr die ausgezeichnete Freundin, Emilie Linder, in ihrer Bescheidenheit schätzen und lieben lernte. Ihre selbstständige, in sich zurückgezogene Natur ließ es schwer errathen, ob das unverkennbare Zutrauen, womit sie dem seinigen entgegenkam, eine wärmere Neigung berge oder nicht. Trotz ihres festen Ernstes lag jugendliche Schwärmerei nicht außerhalb ihres Charakters und es schien, als gefiele sie sich vorderhand mehr in ideal freundschaftlichem Verkehr als daß sie gesinnt gewesen wäre, den ernsten Schritt des Ehebündnisses zu thun. Doch glaube ich nach menschlichem Ermessen, daß das Verhältniß hiezu gediehen wäre, und noch heute steht im schönen Garten der Wilhelm v. Freyberg'schen Villa die Hofmanns-Linde, welche von Freunden damals in Erwartung eines solchen Abschlusses und in Anspielung auf beide Namen gepflanzt und betitelt wurde.

Obwohl ich damit abermals über den Zeitpunkt hinausgreife, mit welchem im Uebrigen dieß Capitel schließen soll, will ich die angeregte Episode doch hier zu Ende bringen. Im Frühjahr 1826 machte Hofmann mit mir und Friederike einen der gewohnten Spaziergänge; trotz lebendiger Besprechung von Schulplänen und Anstalten, trotz augenblicklich heiterer Stimmung klagte er, daß ihn seit einiger Zeit alles Arbeiten anekle, fast fürchte er, seinen Beruf verfehlt zu haben, er sehne sich zu reisen und auszuruhen. Offenbar litt er an Arbeitsindigestion. Marie-Einsidel wurde zum Sommeraufenthalt für die Sonntage in Aussicht genommen, wir sprachen sogar davon es gemeinsam zu kaufen[1]). Auf dem

---

1) Solche Gütchen wurden damals wegen Bodenentwerthung um Spottpreise losgeschlagen. In der That wurde auch obiges

Heimweg den Gottesacker durchkreuzend, äußerte er zu meiner Frau — ich war zu einem Kranken vorausgeeilt, — ehedem sei ihm dieser Ort ein Abscheu gewesen, jetzt habe er sich damit vertraut gemacht. Es war unser letzter gemeinsamer Spaziergang. Er wurde von einem Fieber befallen, das sich rasch zum heftig nervösen gestaltete ... „O Gott", rief ich mehr als einmal händeringend, „so Viele durften unter meiner Hand genesen, und soll ich den Freund nicht retten können?" Und König Ludwig schrieb mir: „O wie wünsche ich, daß Hofmann gerettet wird! Es wäre ein ungeheuerer Verlust für (mich)." Einen Augenblick faßte ich Hoffnung, aber in der Nacht, die jener Scheinbesserung folgte, erscholl plötzlich die Hausglocke, dann der Ruf von der Straße herauf, daß Hofmann höchst gefährlich liege. Kaum konnte ich aus dem Bett vor Erregung; betend, weinend, zitternd warf ich mich in die Kleider, eilte hin und fand — eine Leiche.

Die tiefe, wenn auch stille Erschütterung von Emilie Linder gab uns Aufschluß, wie nah der Entschlafene ihrem Herzen gestanden und daß vermuthlich ein Brautkranz sich hier in eine Todtenkrone verwandelt habe. Gott hatte ihr ein Leben bestimmt, das reich seyn sollte an übernatürlichen Segnungen und an geistiger Fülle; aber von den hochbe-

---

Schlößchen sammt Wald und Wiesen und einer Mühle (Alles dem Cardinal Häffelin gehörig) mir um 2500 fl. angeboten; später hätte der Wirth, der es gekauft hat, es um 40,000 fl. wieder veräußern können. Friederike war gegen den Kauf; sie meinte, nicht grundlos, bei unserer — besonders meiner — Neigung zu Gastfreundschaft kämen wir an so bequemer Stelle in Gefahr, uns schließlich selber nicht mehr zu gehören. Ebenso unterließen (oder versäumten?) wir, das ärarialische niedliche Schlößchen Neubergshausen mit schönem Garten und Feldern um 4500 fl., etliche Jahre nachher um 9000 fl. zu erwerben. „Greif zu, kauf es!" rief Ministerialrath v. Rudhart, mein Freund. Von einem späteren Besitzer hat es König Max II. um theuren Preis erstanden, um es in ein Damenstift umzubauen.

Führung, so hat sie dennoch das Opf
auferlegt gewesen.

Aus Ernst Förster's Gedenkbuch
ich folgende zwei Briefe meiner Frau a

München

„Ringseis grüßt Sie, lieber Freun
zu schreiben ein Drang der Geschäfte ih

„Daß Direktor Langer todt und begr
aber noch nicht ernannt ist, werden S
nennt vorzugsweise Ihren Namen; all
Hand ausgestreut: ‚Cornelius will nich
zieht Berlin vor.‘ Niemand zweifelt, d
die Stelle Ihnen wird, da der Kronpri
nister ihm nichts entgegen stellen können,

„Sie sollen, meint Ringseis, ja laut
mann hören kann, wohin Sie Ihre S
Drehen und Deuten, kein unter der D

„Gott mit Ihnen und den Ihrige

Sodann:

Münche

Lieber verehrter Freund! Mit

in unsere Arme führen möge. Vorerst bittet Sie Ringseis, Ihr treuer, Sie so innig liebender Ringseis, daß Sie unverzüglich antworten möchten, wenigstens ihm, was Sie zu thun gedenken und wann Sie kommen?

„Ich glaube, Ihre Frau wird sich über Ihre Anstellung in München freuen. Wie wir uns freuen, Sie wieder bei uns zu sehen, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Sie sind gewiß von der Liebe Ihres Freundes überzeugt, sowie von der herzlichsten Achtung und Freundschaft Ihrer Sie verehrenden

Friederike Ringseis.

Peter's Antwort an Friederike lautet:

„Verehrteste Freundin! Ich sehe es als eine gute Augurie an, daß ich aus den Händen einer der schönsten und geistreichsten Damen meines neuen Vaterlands die Urkunde meiner Kunst-Königs Würde daselbst empfangen habe; offenbar ist dieses die entgegengesetzte Stimme (als) die den Mac-Bet als König begrüßte, und so werden die Folgen auch die entgegengesetzten seyn.

„Ich bitte mein Andenken bey Ihrer interessanten Reisegefährtin, und dem schönen Fräulein Terese[1]) zu erneuen. Auch wäre ich sehr begierig zu wissen, was Sanct Klink in Rom macht? Mit ausgezeichneter Verehrung Ihr P. Cornelius.

Düsseldorf, den 21. September 1824."

Indessen schoben sich für Cornelius schwere Prüfungstage zwischen jene Ernennung und den Antritt seiner Stelle, indem noch in Düsseldorf seine Frau zum Tod erkrankte. Mit tiefer Rührung erfüllt der dießbezügliche Eingang seines Briefes an Schlotthauer vom 10. April 1825, wo er die Wendung zum Bessern anzeigt[2]). Wie lebendig spricht in jenen Worten die katholischgläubige Gesinnung, welche den verborgenen Gott anbetet, wie derselbe in der gewandelten Hostie sein, des Cornelius, Haus betritt und von ihm angerufen wird um das gesundmachende Wort für die todkranke

1) Therese v. Schilcher.

2) Der Brief ist mitgetheilt in den Histor.-polit. Blättern 1867 Bd. 60, S. 22—23 in dem Lebensbilde des Meisters von Sighart, ferner bei Förster I. 351—52.

Frau! Förster, dessen Gedenkbuch in vieler Hinsicht mir große Freude gemacht hat — nebenbei will ich hier öffentlich ihm danken für das freundliche Licht, in welches er dabei mich setzte; ich weiß recht wohl, daß solches ihm von Vielen nicht zum Guten gerechnet wird — Förster betont an anderer Stelle seines Buches gar sehr, daß Cornelius zwar gläubiger Katholik gewesen, aber beileib kein Ultramontaner. Hierüber ein Wörtlein der Auseinandersetzung:

Ich kann selbstverständlich bei der schwankenden Bedeutung des Wortes ultramontan nicht genau wissen, was Förster damit meine. Nicht einmal die Unterscheidung vaticanisch oder nichtvaticanisch ist auf damals anwendbar; ob das Vaticanum Cornelius zur Klippe geworden wäre, das kann weder Förster wissen noch ich; hierüber wollen wir von Freund Peter einfach das Beste denken. Soviel ist richtig: Von zwei Seiten war Peter in früheren Jahren vorübergehenden Entfremdungen oder besser gesagt Erkühlungen gegen die Kirche zugänglich: Einmal von Seite seiner künstlerisch feurigen Natur; muß unser Herrgott es erleben, daß in Herzen, die sonst Ihm gehören, auf Zeiten Erkaltung eintritt, wenn eben ein Irrstern der Leidenschaft regiert, so hat die Kirche wohl das Gleiche zu gewärtigen. Der Schaden ist auf Seite des Einzelnen. Cornelius aber war nicht der Mann, der sich in solchen Erkaltungen und ihren Ursachen auf die Dauer behagte; gern warf er sich wieder an die Brust der treuen Mutter und suchte Erneuerung und Stärkung in ihren Heilsmitteln. Das weiß ich mit geschichtlicher, mir unwiderleglicher Bestimmtheit. — Die andere Klippe lag in seinem auch von Förster bezeugten, aber mehr zu Gunsten der eigenen Anschauung gedeuteten Oppositionsgeist. Wenn auf katholischer Seite mit Recht oder Unrecht Mensch oder Ding ihn ärgerte, so konnte man ziemlich darauf rechnen, daß alsbald auch Freund Peter in seinen Reden über die Schnur hieb. So schroff er manchmal auf eigenem Gebiet seyn konnte — als Kunst=Reformator hatte er auch

häufig ein Recht dazu — so grimmig verdroß ihn Schroffheit in Sachen der Religion. Und wenn auch seine Genialität und sein reiches Gemüth ihn zu tiefsinnigen Einblicken in das Feld der Theologie befähigten, so fehlte es ihm doch in früherer Zeit nach dieser Richtung an gründlich allseitigem Unterrichte und sind darum verschiedene uncorrekte Aeußerungen in Wort und Bild von durchaus keinem autoritativen Belang. Da konnt' es ihm dann wohl geschehen, daß er die einzelnen edlen und großen Gestalten auf protestantischer Seite momentan verwechselte mit dem Protestantismus als Princip und gelegentlich die „freie Forschung" neben die „Autorität" hinsetzte, ohne sich's klar zu machen, wie dasjenige, was man mit dem schönen Namen freier Forschung bemäntelt, weiter nichts ist als „freie Selbstglaubensfabrik", wodurch dann die Autorität einfach überflüssig wird.

Daß ich bei Gelegenheit nicht ermangelte, ihm die Nase auf Vorurtheile zu stoßen — wie wir denn auch unzähligemale in allem Glimpf und aller Freundschaft miteinander disputirt haben — zeigt folgende Stelle aus einem Brief des Clemens Brentano an Eduard Steinle vom 3. Januar **1840**: „Cornelius hat bisher auch in dieses Horn geblasen" — der Klage nämlich über Fanatismus —; „da er aber neulich wieder sehr gegen die historisch-politischen Blätter in's Blaue hinein renommirte, las ihm Ringseis eine Reihe von strengen Beschuldigungen Roms aus der Zeit vor der Reformation vor; da war Cornelius hocherfreut und sagte: ‚Das ist vortrefflich, das ist rechtschaffen und unparteiisch geschrieben; solche Schriftsteller kann und muß man ehren.' Ringseis aber sagte ihm: ‚So schmähe dann nicht mehr über sie', und legte dem verblüfften Cornelius die historisch-politischen Blätter vor, aus denen er gelesen hatte. Am folgenden Neujahrstag bei dem großen Handkuß bei Hof suchte Cornelius Phillips auf, reichte ihm die Hand und versicherte ihn seiner Achtung und Verehrung und sagte die Veranlassung."

Gänzlich aber muß ich, nicht nach Dafürhalten, sondern

nach Wissen und Gewissen es bestreiten, daß etwa Cornelius, wie Förster zwar nicht behauptet, aber doch meint annehmen zu müssen, das hochheilige Geheimniß der Dreieinigkeit habe philosophisch vernebeln wollen und nicht in demselben Sinne wie der römische Papst und der letzte katholische Tagwerker an dieses Grunddogma des Christenthums geglaubt habe. Wo bliebe denn auch sonst die von Förster selber an Cornelius gerühmte Bibelgläubigkeit? Und wie hätte er dann mit solcher Inbrunst die sakramentale Gegenwart angebetet?!

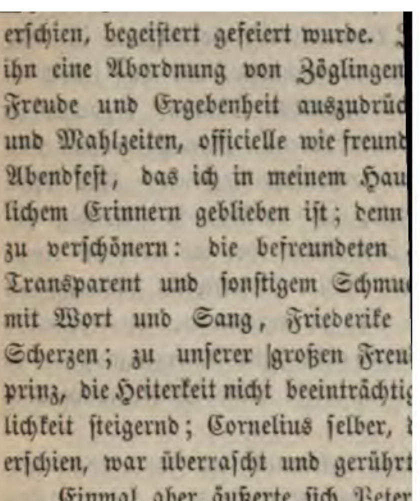
Daß Peter's entschiedene Kirchlichkeit im Alter sich vollends gefestiget habe, gibt im Ganzen auch Förster zu, und je länger je mehr häufen sich die Zeugnisse von Katholiken und Protestanten, daß Cornelius je länger je mehr das Stehen auf dem Felsen Petri im vollen Werth erkannt und betont habe. Wie er gedacht zur Zeit seiner höchsten Reife und Kunstvollkommenheit, zur Zeit als er die Cartone für das Berliner Camposanto erfand und vollendete, dafür hat meine Schreiberin schon im Schlußabschnitt des siebenten Capitels einen Beleg beigebracht. Hier noch ein paar Züge.

Einmal da Cornelius Berlin auf eine Weile verließ, um in Rom zu arbeiten — es wird im Frühjahr 1853 gewesen seyn — da hätte seine zweite Frau gern den Weg über Wien genommen, das sie noch nicht kannte, er aber wollte durchaus München berühren; „denn", so sagte er mir: „Es drängte mich, dir es auszusprechen, daß ich in kirchlichen Dingen nun völlig denke wie du." Gleiches scheint er (nach Förster, der es aber in die Zeit von C.'s letzter München-Reise verlegt) auch Schlotthauer gesagt zu haben.

Schon in früheren Jahren hatte mir Cornelius mit belustigter Schadenfreude erzählt, wie er Vossischen Shakespeare-Vorlesungen beigewohnt und wie bei gewissen Stellen der alte Schulmeister gänz ärgerlich gerufen habe: „Manchmal redet der Kerl als wär' er katholisch!" Bei Cornelius' letztem Ausflug von Berlin nach München im J. 1864 sprach er mit mir und den Meinigen über seine eigenen Shakespeare-Blätter und wie

er bei seinem genaueren Studium des Dichters zur vollständigen Ueberzeugung von dessen Katholicismus gelangt sei. Zum Beleg führte er unter Anderem die Scene aus Macbeth an, wie Macduff zum Sohn des ermordeten Dunkan spricht: „Dein Vater war ein höchst heiliger König; deine Mutter, die Königin, öfter auf den Knieen als auf den Füßen, starb jeden Tag ihres Lebens“ — also katholische Ascese mit Ruhm erwähnt; dann die Rede des Geistes in Hamlet: „Ich bin deines Vaters Geist, verurtheilt, für eine gewisse Zeit in der Nacht zu wandern, am Tag jedoch in Feuerhaft zu fasten, bis die schnöden Sünden, begangen in den Tagen meines natürlichen Lebens, hinweggebrannt und gesäubert sind.“ Also das katholische Fegfeuer! „Und solche Dinge betont in einer Zeit, als darüber so grimmig gehadert wurde und man über Alles eher als über die kirchlichen Controverspunkte mit kühler Objektivität hinweggehen konnte.“ — Es gilt hier nicht zu entscheiden, ob Cornelius richtig geschlossen — ich theile seine Ueberzeugung — es gilt nur die Thatsache, daß diese seine Ueberzeugung ihm Freude gemacht.

Wie nun soll ich jenes Bekenntniß im Jahre 1853 und dieses freudige Bewußtseyn des Katholicismus im J. 1864 vereinigen mit seinem bei Förster (II. 476) angeführten Widerstreben im J. 1863 gegen das „neugeschaffene Dogma“ von der unbefleckten Empfängniß Mariä? Freut man sich einer Kirche, die unberufen neue Dogmen „schafft“? Wie? Der hochgestimmte Cornelius sollte, zuwider aller Ueberlieferung der von ihm bereits so klar erkannten Kirche, jene armselige Vorstellung getheilt haben: der heil. Geist, der um die Erlösung des Menschengeschlechtes zu bewirken, eine Menschen-Jungfrau sich zur Braut erkoren und sie begrüßen ließ als „voll der Gnaden“, — der heil. Geist hätte diese Jungfrau, Seine Braut nicht bewahrt vor der allgemeinen Makel der Erbsünde? Es wäre also der Geist der Heiligkeit den erhabensten Bund, von dem jemals Menschenohr vernommen



erschien, begeistert gefeiert wurde.
ihn eine Abordnung von Zöglingen
Freude und Ergebenheit auszudrüc
und Mahlzeiten, officielle wie freund
Abendfest, das ich in meinem Hau
lichem Erinnern geblieben ist; denn
zu verschönern: die befreundeten
Transparent und sonstigem Schmu
mit Wort und Sang, Friederike
Scherzen; zu unserer großen Freu
prinz, die Heiterkeit nicht beeinträchti
lichkeit steigernd; Cornelius selber,
erschien, war überrascht und gerührt

Einmal aber äußerte sich Peter
München gar nicht in vornehme Hä
ihm doch in Berlin geschehen. „Ha
gemacht?" frug ich ihn. „Das nicht
ich ihn auf's Korn nahm, zeigte sich
der Exminister Graf Montgelas so
vorgekommen, mein guter Peter jed

Himmel keine Kunst gäbe, möchte ich gar nicht hinein!" Und richtig verstanden, war er nicht zu tadeln. Der Himmel wäre eben nicht der Himmel, wenn eine berechtigte Seite unseres Wesens unbefriedigt bliebe. Gott ist eben auch ein Gott der Künstler.

Einen geselligen Abend bei uns verschönte L. Tieck durch Vorlesung aus Richard III. Er war auf einer Reise durch Süddeutschland begriffen[1]), um die hervorragenden Bühnen in ihrem Zustand (oder Uebelstand, wie er meinte) kennen zu lernen. Die übermäßige Größe der Bühnen ärgerte ihn sehr, weil dabei Alles auf Oper und Ballet berechnet, im Schauspiel aber anstatt Betonung — Geschrei, statt Ausdruck — Grimasse entstehen muß. „Zum Ekel ist ihm", schreibt Friedel an ihren Bruder, „der Luxus im äußeren Gepränge geworden, und das rothe Meer im Moses hatte ihn so verstimmt, daß er sehr verdrüßlich in einen Abendzirkel kam, wo wir ihn auch noch einmal sahen und ich das Glück hatte an seiner Seite einen recht schönen Abend zu verleben, indem ein sehr gebildeter Mann, mein Nachbar zur Rechten, ihn auf bescheidene Weise von einem Gegenstand zum anderen führte und Tieck, nach und nach wieder froh werdend, in reichem Maße die Quelle seines innern Lebens ergoß ... Natürlich kam auch die Rede auf Scott, dessen Waverley er hoch über alle seine übrigen Romane stellt, als die Frucht einer Reihe von Jahren Alles umfassend, was Schönes in seinen anderen Werken vorkömmt, von denen die neuern leider nur zu oft von einer Art Geldspekulation zeigen. — Tieck gefiel sich wieder so wohl in München, daß er den Wunsch, ganz hier leben zu können, wiederholt aussprach."

Tieck hielt wie Cl. Brentano große Stücke auf den Besitzer des Vorstadttheaters, den alten Schweiger (es ist

1) Einem Brief entnehme ich, daß es damals gewesen, nicht, wie ich früher angab, nach König Ludwigs Thronbesteigung.

dieses aber der Vater desjenigen der vor etwa 20 Jahren der alte Schweiger genannt wurde). Schon während seines früheren Aufenthalts in München hatte Tieck jenes Theater häufig besucht und bei solcher Gelegenheit durch Hinaustreten aus dem überfüllten heißen Raum in kaltes Regenwetter seine berühmte Gicht sich zugezogen.

In den Jahren zwischen meiner Heirath und dem Regierungsantritt Ludwig I. erhielt ich auch den Besuch meines Freundes Gotth. Heinrich Schubert auf einer seiner löblichen Wanderungen. Ich erzählte, wie Schubert selber berichtet, dem Kronprinzen von der Anwesenheit des berühmten Gelehrten und frug, ob ich denselben Sr. Kgl. Hoheit vorstellen dürfe; wie zu erwarten stund, ward dieses mit Freuden gewährt. Möge man Schubert's Bericht von seiner Audienz und von dem was dann Schelling über den Kronprinzen gesprochen, bei Ersterem nachlesen[1]).

1) „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben". Erlangen, Palm und Enke 1856. Anm. d. Schreib. Da vorhin von der Geselligkeit in R.'s Haus die Rede gewesen, so seien auch hierüber Schubert's freundliche Worte hier eingeschaltet, obschon möglicherweise der Zeitabschnitt vor R.'s dritter Italienreise zunächst gemeint ist: „Im Hause und im Familienkreise meines lieben Freundes Ringseis ... ist es mir immer sehr wohl ergangen. Schon damals war dieses Haus der anziehende Mittelpunkt für solche Leute, die sich mit Geist und Gemüth zur Rechten, nicht zur Linken hielten und welche mit jenen beiden Hauptgaben des inneren Lebens in besonders reichem Maße ausgestattet waren. Und nicht bloß aus München und aus Bayern allein versammelte sich da der geistige Adel von treuem, ächtem Blute, sondern aus allen Gegenden von Deutschland, sowie aus manchem anderen Lande fanden sich besuchende Gäste bei Ringseis zusammen, denen es hier, wenn sie von geistig gesunder Brust waren, gleichwie beim Athmen einer frischen, erquicklichen Alpenluft, warm und wohl zu Muthe wurde. Denn Ringseis, der feurige Kämpfer für die Ehre seines Vaterlandes und für die Wahrheit seiner Kirche, meint es mit Allen treu und gut, welche die Wahrheit lieben

Hier folge noch ein für Sailer bezeichnendes Bruch-
ick eines Briefes, den Melchior Diepenbrock mir im
uli 1825 geschrieben. Bekanntlich diente er zu jener Zeit
m betagten Weihbischofe freiwillig an Stelle eines Amanu-
sis, welchen derselbe bei seinen mageren Einkünften nicht
itte zu besolden vermocht. Diepenbrock rechnete sich dieses
ahe Verhältniß zum größten Glück seines Lebens, war aber
Augenblick sehr bekümmert in Folge einer starken Erkäl-

und auf die rechte Ehre halten, die vor Gott und Menschen gilt. Auch ist er in geistiger wie leiblicher Hinsicht ein so reicher, freigebiger Hauswirth, daß er schon durch diese Eigenschaft die Gäste an sich zieht, welche an beiderlei Bewirthung ein Wohlgefallen haben. Denn er ist, so wie ich ihn kenne, nicht nur weitaus der gründlich gelehrteste, belesenste, vielseitigst unterrichtete Arzt, dessen forschender Geist durch alle Schulen seiner Kunst von Hippokrates' Zeit bis zur Gegenwart gegangen ist, sondern er hat mit demselben Eifer und eindringendem Verständnisse auch die ältesten wie neuesten Schulen der Weisheit besucht, darin ein Same der Wahrheit ist. Er selber, ein vertrauter Freund der Natur wie der Kunst, war ... in vertrauten Verkehr mit jenen größten Meistern der Kunst getreten 2c.... So sah es in dem Hause sowie in und mit dem Wesen des Mannes aus, bei welchem ich den Abend nach meinem ersten Besuche in der Glyptothek zubrachte. Ich fand da eine Gesellschaft solcher Art, wie ich sie vorhin beschrieben. So seelenvergnügt, so lebendig hatte ich nur wenige Abendunterhaltungen gefunden, als die damalige war. Ringseis in seiner heitersten Laune riß Alle mit sich in die gleiche Stimmung fort. Schlotthauer sang zu seiner Guitarre seine lieblichen Alpenlieder; der Bildhauer Eberhard, damals erst vor Kurzem aus Italien gekommen, sang Lieder von eigener Composition, in die wir Anderen einstimmten. Mit dem Gesange und den Gesprächen im besten Humor wechselten lehrreiche und ernste. Ringseis hatte als Arzt den Kronprinzen Ludwig... durch Italien und Sicilien begleitet; mit gleicher Lust und Freude sprach er, und hörten wir ihn sprechen von den Herrlichkeiten der Natur und der Kunst... als von dem eröffneten Sinn des geliebten jungen Fürsten . . . und von dem großen Berufe dieses so seltenen Herren für seine *Zeit und Zukunft.*" U. s. w.

tung mit beängstigenden Symptomen, welche der sonst rüstige Greis in seinem unerschöpflichen Berufseifer sich zugezogen. Er schreibt:

„Sie sehen es besser als ich ein, daß unter diese Anlässe (solch theure Gesundheit zu gefährden) neben die so oft wiederkehrende, so sehr anstrengende, und doch im Grund so wenig Heil und Frucht bringende Abhaltung feierlicher Hochämter, Vespern, Prozessionen und anderer Ceremonien, besonders die so beschwerlichen Amtsreisen zu rechnen sind; umsomehr da, außer den schon an sich damit verbundenen Strapazzen, z. B. das beschwerliche Firmen in vollgedrängten Kirchen, das oft von früh Morgens bis Mittag, ja bis Abend dauert, ferner auf der Reise das Aussteigen bei jeder Pfarrkirche, das Sicheinleitenlassen zu Fuß durch Staub, Nässe und Koth, die abwechselnde Temperatur beim Eintritt in die kalten Kirchen, die Zugluft darin, sodann die wenige und unbequeme Nachtruhe, die ungedeihlichere Nahrung in manchen weniger gut eingerichteten Pfarrhöfen oder Wirthshäusern auf dem Lande u. s. w. für den Herrn Bischof noch besondere Beschwerden hinzukommen, nämlich 1) daß er nicht einen eigenen bequemen Reisewagen hat, sondern sich mit den zwei oder drei Geistlichen seiner Begleitschaft in einer schlechten, engen, unbequemen Miethkutsche behelfen muß; 2) daß sein apostolischer Sinn und Hirteneifer es ihm nicht zuläßt, das bei solcher Gelegenheit versammelte Volk ohne eine kräftige Anrede zu entlassen, so daß er auf diesen Reisen nicht selten an einem Tage in 6—8 verschiedenen Pfarrkirchen, die er durchreisend besucht, ebenso viele Anreden hält, — wobei wohl sein Geist, aber desto weniger sein Körper das 74jährige Alter vergessen mag; — 3) daß an jedem Orte die vielen Freunde, Schüler und Bekannte, die er überall hat, sich zusammenfinden, und seine wenigen Ruhestunden noch wieder besonders in Anspruch nehmen, und daß seine Liebe und Freundlichkeit allen diesen Ansprüchen, auf Kosten seiner Ruhe und Erholung, Genüge leisten will u. s. w. — Wenn nun auch der Herr Bischof von seinem jetzigen Uebel sich noch vollkommen wieder erholen, wenn seine Gesundheit auch wieder ganz so rüstig werden sollte, wie sie zuvor gewesen, — so ist doch vorauszusehen, daß seine

Kräfte ... auf die Dauer unterliegen müssen. — An diese traurige Betrachtung knüpft sich ... der Wunsch ... daß doch endlich für den Abend eines so thatenvollen vielbewegten Lebens — nicht zwar ein Zustand völliger Ruhe, denn diesen erwartet sein reger, thätiger Geist wohl erst im bessern Jenseits — sondern nur eine den Kräften und Bedürfnissen eines fast 75jährigen Körpers mehr entsprechende Stellung eintrete, eine Stellung, worin seine Kräfte mehr von der Peripherie der äußerlichen, zeremoniellen Funktionen, die sie unnütz aufreiben, in das ruhigere Zentrum des mehr geistigen Nachaußenwirkens und Belebens durch Zwischenglieder, zurückgezogen würde, kurz, eine Stellung worin ein anderer, jüngerer, ihm im Geiste verwandter Mann das für ihn thäte, was er, der Greis, jetzt für einen Greisen thut, — und wodurch dann die frohe Hoffnung begründet würde, sein Licht noch lange zum Besten der Kirche und des Vaterlandes leuchten zu sehen. — Das ist es was ich Ihnen ... mitzutheilen mich gedrungen fühle; und zwar Ihnen vor Allen, weil ich Sie als einen der innigsten Freunde und Verehrer desselben kenne und weil Sie die Wichtigkeit dieser Eröffnung und das Gegründetseyn meiner Besorgnisse am besten zu würdigen vermögen. Ich fühle mich nun beruhigt in dem Bewußtseyn meine Pflicht gethan zu haben dadurch, daß ich Sie für alle Freunde des theuern Mannes, aufmerksam machte auf die Gefahr."

Das Alles zielte natürlich auf Kenntnißgabe an den Kronprinzen ab, den Schüler und eifrigen Verehrer Sailer's. Ich finde daher den Passus wegen des Wagens, vermuthlich von meiner Hand, mit Bleistift unterstrichen. Ob in letzterer Hinsicht etwas geschehen, erinnere ich mich nicht; nur finde ich in einem Brief vom 9. August 1825 folgende Worte: „Sailer ist wieder ganz hergestellt und juxta monitum unsres Kronprinzen sich schonend geworden." Und nachdem drei Monate später Ludwig I. den Thron bestiegen, wies er dem geliebten Lehrer das Schlößchen Barbing als Landsitz auf Lebensdauer an. Die Unterstützung durch einen Weihbischof erfolgte erst 1829 durch die Consecration des ehrwürdigen *Regens* Wittmann; bald darauf starb Bischof

Wolf von Regensburg und Sailer bestieg dessen Bischofs-stuhl, wodurch seine Verhältnisse von selbst sich änderten.

Zum Schluß dieses Flickcapitels noch einen Scherz. „He Muckel, laß dih weckn", sang es am Morgen des 16. Mai 1825 mehrstimmig vor der Zimmerthür —

He Muckel, laß dih weckn, Schlief außa aus da' Deckn!
Mirk auf, was mer sagn, Dein Stündl hat gschlagn.
An Schnalza hat's than, Vierzg Jahr is da' Mann.
Giab Acht auf dö Zeit, Und wiir amal g'scheit!
Mia liabn dih von Grund aus, u. s. w.

Dann bekam ich meine Lektion:

Steck d'Nas'n nöt allweil In d' Büacha so 'nein,
D'Leut sag'n, 's soll diamal Da' Fankerl drin seyn.
Z' vül Wißn macht Kopfweh, Hab's mei' Lebta-r-oft g'hört;
Die Uebagstudirtn San koa'n Pfönning nöt werth.
Und d'Stoana laß liagn, Wo's da' Herr hat hinkai't,
Du verthuast mit die Talkn Nur's Geld und die Zeit.
D'Herrnleut laß roas'n, Du bleib schön dahoam,
Wenn'st a Geld hast, kimmst dengerscht Amal noh nach Rom[1].

Hierauf folgte der Trost:

Sonst wißma nir z'ahndn, Bist a gar brava Mann;
Was d'Leut von dir schwatzn, Da kehr dih nöt dran!
Gott segn dih und bhüat dih, Gott sei allweil mit dir,
Dös wünschma von Herzn. Jaz kimm außa für d' Thür! —

Und vor der Thür fand ich Friedel als meine Hofpoetin zusammt Namens- und Geburtstagsbescheerung, dann die Kinder (d. h. Neffe und Nichten), ein Quartett von Freunden und ein Frühstück, bei dem wir uns nach Noten erlustigten.

---

1) Dieser schlechte Reim und gute Rath bedeutet: Friedel hätte es nicht gefreut, wenn ich den Kronprinzen wieder begleitet hätte; dießmal wäre sie allein zurückgeblieben. — Daß die Gattinen dem Wachsthum der kostspieligen Sammlungen nicht immer grün sind, wissen viele Sammler.

LVI.

Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Kirche.

III. Die protestantische Entwicklung im Anglikanismus.

Das Resultat unserer Kritik über die Arbeit des Bischofs von Gloucester und Bristol können wir dahin zusammenfassen, daß wir sagen: der Untergang der anglikanischen Staatskirche ist unausbleiblich und nur noch eine Frage der Zeit. Zu diesem Resultate sind wir gelangt, indem wir nur diejenigen Uebelstände in den Kreis unserer Betrachtung gezogen haben, welche der Bischof selbst angeführt hat. Nun haben wir aber bereits gesagt, Dr. Ellicot habe es unterlassen, wichtige Momente, die bei der Frage nothwendig in Betracht kommen müssen, zu berücksichtigen und es könne daher auf seine Argumentation kein Gewicht gelegt und es dürften seine Schlußfolgerungen nicht als richtig angenommen werden. Wir haben bereits einige davon erwähnt; in dem gegenwärtigen Artikel wollen wir noch einige andere hinzufügen.

An erster Stelle muß hier auf die Verirrungen hinsichtlich der Glaubenswahrheiten hingewiesen werden. Indifferenz, Irrglaube und Unglaube herrschen in der anglikanischen Kirche in erschreckendem Maße. Die Schranken, welche die Verschiedenheit der Lehrsysteme der einzelnen Sekten zwischen diesen errichtet hatte, sind von den Anglikanern faktisch beseitigt worden. Die anglikanische Kirche hat faktisch darauf verzichtet, die „wahre" Kirche zu seyn, weil sie mit den übrigen Sekten und Kirchen, die römisch-katholische Kirche

nur allein ausgenommen, fraternisirt. Die Lehren der christlichen Kirche und zwar die Fundamentalwahrheiten des Christenthums werden darin öffentlich und selbst von Prälaten derselben geradezu geläugnet. Diese Kirche hat keine dogmatische und keine sakramentale Basis mehr.

Wir müssen auf diese Punkte etwas näher eingehen.

Daß die anglikanische Kirche stets mit den Sekten fraternisirt hat, das ist eine aus der Geschichte beweisbare Thatsache. Von Parker bis auf Hooker, Bramhall und Andrewes herab sehen die Anglikaner in denselben „wahre Kirchen"; Parkhurst stammelte, wie Macaulay bemerkt, „ein glühendes Gebet, daß England die Kirche von Zürich als das absolute Vorbild einer christlichen Gemeinschaft betrachten und zur Nachahmung vorstellen möge." Minister, die in jenen Sekten gearbeitet hatten, wurden ohne weiteres zu Beneficien in der anglikanischen Kirche zugelassen und Hooker, der dem Episcopat nur eine „Gewalt der Gewohnheit" beilegte, machte seine letzte Beicht vor einem Calvinisten. Dieses Verhältniß ist zwar im Laufe der Zeit, als nämlich die englischen Dissenters (Puritaner) etwas zu mächtig zu werden drohten, in das Gegentheil umgeschlagen und hat der bittersten Feindschaft und der grausamsten Verfolgung Platz gemacht; aber heute ist die anglikanische Kirche wieder auf den ehemaligen Standpunkt zurückgekehrt. Einen Beweis dafür sehen wir u. A. in der Theilnahme der Anglikaner an der altkatholischen Conferenz in Bonn. Anglikaner, darunter ein Bischof (von Gibraltar), ziehen im Verein mit Unitariern, Methodisten &c. über den Kanal, eilen nach Bonn, um dort im Verein mit schismatischen Griechen und Russen abgefallenen Katholiken „ihre Complimente darzubringen und die Bruderhand zu reichen". Bei dieser Gelegenheit vernehmen wir aus dem Munde eines Mannes, der in der anglikanischen Kirche eine höchst angesehene und einflußreiche Stellung einnimmt, was man in dieser Kirche für eine Ansicht über den Lehrbegriff derselben hat. Dr. Liddon

Canonikus an der St. Pauls Kathedrale, hat der englischen Uebersetzung des Berichtes, den Professor Reusch auf der Bonner Conferenz abstattete, eine Einleitung vorgesetzt, aus der wir einige Stellen anführen wollen, da sie für unseren Zweck sehr dienlich sind. An die Annahme eines positiven Lehrbegriffes denkt er gar nicht; in der anglikanischen Kirche bilden, wie er sagt, ernstliche Differenzen hinsichtlich der Lehre kein Hinderniß für eine religiöse Vereinigung. „Wir Anglikaner", schreibt er, „sind nicht im Stande vor der Christenheit zu behaupten, daß wir praktisch daran festhalten, ernstliche Differenzen hinsichtlich der Lehre seien ein Hinderniß für eine religiöse Vereinigung. Wir arbeiten mit denjenigen gemeinschaftlich, welche läugnen, was wir für Wahrheit halten, und behaupten, was wir als falsch betrachten"[1]). So ist es; und die Bonner Conferenz liefert ja die herrlichste Illustration für diese Behauptung. Auf derselben waren Döllingerianer, Russen, Griechen zugegen, die in vielen Lehrpunkten von einander abweichen. Die Anglikaner glauben jedoch mit ihnen allen insgesammt fraternisiren zu sollen. Andere Beispiele dieser Art haben wir in dem ersten Artikel gegeben, wo der Bischof von Gloucester und Bristol von dem Verkehre zwischen Anglikanern und Dissenters handelt. Um unsererseits noch ein Beispiel hinzuzufügen, so ist es eine bekannte Thatsache, daß man einem Minister der Unitarier, der also die Gottheit Christi läugnet, in der Westminster-Abtei, und zwar in Gegenwart des anglikanischen Bischofs Dr. Moberly von Salisbury, das Abendmahl gereicht hat. Das schlagendste Beispiel aber liefert uns der Erzbischof von Canterbury, Dr. Tait. Er ist der begeistertste Vertheidiger der religiösen Indifferenz. In der sogenannten Begräbnißfrage, die nun bereits seit zwei Jahren ganz England in Aufregung hält, ist Tait bemüht, selbst den Unterschied, der zwischen Christen und Nichtchristen besteht, zu ver-

1) *Bonn Conference, Preface*, p. XXVIII.

wischen, indem er eine Liturgie für das Begräbniß von Ungetauften einführen will, das ein anglikanischer Geistlicher zu gebrauchen gezwungen werden kann. Daß er reüssiren wird, daran zweifeln wir nicht. Hindus und Anabaptisten, Juden und Muhamedaner, Calvinisten und Sektirer von den verschiedensten Denominationen: sie alle müßte alsdann der anglikanische Staatsgeistliche begraben. Nimmt man hinzu, daß in der anglikanischen Kirche eine nicht unbedeutende Partei besteht, welche gleichfalls dieses Ziel verfolgt, die, wie der Bischof von Gloucester und Bristol sagte, daran arbeitet, ein größeres Maß von Freiheit hinsichtlich der Lehre zu erlangen, die sogenannte Broad Church Party, und daß unter den Anglikanern, welche noch nicht ganz dem Unglauben anheimgefallen sind, die weitaus größere Anzahl an dem eigentlichen Lehrsystem der anglikanischen Kirche gar nicht festhält, und ebenso gut Wesleyaner, Presbyterianer ꝛc. genannt werden können, so wird man sich einen Begriff davon machen können, wie weit es mit der Indifferenz in der anglikanischen Kirche gekommen ist. Daß aber ein solcher Zustand für den Fortbestand der anglikanischen Kirche nicht günstig ist, daß im Gegentheil unter solchen Verhältnissen die Existenz derselben ganz ernstlich bedroht ist, das wird wohl auch Dr. Ellicot einzugestehen nicht umhin können.

Aus dem Gesagten wird man sich nun auch schon einen Begriff davon machen können, wie es mit der Lehre stehen wird, die in der anglikanischen Kirche vorgetragen wird. Eine nicht unbedeutende Anzahl anglikanischer Theologen haben ihre Kirche mit besonderer Vorliebe „katholische" Kirche und sich selbst „Katholiken" genannt; auch heute noch kann man diese Ausdrücke sehr oft hören und in Büchern lesen. Auf welchen Titel hin dieselbe berechtigt zu seyn glaubt, so zu sprechen und zu schreiben, das wissen wir nicht. Dem Raum und der Ausdehnung nach ist die anglikanische Kirche sicherlich nicht katholisch; der Zeit ihrer Entstehung nach hat sie auch kein Recht, sich katholisch zu nennen. Eine

solche Katholicität beanspruchen dieselben auch gar nicht für ihre Kirche; allein sie wollen die Katholicität hinsichtlich der Lehre besitzen. Das ist nun aber eine Anmaßung; denn Vergangenheit und Gegenwart strafen diejenigen welche so etwas behaupten, Lüge. Ein Blick in die Geschichte der Gründung der anglikanischen Kirche muß doch jeden überzeugen, daß die neue Sekte keine „katholische" Kirche seyn sollte. Und darum wies selbst der Erzbischof Laud den Ausdruck, die englische Kirche sei katholisch, zurück, und erklärte in seiner Controverse mit den Katholiken: „die Kirche von England sei protestantisch". Und gerade heute hat sie weniger wie je das Recht, sich „katholisch" zu nennen. Auch in England ist das Princip der freien Forschung proklamirt worden; die anglikanische Kirche wollte nur die Lehre die in der Schrift enthalten sei, besitzen. Nun ist aber die Bibel, wie schon einer der Reformatoren sagt:

> „Liber, in quo quaerit sua dogmata quisque
> Invenit et pariter dogmata quisque sua."

Wundern wir uns daher nicht, wenn wir als Resultaten dieser Forschung den schreiendsten Widersprüchen in der Lehre und Verkündigung des Wortes Gottes begegnen, wenn wir finden, daß viele, und selbst Fundamentalwahrheiten des Christenthums geläugnet werden, ja daß vielen auch das Buch, aus dem sie sich ihre religiösen Wahrheiten herauslesen sollten, kein göttliches Buch mehr ist.

Von den Streitigkeiten über Lehrpunkte innerhalb der anglikanischen Kirche redend, sagte schon einmal Macaulay, „es seien in der Einen Kirche hundert sich bekämpfende Sekten." Das kann mit noch viel größerem Rechte heute gesagt werden. Ein Schottländer nannte einmal die Lehre der Anglikaner ein „sich bekämpfendes Geschnatter antagonistischer Laute." Selbst ein anglikanisches Blatt kann nicht umhin, in Bezug hierauf zu sagen: „Das engliche Establishment ist die wahrheitsgetreueste Exemplificirung jenes mystischen Babylons geworden, welches seine Theologen in dem

apostolischen Stuhle zu finden behauptet haben"[1]). Ueber die heiligsten Wahrheiten der christlichen Religion kann man Ansichten hören, die sich widersprechen, ja gegenseitig ausschließen. In welch' auffallender Weise das von den Kanzeln herab geschieht, mag folgendes Beispiel aus unserer eigenen Erfahrung zeigen: Ein gebildeter Jude, der christlich werden wollte, ist dadurch, daß er in den vielen Kirchen Londons, die er nach und nach besuchte, die widersprechendsten Lehren vernahm, veranlaßt worden, sich von Anglikanern, in deren Hände er gerathen war, loszumachen, um darauf katholisch zu werden. „Die Kirche von England", sprach vor einigen Jahren der Archdeacon von Totnes an die ihm untergebene Geistlichkeit, „hat in ihrer evangelischen Katholicität (!) von jeher Leute von den divergirendsten Ansichten über viele wichtige Punkte in ihrer Mitte gehabt." Es möchte scheinen, als ob von den Kanzeln eine polyglotte Uebersetzung des Christenthums verlesen würde. Dr. Pusey und der Dekan von Westminsterabtei Stanley haben nichts gemein; auch Dr. Liddon und Dekan Close, Dr. Baring und Dr. Lee nichts; diese verkünden das Christenthum, jeder in seiner eigenen Sprache. Und wie dieß auf den Kanzeln geschieht, so auch in den Büchern, welche diese Leute veröffentlichen, namentlich aber in der kirchlichen Tagespresse. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, um zu zeigen, wie über einen Punkt Ansichten mitgetheilt werden, die sich schnurstracks widersprechen. Im „Church Herald" vertheidigte einmal ein anglikanischer Geistlicher in der ernstesten Weise die Verehrung der Mutter Gottes. „Es ist fürwahr eine traurige Erscheinung, schreibt er, daß in der ‚katholischen' (?) Kirche von England eine gänzliche Mißachtung und Irreverenz der allerseligsten Jungfrau gegenüber gezeigt wird." Er schlägt dann vor, es solle das Fest der Himmelfahrt Mariens wieder gefeiert werden, „damit die Königin des Himmels wieder auf uns blicken möge." Un-

1) The Reunion Magazine Nr. 2 S. 195.

mittelbar dahinter wird eine andere Ansicht ausgesprochen. Wir drucken sie nur ab, um die „Katholicität" der anglikanischen Lehre zu illustriren. „Wie es möglich ist", schreibt Canonikus Crostwaithe, „daß Jemand die Evangelien lesen und sehen kann, wie Unser Herr seine Mutter behandelt, wenn sie auftritt, und wie man sie dann noch, wie die Römlinge es thun, zur Beherrscherin ihres Sohnes machen kann, das ist beinah' unbegreiflich. Wir glaubten, wir wären solche Dinge los geworden und nun kehren sie mit aller Macht des dunklen Mittelalters wieder zurück."

Die wichtigsten Lehren des Christenthums, die Fundamentalwahrheiten der christlichen Religion, Taufe, reale Präsenz, Priesterthum rc., werden in dieser Weise behandelt. Wie wäre es auch anders möglich? In der anglikanischen Kirche gibt es keine dogmatische und keine sakramentale Basis mehr. Die erstere ist durch die Entscheidung in dem sogenannten „Gorham Case" zerstört worden. Durch diese Entscheidung wurde die Predigt und Vertheidigung von Lehren, die selbst in den Augen eines orthodoxen Anglikaners Häresien sind, legalisirt und für straffrei erklärt. Daß man sich diese Entscheidung zu Nutzen gemacht hat, brauchen wir wohl nicht zu bemerken; die Existenz der Broad Church Party läßt das begreifen. Allbekannt ist ja, daß die Verfasser der im Jahre **1861** in London herausgegebenen Essays and Reviews — und das waren hochgestellte Geistliche der anglikanischen Kirche — worin die göttliche Offenbarung geläugnet wird, in Folge einer Anklage, vom Privy Council freigesprochen worden sind. Noch vor zwei Jahren wurde ein anglikanischer Geistlicher, der eine Bibelausgabe veranstaltet hatte, worin alle Stellen, die vom „Teufel" handeln, absichtlich ausgelassen worden waren, und der in Folge davon angeklagt worden war, vom Privy Council, d. h. dem letztinstanzlichen kirchlichen Gerichtshof freigesprochen. Hiernach darf also in der anglikanischen Kirche gelehrt werden, es gebe keinen Teufel. An der Westminsterabtei sind einige Canonici, welche gegen die Lehre der

Kirche von der Hölle einen Kreuzzug eröffnet haben. Und so könnten wir eine ganze Reihe von biblischen Wahrheiten anführen, die öffentlich geläugnet werden. Noch am letzten Weihnachtsfeste, um das noch beizufügen, erörterte ein Dr. Parker im City Temple die Frage, in wie weit die Menschwerdung ein Bankerott (failure) gewesen sei. Was thun aber die Oberhirten der anglikanischen Kirche, denen doch das „Depositum" zur Bewahrung übertragen worden seyn soll, angesichts solcher Kundgebungen? Sie schweigen und verhalten sich ruhig. Doch nein. Sie schwimmen selbst in diesem Strome. Der Erzbischof von Canterbury ist seit Jahren bemüht, das Athanasianische Glaubensbekenntniß aus der anglikanischen Kirche zu verdrängen. Auf einer Versammlung der Convocation of the Upper House von Canterbury sprach Dr. Tait, der Nachfolger des heil. Augustin und Thomas auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury, in Gegenwart vieler seiner Suffraganbischöfe die bedeutungsvollen Worte: „Wir nehmen nicht — und es ist keine Seele in diesem Saale, die es thut — die Schlußsätze des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses in ihrem einfachen und wörtlichen Sinne." Und was noch bedeutungsvoller ist, aus der Mitte seiner Suffragane erhob sich kein Widerspruch. Qui tacet, consentire videtur: also die Mehrzahl der Bischöfe in der Provinz Canterbury nehmen das Athanasianum nicht mehr in dem Sinne, in dem ihre Vorfahren es durch ein Jahrtausend und länger verstanden haben. Und dennoch bleiben sie Bischöfe. Daß man bis heute das Athanasianische Glaubensbekenntniß noch nicht abgeschafft hat, dafür liegt der Grund darin, daß Dr. Pusey, Canonicus Liddon und andere hervorragende Anhänger der hochkirchlichen Partei erklärt haben, sie würden sich in diesem Falle von der anglikanischen Kirche trennen und daß man fürchtet, es möchte eine große Secession stattfinden (cf. Guardian, 17. September 1872). Ferner betrachtet derselbe Bischof Dr. Tait die Auferstehung Christi als eine offene Frage! Und selbst die hochkirchliche

Partei, welche die englische Kirche als einen Zweig der katholischen Kirche bezeichnet, auch sie hat keine dogmatische Basis. So ist es noch nicht lange her, daß ein Mitglied der Society of the Holy Cross, welche hinsichtlich ihrer „katholisirenden“ Tendenz am weitesten vorangeschritten seyn dürfte, in einem Briefe an Gladstone die Lehre von einer ewigen Vergeltung geläugnet hat. Wir müssen uns auf diese Beispiele beschränken. Aber sie sind ja auch bezeichnend genug.

Es gibt denn auch in der anglikanischen Kirche keine sakramentale Basis mehr. Auch diese ist theoretisch durch die Entscheidung der Gorham-Controverse zerstört worden, indem es von da an jedem anglikanischen Minister freigestellt war, an der christlichen Lehre von der Taufe nach Belieben festzuhalten oder sie zu verwerfen. Und die Folgen davon in der Praxis sind wirklich entsetzlich. Die Taufe ist seitdem mehr und mehr und zwar systematisch außer Brauch gekommen. Eine überaus große Anzahl der heutigen Anglikaner sind keine getauften Christen, sei es nun, daß an ihnen die Taufe überhaupt nicht vorgenommen worden, sei es daß dieses Sakrament in einer Weise gespendet worden ist, daß die Gültigkeit derselben gar sehr in Frage steht. Diejenigen jedoch, bei denen das erstere der Fall ist, d. h. also die überhaupt nicht getauft worden sind, bilden die größere Anzahl. Zum Beweise dafür weisen wir auf einen Artikel in dem Reunion Magazine hin, der die Ueberschrift hat: „Baptism in the church of England.“ Wir entnehmen daraus die folgenden statistischen Bemerkungen. Der Verfasser desselben sagt, er habe in jedem Theile von London sorgfältige und zeitraubende Untersuchungen angestellt, um über diesen Punkt zu einem annähernd richtigen Resultate zu kommen. Er habe die Register der Pfarreien zu Rath gezogen und seine Untersuchungen über einen Zeitraum von zehn Jahren ausgedehnt. Es habe sich in Folge das betrübende Resultat ergeben, daß diese, während die allgemeine Bevölkerung zunehme, die verhältnißmäßige Zahl der von den Ministern der

anglikanischen Kirche getauften Kinder unglücklicher Weise abnehme. Die Zahl der Geburten beträgt durchschnittlich bei einer Bevölkerung von 1000 Menschen 36 bis 41; nun werden aber in der St. Pancras Pfarrei mit Einschluß ihrer 23 Distriktkirchen und der Kapelle des Findlings-Hospitals unter 100 Geborenen nur 19, sage neunzehn, getauft. Im Süden von London ist die Zahl der Kirchen folgende: In Southwark gibt es 15 Kirchen, in Lambeth 12, in Camberwell 11, in Welworth 8, in Clapham 8, in Norwood 5, in Kennington 5, in Peckham 4, also zusammen 68 Kirchen. Aus den Registern dieser Kirchen ergibt sich, daß unter hundert Geborenen nur 17 — siebenzehn — getauft worden sind. Im Westen von London, der Paddington, Kensington, Brompton, Notting Hill und Hammersmith umfaßt, beträgt die Zahl der Getauften 22, zweiundzwanzig, unter Hundert. Aus den Registern von 39 Kirchen im Osten Londons ergibt sich, daß unter 100 Geborenen nur 14, vierzehn Kinder in den letzten sieben Jahren getauft worden sind. Im Centrum von London weisen die Register von St. James's, Piccadilly, 20, von St. Clement's, Strand, 11, eilf getaufte unter 100 Geborenen auf. In der City hat die St. Alban's Kirche, Holborn, 23, die St. Bodolph's Kirche, Bishopsgate nicht mehr als 4, sage und schreibe nur vier, unter hundert geborenen Kindern als Getaufte in ihren Registern eingetragen; der Procentsatz in den übrigen Kirchen der City variirt zwischen 4 und 23. In einigen anderen Kirchen geht es besser. Von St. Andrew's, Holborn, St. Dionys, Backchurch Christ Church, Newgate Street und All-Hallow's, Barking, muß der Statistiker sagen, daß der Procentsatz bemerkenswerth und unerklärlich niedrig sei. „Thatsachen, wie diese", schließt derselbe, „sprechen für sich selbst. Sie können nicht hinwegdisputirt und auch nicht ignorirt werden." In der That, diese Ziffern sprechen für sich selbst. Nimmt man noch hierzu, daß, was allgemein bekannt ist, die Taufe in der anglikanischen Gemeinschaft mit einer Nachlässigkeit und [illegible]

einer Weise gespendet wird, daß man Gründe hat, an der Gültigkeit eines gespendeten Sakramentes zu zweifeln, so kann man sich einen Begriff machen, wie viele Christen es in der anglikanischen Kirche gibt. Hierzu nehme man dann noch, daß es heute noch ungewiß ist, ob selbst der anglikanische Bischof von Canterbury gar nicht oder doch nicht gültig getauft ist — Mr. Hawker nannte ihn einmal einen „heidnischen Beamten" — und wir fragen: Wie ist es möglich, daß der Bischof von Gloucester und Bristol den Muth haben kann, zu sagen: der Geist des Lebens habe sich gewürdigt, in der Kirche von England wieder zu wehen? Uns gefällt besser, was der obige Statistiker bemerkt: „die englische Nation als Nation fällt, wie wir fürchten, dem Indifferentismus und dem Unglauben anheim." Aber mit einem solchen Zustand ist der Erzbischof von Canterbury noch nicht zufrieden. Er will noch mehr Heiden haben. Nach der zukünftigen Gesetzgebung soll nach dem Antrage des Dr. Tait es nicht mehr nöthig seyn, daß ein Engländer getauft oder gar ein Christ sei, um die Privilegien der anglikanischen Kirche genießen zu können. Hören wir, wie sich ein englisches Blatt über die Bemühungen jenes Mannes bei der Discussion über die Burial's Bill ausspricht: „Nichts konnte mehr willkürlich und principienlos seyn, als die vom Erzbischof von Canterbury vorgeschlagenen Aenderungen im Begräbniß-Gesetz. Er beginnt, indem er die Qualifikation der Taufe ausstreicht, ohne im geringsten an das Princip zu denken, das auf dem Spiele steht. Um einiger (?) ungetaufter Kinder willen, hat er den Unterschied zwischen Kirche und Heidenthum abschaffen und das christliche Priesterthum zu dem Amte eines Todtengräbers der Nation erniedrigen wollen."

So steht es mit der Taufe, jenem Sakramente, durch welches man in die Kirche Christi aufgenommen wird. Von anderen Sakramenten kann gar keine Rede seyn; denn dasjenige was die anglikanische Kirche als zweites Sakrament annimmt, das Abendmahl, hat ja gar keine Bedeutung, da

sie nicht an die reale Präsenz glaubt, sondern nur an die reale Absenz. Allein es dürfte an dieser Stelle auf die Verfolgung der Ritualisten hingewiesen werden, um zu sehen, was die Prälaten der anglikanischen Kirche über Priesterthum, Eucharistie, Beicht und Ehe denken. Eine nicht unbedeutende Anzahl anglikanischer Geistlichen glaubt, die apostolische Succession sei in der englischen Kirche zur Zeit der Reformation nicht unterbrochen worden und die heutige anglikanische Kirche besitze einen wirklichen Episcopat und ein wirkliches Priesterthum. Wir stellen das entschieden in Abrede; die anglikanischen Bischöfe und die weitaus größte Anzahl der anglikanischen Geistlichen wollen auch nichts davon wissen. Die es aber glauben, handeln auch als Priester, d. h. sie lesen Messe, hören Beicht, bewahren das Sakrament in ihren Kirchen auf und brennen ein Licht davor 2c. Ihre Gegner sehen darin nichts als Popery; sie verfolgen die Geistlichen, die solches thun. Dabei tritt aber, wir dürfen es sagen, ein diabolischer Haß gegen dieses Alles, gegen Priesterthum, Eucharistie und Beicht hervor. Den anglikanischen Bischöfen ist die Idee von einem Priesterthum verhaßt. Angenommen selbst, die priesterliche Gewalt sei in der anglikanischen Kirche in der Reformationszeit fortgepflanzt worden, so hätte doch der Haß des jetzigen Episcopates gegen das Priesterthum die Fortpflanzung dieser Gewalt unmöglich gemacht, indem sie bei der Spendung der Weihe die aktuelle Intention gehabt haben und noch haben, keine Priester zu weihen. „Glauben Sie nicht", redete ein anglikanischer Bischof einmal diejenigen an, die er zu Geistlichen der anglikanischen Kirche aufgestellt hatte, „glauben Sie nur nicht, daß ich Sie zu Priestern, die das Opfer darbringen können, habe weihen wollen." Und wie der Bischof, der, wie authentisch versichert wird, dieses gesagt hat, in dieser Beziehung denkt, so denken auch die Anderen, auch wenn sie sich nicht so ausdrücken. Ihr ganzes Auftreten gegen die Ritualisten ist ein Zeugniß ihres Hasses gegen das Priesterthum; ihr ganzes Sehnen, Trachten und

Arbeiten läuft darauf hinaus, dasselbe in der anglikanischen Kirche auszurotten. Kann man da wohl annehmen, daß sie bei Ertheilung von Ordinationen die Absicht haben, neue Priester zu weihen? Sicherlich nicht. — Daß ihnen schon die bloßen Worte „Eucharistie, reale Präsenz" verhaßt sind, ist allbekannt. Vor etwa drei Jahren rief ein Archdeacon der Kirche von England in Schmerz und Betrübniß aus: „Die Bischöfe des Establishment haben sich mit dem Parlamente vereinigt, um ein Gesetz durchzusetzen, wodurch die katholische Lehre von der heiligen Eucharistie ausgerottet (for stamping out) werden soll." Was sie aber erst von der Beicht und dem Beichtstuhl halten, das hat man im verflossenen Sommer im Parlamente hören können, wo über die „Society of the Holy Cross", welche anglikanische Geistliche zu Mitgliedern hat, die Beicht hören, und über das zum Gebrauch beim Beichthören bestimmte Compendium dieser Gesellschaft, „The Priest in Absolution", eine Interpellation eingebracht worden war. Bis in die unterste Hölle wurden Beicht und Beichtstuhl vom Erzbischof von Canterbury verdammt. Und um ihrem Haß gegen das Beichtinstitut noch besonders Ausdruck zu verleihen, haben die Bischöfe bei der Beförderung zu Beneficien, deren Patrone sie waren, von den Bewerbern darum die Erklärung abverlangt, ob sie Mitglieder der genannten Gesellschaft seien oder gewesen seien, in welchem Falle dieselben natürlich abgewiesen wurden.

Was für diese Hirten der anglikanischen Kirche die Ehe ist, das ergibt sich auf's klarste und deutlichste aus dem Umstande, daß im Jahre 1858 das Ehescheidungsgesetz bei denselben kaum irgend welchen Widerstand gefunden hat. Wenn diese Männer nur den geringsten Begriff von der Heiligkeit der christlichen Ehe gehabt hätten, dann hätten sie alles aufbieten müssen, um dem Lande und der Welt ein Schauspiel zu ersparen, das ein Hohn der Sittlichkeit und eine Schmach für eine kirchliche Gemeinschaft ist, die noch christlich seyn will. Tag für Tag hält der Divorce Court, der Gerichts-

hof für Ehescheidungen, Sitzungen ab und die Zahl der durch Richterspruch getrennten Ehen beträgt bisweilen vierzehn an einem Tage. Die Zeitungen sind täglich voll von den schmutzigen Geschichten, die dort spielen und in Gegenwart eines zahlreichen Auditoriums, vor noch grünen Jungen und Mädchen verhandelt werden. Und was noch schlimmer ist, die anglikanische Kirche erlaubt es, ja gebietet es, daß ihre Diener über Personen, die so geschieden sind und eine neue Ehe eingehen, den Segen der Kirche sprechen. Kann eine Kirche, die auf diese Weise die Familie, die Grundlage der Gesellschaft, untergräbt, eine „edle, noble und strahlende Zukunft" haben?

Selbst das Buch, worin man das Heilige erforschen sollte und worin man alles Obige gefunden hat, ist in den Händen der Anglikaner nicht mehr ganz sicher. Der Besitzstand desselben wird bezweifelt und angefochten. Als im 16. Jahrhundert die sogenannten Reformatoren aufgefordert wurden, ihre Behauptung, die Kirche sei eine andere geworden, als sie zur Zeit Christi gewesen, zu beweisen und zu sagen, in welcher Periode dieses geschehen sei, da gaben sie nach und nach alle Außenwerke ihrer angeblichen Festung auf und zogen sich schließlich auf die Citadelle der Bibel zurück. Heute sind sichere Anzeichen vorhanden, daß sie auch diese Citadelle aufgeben wollen. Um sie aber nicht ihren Feinden, den Katholiken, übergeben zu müssen, sind sie entschlossen, dieselbe lieber ganz in die Luft zu sprengen. So ist es auch in England. Da gehen Leute und zwar meistens anglikanische Geistliche, die etwas Griechisch und Hebräisch zu verstehen glauben, mit dem Secirmesser der Kritik an das Buch, das den Inhalt der göttlichen Offenbarung enthält. Die Einen kommen zu dem Schluß: wenn jene Schriften göttlich wären, so könnte darin doch kein so barbarisches Griechisch vorkommen; Andere, welche schon etwas von Säuren und Basen wissen, an die Affentheorie und andere „unumstößliche" Wahrheiten der Naturwissenschaften glauben,

verwerfen die heil. Schriften, weil sie mit chemischen Experimenten noch nicht Dinge zu Stande gebracht haben, welche in denselben erzählt werden und die wir als „Wunder" bezeichnen, oder weil sie so fest an die Resultate der Naturwissenschaften glauben, daß nach ihrem Dafürhalten selbst die Allmacht Gottes nichts dagegen kann. Und diese Resultate der Kritik und der Naturwissenschaften werden auf den Kanzeln und in den Schriften der anglikanischen Geistlichen vorgetragen. Das „stolze Streiten" und das „armselige Bekritteln", sowie die „Kämpfe der Wissenschaft" gegen das Buch der Offenbarung bilden den Gegenstand der Klage eines hervorragenden Anglikaners, des Archdeacon Denison, in einer Predigt, die später unter dem Titel ‚The Tempter's Cup' gedruckt erschien. Die Klagen desselben sind wohl berechtigt. Denn wenn anglikanische Geistliche die Kanzeln besteigen und dem Volke sagen dürfen: „In der Bibel steht dieses und jenes Wunder angegeben; die Wissenschaft läugnet die Möglichkeit eines solchen Vorgangs; es mag daran glauben, wer da will, ich glaube es nicht" — und es gibt Viele, die so handeln; wenn ein Bischof der anglikanischen Kirche in einem Buche die Aechtheit ganzer Bücher der heil. Schrift läugnen darf und deßhalb angeklagt, vom höchsten kirchlichen Gerichtshof freigesprochen wird, und wenn in Folge davon die Schriften dieser Art wie Pilze aus dem Boden hervorkommen; wenn heute eine zahlreiche Partei innerhalb der anglikanischen Kirche, deren Hauptführer der Dekan der Westminsterabtei Dr. Stanley ist, die Bibel nur noch als ein gewöhnliches, d. h. als kein göttliches Buch betrachtet — ist da für Leute, welche am Bibelglauben noch festhalten wollen, kein Grund zu gerechten Klagen vorhanden? Ist das nicht die Ironie des Schicksals, daß in einer Kirche, aus deren Mitte man so oft die Anklagen hörte und noch hört, die Katholiken verunehrten das heil. Buch der Bibel, es Leute gibt — und zwar zählen diese nach Millionen — welche das nämliche heilige Buch so sehr degradirt haben, daß es

in ihren Augen nicht etwa kein göttliches Buch ist, sondern sogar ein Buch voll Lügen, voll Gottlosigkeit und Abscheulichkeit!

Die Zahl derer welche Christum läugnen, sei es nun daß sie seine Existenz und geschichtliche Persönlichkeit oder doch wenigstens seine Gottheit in Abrede stellen, ist sehr groß. Das letztere thut die ganze sogenannte Broad Church Party, deren Mitglieder Legion sind. Im Folgenden theilen wir Fakta aus unserer eigenen Erfahrung mit und zwar haben wir diese Erfahrung in London gemacht. In einer Kirche sagte der Prediger, die wunderbare Geburt Christi aus einer Jungfrau sei eine physische Unmöglichkeit und es sei unter aufgeklärten Leuten nicht einmal mehr nöthig, darüber noch zu discutiren. In einer anderen erklärte ein Zweiter, die Wunder, die Christus nach der Bibel gewirkt haben soll, seien Mythen und Fabeln, welche an der Wiege des Christenthums erfunden worden seien, wie dieß auch im Beginne anderer Religionen der Fall gewesen wäre. In einer dritten meinte ein anderer Diener des Wortes, die Auferstehung Christi sei keine Thatsache, jedoch sei es gut, sie zu lehren, da man damit auf das Gefühl einwirken könne &c. Und die Oberhirten der anglikanischen Kirche wagen es nicht, gegen solche Christusläugner einzuschreiten; sie lassen sich, wie Denison klagt, „nicht einmal dazu bewegen, sich gegen die Läugnung der Gottheit des Sohnes auszusprechen.“ Im Gegentheil, sie sind Begünstiger einer solchen destruktiven Richtung; sie ziehen die Anhänger der Broad Church Party überall vor. Klagen doch die Kirchenblätter der Orthodoxen über eine solche Bevorzugung. Noch nicht lange ist es her, daß die ‚Church Times‘ über die Bevorzugung klagte, welche den Anhängern der Broad Church school auf dem alle Jahre stattfindenden Kirchencongreß zu Theil wurde.

Angesichts dessen können wir mit Archdeacon Denison nur übereinstimmen, wenn er sagt: „Das große Gesammtergebniß der Geschichte der englischen Reformation bis herab

auf unsere Tage und zu unserer Zeit ist das, daß die sogenannte christliche Welt hier in England mit jedem Tage mehr und mehr die offenbarte Religion verläßt und auf die Naturreligion zurücksinkt.“ Wir haben bereits gesehen, daß ein anglikanischer Geistlicher, Dr. Parker, in seiner Predigt am letzten Weihnachtsfeste den Nachweis zu liefern gesucht hat, die Menschwerdung sei nichts weiter als eine bankerotte Sache. Angesichts der traurigen Zustände in der anglikanischen Gemeinschaft, die ihnen keinen Halt bieten konnte, sind viele dahin gekommen, die ganze Offenbarung zu verwerfen und sich nur mit dem, was sie „unmittelbares Verhältniß zu Gott“ nennen, zu begnügen. Die ganze Geschichte der Religion ist für sie eine fortlaufende Täuschung der Menschheit durch Menschen. Ein katholischer Schriftsteller, der die Ansichten, die innerhalb der anglikanischen Kirche herrschen, so gut kennt wie kaum ein Anderer, der Redemptorist Bridgett, der selbst Anglikaner gewesen ist, schreibt in seinem Buche ‚The Ritual of the New Testament‘ S. 250: „Für gar Viele ist die Geschichte der Religion eine ungeheure Anti-Climax. Das Judenthum ist ein halber Erfolg. Das Christenthum ist eine Katastrophe.“ Und darum wenden sie sich von einer Religion, welche die Menschen nur unglücklich machen konnte, ab und begnügen sich mit dem Deismus.

Andere gehen aber noch weiter. Für sie gibt es auch keinen Gott mehr; sie sind Atheisten. Es war und ist für uns stets ein Gegenstand des Erstaunens gewesen, in England, dessen Bewohner doch von Natur aus gläubig und fromm sind, eine so überaus große Anzahl wirklicher Atheisten zu finden und nicht nur in der Männerwelt, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Maße als dort, in der Frauenwelt. Der devotus femineus sexus stellt in England, außerhalb der katholischen Kirche, ein starkes Contingent zu der Armee des Unglaubens, des Atheismus. Die Saat, welche vor ungefähr 250 Jahren Hobbes und Herbert in ihren Schriften, worin sie den Deismus predigten, ausstreuten, ist

damals in Folge der Nachlässigkeit und Unfähigkeit der anglikanischen Geistlichkeit üppig aufgeschossen; noch mehr, in Folge der Widersprüche und der Compromisse, welche die Hüter der evangelischen Wahrheiten angesichts der Lehren jener Philosophen und ihrer Nachkommen sich erlaubten, gibt es heute bei Vielen sogar keinen Glauben an Gott mehr.

Dieses ist der geistige Zustand innerhalb der anglikanischen Kirche, und wir können sagen, in ganz England, wenn wir von der katholischen Kirche in diesem Lande absehen. Eine Auferstehung aus diesem Zustande ist nicht möglich. Diejenigen welche noch nicht bei der letzten Consequenz des kirchlichen Systems, das im 16. Jahrhundert geschaffen worden, angelangt sind, werden, wenn sie sich nicht etwa in den sicheren Hafen der katholischen Kirche retten sollten, sicherlich dort anlangen. Für die anglikanische Kirche kann es nur dann eine „strahlende Zukunft" geben, wenn sie voll Reue und Demuth dahin zurückgeht, von wo sie aus Stolz und Sinnlichkeit ausgegangen ist: zur katholischen Kirche. In dem Augenblicke aber, wo dieses geschehen wird, da wird sie aufhören die „anglikanische" Kirche zu seyn und anfangen, ein Kind der katholischen Kirche in England zu seyn.

LVII.

Janssen's nachmittelalterliche Geschichte des deutschen Volkes.

Von dem großen Geschichtswerke des den Universitäts-Kathedern noch immer vorenthaltenen Professors zu Frankfurt am Main liegt der erste Band seit einiger Zeit vollendet vor[1]). Was die erste Hälfte verheißen hat, ist von dem Schluß vollauf geleistet. Das Werk zeugt auf jeder Seite von der tief gründenden Gelehrsamkeit der Böhmer'schen Schule, und von einer Quellen- und Literatur-Kenntniß ohne Gleichen. Aber es ist überall nicht die unfruchtbare Gelehrsamkeit, welche bloß den Kopf anfüllt. Hr. Janssen hat wirklich für das Leben, für das ganze große Leben unserer Zeit gearbeitet. Man kann seine Geschichte aus der Zeit vor vierhundert Jahren nicht lesen, ohne stets an die Verhältnisse unserer Tage erinnert zu werden; ja, das Eine versteht sich erst ganz und voll aus dem Andern. Das heißt wahrhaft sociale Geschichte schreiben, und das katholische Deutschland darf sich gratuliren, daß gerade einer seiner Söhne ein solches Werk geliefert hat, das ihm Niemand so leicht nachmachen und Keiner so bald übertreffen wird.

---

1) „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters von Johannes Janssen. Erster Band: Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters." Freiburg bei Herder 1878.

Man kann dem Verfasser im Ernst auch nicht vorwerfen, daß er gefärbt habe von einem confessionellen Standpunkte aus; denn er läßt überall die Zeitgenossen selber sprechen. Aber ganz und recht konnten diese Zeugen nur von einem Katholiken verstanden werden, und darum darf man wohl sagen, daß die sociale Geschichte seit dem Ausgang des Mittelalters nur von einem Katholiken geschrieben werden konnte. That es der nicht, so blieb sie ungeschrieben. Nicht als wenn nicht von der andern Seite die schätzbarsten Vorarbeiten geliefert worden wären. Es ist dieß seit dreißig Jahren im reichsten Maße geschehen, und gerade das Jahr 1848 mit seinen gewaltsam zum Durchbruch gelangten Ideen hat sich deßfalls in der Literatur außerordentlich fruchtbar erwiesen. Ohne dieß hätte auch Hr. Janssen nicht vermocht, was er nun geleistet hat. Aber daß er sich mit dem klaren Plan und mit tapferm Entschluß auf den Schultern von hundert Vorgängern erhoben hat, um das fünfzehnte Jahrhundert, aus dem gebrochenen und schillernden Licht der bisherigen Historik befreit, wie es leibte und lebte, der Nation und der Welt vor Augen zu stellen: das ist das Verdienst seines Werkes.

Als erst noch die erste Hälfte des Bandes vorlag, da hat man vielfach und mit Recht gesagt: das seien nun die Lichtseiten jener Zeit und man sei begierig auf die Schattenseiten, die doch wohl nachkommen müßten. Hier, in der zweiten Hälfte, beginnen nun bereits die tiefen Schlagschatten einzufallen, in dem Maße als sich die Darstellung der Grenze des sechszehnten Jahrhunderts nähert und dieselbe überschreitet. Es treten die Vorwehen einer großen Revolution und Umkehr in allen Lebensverhältnissen des deutschen Volkes ein. Darüber drückt sich der Verfasser am Schlusse seiner Darstellung, wie es war und wie es allmählig anders wurde, aus wie folgt: „Auf allen Lebensgebieten war die Gährung und Verwirrung groß; eine ungeheure Unruhe bemächtigte sich des ganzen Volkes und eine düstere Ahnung, wie sie großen Katastrophen in der Geschichte voranzugehen pflegt, erfüllte

die Gemüther." Er citirt einen Brief der Kurfürsten von Mainz und Sachsen an den neugewählten König Karl vom 8. Februar 1520, worin gesagt ist: „ein allgemeiner Brand, wie man ihn zuvor nie gesehen, drohe Deutschland zu verheeren."

Der Verfasser hat von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an ein Zeitalter des herrlichsten Aufschwungs auf geistigem Gebiete nachgewiesen; aber ganz unerfreulich gestalteten sich bereits damals die Dinge auf dem politischen Gebiete. Das Verderben ging von oben aus. Es ist kein Zweifel, daß die beim deutschen Fürstenthum einreißenden Tendenzen das Gift in alle Stände hinabträufelten. Dort zeigte sich zuerst der Abfall vom christlich-socialen Geiste der Vorvordern. Ohne es gerade zu wollen, setzt der Verfasser einen Denkstein an den Wendepunkt, indem er die gewissenlose Käuflichkeit dieses Fürstenthums bei der Königswahl Karl's V. schildert, eine haarsträubende Erscheinung, die sich noch greller ausnimmt neben dem liebreichen Bilde des „letzten Ritters", Kaiser Maximilian's I. Sagte doch Friedrich, der sächsische Kurfürst, von den paar ehrlichen Einer, selbst über seine Mitfürsten: „wollte Gott, daß denen, die so Praktiken treiben, ein Horn auf der Stirne wüchse, dabei man sie erkennete." Heute kann man sagen: die Rache sei gekommen, spät zwar, aber gekommen sei sie, mit oder ohne Horn auf der Stirne.

Die äußere Ursache, welcher ein neuer Geist zunächst an den Fürstenhöfen auf halbem Wege entgegen kam, findet der Verfasser in dem Eindringen des fremden römischen Rechts und in der Unterdrückung des einheimischen Volks-Rechts durch dasselbe. Das neue Recht bildete den diametralen Gegensatz zu dem christlich-socialen Ideenkreis, der bis dahin das Leben des deutschen Volkes getragen hatte. Es ist ungefähr das Verhältniß, wie es heute zwischen dem modernen Staat und dem Geiste des kanonischen Rechtes besteht. Daß nun das fremde Recht dem fürstlichen Absolutismus und den Cä-

saropapistischen Gelüsten höchst willkommen seyn mußte, und daß solche Gelüste, Princeps im altrömischen Sinne des Wortes, Kaiser und Papst zugleich, alleiniger Oberstbischof im eigenen Lande zu seyn, nicht nur bei Kaiser Friedrich II. und Ludwig dem Bayer existirten, das ist nicht neu. Aber eine schwere Aufgabe ist es und war es für den Verfasser, darzustellen, wie der fremde Geist des römischen Rechts der breiten Masse des Volkes ihr hergebrachtes Rechtsleben raubte und fiskalisch gemacht hat. Die Wirkung war eine ähnliche wie heutzutage die der modernen Capitalwirthschaft; darum traten auch damals sofort socialistische Erscheinungen auf, die mit der heutigen socialen Bewegung die sprechendste Aehnlichkeit haben. Die gleiche Ursache erzeugte die gleiche Wirkung.

Von diesen Verhältnissen gibt der Verfasser ein klares, überall nach Möglichkeit mit Belegen versehenes Bild. Man sieht, wie durch das römische Recht die Schranken des unvordenklichen Herkommens, durch die Advokatenkünste der „Doktoren" das Volksgericht der Standesgenossen niedergeworfen, die Bauern dem Zustande der antiken Sklaverei, der Ritterstand dem eines Adelsproletariats nahe gebracht wurden. Wie Hr. Janssen jetzt diese perplexitas veterum et novorum jurium, um mit Wimpheling zu reden, auseinander gesetzt hat, so hätte nun allerdings ein neuer Historiker des Ritter- und des großen Bauernkriegs von 1522 bis 1526 eine Grundlage seiner Beobachtung und Forschung vor sich, die vor dreißig Jahren noch absolut mangelte. Jetzt erst sind die Wege dieser Special-Forschung geebnet; darum vivat sequens!

Durch die Grundideen des römischen Rechtes trat eine vollständige Umgestaltung des Regierungswesens, wir möchten sagen, des Regierungsverstandes ein. Allerdings geschah dieß nicht auf einmal. Das Christenthum hatte doch immer noch zu tiefe Wurzeln, um mit Einem Schlage als sociale Macht aus dem öffentlichen Leben zu verschwinden. So bildete der Patriarchalismus eine Art von Zwischenzustand, aus dem

sich die fremde Idee allmählig ganz zu dem „modernen Staat" entwickelte, wie wir ihn jetzt vor Augen haben. Jedermann wird diesen Staat in folgenden Grundsätzen des neuen Rechts sofort erkennen:

Nach römisch-rechtlicher Auffassung geht das Recht aus dem Willen des Volkes hervor. Es ist nicht eine höhere, den Menschen gegebene, schon durch das Sittengesetz vorgezeichnete Regel, sondern eine davon völlig unabhängige Vorschrift, welche die Menschen sich selbst um ihres persönlichen Nutzens willen aufgestellt haben. So entstand der Staat als contrat social. Die Einzelnen übertrugen ihre natürliche Freiheit und Souverainetät, in der sie sich fremd und pflichtenlos gegenüberstanden, auf die Gesammtheit um des Zweckes willen. Diese Gesammtheit legt den Einzelnen verbindliche Vorschriften auf entweder unmittelbar durch Volksbeschlüsse oder vermittelst der vom Volke dafür aufgestellten Organe. Diese Vorschriften heißen Gesetze und diese Gesetze begründen das Recht. Das Recht steht also nicht vor und über dem Gesetz, sondern es entsteht erst durch das Gesetz im Staat. — Als die Ritter, Bürger und Bauern sich zur Abwehr gegen die thatsächlichen Ausgeburten dieser heidnisch-römischen Auffassung erhoben, da bot sich ihnen wie von selbst das Schlagwort dar: „das Evangelium." Freilich war auch dieses Schlagwort dem ärgsten Mißverstand ausgesetzt, und alle Parteien verstanden es auf ihre Art, namentlich auch die fürstlichen Träger der Staatsgewalt.

In der That ist die Grundidee des römischen Rechts der diametrale Gegensatz der christlich-germanischen Rechtsanschauung. Hier ist alles Recht ein Erzeugniß des göttlichen Willens und das ganze Rechtsleben auf die Abhängigkeit des Menschen von Gott gegründet. Das Recht steht vor und über dem Gesetz; und der Inhaber der höchsten staatlichen Gewalt ist nicht die Quelle des Rechts, sondern bloß der Vollzieher oder Hülfsvollstrecker des Rechts durch das Gesetz. Von dieser Anschauung war auch das Rechtsbuch der Kirche,

das kanonische Recht getragen. Obwohl in Italien entstanden, verdient es die Anerkennung, daß es uns die nationale Denkweise lehre und die ursprünglich deutsche Lebensanschauung enthalte. Im deutschen wie im kanonischen Recht hat das Evangelium seinen social-politischen Ausdruck in concreter Gestalt gefunden; und wenn man jetzt gegenüber dem drohenden Umsturz der Gesellschaft so oft sagen hört: die Kirche allein könne helfen, so würde dieß genauer ausgedrückt nichts Anderes heißen als: die Welt müßte wieder auf die Grundsätze des kanonischen oder des christlich-germanischen Rechts gestellt werden.

Nach kanonischem wie deutsch-christlichem Rechte war alles Eigenthum ein von Gott verliehenes Lehen, durch Gottes Gebot geschützt, aber auch nach Gottes Gebot zu verwenden. Trefflich drückt der berühmte Abt Trithemius, gestützt auf die Väter und die Dekretalen, diese Lebensanschauung aus, und zwar in einer Schrift über den Wucher der Juden: „Mögen die Reichen bedenken, daß ihnen ihre Güter nicht anvertraut sind, um sie für sich allein zu genießen, sondern um sie gut zu verwalten als solche, die der Gemeinschaft der Menschen angehören. Indem sie den Dürftigen das Nothwendige darreichen, geben sie denselben nur, was ihnen gehört. Wird die Pflicht der guten Verwaltung der Güter, sei es bei Weltlichen oder Geistlichen, im Großen vernachlässigt, glauben die Reichen, sie wären die alleinigen Herren und Meister dessen, was sie besitzen, und gedenken sie der Dürftigen nicht als ihrer Brüder, so entsteht mit Nothwendigkeit eine innere Zerrüttung des Gemeinwesens. Falsche Lehrer und Bethörer des Volkes gewinnen dann, wie es sich in Böhmen ereignet hat (Husiten), gewaltigen Einfluß, indem sie dem Volke vorpredigen, die irdischen Güter seien gleichmäßig für Alle da, und die Reichen müßten gewaltsam zur Vertheilung der Güter gezwungen werden. Dann entstehen bejammernswürdige Zustände und Bürgerkriege."

Der Verfasser hat sich nun beflissen, die Gestaltung des

socialen Lebens im christlich-germanischen Ideenkreis zu beschreiben. Er schildert das landwirthschaftliche Arbeitsleben, das gewerbliche Arbeitsleben, den Handel und die Capitalwirthschaft, mit Einem Worte das Bürger- und Bauernthum des fünfzehnten Jahrhunderts, in allen seinen complicirten Beziehungen und seiner Entwicklung zum Guten wie zum Schlimmen. Mit rastlosem Bienenfleiße hat er tausend Steinchen zu dem ausdrucksvollen Mosaikbilde beigetragen. An eine förmliche Vollständigkeit ist bei diesem Thema natürlich niemals zu denken; aber Hr. Janssen hat für den augenblicklichen Bedarf genug gethan und er hat Anweisung gegeben, wie man es fortan machen muß, wenn man socialpolitische Geschichte schreiben will, noch ausführlicher, als es in seinen Rahmen paßte.

Namentlich wäre in Bezug auf Einen Punkt, dem der Verfasser mit Recht vorzügliche Aufmerksamkeit schenkt, ohne Zweifel noch viel treffliches Material aus den Archiven beizuschaffen. Ich meine das Handwerk und das gewerbliche Corporationswesen. Die Genossenschaften, Zünfte und Innungen, in welche das gesammte Gewerbswesen streng geordnet und gegliedert war, bildeten ebenso viele Staaten im Staat, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, sie waren in geschlossener Ordnung nicht selten ausgedehnt über das ganze Reich, so daß z. B. eine fränkische oder bayerische Zunft ihr Recht nehmen mußte vor dem Handwerks-Capitel in Wien; und so konnte es nicht fehlen, daß streitige Rechtsverhältnisse nach innen oder außen interessante Akten in den Archiven zurückgelassen haben. Stammen solche Papiere auch nicht gerade aus dem fünfzehnten Jahrhundert, so werfen sie doch immer Licht auf den Charakter und Ursprung der fraglichen Corporationen.

Nicht nur äußerlich und nebenher waren die Handwerks-Verbände des Mittelalters an die Kirche angelehnt. Gerade in diesem gewerblichen Einigungswesen gewann vielmehr der sociale Geist des Christenthums lebendige Form; sie sollten den Schutz des Schwachen gegen den Starken regeln und den

römisch-rechtlichen Krieg Aller gegen Alle von dem Gebiet der Produktion fernhalten. In dem Maße als eine Abschwächung des christlich-socialen Geistes eintrat, mußten dann diese Gewerks-Verbände allerdings zu bloß äußerlichen Zwangsanstalten herabsinken und in ihrer Entartung zu einer für Producenten und Consumenten unerträglichen Last werden. Sie mußten der Fabrik als dem Ausdruck des römisch-rechtlichen Princips unterliegen. Wenn man heutzutage der Anarchie auf dem Gebiete der Produktion steuern will durch die Rückkehr zum gewerblichen Corporationswesen, so bedürfte es hiezu allerdings nur des rechten Geistes. Aber wer soll diesen Geist geben, wenn der Staat als ausschließlicher Ordner aller weltlichen Dinge ihn selbst nicht hat? Das ist das sociale Räthsel unserer Zeit, und jedes Blatt des vorliegenden Werkes gibt darüber zu denken.

Damals hat die strenge Gebundenheit in der Freiheit und Selbstregierung alles Betriebs der Fortentwicklung in der Produktion keineswegs geschadet. Hr. Dr. Janssen behauptet im Gegentheil, daß die gewerbliche Arbeit damals in ihren einzelnen Berufszweigen und ihren einzelnen Erzeugnissen einen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, den sie später in Deutschland, nachdem sie seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in immer tiefern Verfall gerathen, nie wieder erlangen konnte. Gerade die neueren Forschungen haben dieß ergeben und nachgewiesen, daß das Einigungs-Wesen in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters seine höchste produktive Kraft bethätigt habe.

Um nur Einen Zeugen anzuführen, so sagt Hr. Schönberg in einer 1868 zu Berlin erschienenen Schrift über die wirthschaftliche Bedeutung des Zunftwesens im Mittelalter: „Die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts berichtet uns von einem Aufschwung der gewerblichen Arbeit und einem allgemeinen Wohlstand der Handwerker, wie beides vereint wir zu keiner Zeit wieder finden. Es ist Zeit, daß der Schleier, welcher noch über die wirthschaftlichen Zustände

dieser Geschichtsperiode gebreitet ist, zerrissen werde, und jene ebenso unwürdigen wie unwahren Vorurtheile gegen die deutschen Handwerker im Mittelalter aufhören. Wahrlich, was die Ehre der Arbeit und des Erwerbs, was die sittlichen Pflichten angeht, die dem größeren Besitz, der größeren geistigen Begabung gerade um dieser Vorzüge willen auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete obliegen, so könnten die Producenten der Gegenwart zu ihrem und der Gesammtheit Wohl aus jener Zeit sehr viel lernen."

Wir glauben genug gesagt zu haben, um den Leser zu überzeugen, daß es Angesichts der die Nation und die Welt bewegenden neuen Fragen in der That keine zeitgemäßere Lektüre und kein nützlicheres Studium gibt als das des Janssen'schen Werkes. Seitdem das sociale Problem bei uns aus kleinen und unscheinbaren Anfängen zu erwachsen begann, haben wenigstens wir ein solches Geschichtswerk als dringendes Bedürfniß angesehen und dessen Befriedigung ersehnt. Hr. Dr. Janssen hat die Aufgabe im vollsten Umfange erfaßt; möge ihm Gesundheit und Kraft vergönnt seyn, um sie eben so glücklich bis zu Ende zu lösen!

LVIII.

Der italienische Exminister Minghetti über die Trennung von Kirche und Staat.

Rom im März 1878.

I.

Unlängst erschien auf dem italienischen Büchermarkt eine Schrift, welche das Interesse der Leser Ihrer geschätzten Zeitschrift beanspruchen darf. Ihr Verfasser ist der italienische Exminister Marco Minghetti, der Führer der sogenannten moderirten Partei, welcher die ihm aufgenöthigte Entfernung von der Ministerbank dazu benutzt hat, seine Ideen über das Verhältniß von Kirche und Staat zu Papier zu bringen und in dem Buche, von dem wir sprechen wollen, dem Publikum zum Besten geben. Die Schrift verdient deßhalb Beachtung, weil sie klar und deutlich die Bestrebungen einer Partei signalisirt, die zwar heute in der italienischen Kammer eine geringe Vertretung hat, aber einmal wegen der Intelligenz, die sie zu repräsentiren den Ruf genießt, mehr aber noch wegen der scheinbaren Mäßigung, deren sie sich befleißigt, vielleicht von allen die gefährlichste ist[1]).

Die absolute Trennung des Staates von der Kirche nun ist es, wofür der Herr Exminister seine Lanze einlegt. Allein damit kennt der Leser den minghetti'schen Gedanken nur halb, oder richtiger, er hat von dem Januskopfe das eine Gesicht

1) Inzwischen ist das Werk — **Stato e Chiesa (Milano 1878)** — bekanntlich auf den Index gesetzt worden. Anm. d. Red.

nur gesehen. Das andere kommt zum Vorschein, sobald der Verfasser erklärt, er wolle diese Trennung im Sinne des cavour'schen Schlagworts: Freie Kirche im freien Staate verstanden wissen. Bekanntlich wußte ja Graf Camill Cavour, als er es unternahm, auf den Trümmern des Kirchenstaates und der anderen Legitimitäten Italiens den modernen italienischen Einheitsstaat mit Rom als Hauptstadt zu errichten, als ächter Machiavellianer hinter dem trügerischen Schlagworte seinen wahren Plan, die Knechtung der katholischen Kirche, gar trefflich zu verstecken. Und Minghetti, der sich schmeichelt, Cavour's geistiges Erbe in dieser Beziehung angetreten zu haben,. und den Beruf in sich fühlt, das was der „große Staatsmann" begonnen zu vollenden (prefaz. p. IV): Minghetti ändert nur die Maske und die Phrase, wenn er für absolute Trennung von Staat und Kirche plaidirt.

Den Grundgedanken seiner Schrift spricht der Verfasser selbst mit folgenden Worten aus: „Dem materiellen und moralischen Zustande der modernen Gesellschaft entsprechen nach meinem Dafürhalten die legislativen Formen der Vergangenheit nicht mehr; sowohl jene welche die absolute Herrschaft des Staates über die Kirche oder der Kirche über den Staat bezeichnen, als auch jene die aus den Concordaten oder aus dem sogenannten jurisdiktionellen System entsprangen. Vielmehr glaube ich, daß ihnen nur die Trennung der Kirche vom Staate conform ist, und daß es somit einer neuen Gesetzgebung bedarf, welche den neuen Bedürfnissen Rechnung trägt" (p. III). Vor Allem, meint M., erheische der Zustand der katholischen Nationen, namentlich Italiens, diese Trennung von Staat und Kirche. In seiner praktischen Durchführung könne indeß das Princip in Anbetracht partikulärer Umstände zeitweilig gemildert und moderirt werden (l. c.).

Damit der Leser schon gleich einen Ueberblick über das Minghetti'sche Buch gewinne, geben wir mit des Verfassers eigenen Worten den Inhalt der fünf Capitel seines Buches wieder. Er sagt: „Im ersten Capitel soll gezeigt werden,

wie Staat und Kirche bisher, wenngleich in verschiedener Weise und nach abweichenden Normen verbunden waren. Sowohl das System der Vertheidiger der päpstlichen Gewalt, wie jenes der Regalisten soll hier seine Darstellung finden. Auch werden die Concordate, die nichts anderes als eine Reihe von Transaktionen zwischen den Ansprüchen der beiden Gewalten sind, an dieser Stelle zur Sprache kommen. Im zweiten Capitel werde ich sodann nachweisen, wie unter den gegenwärtigen Verhältnissen Europa's, insonderheit Italiens, die Verbindung der zwei Gewalten, welche ehedem bestand, fortan in jeder der angegebenen Formen unberechtigt ist, und wie, wollte man dieselbe in irgend einer Gestalt beibehalten, die daraus entspringenden Nachtheile die Vortheile überwiegen würden, so daß man früher oder später nothwendig zur Trennung von Staat und Kirche kommen müsse. Wie aber soll diese Trennung in der Wirklichkeit sich gestalten? Davon werde ich im dritten Capitel handeln, wo ich jene Trennung nach ihren Hauptbestandtheilen skizziren und deren vielverzweigte praktische Consequenzen andeuten werde. Im vierten Capitel werde ich den Einwendungen begegnen, die man gegen das System erheben kann; auch auf die Temperamente und Uebergänge werde ich aufmerksam machen, durch die hindurch man von dem Bündniß der Gewalten zu deren Trennung gelangen kann. Schließlich im fünften Capitel werde ich mir einige Andeutungen bezüglich der wahrscheinlichen Wirkungen gestatten, welche die Trennung des Staates von der Kirche im bürgerlichen Leben haben wird, wie überhaupt bezüglich der religiösen Zukunft Europa's."

Nach dieser kurzen Uebersicht prüfen wir, wie der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat. Zweierlei hatte er offenbar zu beweisen: einmal, daß von den bisher geltenden Systemen, die alle eine Verbindung von Staat und Kirche in dem einen oder andern Sinne darstellen, keines auf die gegenwärtigen Verhältnisse mehr paßt; sodann, daß absolute Trennung von Staat und Kirche dem intellektuellen und moralischen Zustande

Europa's einzig conform ist. Vor allem wäre es nun erforderlich gewesen, eine objektiv richtige Darstellung der bis heute geltenden Systeme zu liefern. Der Verfasser nennt deren drei: das ultramontane oder päpstliche, das regalistische und jenes der Concordate. Zeichnet er aber das regalistische System durchaus wahr und getreu (S. 13—17), so erscheint bei ihm das sogenannte ultramontane System — die Concordate berührt er nur nebenher — in einer ganz verzerrten Gestalt. Befremden wird dieß zwar nicht, wenn man bedenkt, daß hier seine Hauptquellen Paolo Sarpi's Apologia, Bossuet's Defensio Declarationis Cleri Gallicani und — Schulte's „Macht der römischen Päpste" sind. So schreibt denn M. seinen Gewährsmännern blind nach, in der mittelalterlichen Theorie von Staat und Kirche sei „der Papst sozusagen Herr und Meister über die Throne der Erde gewesen, da er mit einem Worte dieselben umstoßen und zertrümmern konnte" (S. 7); ein Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. hätten „die reine Theokratie" zu errichten gestrebt, worin „die weltlichen Herrscher nur als des Papstes Diener erscheinen, und vom Imperium nichts als der nackte Namen übrig bleibt" (S. 8).

Seine Darstellung des „ultramontanen Systems" schließt der Verfasser mit den Worten: „Aber es ist einleuchtend, daß die Kirche niemals ihre alten Theorien aufgegeben hat; vielmehr mußte die Publicirung des Syllabus und der Dekrete des letzten vatikanischen Concils die Befürchtung wachrufen, Rom wolle durch größere Intensivität seiner Macht den Verlust an Gläubigen, welchen es täglich erleidet, ersetzen" (S. 12). Was das für bedeutende Verluste an Gläubigen seyn sollen, die Rom täglich erleidet, ist uns nicht klar. Wir dächten, die Tausende von Heiden, welche katholische Missionäre in den letzten vierzig Jahren bekehrt haben, und die zahlreichen Protestanten, welche in dieser Zeit zur Mutterkirche zurückgekehrt sind, könnten doch gut den Vergleich aushalten mit der Handvoll Rongianer, Altkatholiken u. s. w., welche in neuerer Zeit von der Kirche abgefallen sind. Daß aber

weder der Syllabus noch die vatikanischen Dekrete jene alten Theorien sanktionirt haben, welche M. dafür ausgibt, muß jeder Unbefangene wissen. Es ist ja schon unzählige Male dargethan worden, daß Syllabus und Vatikanum wohl im Widerspruch stehen mit dem omnipotenten atheistischen Staate, die legitimen und erworbenen Rechte des Staates aber nicht im mindesten antasten.

Doch verweilen wir nicht länger bei dem Präludium der minghetti'schen Beweisführung; hören wir, wie der Verfasser die Nothwendigkeit der absoluten Trennung von Staat und Kirche zu erhärten sucht. Sein Hauptargument ist folgendes: „Der Grundsatz der religiösen Freiheit, der nicht nur Freiheit des Gewissens, sondern auch Freiheit der Culte begreift, zieht sich durch alle modernen Constitutionen. Dieser Grundsatz postulirt, daß es keineswegs zu den wesentlichen Funktionen des Staates gehört, die Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden, jene zu vertheidigen, diesen zu bekämpfen; daß er vielmehr seine Aufgabe unabhängig von dem Bekenntniß irgend welchen Dogma's lösen kann, daß er somit in Sachen der Religion incompetent ist. Die logische Folge hiervon aber ist die rechtliche Trennung des Staates von der Kirche" (S. 71). „Man sieht also", heißt es an einer anderen Stelle, „es handelt sich hier nicht um eine Concession, die zur Verhütung größeren Uebels gemacht wird, noch um eine einfache Toleranz, sondern um ein wirkliches Princip, welches das ganze moderne öffentliche Leben durchdringt, und das Verhältniß des Staates zur Kirche oder zu den vorhandenen Kirchen wesentlich umgestaltet" (S. 30).

Aber warum soll sich der Staat principiell nicht um die übernatürliche Offenbarung und um die Kirche kümmern? Weil er, gibt M. zur Antwort, seinen doppelten Zweck, den Rechtsschutz und die Sorge um jene allgemeinen Interessen, welche die Kräfte der Privaten und Corporationen übersteigen, sehr wohl unabhängig von Dogma und Kirche erreichen könne. Denn weder bestehe zwischen dem Rechte und der ge-

offenbarten Wahrheit ein nothwendiger Zusammenhang, da die Vernunft aus sich selbst im Stande sei, die natürlichen Moralgesetze, worauf sich das Recht basirt, zu erkennen; noch seien jene allgemeinen Interessen, wie Handel, Gewerbe, Schule und öffentliche Wohlthätigkeit an die Religion gebunden (S. 33 f.). Ueberdieß schließe der Begriff der Religion jeden Zwang aus, so daß der Staat, der nur über äußere Zwangsmittel verfüge, etwas Ersprießliches für die Religion zu thun nicht im Stande sei. Also, so schließt der Exminister, muß der Staat in Sachen der Religion sich für incompetent erklären und muß von der Kirche sich trennen (S. 40 ff.)

Halten wir hier ein wenig inne. Der Grundirrthum des Verfassers ist offenbar jenes liberale Axiom, es sei ein natürliches Recht eines jeden Menschen, in religiösen Dingen zu glauben, was ihm beliebe, resp. auch gar nichts zu glauben. Allein dieses „natürliche Menschenrecht" ist eine Verläugnung der gesunden Vernunft, die laut Zeugniß dafür ablegt, daß nur die Wahrheit, nicht aber der Irrthum, nur die wahre Religion, nicht jede falsche die Zustimmung unserer Erkenntniß und unseres Willens beanspruchen darf. Jenes sogenannte Menschenrecht ist eine Rebellion gegen das souveräne Recht Gottes, den Menschen zum Glauben zu verpflichten, wenn Gott sich gnädig herabläßt zu ihm zu sprechen, und das Faktum der Offenbarung durch unverwerfliche Kriterien bestätigt.

Ebenso falsch wie die Prämisse ist die daraus abgeleitete Schlußfolgerung, nämlich der Staat habe seine Aufgabe unabhängig von dem Bekenntniß eines bestimmten Dogma's zu lösen. Denn wie der englische Lehrer treffend sagt: „Das Urtheil über den Zweck der ganzen Menge muß dasselbe seyn, wie jenes bezüglich des Zweckes des Einzelnen (De Regimine Princip. l. I. c. 14). Ist also das letzte Ziel des Menschen, das eine Nothwendige, nicht die irdische sondern die ewige Glückseligkeit, so kann der letzte Endzweck des

Staates kein anderer seyn. Daraus folgt aber, daß er seinen direkten und unmittelbaren Zweck, die materielle, zeitliche Glückseligkeit seiner Unterthanen, jenem höchsten Zweck unterordnen, seine Gesetze dem göttlichen Gesetze conformiren muß. Hat also ein Volk bislang die Glaubenseinheit bewahrt, so hat der Fürst das Recht und die Pflicht, dieß hohe Gut mit wirksamen Mitteln zu schützen. Mit M. den Zweck und die Aufgabe des Staates principiell von der Offenbarung und dem Glauben loslösen wollen, heißt in der That nichts Anderes, als einen neuen Manichäismus mit zwei getrennten und darum in der Wirklichkeit sich feindselig gegenüberstehenden Principien proklamiren. Hat also nicht mit Recht Papst Pius IX. in seiner berühmten Encyclica Quanta cura die der Schrift und Kirchenlehre widerstreitende Behauptung verworfen, es sei der besten Staatsform entsprechend und von ihr gefordert, daß die menschliche Gesellschaft constituirt und regiert werde ohne alle Rücksicht auf die Religion oder wenigstens, ohne daß ein Unterschied zwischen der wahren und den falschen Religionen gemacht werde, es sei der beste Zustand der Gesellschaft, wenn von der Regierung keine Pflicht anerkannt werde, gegen die Angriffe auf die katholische Religion mit Strafen einzuschreiten, außer soweit es die öffentliche Ruhe erheischt.

Der Verfasser meint, zwischen der Gerechtigkeit, welche der Staat in erster Linie zu pflegen hat, und dem geoffenbarten Dogma existire kein nothwendiger Zusammenhang, da die natürliche Vernunft aus sich die Moralgesetze, welche dem Rechte als Fundament dienen, zu erkennen vermöge. — Zuzugeben ist zwar, daß der Mensch von Natur aus gewisse oberste Moralgesetze mit hinreichender Sicherheit erkennen kann. Zugleich aber muß mit der katholischen Theologie daran festgehalten werden, daß der Mensch in seinem jetzigen gefallenen Zustande zur thatsächlichen, zweifellosen und irrthumsfreien Erkenntniß des ganzen Moralgesetzes die Leuchte der göttlichen Offenbarung und der unfehlbaren Autorität

der Kirche bedarf[1]). Will man andererseits mit dem Verfasser dem Staate neben dem Rechtsschutze noch eine andere sogenannte Culturaufgabe beilegen — viele neuere Staatsrechtslehrer bestreiten diese bekanntlich — so wäre seine erste Pflicht doch zweifelsohne, die Religion als höchstes Culturelement zu fördern, somit, nicht zwar in Religionssachen sich selbst einzumischen, aber die Kirche in Ausübung ihres gottverliehenen Amtes zu unterstützen. Auf den Einwurf, so werde ein unerlaubter Zwang in der Religion ausgeübt, ist zunächst mit einer einfachen Unterscheidung zu antworten: Ungläubige mit Zwang bekehren wollen, ist gegen die gesunde Vernunft und die christliche Lehre; die Gläubigen dagegen auch durch äußere Zwangsmittel zur Beobachtung des göttlichen und kirchlichen Gesetzes anhalten, ist nicht nur nicht unmoralisch, sondern der körperlich-geistigen Natur des Menschen wie den Grundsätzen des Evangeliums entsprechend. Schlagend hat übrigens schon St. Augustin diesen Einwurf widerlegt, wo er schreibt: „Dadurch dienen die Könige Gott als wahre Könige und dem von oben ihnen ertheilten Auftrage gemäß, wenn sie in ihrem Reiche das Gute vorschreiben, das Böse verbieten, nicht nur in dem was die menschliche Societät, sondern auch in dem was die göttliche Religion betrifft. Umsonst wirfst du ein: Man möge mich meinem freien Gutdünken überlassen. Denn weßhalb verlangst du nicht auch, daß bezüglich des Mordes, der Unzucht und anderer Frevel und Schandthaten das freie Gutdünken maßgebend sei? Und doch erscheint es höchst nützlich und heilsam, alles Jenes durch gerechte Gesetze zu unterdrücken." (Contra Cresconium, l. III. n. 57.)

Von der liberalen Doktrin Minghetti's ist die Frage grundverschieden, ob in einem concreten Lande wegen ganz bestimmter Verhältnisse ein größeres oder geringeres Auseinandergehen

---

1) Vergl. Concil. Vatic. Decret. de fide cath. 2 und S. Thom. Sum. theol. I. q. 1. a. 1; I. II. q. 94, a. 4. 6.

von Staat und Kirche zu gestatten sei. Dort haben wir die allgemeine Thesis, hier eine partikuläre Hypothese. Bezüglich dieser Frage lehren Kanonisten und Theologen gemeinhin, wenn in einem Lande verschiedene religiöse Gemeinschaften sich schon faktisch festgesetzt haben, so daß eine Unterdrückung der Andersgläubigen die öffentliche Ordnung gefährden würde, oder auch wo andernfalls der katholischen Kirche nicht gestattet würde, ihre gottverliehenen Rechte frei und unabhängig auszuüben: daß dort jene Sekten geduldet, ja unter Umständen ihnen gleiche bürgerliche Rechte mit der wahren Religion gewährt werden können. Hier greife nämlich der bekannte Moralgrundsatz Platz, von zwei Uebeln sei das geringere zu wählen, und zur Erreichung eines höhern Gutes ein kleineres Uebel zuzulassen[1]).

M. fühlt selbst, daß mit abstrakten Theorien allein nicht gedient ist. Deßhalb stellt er sich die Frage, ob man wohl, die Trennung von Staat und Kirche als principiell richtig angenommen, behaupten könne, die civilisirten Länder Europa's seien heute schon reif, um jenes Princip zu realisiren? Und ohne vielen Umschweif antwortet er mit Ja. Denn abgesehen davon, daß in Nordamerika jenes Princip bereits in die Praxis übergeführt sei, auch die öffentliche Meinung spreche sich heutzutage laut dafür aus, so zwar, daß der Ruf nach Trennung in katholischen Ländern noch stärker ertöne als in protestantischen (S. 45 ff.). Die Behauptung ist gewiß kühn; wären nur die dafür beigebrachten Beweise ebenso stichhaltig! Was insbesondere den letzten Theil der Behauptung betrifft, so hat der Verfasser weit eher das Gegentheil bewiesen. Denn er räumt ein, daß in dem protestantischen England seit Lord Cumberland die Tendenz, Staat Kirche gänzlich voneinander loszulösen, in beständigem Wachsen

---

1) Vergl. **S. Thom. II. II. q. 10. a. 11. Suarez, De Fide disp. XX. sect. 3. n. 21. Reiffenstuel, Jus can. univ. tit. de haeret. n. 146 sq. Tarquini, Juris eccles. publ. Institutiones, p. 73.**

begriffen sei, und daß unter den Protestanten Preußens, Württembergs und der Schweiz immer mehr Stimmen für jene Trennung sich aussprechen. Bezüglich des unaufhaltsamen Umsichgreifens jener Tendenz in katholischen Ländern aber argumentirt M. nicht sowohl aus den gegenwärtigen Thatsachen denn a priori. Er schreibt nämlich: „Aber hauptsächlich in katholischen Ländern tritt das Verlangen nach Trennung entschiedener und ungestümer hervor. Der vornehmlichste Grund hiervon ist der Conflikt, in welchem die Kirche bald mehr bald weniger, aber überall in offenkundiger Weise mit dem Staate, der Klerus mit dem Laienstande sich befindet. Die katholische Kirche, welche in früheren Zeiten Wissenschaft und Gesellschaft beherrschte, hat sich mehr und mehr von ihnen zurückgezogen, um sie schließlich beide zu befehden. Je mehr Anhänger sie aber verlor, desto mehr erstarkte ihre Autorität über die treuen Zurückgebliebenen. In dem Haupte concentrirte sich die ganze Gewaltfülle und beraubte dafür die Glieder des Lebens und der freien Aktion. Seit drei Jahrhunderten sucht das Papstthum jede rechtliche Theilnahme der Laien und selbst des Klerus an der Regierung der Kirche als gefahrbringend zu unterdrücken, das religiöse Lehramt hat einem Polizeiregiment Platz gemacht. Von dieser Tendenz sind nur die letzten Consequenzen, aber auch der prägnanteste Ausdruck der Syllabus und die feierliche Proklamirung der Unfehlbarkeit des Papstes. In der That finden sich im Syllabus die hauptsächlichsten modernen Ideen und die unverletzlichsten Prärogative der Völker formulirt und mit dem Anathem belegt. Durch die Infallibilität des Papstes aber wurde den Gläubigen, dem Klerus und selbst den Bischöfen jede reelle Theilnahme an der Regierung der Kirche entzogen“ (S. 55).

Also dieß der Beweis für die Behauptung, namentlich in katholischen Ländern trete das Verlangen nach Trennung von Kirche und Staat entschieden hervor. Aber auch angenommen, nicht zugegeben, die ganze Ausführung des Ver=

fassers sei correkt und wahr, beweist sie wirklich jenen Satz? Nie und nimmer. Vielmehr blieb noch darzuthun, daß nun auch wirklich in katholischen Ländern Bischöfe, Klerus und Laien insgesammt, um dem vermeintlichen Drucke von Seiten Roms zu entgehen, oder um die sogenannten modernen Freiheiten genießen zu können, jene vom Verfasser gepriesene Trennung fordern. Das hat der Herr Exminister zu beweisen unterlassen, weil er es eben nicht beweisen konnte. Im Uebrigen enthält der ganze angeführte Passus nichts als leere, schon oft gehörte Deklamationen. Oder was soll es heißen, die Kirche habe sich immer mehr von der Wissenschaft und der Gesellschaft zurückgezogen? Hat nicht vielmehr die antichristliche Wissenschaft und der indifferente, beziehungsweise atheistische Staat die leitende Hand der Kirche mit stolzer Verachtung zurückgewiesen? Daß aber der Laienstand und niedere Klerus auch vor dreihundert Jahren keinen Antheil an der eigentlichen Regierung der Kirche hatte und, weil durch den Willen des göttlichen Stifters davon ausgeschlossen, nicht haben konnte: das hätte Herr M. noch aus seinem in früher Jugend genossenen Religionsunterricht wissen können. Daß endlich der Syllabus wohl die erträumten Menschenrechte von 1789, nicht aber die wahren Rechte der Völker und Staaten verworfen hat, und daß die Infallibilitätserklärung den Gliedern der Kirche kein Recht entzogen, überhaupt nichts an der gottgegebenen Verfassung der Kirche geändert hat: dieß ist schon so oft und so schlagend gezeigt worden, daß es uns ekelt, noch ein Wort hierüber zu verlieren. Wir wollen indeß nicht leugnen, daß auch in katholischen Ländern der Ruf nach Trennung von Staat und Kirche vernommen wird. Dieß erklärt sich aber ganz einfach so: Ein Theil der Umsturzpartei möchte unter jenem Aushängeschilde den bisher katholischen Staat seines katholischen, ja christlichen Charakters nunmehr gänzlich entkleiden; nicht wenige Katholiken aber glauben hier und dort, einer schimpflichen Bevormundung oder gar offenen Verfolgung der ka-

tholischen Kirche von Seite des Staates sei die ehrliche Trennung beider Körperschaften, bei welcher der Kirche wenigstens ihre volle Freiheit gewahrt bliebe, vorzuziehen.

(Schluß folgt.)

LIX.

Zeitläufe.

Was ist abermals los in Berlin?

Am 23. Mai 1878.

Eigentlich wollten wir von Berlin aus unsern Blick wieder nach dem Orient richten und auf die Verhandlungen zwischen den Weltmächten, von welchen es abhängt, ob die richtige Lösung des türkischen Problems möglicher Weise nichteinmal mittelst Schwertstreichs getroffen werden wird. Freilich wäre vom Berliner Standort aus wenig darüber zu sagen, ob die Welt Frieden oder Krieg, und was sie in dem Einen oder andern Fall für die Regeneration der herrlichen und doch so maßlos unglücklichen Türkenländer zu erwarten habe.

Der deutsche Reichskanzler hat sich bekanntlich selbst die Rolle eines unintereſſirten Vermittlers, des „ehrlichen Maklers", zugesprochen, und den Versuch hat er zwischen England und Rußland allem Anschein nach wirklich gemacht. Aber die Vermittlung scheint nichteinmal über das erste Stadium hinausgekommen zu seyn. Der englische Premier soll sogar einen unhöflichen Brief nach Berlin gerichtet haben des Inhalts: wenn er mit Rußland unterhandeln wolle, so würde er sich gleich an die rechte Schmiede wenden. Jedenfalls tappt man hier ganz im Dunkeln, so daß man nichteinmal mehr weiß, wer Freund oder Feind ist. Daß der Hof unerschütterlich auf russischer Seite steht, weiß freilich Jedermann. Aber über die Politik des Fürsten

Bismarck laufen die wunderlichsten Versionen um. Es wird sogar geglaubt, daß er den englisch-russischen Krieg gewünscht hätte, und zwar keineswegs mit dem glühenden Wunsch, Rußland siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen zu sehen. Wir werden dem Leser am Schlusse ein solches Berliner Stimmungsbild vorführen; auch bezüglich der auswärtigen Politik beginnt man dem Stern des Kanzlers zu mißtrauen.

Außerhalb der freiwillig und unfreiwillig officiellen Reihen fängt überhaupt der Kampf der alten Parteien zu erlahmen und ein Meinungsstreit neuer Art zu entbrennen an. Man kann sich die Entwicklung so vorstellen: die Eine Partei sagt, sie verstehe die wirthschaftliche Politik des Kanzlers nicht mehr; die zweite sagt, sie verstehe seine auswärtige Politik nicht mehr; die dritte sagt, sie habe von vornherein beides nicht verstanden. Wenn man bis dahin von dem Chaos in der Reichs- und Landesregierung gesprochen hat, so bemächtigt sich jetzt das Chaos auch der stärksten Reichsgeister. Man reibt sich die Augen wie nach einem ausgeschlafenen Champagner-Rausche; man sieht sich verwundert um und findet Alles anders, als es im Taumel des Uebermuthes auszusehen schien. Am besten sind jetzt in der That die daran, welche von dem Kelche nie getrunken haben.

Aber die Reihenfolge der Enttäuschungen ist noch nicht am Ende. Schon erhebt sich der Ruf derjenigen, welche sagen: sie verstehen auch die kirchliche Politik des Fürsten Bismarck nicht mehr. Und zwar bezieht sich der Ruf nicht etwa auf den „Culturkampf" als solchen, sondern zunächst auf die Wirren in der protestantischen Landeskirche Preußens. Der „Culturkampf" im engern Sinne geht ungestört in Justiz und Administration die grausamen Wege, welche ihm durch die Ausnahme-Gesetze seit 1872 gewiesen sind. Was wir aber über die Krisis in der protestantischen Kirchenregierung vor drei Wochen geschrieben haben[1]), hat sich unerwartet schnell

1) Histor.-polit. Blätter Heft 9 vom 1. Mai S. 708 ff.

erfüllt. Der Cultusminister Dr. Falk hatte sich an einer entschiedenen Willensmeinung des Kaisers gestoßen und er hatte seine Entlassung gefordert. Es ist nur anderweitigen plötzlichen Zwischenfällen zu danken, wenn dieses Ereigniß augenblicklich nicht jenes Aufsehen erregte, welches unter andern Umständen deßfalls entstanden wäre.

So viel ist gewiß, daß Herr Dr. Falk wirklich gegangen wäre, wenn es nicht der feste Wille des Fürsten Bismarck gewesen wäre, ihn zu halten. Daß mit dem Namen dieses Cultusministers das kirchen-politische System von 1872 in seiner Gesammtheit stehe und falle, darüber war bis jetzt Jedermann einig, wie auch darüber, daß er an dem Fürsten Bismarck seine feste Stütze habe. Wäre dieß auf einmal nicht mehr der Fall gewesen, so hätte Jedermann gewußt, daß der Reichskanzler endlich den ganzen „Culturkampf" satt habe. Da nun Hr. Dr. Falk doch wieder bleibt, so ist damit der Beweis geliefert, daß das System vorerst nur auf der protestantisch-landeskirchlichen Seite einen Stoß erfahren hat. Dem definitiven Rücktritt des Oberkirchenraths-Präsidenten Dr. Herrmann ist das Entlassungsgesuch des Cultusministers wirklich auf dem Fuße gefolgt; aber er bleibt vorerst dennoch, weil Fürst Bismarck sagt: daß er für den „katholischen Culturkampf" noch nicht zu entbehren sei.

Die Ernennung eines neuen Präsidenten des Oberkirchenraths ist jedenfalls eine Schwergeburt gewesen; aber es ist zweifelhaft, ob schon dadurch das Entlassungsgesuch des Hrn. Dr. Falk veranlaßt war. Nach anderen Angaben ist die Krisis erst auf die Spitze getrieben worden, weil der Kaiser als Oberbischof der Landeskirche die vom Oberkirchenrath im Einverständniß des Cultusministers vorzuschlagende Liste der vom Kaiser zu ernennenden Mitglieder der eben versammelten Provincialsynoden total umgeändert habe. Der Minister schlug liberal gefärbte Persönlichkeiten vor; diese habe der Kaiser gestrichen, und orthodox verläßige Männer an die Stelle gesetzt, ja Einen derselben auch in den Oberkirchen-

rath einschieben wollen. Auffallend ist es allerdings, daß die liberalen Organe den neu ernannten Präsidenten des Oberkirchenraths anfangs ziemlich bagatellmäßig passiren ließen als einen farblosen Bureaumann, und daß sie ihn erst dann kohlschwarz anstrichen, als das Portefeuille des Hrn. Dr. Falk bedroht erschien.

Herr Dr. Hermes soll, wie nun berichtet wurde, bisher schon den Antipoden seines frühern Vorgesetzten, des mit Pension entlassenen Oberkirchenraths-Präsidenten, gespielt haben. Ja, man machte die Entdeckung, daß er bereits der stete Intimus des Cultusministers von Mühler gewesen sei, den der Liberalismus als die Incarnation der kirchlichen Reaktion auf protestantischem Gebiet bis in den Tod verfolgt hat. Hiernach würden die Stützen des Vorgängers in der obersten landeskirchlichen Behörde nunmehr die Gegner und Maßregelungs-Objekte des Nachfolgers seyn, und hätte derselbe die Mission, mit den drei Parteien der Confessionellen, der positiven Unionisten und des rechten Flügels der „Mittelpartei" die Landeskirche nun zu Schutz und Trutz gegen den „Protestantenverein" zu regieren. Diesem Programm würde allerdings die Farbe der eben versammelten Provincial-Synoden entsprechen, deren Mehrheit, mit einer einzigen Ausnahme, ganz überwiegend der Coalition der drei erstgenannten Parteien angehört.

Kurz, man sieht in Berlin die schwärzeste protestantisch-kirchliche Reaktion im Anzuge; ja, man sagt sich: „der Wechsel im Präsidium des Oberkirchenraths bedeute für die evangelische Landeskirche Preußens einen in's Deutsche übersetzten 16. Mai." Nun wird man zwar dem kaiserlichen Oberbischof nicht wie einem armseligen Präsidenten der französischen Republik die Alternative stellen können: „Sich unterwerfen oder abgehen". Aber gewaltige Kämpfe wird es geben, wenn man die unter dem bisherigen Kirchen-Regiment rand- und bandlos gewordenen Geister von oben herab disciplniren will. Man hat da alles, was kirchliche Autorität heißt, selber

mit gehässigem Widerwillen behandelt und sich dagegen aufgebäumt, und so mußte dieser Autorität auf protestantischem Gebiet der feste Boden mit Nothwendigkeit vollends weggezogen werden. Wir möchten keineswegs dafür stehen, wer als Sieger aus dem bevorstehenden Kampfe hervorgehen wird, der überdieß eine Halbheit ist und bleibt, solange man Hrn. Dr. Falk immer noch als unentbehrlich erachtet zur Verwendung gegen die Katholiken. Aber es ist so: der „Culturkampf" soll einstweilen auf Einem Bein marschiren.

Nicht unwichtig ist es indeß, die Thatsache zu constatiren, daß Herr Dr. Falk seine Entlassung bereits vor oder jedenfalls gleich nach dem unheilvollen Attentat auf den Kaiser gegeben hat, und daß dieser Schritt insbesondere nicht in Verbindung stand mit der bekannten Anrede des Kaisers an die Minister anläßlich des Attentats, wie im ersten Moment mehrfach angenommen wurde. Als nämlich die Staatsminister glückwünschend im kaiserlichen Palais erschienen, erwiderte der greise Monarch, indem er auf die „staatsfeindlichen Richtungen von 1848" hinwies, unter Anderm: „Jetzt wiederum und in erhöhtem Maße sei es Aufgabe der Regierung dahin zu wirken, daß die revolutionären Elemente nicht die Oberhand gewinnen; jeder Minister müsse das Seinige dazu thun; insbesondere komme es darauf an, daß dem Volke nicht die Religion verloren gehe; dieß zu verhüten, sei jetzt die hauptsächlichste Aufgabe."

Das war allerdings deutlich gesprochen. Aber Kaiser Wilhelm hat das nicht etwa jetzt zum ersten Male gesagt. Er hat sich vielmehr seit mehreren Jahren wiederholt und öffentlich in demselben Sinne ausgesprochen. Wir haben derlei Aeußerungen erst kürzlich zu guter Stunde in diesen Blättern gesammelt, und insbesondere die eingehende Rede von Benrath am Rhein angeführt[1]), worin der Kaiser namentlich auf die Pflichten des Cultusdepartements bezüglich

1) A. a. O. S. 717 ff.

der Schule hinwies. Trotz dieser kaiserlichen Meinungsäußerungen konnte aber Hr. Falk fortregieren, als wenn das Alles ihn gar nichts anginge. Es ist daher auch nicht abzusehen, warum das neueste kaiserliche Wort ihn jetzt plötzlich aus dem Sattel gehoben haben sollte. Es müssen vielmehr ganz confrete Friktionen gewesen seyn, welche es ihm räthlich erscheinen ließen, seinen liberalen Ruf dadurch in Sicherheit zu bringen und sich möglicher Weise zu conserviren für andern Wind und bessere Zeiten, daß er wenigstens seine Entlassung gab. Ob er nun, an der Hand des Reichskanzlers zurückgeführt, wirklich auch wieder befestigt seyn wird, muß die Zukunft lehren.

Jedenfalls hätte aber der Minister, welcher bei den Ausnahme-Gesetzen gegen die Katholiken zu Gevatter gestanden ist, am wenigsten Bedenken tragen können, auch dem Ausnahme-Gesetz zuzustimmen, welches die Regierung gegen die Socialdemokraten beim Reichstag eingebracht hat. Auch das ist nämlich dem dimissionirenden Minister von den untröstlichen Liberalen bereitwillig nachgerühmt worden; allerdings unverdient. Wenn die Socialdemokraten in Acht und Aberacht erklärt und außerhalb des Gesetzes gestellt werden sollten, so ist dieß im Wesentlichen nichts Anderes, als was Herr Dr. Falk über die Jesuiten verfügt hat und gegen andere katholischen Orden, über die der Bundesrath fortwährend das Damoklesschwert in der Hand hält. Es waren andere Gründe, welche dem Minister vorübergehend die Ueberzeugung aufdrängten, daß er zu den neuen Männern in der preußischen Regierung denn doch nicht mehr passe, und welche ihm riethen die Probe zu wagen, ob denn auch Fürst Bismarck nicht mehr der alte sei.

Allerdings — und das hätte auch einen Minister des „Culturkampfs" bedenklich machen können — hatte sich bei den liberalen Parteien sogar der Verdacht erhoben, daß das vorgeschlagene Noth- und Ausnahme-Gesetz gegen die Social-Demokratie auch noch den hauptsächlichen Zweck habe, ihnen

und ihrer Mehrheit in der Reichsvertretung ein Bein zu stellen. Sie sollten entweder durch ihre Zustimmung zu der Vorlage der Verläugnung ihrer Principien die Krone aufsetzen und sich in der öffentlichen Meinung lächerlich machen, oder sie sollten durch die Ablehnung ein neues Motiv für die Auflösung des Reichstags und eine populäre Empfehlung für Candidaten à la Knobloch bei den Neuwahlen liefern. Schutzzölle für die Einen, Bändigung der Eigenthums-Feinde für die Anderen, vielleicht sogar Neigung zur Herstellung des Kirchenfriedens für die Dritten: das wären drei Schlagworte, die doch wohl wie Bomben in die bisherige Partei-Gruppirung bei den Neuwahlen hineinfallen und dieselbe in Atome zersprengen würden. Kurz, die Liberalen sahen den Tabak auch hinter dem Socialisten-Gesetz lauern.

Das vorgeschlagene Gesetz selbst ist wie ein Blitz von heiterem Himmel in den Reichstag gefallen. Auch vor dem blödesten Auge haftete ihm vor Allem der Fehler an, daß es durch den begierig ergriffenen und zum Zuschlagen benützten Anlaß nicht gerechtfertigt erschien. Man mag von der Socialdemokratie denken wie man will, das Attentat auf den Kaiser konnte man ihr nicht in die Schuhe schieben. Der Verbrecher war ein total verkommenes Individuum, wie es deren auch vor der socialistischen Bewegung gegeben hat, und um sich wichtig zu machen, suchte er sich den Parteien des Tages, bald dieser bald jener, anzugliedern. Allerdings hat der Kaiser zu der Studenten-Deputation mit Recht gesagt: „Freilich, wenn wir von Gott abgehen, wenn wir den Boden der christlichen Religion verlassen, dann sind solche Thaten kein Wunder." Aber das, was der Kaiser als das Grundübel bezeichnet, geschieht ja nicht bloß von den Socialdemokraten; es geschah vor ihnen und geschieht bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinauf, denen eben nur die gemeine Lebens-Praxis der eigenen Doktrin nicht gefallen will.

Gegenüber dem Verlangen der Regierung, ein Ausnahme- und Nothgesetz gegen die Socialdemokratie bewilligt

zu erhalten, befand sich der Liberalismus auch wirklich in einer sehr unangenehmen Klemme. Die Gefahr ließ sich nicht läugnen; welche Heilmittel wollte man aber sonst vorschlagen, wenn es nicht das willkürliche Ermessen und Zugreifen der Polizeigewalt seyn sollte? Die Frage kann derjenige beantworten, der das Christenthum zur Grundlage seiner Politik macht; aber Niemand kann sie beantworten, der die Omnipotenz des Staats an die Stelle der göttlichen Versehung gesetzt und dem Einfluß der Kirche auf die Gesellschaft den gesetzlichen Krieg gemacht hat. Darum konnte die Regierung vom Standpunkt ihrer bisherigen Politik auch in der That auf andere Mittel und Wege, um die Gefahren der Socialdemokratie abzuwehren, nicht verfallen als auf die Mittel der Gewalt und der unbeschränkten Polizeimacht. Und darum befand sich auch der Liberalismus gegenüber dem Vorschlag in außerordentlich beklemmender Lage, weil er sich innerlich gestehen mußte, daß er andere als äußerliche Coercitivmittel wirklich auch selber nicht anzugeben wisse, obschon es ihn auf's Höchste genire, über eine große und sogar im Reichstage vertretene Partei, welche überdieß die Paternitätsklage gegen ihn erheben könnte, jetzt plötzlich die Suspension der gesetzlichen und verfassungsmäßigen Rechte, kurz, mitten im Frieden den Belagerungs-Zustand zu verhängen.

Wir möchten wohl wissen, wie die Regierung gegen das bedrohliche Vordringen der Socialdemokratie dann Stellung genommen haben würde, wenn das Attentat des Elenden nicht stattgefunden hätte. Bis zum Tage des 11. Mai hat wenigstens nirgend auch nur das leiseste Symptom verlautet, daß an eine solche Aufgabe gedacht werde. Das Preß- und Strafgesetz forderte mit jedem Tage mehr Opfer aus den Reihen der Socialdemokratie, wie man andererseits mit den Maßregeln des „Culturkampfs“ gegen die Katholiken die Hände voll zu thun hatte; aber Niemand hatte eine Ahnung davon, daß die Regierung die gesetzlichen Mittel unzureichend finde, um sich des Socialismus zu erwehren. Erst das

Attentat scheint ihr eine plötzliche Erleuchtung gebracht zu haben; und so gesteht die Regierung also jetzt thatsächlich zu, daß ohne das Attentat durch die Schuld ihrer Versäumnisse die Gesellschaft dem Umsturze preisgegeben gewesen wäre.

Die preußische Regierung besteht nun zum Theil aus neuen Männern und die Krisis, welche Hr. Dr. Falk zu bestehen hatte, beweist jedenfalls, daß er sich Anderen zu accomodiren haben wird, und nicht Andere ihm. Von den neuen Männern hat man mit Recht erwartet, daß sie die Früchte der bisherigen inneren Politik ernsthaft und unabhängig prüfen würden, ob es denn länger so fortgehen könne und nicht anders werden müsse. Auf dem Wege einer solchen Prüfung wären sie aber schwerlich darauf verfallen ein Ausnahme- und Nothstands-Gesetz zu beantragen, um innerhalb drei Jahren mit der Socialdemokratie fertig zu werden, wie es in den Motiven wörtlich heißt. Der Gedanke ist so charakteristisch, daß man sofort auf den Kopf räth, aus dem er allein entsprungen seyn kann. Der Zorn ist aber überhaupt kein guter Rathgeber. Im vorliegenden Falle tritt er unfraglich der ernsten Erwägung dessen hindernd in den Weg, was wirklich nothwendig ist, um in Staat und Gesellschaft wieder zu gesunderen Zuständen zu gelangen. Ja, es gewinnt den Anschein, daß der Urheber des Vorschlags, wie die Polizei in drei Jahren mit der Socialdemokratie fertig werden könne — die Gelegenheit des Attentats gerade deßhalb beim Schopf ergriffen habe, um so auf die wohlfeilste Weise aller weiteren Erwägungen und Zumuthungen ledig zu werden, daß die Dinge denn doch nicht so fortgehen könnten wie bisher. Man bittet sich einen andern Discurs aus und beauftragt im Uebrigen die Polizei!

„Druckschriften und Vereine, welche die Ziele der Socialdemokratie verfolgen, können von dem Bundesrath verboten werden.“ Man wird an ein anderes ab irato beschlossenes Gesetz erinnert, welches dem hohen Bundesrath eine ähnliche fakultative Befugniß verleiht: gegen die Orden der katho-

lischen Kirche. Nun sollte diese hohe Körperschaft, in welcher die Souveraine der Einzelstaaten durch ihre Bevollmächtigten stimmen, noch förmlich zur obersten Polizeibehörde gemacht und dadurch mit der „Rettung der Gesellschaft“ betraut werden. Es ist oft schon auf die enge Wahlverwandtschaft zwischen der neupreußischen Politik und der des ehemaligen napoleonischen Kaiserreichs aufmerksam gemacht worden; das vorgeschlagene Gesetz würde die Analogie vollständig gemacht haben, nicht ohne Aussicht auf einen ähnlichen Ausgang der Gesellschafts-Rettung.

Als dem Reichstag vor ein paar Jahren der sogenannte Kautschuk-Paragraph 20 im Preßgesetz-Entwurf und 130 bei der Strafgesetz-Novelle zugemuthet wurde, da hat er sich fast einstimmig geweigert, dem unabhängigen Richter eine solche Befugniß zu ertheilen. Jetzt kehrte der Inhalt des Paragraphs wieder, allerdings wörtlich auf die Social-Demokratie beschränkt; aber Kautschuk war es doch, und zur Exekution sollte er jetzt ohne Urtheil und Recht der höhern und niedern Polizei überwiesen werden. Der Respekt vor dem Reichstag mußte in der That sehr gesunken oder es mußte darauf angelegt seyn ihn in die Luft zu sprengen, daß man ihm Solches bieten kann. Inzwischen kommen den Reichsboten die Stimmungen von außen weitaus nicht mehr so entgegen wie früher, und mancher mochte sich fragen, ob er unter den veränderten Umständen mehr von oben oder von unten zu besorgen habe.

Wer sich die öffentliche Meinung hier in Berlin noch vor drei und vier Jahren angesehen hat, und jetzt wieder mit prüfendem Blicke sich umschaut, der wird staunen über den unglaublichen Umschlag der Stimmung, der inzwischen eingetreten ist. Die verdrießlichste Unbehaglichkeit ist ganz allgemein durch alle Schichten verbreitet. Von dem frühern Vertrauen zum Reichskanzler wie zu einer göttlichen Versehung, die für Preußen und das Reich schon Alles recht machen werde, ist kaum mehr eine Spur vorhanden. Bei

dem skeptischen Achselzucken ist es selbst bei den entschiedensten „Reichsfreunden" schon zu lauten Aeußerungen der Unzufriedenheit gekommen. Man entdeckt plötzlich in der innern und äußern Politik eine Reihe von Mißgriffen und Fehlern, in welchen bockbeinig verharrt werde, obwohl die Folgen in den unerträglich gewordenen Zuständen für jeden Sehenden handgreiflich vor Augen lägen.

Wenn der Kanzler in den bisherigen Bahnen fortwandeln, oder bloß etwa da und dort einen Sprung rückwärts oder seitwärts aus der Verlegenheit machen will, dann mag er einen willfährigen Reichstag haben oder nicht, das Chaos wird allgemein werden und an den kaleidoskopischen Bildern aus der Regierungsregion wird Jedermann satt haben. Aus den freiwillig oder unfreiwillig ministeriellen Organen und den Blättern der nahestehenden Parteien empfängt man freilich keine richtige Vorstellung von der Lage der Dinge. Man muß sich unter den unabhängigen Organen des Berliner Liberalismus, die auch unter keinem andern Partei-Commando stehen, genauer umsehen, und ein solches Organ haben wir in der Berliner „Deutschen Union" gefunden, aus dem sich ersehen läßt, welche Sprache in der Reichshauptstadt sich bereits hören lassen darf.

Das Blatt bringt in seiner Nummer vom 17. Mai einen Artikel unter der Ueberschrift: „Die Quelle aller Unruhe". Es schildert die herrschende Mißstimmung über die unsichere Lage nach außen, bei der stets der Krieg in Sicht sei; über die Wirthschaftspolitik, von der Niemand wisse, wohin sie steuere; über den Culturkampf, dessen Ende nicht abzusehen sei; über die ungeordneten Steuerverhältnisse bei dem vorhandenen Nothstand; über den jährlich anwachsenden Militär-Apparat, dessen Zwecke mit bangen Sorgen erfüllen müßten. Sodann fährt das Blatt fort wie folgt:

„Wir wollen von der Quelle sprechen, aus der diese Unruhe, oder die sie erzeugenden Dinge fließen. Doch möchten wir, indem wir sie bezeichnen, von vorn herein jedes Mißverständniß

abwehren. Aus einer Quelle kann das reinste Wasser fließen, und doch trübt sich dieses im weiteren Laufe des Stromes. Ein Mensch kann das Beste wollen und doch seine Handlungen schließlich in Verderben umschlagen sehen. Mephistopheles nennt sich beim Dichter „einen Theil jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Wir sagen von unserem leitenden Staatsmanne, dem ersten Europa's, das Gegentheil; er hat stets das Beste gewollt und nicht immer Gutes geschafft. Und wäre es weiter nichts, als daß er durch seine großen Erfolge unreine Geister entfesselt, das Mißtrauen und den Neid seiner Gegner im Innern und außerhalb hervorgerufen hat, so haben diese schlimmen Geister doch eine Macht erlangt, die schwer auf unserer Zeit lastet. Unsere deutschen Kriege, vielleicht die gerechtesten der Welt, haben eine neue Aera kriegerischer Besorgnisse und Ereignisse eingeleitet. Indem wir, und sicherlich kraft bestehenden und alten Völkerrechtes, das Eroberungs- und Beuterecht neu proklamirt und in Ausübung gebracht haben, ist in andere Nationen oder deren Leiter die Eifersucht, die Mißgunst, Rivalität und Revanche hineingeworfen, die sobald nicht aufhören werden, den Himmel mit Gewitterwolken zu überziehen, die vor der Entladung stehen, sobald selbst die jetzt brennende Frage im Osten friedlich gelöst werden sollte. Die Erfolge unserer Kriege haben uns groß gemacht, aber nicht glücklich. Der Genuß dieser Erfolge wird uns verkümmert durch die allgemein verbreitete Unruhe und Unsicherheit. Wie das Nessushemde des Herkules versengen uns unsere glorreichen Siege."

„Zu den Besorgnissen vor der kriegerischen Zukunft, vor dem weiteren Verlaufe der orientalischen Frage, die Rußland im Vertrauen auf uns und auf seine guten Dienste für uns glaubt aufwerfen zu dürfen, vor den Revanche-Versuchen der Besiegten von 1870, oder den Vergeltungs-Versuchen anderer Neider, kommen die trüben Erscheinungen, die die Bismarck'sche Politik im Innern bei uns im Gefolge gehabt hat. Der religiöse Zwiespalt zwischen Bürgern desselben Staats hat sich unmittelaar an die Gründung des Reiches geheftet. Der allgemeine wirthschaftliche Nothstand hat sich eben so unmittelbar an das Ende der Milliarden-Epoche angeschlossen. Man würde trotzdem beruhigter in die Zukunft schauen, wenn nicht eben der Name Bismarck für das Ausland

ominös wäre, und wenn seine innere Politik mehr Bürgschaft für geordnetere und befestigtere Verhältnisse gäbe. Diese Politik erhält die allgemeine Unruhe fortwährend aufrecht. Man weiß nicht, wohin sie steuert. Wir hören von großen Reform-Plänen auf verschiedenen Gebieten, aber kein bestimmtes Programm, bis dann das Tabaksmonopol als ein Lebens-Elixir für das deutsche Reich angepriesen wird, um sofort von der großen Majorität des deutschen Parlaments als ungenießbar weggeschüttet zu werden. Wir sehen die Regierung ohne Fühlung mit der Volksvertretung operiren. Vor wenigen Wochen wird mit pomphaften Worten von der ‚Prov.-Korresp.' ein ganz neues wirthschaftliches Programm, ein vollständiger Bruch mit der Handelspolitik Delbrück's und Camphausen's, signalisirt. Schon heute scheint die Sache eingeschlafen. Vor etwas längerer Zeit wurde viel von einer Reorganisation der Reichsverwaltung gesprochen, von verantwortlichen Ministern im Reiche und in Preußen, von einer parlamentarischen Regierung. Nichts ist von Alledem übrig geblieben, als ein deutscher Vize-Kanzler und ein neuer preußischer Ministerpräsident. Alles bleibt in der Schwebe. Große Ansätze und keine Reform. Das muß in seiner Verbindung die allgemeine Unruhe erhalten."

„Fürst Bismarck duldet keine Männer neben sich, die einen eigenen Willen und eigene Ueberzeugung in ihr Amt mitbringen; er ist eifersüchtig auf seine Verantwortlichkeit und Macht, und stößt jeden selbstständigen Kollegen als kecken Eindringling aus seinem Umkreise. Und wie handhabt er selber das Regierungs-Monopol? Herumtappend, unsicher, experimentirend. Wie soll da das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens zur Zukunft in die Gemüther zurückkehren? Das Volk will endlich sein wirthschaftliches, sein handels- und finanzpolitisches Programm auf das Banner der Regierung geschrieben sehen. Das Volk will vor Allem den Frieden nach außerhalb und keinen ‚Krieg in Sicht' mehr. Wie groß auch die Verdienste des deutschen Staatsmannes in dem jetzigen Kriege sein mögen, um von der Schwelle des Vaterlandes denselben abzuhalten — an seinen Namen knüpft sich nun einmal, innerhalb und außerhalb des Reiches, die Furcht vor neuen Verwickelungen. Was erleben wir denn jedes Mal, wenn Fürst Bismarck Miene macht, abzudanken?

Man athmet auf. Er gilt nun einmal, gewiß mit Unrecht, aber doch in der Meinung der Leute, als eine beständige Drohung für den europäischen Frieden. Man fürchtet ihn, man beugt sich vor ihm in unfreiwilliger Huldigung, und schneidet sofort schadenfroh kichernd ihm eine Grimasse nach, wenn die Rede von seiner Demission ist. Es giebt kaum ein Land, wo nicht vor einem Jahre, als der Demissionsgedanke ernst zu werden schien, die öffentliche Meinung sich dahin aussprach: ‚Der große Störenfried ist gottlob gegangen, laßt uns tanzen und springen und guter Dinge seyn.' Des Kanzlers Beschäftigung, sagte man, sei täglich keine andere gewesen, als Rußland zum Kriege zu drängen und mit Frankreich Händel anzufangen. Das sind elende Verdächtigungen; aber indem sie herrschend geworden sind, bilden sie eine gefährliche, eine den Frieden Europa's bedrohende Macht, gerade so wie der Name Bismarck hinderlich ist für eine Wiederherstellung des Friedens zwischen Staat und Kirche, und für die Schaffung eines harmonischen, gesunden, durch keine persönlichen Reminiscenzen gestörten Verhältnisses zwischen Regierung und Volk."

„Man fragt wohl mit Recht, ob Fürst Bismarck nicht das Opfer seiner selbst dem Vaterlande schuldig wäre. Man sagt, der Kaiser halte ihn. Wir meinen, dem Kaiser wäre für seinen Lebensabend die größte Ruhe und Schonung zu gönnen, und diese wird ihm ganz kommen, wenn das Volk wieder ruhiger seyn kann, indem die Quelle aller Unruhe verstopft ist, und wenn normale Zustände es selbst unmöglich machen, daß ein Fanatiker sich findet, dem die Lebensnoth den Kopf verwirrt und den sie zum Verbrecher macht."

Wir können bezeugen, daß diese Darstellung der Lage und Stimmung, abgesehen von den Schmeicheleien für den Reichskanzler, unseren Wahrnehmungen und der Wahrheit vollständig entspricht. Aber was soll erst dann werden, wenn Er einmal nicht mehr da wäre?

LXI.

Letztes Wort zur bayerischen Fraktions-Differenz.

Bemerkungen zu den „kritischen Bemerkungen" zum Landtag 1877/78 im „Regensburger Morgenblatte" Nr. 95 bis 101.

Es ist ein offenes Geheimniß, daß die genannten „kritischen Bemerkungen" aus der Feder des Landtagsabgeordneten kommen, welcher den Austritt aus der bayerisch-patriotischen Fraktion eröffnet hat, und daß sie die lange vorher verkündete geharnischte Antwort auf den den bayerischen Landtag betreffenden Artikel der „Historisch-politischen Blätter" darstellen sollen. Dessenungeachtet finden wir es angezeigt, die Person des Herrn Kritikers nur in wenigen Punkten, wo es die objektive Wahrheit absolut erheischt, zu berühren.

1) Die „kritischen Bemerkungen" behaupten: „Von einem Bruchtheile der bayerisch-patriotischen Partei trennt sie (die Minister) die religiöse Frage." Soll damit gesagt seyn, daß nur die religiöse Frage einen Theil der Partei vom Ministerium trenne, so ist das nicht richtig, da die wichtigsten politischen Fragen, insbesondere die der Stellung zum Reiche, als trennende vorliegen.

2) Als Programm der bayerisch-patriotischen Partei ist in den „kritischen Bemerkungen" bezeichnet: „eine Aenderung des Systems und der Träger desselben um jeden Preis herbeizuführen. Dafür zu wirken, gelobte Jeder der 79 seinen Wählern." Woher der Verfasser der „kritischen Bemerkungen" das nur weiß? Schreiber dieser Zeilen und verschiedene Andere der 79 haben ein solches Gelöbniß nicht gemacht, und würden sich schon mit Rücksicht auf den Abgeordneten-Eid zu einer Opposition „um jeden Preis" nicht herbeigelassen haben. Das Programm, welches

Verfasser dieses stillschweigend als den Willen seiner Wähler acceptirt hat, besteht in dem Eintreten für die Rechte der Kirche überhaupt, insbesondere aber auf dem Gebiete der Schule, in Bekämpfung des herrschenden liberalen Systems mit allen moralisch erlaubten Mitteln und speciell in Erreichung eines bessern Landtags-Wahlgesetzes. In diesem Programme war als selbstverständlich inbegriffen, die Ersetzung des jetzigen Gesammtministeriums durch ein Ministerium des Programms herbeizuführen. Eine Beseitigung einzelner Minister *bei Fortdauer des Systems* war weder verlangt, noch ausgeschlossen, im Ganzen indifferent, weil eine wesentliche Besserung dadurch nicht herbeigeführt würde, wie denn auch schon acht Einzel-Ministerveränderungen durch in der Sache gelegene Angriffe der bayerisch-patriotischen Partei gegen dieselben herbeigeführt wurden, ohne daß dadurch eine Aenderung im Wesen des Systems eintrat.

Wir haben oben auf den Abgeordneten-Eid uns bezogen, und sehen uns vermüssigt, dessen Bedeutung und Tragweite in Bezug auf das zu erläutern, was hienach ein Abgeordneter thun und nicht thun kann, insbesondere gegenüber den landläufigen Anforderungen an die patriotische Partei, diesem Ministerium die Steuern oder neue Gesetze oder besondere Ausgabeposten schlechthin zu verweigern. Es wird daraus und aus den in den „kritischen Bemerkungen" hervorgehobenen, im Einzelnen noch zu behandelnden Vorkommnissen sich ergeben, daß die als „mattherzig", „ministeriell", als Abtrünnige und faule Aepfel bezeichneten Abgeordneten lediglich nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung ohne jegliche Nebenabsicht gehandelt haben, und daß der Verfasser der „kritischen Bemerkungen" nicht befugt ist, ihnen solche Absichten zu unterstellen, so wenig als es uns in den Sinn kömmt anzunehmen, als ob die anderen Mitglieder nicht nach ihrem Gewissen gehandelt hätten, nachdem es keinem Zweifel unterliegen kann, daß über die Nothwendigkeit oder Ersprießlichkeit einer Budget-Ausgabe oder eines neuen Gesetzes die Ueberzeugung der einzelnen Männer eine verschiedene seyn könne und häufig auch ist.

Der Abgeordneten-Eid lautet: „Ich schwöre Treue dem Könige, Gehorsam dem Gesetze, Beobachtung und Aufrechthaltung der Staatsverfassung und in der Ständeversammlung des ganzen

Landes allgemeines Wohl und Beste ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Classen nach meiner inneren Ueberzeugung zu berathen, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium." Sehen wir nun zunächst nach, was die zu beobachtende und aufrecht zu erhaltende Staatsverfassung bezüglich des Budgetsrechtes sagt: In der allgemeinen Einleitung ist dem Landtage das Recht des Beirathes, der Zustimmung, Willigung, der Wünsche und Beschwerdeführung wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte beigelegt. Aus diesem allgemeinen Satze läßt sich indeß nichts deduciren, da im Titel VII der Verfassungsurkunde seine Bedeutung genauer bestimmt ist und in diesem Titel §. 1 ausdrücklich gesagt ist: „Die beiden Kammern können nur über jene Gegenstände in Berathung treten, die in ihren Wirkungskreis gehören, welcher in den §§. 2 bis 19 näher bezeichnet ist." Es ist dieser Wirkungskreis durch spätere Verfassungsgesetze noch erweitert worden, das Recht die Steuern zu verweigern und Gesetzvorlagen lediglich aus dem Grunde abzulehnen, um ein mißliebiges Ministerium zu stürzen, befindet sich nicht darunter.

Bezüglich der Steuern sagen die erläuternden §§. 3, 4, 5, Abs. 1 und 9: „Der König erholt die Zustimmung der Stände zur Erhebung aller direkten Steuern, sowie zur Erhebung neuer indirekter Auflagen oder zu der Erhöhung oder Veränderung der bestehenden. Den Ständen wird daher nach ihrer Eröffnung die genaue Uebersicht des Staatsbedürfnisses, sowie der gesammten Staats-Einnahmen (Budget) vorgelegt werden, welche dieselbe durch einen Ausschuß prüfen und sodann über die zu erhebenden Steuern in Berathung treten. Die zur Deckung der ordentlichen beständigen und bestimmt vorherzusehenden Staatsausgaben, mit Einschluß der nothwendigen Reservefonds, erforderlichen direkten Steuern werden jedesmal auf sechs (nun zwei) Jahre bewilligt. *Die Stände können die Bewilligung der Steuern mit keiner Bedingung verbinden.*" Aus diesen Verfassungs-Bestimmungen folgert sich von selbst die verfassungsmäßige und eidlich gelobte Pflicht der Kammern, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Staatsausgaben, wie sie die Regierung vorlegt, zu prüfen, die nothwendigen absolut, die nützlichen mit Rücksicht auf die Steuerfähigkeit des Volkes anzuer-

kennen, die hienach sich ergebende Ausgabensumme mit jener der gleichfalls geprüften Einnahmensumme zu vergleichen und den Betrag, um welchen die Ausgaben die Einnahmen überschreiten, an Steuern, ohne Beifügung irgend einer Bedingung, also auch nicht der, daß der König ein anderes Ministerium berufe, zu bewilligen. Jedem Katholiken, der des Satzes seiner Sittenlehre, daß der Eid, welcher nicht auf Begehung einer Sünde gerichtet ist, bei Meidung einer schweren Sünde zur Haltung des eidlich Gelobten verpflichtet, eingedenk ist, kann von dem Mittel der theilweisen oder gänzlichen Steuerverweigerung, oder der Ablehnung eines nothwendigen, oder selbst eines nützlichen Ausgabepostens, wenn des letzteren Nützlichkeit durch die übermäßige Belastung des Volkes nicht wieder aufgewogen wird, absolut keinen Gebrauch machen. Der hie und da vernommene Satz: „was ich bewilligen kann, kann ich auch unbedingt verweigern", hat gegenüber den hier aufgeführten Verfassungs-Bestimmungen denselben Werth, wie der Satz hätte, daß der Zweck die Mittel heilige, oder daß, weil die Freiheit des Menschen darin besteht, daß er das Böse oder das Gute thun kann, ihm erlaubt sei, zu sündigen.

Gehen wir zu der Frage von den Gesetzesvorlagen über, so zeichnet der Abgeordneten-Eid, in der Ständeversammlung nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Beste 2c. nach innerer Ueberzeugung zu berathen, den klaren Weg vor, daß der Abgeordnete das Gesetz nach seinem Werthe für des Landes Wohl und Beste prüfe, und wenn er es für ersprießlich hält, dasselbe anzunehmen hat, wenn nicht, es zu verwerfen verpflichtet ist. Ueber die Verschiebung eines als ersprießlich erkannten Gesetzes auf spätere Zeit, werden wir uns da aussprechen, wo wir den „kritischen Bemerkungen" über das Verwaltungs-Gerichtshof-Gesetz begegnen.

Fragt man uns also, was haben wir für Mittel zur Beseitigung eines mißliebigen Ministeriums oder Systems, so können wir auf Grund der Verfassungsurkunde antworten: Bitte an den König im Wege der Adresse, was ohne Erfolg geschehen ist, Ministeranklage, (warum sie nicht erhoben wurde, können wir hier nicht auseinandersetzen und müssen nur die als „matt-

herzig" ꝛc. Bezeichneten dagegen verwahren, als ob sie daran Schuld seyen), Verweigerung aller Ausgaben und Gesetze, welche im Interesse des Systems verlangt werden, endlich Beschwerden wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte. Was in den beiden letzten Beziehungen geschehen konnte, hat die bayerisch-patriotische Partei einstimmig geleistet. Im Uebrigen ist die bayerische Verfassung nicht nach den Grundsätzen des sogen. constitutionellen Systems abgefaßt, und berechtigt deßhalb auch nicht zur Anwendung des letzteren.

3) Bezüglich der einzelnen Vorkommnisse, welche die „kritischen Bemerkungen" hervorgehoben haben, ist Folgendes zu erwidern:

a) Die Reform der Steuergesetzgebung ist allgemein, wiederholt und dringend von der bayerisch-patriotischen Partei verlangt worden, ausgeführt kann sie nur durch Regierungsvorlagen werden, die für's Jahr 1879 in Aussicht gestellt sind; des Herrn Kritikers Special-Reformvorschläge haben aber die Stimmen der „Mattherzigen" wie der Anderen für sich gehabt.

b) Bezüglich des Wahlgesetzes, für dessen Reform ja die 79 einig eingestanden sind, kann es doch kaum Jemanden entgehen, daß bei dem jetzigen Stand der Abgeordneten-Kammer ein neues Wahlgesetz nie die nothwendige zwei Drittel-Mehrheit erlangen wird, wenn nicht geradezu die wichtigsten Rechte eines großen Theiles des katholischen Volkes geopfert werden sollen. Diese Frage kann, so schwer es fällt, unter den jetzigen Verhältnissen nicht weiter in Betracht gezogen werden.

c) Unbegreiflich ist es, wie die „kritischen Bemerkungen" zu einem Tadel der bayerisch-patriotischen Partei oder einzelner Mitglieder derselben bezüglich deren Haltung beim Forst-Etat kommen, denn es ist darüber nicht nur ein Minister gegangen, sondern die bezügliche Partei hat einen vollständigen constitutionellen Sieg errungen. Die staatsrechtliche Frage bestand einfach darin, ob die Staatsregierung bei Aufstellung des Budgets einen speciellen Titel (Forstschule Aschaffenburg) in einen allgemeinen (forstlichen Unterricht) verwandeln könne und die Kammer nicht befugt sei, den speciellen Titel wieder herzustellen. Gerade die in den „kritischen Bemerkungen" als „mattherzig" ꝛc. Bezeichneten rekla-

mirten in klaren Worten das Recht des Landtages, und bestritten dem Ministerium das Recht, einseitig den hergebrachten Budget-Titel zu ändern und dadurch sich freiere Hand gegenüber dem Landtage zu verschaffen. Der neue Minister gestand unumwunden zu, daß das Ministerium das einseitige Aenderungsrecht nicht habe und die Kammer auf dem hergebrachten Titel zu bestehen befugt sei. Der Titel und die Forstschule Aschaffenburg blieb. Wenn der Kritiker etwa daran Anstoß nimmt, daß nach den Beschlüssen der Reichsrathskammer noch ein Specialtitel zur besonderen Ausbildung der höheren Forst-Techniker hinzukam, so ist das doch keine constitutionelle Frage mehr, sondern eine rein technische, über deren Werth oder Unwerth die Ansichten verschieden seyn können; dieselbe zu einer absoluten Oppositions-Frage aufzubauschen, mag in den Wünschen und Ansichten des Kritikers liegen, diese seine Ansicht aber anderen Männern als unbezweifelbare Wahrheit aufzudrängen, dazu ist er nicht befugt.

d) Daß die unbedingte Vergebung des Eisenbahn-Bedarfs im Submissionswege an den Wenigstnehmenden die beste sei, mag dem Kritiker auf platter Hand liegen, die Erfahrungen anderer Leute sprechen nicht dafür. Es wurden auch die Argumentationen und Behauptungen des liberalen Antragstellers theils von seinen eigenen Parteigenossen, theils vom Ministerium schlagend widerlegt. Hat denn der Kritiker vergessen, daß gerade von der bayerisch-patriotischen Partei die Vergebung der Militärverpflegung an den Wenigstnehmenden im Submissionswege wiederholt getadelt wurde?

e) Das „Vorhalten des Sündenspiegels" ist im höheren Maße geschehen, als sicheres Material dazu vorhanden war. Es ward übrigens von Niemand den „Extremen" verwehrt, wenn sie Material dazu hatten, noch ein Erkleckliches mehr zu leisten.

f) Die Regensburger Wahl konnte mit Recht nicht nochmals vernichtet werden, weil nur bei zwei Distrikten mit 12 Wahlmännern das Gesetz verletzt war, und diese 12 Wahlmänner bei der Hauptwahl nicht ausschlaggebend waren. Bei Schweinfurt lagen die Verhältnisse ganz anders.

g) Das Gesetz über den Verwaltungs-Gerichtshof ist nach dem Urtheile aller, welche die Verhältnisse und die Tragweite

des Gesetzes kennen, eines der besten, die je in Bayern zu Stande kamen, und war von der ganzen jetzigen Kammer im Antrage Baron Grießenbeck verlangt worden. Wir geben dem Kritiker darin Recht, daß das Gesetz noch um ein Jahr verschoben werden konnte, wenn dadurch das Ziel des patriotischen Programms zu erreichen gewesen wäre. Wer sagt ihm denn aber so gewiß, als er annimmt, daß dieses geschehen wäre? Wir wissen im Gegentheile gewiß, daß Ministerium und System geblieben, und höchstens an die Stelle des Einen Ministers sein Ersatzmann getreten wäre. Um eines solchen, das Wesen in nichts bessernden Erfolges willen ein wahrhaft gutes Gesetz abzulehnen, konnten die dafür Stimmenden einfach mit ihrem Gewissen und dem Abgeordneten-Eid nicht vereinbaren.

Mit der Wahrheit geradezu unvereinbar ist das, was der Kritiker wegen Vereinfachung der Verwaltung sagt. Denn Wesentliches ist schon im Gesetze selbst über die Regierungsvorlage hinaus erreicht worden, und noch wesentlich Weiteres vor dem in's Lebentreten des Gesetzes verlangt; und wenn einige noch weiter gehende Anträge des Referates fielen, so erfolgte dieses gerade durch das Entgegenstimmen der „Extremen". Wer mit dem Referenten für Zusammenlegung von Bezirksämtern und Kreisregierungen behufs Verminderung der Beamtenzahl sich aussprach, konnte doch unmöglich für den Antrag auf Abschaffung der Regierungs-Präsidien stimmen, welcher die Beibehaltung sämmtlicher Kreisregierungen ausdrücklich enthielt.

h) Ebenfalls den Thatsachen nicht entsprechend sind die Darstellungen bezüglich des Cultus-Etats. Ueber Veränderung des Ministerial-Etats, durch Abstrich eines Assessors die Mittel zu finden, um zwei verdiente Männer als Ministerialräthe zu besolden, kann man verschiedener Ansicht seyn. Nachdem aber der Minister selbst erklärte, daß er die Bewilligung als ein Vertrauensvotum nicht betrachten könne, eine Erhöhung des Etats nicht eintrat, das Cultusministerium weitere Beamtenstellen als im Ministerium selbst nicht zu besetzen hat, fanden es die dafür Stimmenden als eine außerhalb der Opposition gegen den Minister gelegene Billigkeit für die betreffenden Beamten, sie ihren Coäven in den andern Ministerien nicht nach-

zusetzen. Bei den Stipendien der Präparandenschulen wurde die vom Ministerium verlangte Summe nicht bewilligt, sondern nur der schon in der vorhergehenden Finanzperiode bewilligte Betrag, obgleich die Präparanden um die Hälfte sich vermehrt hatten.

Das Schullehrer-Seminar in Amberg wurde als ein katholisches mit Internat für die absolut erscheinenden Bedürfnisse des Kreises Oberpfalz und Regensburg, der allein noch von allen Kreisen Bayerns kein Lehrerseminar hatte und einstimmig für ein solches sich aussprach, bewilligt. Hat denn der Herr Kritiker vergessen, daß er demselben Ministerium weit größere Summen für Universitäten bewilligen wollte und daß er erklärt hat, er stimme deßwegen nicht für das Schullehrer-Seminar in Amberg, weil die patriotische Partei die Mittel für einen Anatomie-Neubau in Würzburg ablehnte, nachdem doch er dafür gesprochen hatte.

i) Die Miethzinse für die Minister- und Präsidenten-Wohnungen sind eine außerordentlich einfache Sache, in welcher der Herr Kritiker oft genug zum Worte kam. Der König hat das verfassungsmäßige Recht, Nachlässe zu gewähren, und die Kammern haben das Recht, zu beantragen, daß solche Einnahmen durch Nachlässe der Staatskasse nicht entgehen. Das Letztere haben sie gethan. Ob es darüber zu einem Conflikte kömmt, muß die Zukunft lehren.

k) Bezüglich der Dispositions-Fonds hat die patriotische Partei den Sieg errungen, den zu erringen sie in einer vollzähligen Versammlung beschlossen hatte. Der Beschluß lautete dahin, diese Fonds nur „zu Unterstützungen" verwenden zu lassen und vom Ministerium vertraulichen Nachweis der Verwendung zu verlangen. Wenn das Ministerium diesem Verlangen trotz seines anfänglichen Sträubens und Redens sich fügte, so gehört eine eigenthümliche Logik dazu, von einem Aufgeben der Opposition oder gar von einem ministeriellen Siege zu reden.

l) Vom außerordentlichen Militär-Credit will Kritiker gar nicht reden. Warum? Soll damit dessen Bewilligung als eine außerordentlich schlechte That bezeichnet werden? Wir wollen ihm einfach antworten: soweit der Credit bewilligt wurde, mußte er nach den Verträgen bewilligt werden und seine Nichtbewilligung hätte die Einmischung des Reiches zur Folge gehabt.

Zum Schlusse können wir dem Kritiker versichern, daß keines der von ihm angegriffenen Mitglieder anstehen wird, seinen Wählern Rechenschaft zu geben, und wenn seine Ueberzeugung mit den Ansichten der Wähler in der Mehrheit nicht mehr übereinstimmt, sein Mandat niederzulegen. Dagegen sind nach wie vor dieselben nicht gesonnen, den Anschauungen einzelner, die Politik des Pessimismus treibenden Mitglieder die zugemuthete Heerbann-Folge zu leisten, wenn diese auch fortfahren, durch ihre Zeitungsartikel vor und nach den Berathungen für sich Propaganda zu machen. Wenn die acht Ausgetretenen, und vielleicht noch einige dazu, eine eigene Fraktion bilden, kann das in der Sache nur nützlich seyn, weil dann hoffentlich in beiden Fraktionen der rechten Seite die Zeit nicht mehr mit erbitterten und nutzlosen Wortgefechten vergeudet wird.

Th. H.

LXII.

Die Katholiken in Persien.

(Eingesendet.)

Die furchtbaren Folgen des „Befreiungskrieges“ machen sich auch im gelobten Lande, und bis nach Persien in betrübendster Weise fühlbar! Die Einkünfte des Kirchenfürsten der Maroniten, Erzbischofs Mgr. Debs, deßgleichen des Apostol. Delegaten für Persien, Erzbischofs Mgr. Cluzel, reichen — bei der unerhörten Theuerung und der zum Theil gehemmten Zufuhr von dringenden Bedarfs-Gegenständen — kaum zur Hälfte hin, den Anforderungen ihrer Stellung gerecht zu werden.

Die Subventionen aus dem westlichen Europa nehmen empfindlich ab, die Bedürfnisse aber gewinnen jährlich an Ausdehnung, um der giftigen Schandpresse, die in Beyrut grassirt, sowie dem Golde der amerikanischen Methodisten entgegen wirken

zu können, welche das katholische Persien zu überschwemmen und den herrlichen Bau zu verwüsten drohen, den Mgr. Cluzel, unermüdlich im weiten Reiche pastorirend, mühevollst und segensreichst aufgeführt hat.

Seine günstige Stellung am Hofe zu Teheran zu behaupten, bedarf Mgr. Cluzel namhafter Unterstützung; die weiten Visitations-Reisen, welche zu Pferde und unter Mitführung der dringendsten Lebensbedürfnisse (da man unterwegs auf solche gar nicht zählen kann) vorgenommen werden müssen, erheischen sehr beträchtliche Auslagen; am gewichtigsten aber fällt die Sustentation von neuerlichen 40 Convertiten, Nestorianer-Priestern, in die Wagschale, die, nebst Familien, nun von den kargen (im J. 1876 sogar empfindlich geminderten) Subventionen des Apostolats erhalten werden müssen, die Obsorge ungerechnet für den mittellosen, einheimischen Klerus, vor Allem aber für die eifrigen, an Selbstverläugnung unübertrefflichen Mitarbeiter des erzbischöflichen Stuhles, sämmtlich dem P. P. Lazaristen-Orden angehörig! — Die Original-Briefe des verehrungswürdigen Herrn Delegaten (welche ich als erzbischöfl. Bevollmächtigter stets zur Einsicht bereit halte) weisen namentlich auf die unerschwinglich drückenden Mehrauslagen des laufenden Jahres hin. Doch werden sich gewiß wieder edle Wohlthäter finden, welche an den Herrn General-Procurator des P. P. Lazaristen-Ordens, Mgr. Mailly, Paris, Rue de Sèvres 95, ihre Liebesgaben einsenden dürften, von wo aus — als dem einzig vollkommen sicheren Wege — sie nach Teheran in circa 20 Tagen befördert werden. — Den Libanon betreffend, ist außer Obigem, die Entwerthung des „Kaimes" ein unaussprechlich drückender Faktor, dessen schmerzliches Gewicht täglich an die Herzen wohlwollender Christen appellirt! — **O. A. M. D. G.**

Wien, Mai 1878.

Commandeur des päpstlichen Ritter-Ordens St. Gregor des Großen,
Baron Erstenberg-Freyenthurn.

LXII.

Gegenwart und Zukunft der anglikanischen Kirche.

IV. Anglikanismus und Ritualismus.

In Folge des Kampfes der Parteien innerhalb der Staatskirche befindet sich diese Kirche heute in eine so gefährliche und kritische Lage versetzt, daß man sagen kann, dieselbe habe seit den Tagen ihrer Entstehung niemals eine ernstere Krisis zu bestehen gehabt als in der Gegenwart. Das weiß Jedermann innerhalb und außerhalb ihrer Gemeinschaft. Alle Parteien innerhalb der anglikanischen Kirche machen aus dieser Thatsache kein Hehl. Die Geistlichen, vom Curaten, der kaum die Ordination empfangen hat, bis hinauf zu den Inhabern der bischöflichen Stühle, den Primaten von ganz England und Erzbischof von Canterbury mit einbegriffen, wie Laien, vom einfachen Arbeiter bis hinauf zu den berühmtesten Staatsmännern, Disraeli nicht ausgenommen, sie alle betrachten diese Verhältnisse mit tiefer Besorgniß. Und was die außerhalb Stehenden betrifft, die an der Entwicklung der Krisis vielleicht ein noch größeres Interesse nehmen, als ihre eigenen Mitglieder, so glauben die Nonconformisten, die Dissenters, welche in dem englischen Staatskirchensystem die höchste Ungerechtigkeit erblicken, bereits den dumpfen Donner eines heranziehenden gewaltigen Ungewitters zu vernehmen, welches das stolze Gebäude der Nationalkirche hinwegfegen werde. Bereits werden aus ihrer Mitte Vorschläge gemacht, was für eine Politik beim Ein-

tritt dieser Eventualität verfolgt werden soll. Auch die Katholiken sehen auf die Entwickelung dieses Kampfes mit großer Spannung hin. Und sie haben offenbar eine größere Berechtigung hierzu als irgend jemand anderer. Denn in diesem Kampfe handelt es sich indirekt um sie, um ihren Glauben, um ihre Religion. „Unser Kampf gegen den Ritualismus“, schrieb einmal der „Rock“, ein ultraprotestantisches Blatt, „ist ein Kampf gegen Rom“[1]). Die katholische Kirche ist es ferner, für welche jetzt schon aus diesem Kampfe die größten Vortheile erwachsen: jetzt schon retten sich Viele, welche den Zusammensturz des morschen Gebäudes der Staatskirche fürchten, auf ihr sicheres Gebiet hinüber und, wenn einstens der Zusammensturz erfolgen wird, dann werden ganze Schaaren zu ihr übertreten.

Zum Verständniß und zur richtigen Würdigung des Kampfes ist es unbedingt nothwendig, daß man sich über das Wesen desselben einen klaren Begriff mache. Sollte man eine Definition davon geben, so könnte man sagen: Es ist der Kampf des anglikanischen Protestantismus gegen die katholisirende Partei innerhalb der englischen Staatskirche. Dieser Kampf ist schon alt; die Genesis desselben ist am Ende des 16. Jahrhunderts zu suchen.

Als Heinrich VIII. sein Land von der Obedienz des heil. Stuhles losriß, da handelte es sich für ihn durchaus nicht um die Ausrottung der katholischen Religion. Wohl hatten die Reformatoren des Continents ihm zu verschiedenen Malen den Rath gegeben, dieselbe ganz abzuschaffen und an ihre Stelle den Protestantismus zu setzen; allein er wollte hiervon nichts wissen. Sein Wille, in England den katholischen Glauben zu erhalten, geht am deutlichsten aus den sogenannten sechs Artikeln hervor, deren Annahme er in dem Parlamente[2]) durchsetzte, und worin unter schweren Strafen

---

1) „Times“ vom 5. November 1876.

2) Statut 31. Heinrichs VIII. c. 14.

verboten wurde, gegen die reale Präsenz, die Communion unter Einer Gestalt, gegen den Cölibat, die Keuschheits-Gelübde, gegen die Privatmessen und die Ohrenbeicht zu reden oder zu schreiben. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Eduard VI., kam es jedoch anders. Derselbe war ein Knabe, als er auf den Thron kam, und seine Unmündigkeit und Unerfahrenheit wußten angesehene Persönlichkeiten in einflußreichen Stellen, die von den Ideen der Reformatoren des Continents ganz erfüllt waren, namentlich der Erzbischof Cranmer von Canterbury und der Reichsverweser, der Herzog von Somerset, dazu zu benützen, um den Protestantismus, insbesondere den Calvinismus in England einzuführen. Sie brachten es in der kurzen Regierungszeit derselben dahin, daß die protestantische Religion schließlich als Staatsreligion gesetzlich festgegründet dastand. Wohl wurde unter der Königin Maria die alte Religion und die Verbindung mit Rom noch einmal hergestellt, allein nur für kurze Zeit. Denn Elisabeth schaffte sofort nach ihrer Thronbesteigung den Katholicismus wieder ab und führte den Protestantismus definitiv ein.

Daß es wirklich der Protestantismus war und seyn sollte, ergibt sich auf's klarste aus dem ganzen Hergang, aus den officiellen Glaubensartikeln (den 42 Eduard's, den 39 Elisabeth's), aus der officiellen Liturgie, die in dem Book of Common Prayer enthalten ist, aus den officiellen Canones, dem officiellen Homilienbuch, sowie auch aus den Schriften der anglikanischen Theologen aus der Zeit nach der Einführung der Neuerungen, in denen ohne Ausnahme der Protestantismus und zwar im Gegensatz zum Katholicismus gelehrt wird. Namentlich wurde damals das Priesterthum vernichtet, indem in Folge einer materiellen Aenderung der sakramentalen Form der Weihe die Fortpflanzung der Gewalten unmöglich gemacht wurde. In Folge davon besaß England sicherlich am Ende des 16. Jahrhunderts kein *Priesterthum mehr*, sondern nur noch ein protestantisches

Ministerium (Diener des Wortes), das sich freilich in Form der alten Hierarchie als Bischöfe, Priester und Diakonen präsentirte. Von einem Priesterthum im Sinne der katholischen Kirche wollte der Anglikanismus nichts wissen; die anglikanischen Theologen läugneten geradezu die Existenz des Sakraments der Weihe[1]). War aber kein wirkliches Priesterthum vorhanden, so war auch die Möglichkeit einer gültigen Sakramentsspendung nicht vorhanden. Meßopfer (reale Präsenz), Beicht, Firmung, heil. Oelung kennt die anglikanische Kirche nicht; sie hat nur zwei Sakramente: Taufe und Abendmahl, und zwar letzteres nur im Sinne Calvins.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts trat jedoch in der Lehre über diese Punkte ein Umschwung ein. Es erschien eine Anzahl theologischer Schriften, in denen, namentlich in Bezug auf das kirchliche Ministerium, eine mehr katholisirende Lehre vorgetragen wurde. Vorzüglich geschah dieß durch Hooker, der schließlich in dem fünften Bande seines Werkes „The Laws of Ecclesiastical Polity", der im Jahre 1597 erschien, die katholische Lehre vom Sakramente der Weihe vortrug und darin aus dieser Lehre in Bezug auf die Sakramentsspendung Consequenzen zog. War dieß auch ein Widerspruch mit dem XXIV. Artikel des anglikanischen Lehrsystems, der vom kirchlichen Ministerium dasselbe lehrte wie die Confessio Augustana und sogar die Worte derselben gebraucht, so wurde diese Lehre doch von einer Anzahl Geistlichen in der anglikanischen Kirche adoptirt. So bildete sich innerhalb derselben eine Partei heran, die sogenannte Hochkirchliche, High Church Party, welche, freilich mit Unrecht, in ihrer Kirche das Vorhandenseyn der apostolischen Succession lehrte, für dieselbe den Besitz eines Priesterthums vindicirte und daraus die praktischen Consequenzen zog. Hier haben wir die erste katholische Reaktion in der anglikanischen Kirche, die von nun an

---

1) Dr. W. Bender: War Parker ein gültig geweihter Bischof? Würzburg, Wörl 1877.

mit Unterbrechungen in wechselnder Gestalt, bald mit größerer, bald mit geringerer Entschiedenheit, in der Geschichte derselben sich zeigte. Mit der Entstehung dieser katholisirenden Partei war der Grund zu jenem Kampfe gelegt, der heute eine solche Heftigkeit und Bitterkeit angenommen hat, daß die Existenz der anglikanischen Kirche bedroht ist.

Diejenigen Anglikaner nämlich, welche an dem strengen Protestantismus ihrer Kirche festhielten, wollten von solchen Lehren und Ansprüchen nichts wissen. Solche Lehren waren römisch und jene Ansprüche papistisch. Da ihnen aber Rom und Alles, was an die römische Kirche erinnerte, in der Seele verhaßt, ja ein Gräuel war, so bekämpften sie die reaktionäre katholisirende Partei mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, in Schrift, Wort und That. Dieses war namentlich dann der Fall, wenn aus der Mitte der High Church Party Versuche gemacht wurden, eine Vereinigung mit Rom herbeizuführen, oder wenn aus ihren Reihen Uebertritte zur römischen Kirche erfolgten. „No Popery!“ war die Losung, die ausgegeben wurde, sobald sich nur etwas zeigte, was des Romanismus verdächtig war; es entflammte der Haß der Protestanten und es kam öfters zu den bedauernswürdigsten Auftritten und zu den widerlichsten Scenen.

Wie interessant es auch wäre, diesen Kampf zwischen dem Protestantismus und der katholisirenden Reaktion innerhalb der anglikanischen Kirche zu verfolgen, so können wir doch darauf nicht eingehen. Wir haben uns nur mit der neuesten Phase desselben zu befassen, um zu sehen, welches Horoskop man mit Rücksicht darauf der englischen Nationalkirche stellen kann.

Der Ursprung des Kampfes in seiner gegenwärtigen Erscheinung ist auf die sogenannte Oxforder Bewegung zurückzuführen. Die großartige Bewegung, bekannt unter dem Namen Puseyismus[1]) und Traktarianismus[2]),

1) So genannt von Dr. Pusey, einem der Führer jener Bewegung.
2) Wegen der **Tracts for the Times** so bezeichnet.

die Anfangs der dreißiger Jahre in der anglikanischen Kirche vor sich ging, war weiter nichts als ein thatkräftiges Auftreten der hochkirchlichen Partei und zwar dießmal mit einem so prononcirt katholischen Charakter, wie dieß früher niemals der Fall gewesen. Nannte sie sich ja selbst „anglokatholisch". Verschiedene Ursachen wirkten zusammen, um die Bewegung hervorzurufen; sie lagen theils innerhalb, theils außerhalb der anglikanischen Kirche. Der Verfall und die Corruption, die innerhalb derselben mehr und mehr um sich griff und nicht zum wenigsten Theile in Folge von Bestrebungen aus ihrer Mitte, die Kirche zu erastianisiren, herbeigeführt worden war und noch befördert wurde, bestimmte eine Anzahl Männer in Oxford, die zudem in dem Umsichgreifen des Dissentismus und in der Erstarkung des Katholicismus in Folge der namentlich seit der Emancipation im Jahre 1829 in großer Zahl erfolgenden Conversionen die größten Gefahren für ihre Kirche von Außen erblickten, durch die Erweckung eines religiösen Sinnes und Geistes die anglikanische Kirche geistig zu erneuern, in sich selbst zu consolidiren und gegen Angriffe von Außen compakt und stark zu machen. Ihre Bestrebungen in dieser Beziehung waren auch vom besten Erfolge begleitet. Allein sie erzielten diese Erfolge nicht etwa mit Hülfe dessen, was ihnen die anglikanische Kirche bot, sondern dadurch, daß sie in dieselbe ein System einführten, das nicht mehr protestantisch, sondern katholisch war und das in den sogenannten Tracts for the Times bearbeitet und vorgetragen wurde. Ihre Ansicht war nicht in die anglikanische Kirche katholische Principien einzuführen; sie hielten ja ihre Kirche für einen integrirenden Theil der katholischen Kirche, welche zur Zeit der Reformation Irrthümer und Mißbräuche abgeschafft, aber katholische Lehre, die katholische hierarchische Ordnung beibehalten, und in der Liturgie erlaubte Veränderungen vorgenommen habe. Ein Zurückgehen auf das Studium der Väter des katholischen Alterthums zeigte ihnen jedoch, daß die anglikanische Kirche

Verschiedenes aufgegeben habe, was sie als einen nothwendigen Bestandtheil der katholischen Kirche betrachteten; daß dieselbe aber damals die katholische Kirche abschaffen und an ihre Stelle den Protestantismus setzen wollte und dieses wirklich gethan habe, das konnten sie nicht einsehen. Sie glaubten, ihre Kirche sei nur von den Principien einer wahren Reformation etwas abgegangen und es müsse daher auf jene Principien zurückgegriffen werden. Das thaten sie denn auch. Daß sie die anglikanische Kirche nicht für einen Uebertritt in die katholische Kirche vorbereiten wollten, das ergibt sich auf's klarste daraus, daß sie ja durch die Reformation ihrer Kirche eine Barriere gegen den Katholicismus errichten wollten. Sie wollten Anglikaner seyn und bleiben. Der kirchlichen Autorität, den Bischöfen gegenüber, waren sie loyal und unterthänig, sie betrachteten dieselben als ihre von Gott gesetzten Oberhirten, als ihre Väter in Gott; ein Befehl seitens derselben war ihnen heilig. Nur Ein Beispiel soll hier angeführt werden. Als Dr. Bagot, Bischof von Oxford, aus Gründen die sogleich angegeben werden sollen, den Wunsch äußerte, es möchte die Publikation fernerer Trakts unterbleiben, da wurde sofort die Feder niedergelegt. Eine Aenderung in der Liturgie ohne Autorisation seitens der Bischöfe vorzunehmen hielten sie nicht für erlaubt. Die Eine Veränderung, die von ihnen vorgenommen wurde, bestand in dem Tragen eines Chorrockes bei der Predigt; aber sie wollten, indem sie dieses thaten, nur gegen die Genfer Schule protestiren, die, wie sie glaubten, in dem schwarzen Kleide symbolisirt war. Sonst thaten sie nichts; allein desto eifriger waren sie bestrebt, eine innere Erneuerung der Herzen zu bewirken, indem sie häufiges Gebet, geistige Lesung, Gewissenserforschung, Sündenbekenntniß, öfteren Empfang der heil. Communion auf's nachdrücklichste empfahlen.

Etwas anderes wollten die Männer, welche die Urheber der Oxforder Bewegung waren, nicht[1]). Daß sie durch ihr

---

1) In der Theorie haben dieselben freilich die Einführung eines

Vorgehen auf ein Gebiet gerathen waren, das der anglikanischen Kirche ganz fremd war; daß sie, freilich gegen ihre Absicht, auf etwas zusteuerten, was so zu sagen der Antipode des anglikanischen Protestantismus ist; daß sie dem Anglikanismus und, insoferne sie Anglikaner bleiben wollten, sich selbst den Boden unter den Füßen wegzogen, davon hatten sie anfänglich keine Ahnung und das glauben Manche, die an der Bewegung sich betheiligt haben, selbst heute noch nicht. Wir brauchen nur an Pusey zu erinnern, der heute noch Anglikaner ist. Andere jedoch, welche aus jener Lehre Consequenzen gezogen haben und heute katholisch sind — die Zahl derselben ist Legion und an der Spitze derselben zieht der berühmte Dr. Newman einher — diese haben eingesehen, daß sie damals etwas vom Anglikanismus Grundverschiedenes gelehrt haben, daß sie nicht die Lehren des Anglikanismus, der nichts als Protestantismus ist, sondern die Lehren des Katholicismus vorgetragen haben.

Die anglikanischen Bischöfe hatten das sofort eingesehen. Sie und viele Andere erkannten sogleich das Ziel der Bewegung. Sie wußten, was die Worte „Priester“, „Opfer“, „Gewissenserforschung“, „Beicht“ 2c. wirklich bedeuteten. Sie sahen, daß die wahre Heimath solcher Ideen nicht in der anglikanischen Kirche, welche in der Reformationszeit dieselben als Romanismus und Papismus abgeworfen hatten, zu suchen sei, sondern in der römisch-katholischen Kirche. Sie schritten dagegen ein; allein die Verfolgung machte die Bewegung noch mächtiger und es war eine Zeit, wo sie so mächtig war, daß man glaubte und fürchtete, die Staatskirche müsse zusammenbrechen, und es wäre sicher dazu gekommen, wenn die Uebertritte zur katholischen Kirche nicht so zahlreich erfolgt wären als dieß wirklich geschehen ist, indem dadurch

---

reicheren Ceremoniells befürwortet. Allein in der Praxis glaubten sie eigenmächtig eine Aenderung nicht vornehmen zu dürfen, wenn schon einige die Theorie auch in die Praxis überführten.

die anglikanische Kirche von Elementen, die ihnen entfremdet waren, befreit wurde.

Aus dem Tractarianismus bildete sich der Ritualismus heraus, gegen welchen heute die Staatskirche einen Kampf auf Leben und Tod führt, einen Kampf, der das Establishment in seinen Grundfesten erschüttert. Hiermit wären wir denn bei dem eigentlichen Gegenstand, über den wir handeln wollten, angelangt. Allein wir hielten es für das Verständniß dessen, was wir zu sagen haben, für nothwendig, den Hintergrund zu zeichnen.

Das System, welches von den Traktarianern ausgearbeitet worden war, fand großen Anklang innerhalb der anglikanischen Kirche. Gleich einem in's Wasser geworfenen Steine, der stets weitere Ringe hervorbringt, theilte sich die Bewegung, die anfänglich auf Oxford beschränkt war, nach außerhalb mit. Mit den Grundsätzen und Ideen der Urheber jener Bewegung angefüllt, zogen die an der Universität Oxford herangebildeten anglikanischen Theologen in's Leben hinaus und arbeiteten ihrerseits für die Verbreitung derselben. Die Tracts for the Times, die in zahllosen Bänden verbreitet wurden, regten die Geister allerwärts auf, gewannen anglikanische Geistliche in großer Zahl für das darin niedergelegte System. Trotz der Anfeindungen seitens des anglikanischen Episcopates, der Low church Party und trotz des Hohnes der Broad church Party, wuchs die Zahl der Anhänger jener religiösen Bewegung mächtig an. Da jedoch diese Leute Mitglieder der anglikanischen Kirche waren, welche als Grundprincip den Individualismus in Fragen der Religion proklamirt, aber, freilich in Widerspruch damit, ein Lehrsystem und eine liturgische Ordnung aufgestellt hatte, und da dieselben auch nicht immer die Demuth, den Gehorsam, kurz den Geist der ersten Urheber und Führer der Oxforder Bewegung hatten, so kann man sich nicht über die Zustände wundern, welche bald unter den Mitgliedern jener Schule und in der anglikanischen Kirche überhaupt hervortraten.

Als Protestanten, denen man die freie Forschung und
die evangelische Freiheit zugesichert hatte, nahmen sie von
dem Lehrsystem der Traktarianer dasjenige an, was ihnen
einleuchtete, fügten hier und da auch wohl noch etwas hin-
zu. So kam es, daß man in der anglo-katholischen Partei
der englischen Staatskirche hinsichtlich der Lehre eine ganze
Reihe von Gradationen, von Abstufungen antrifft, daß man
von der einen Sektion Lehren vortragen hört, welche die an-
dere nicht festhält, ja denen sie geradezu widerspricht. Darin
besteht die „evangelische Katholicität der englischen Kirche,
in der man die divergirendsten Ansichten über einen Lehr-
punkt vernehmen kann“, wie einmal Dr. Liddon, ein her-
vorragendes Mitglied dieser Partei, gesagt hat. Alle nehmen
jedoch die Nothwendigkeit eines Priesterthums an und be-
haupten das Vorhandenseyn der apostolischen Succession in
ihrer Kirche; sie halten an der Nothwendigkeit einer Sakra-
mentsspendung fest, behaupten, die Voraussetzung einer solch
d. h. ein gültig geweihtes Priesterthum sei in ihr vorh
den, wenn schon sie hinsichtlich der Zahl der Sakram
variiren; nur in Betreff zweier, abgesehen von der T
sind sie wohl alle einig, nämlich hinsichtlich des heil. O
und der daraus sich ergebenden Folgerung, der realen
senz und der heil. Communion, wie der Beicht als
reitung für den Empfang der letzteren. Im Gegen
den Urhebern und ersten Theilnehmern der Oxford
wegung erlaubten sie sich jedoch in der Liturgie Aende
Sie glauben, es sei passend und nothwendig, daß die
nisse auch äußerlich symbolisirt und zum Ausdruck
werden sollten, daß man daher die Ausspendung
mit Ceremonien und Riten begleiten, daß man eine
Tracht einführen müsse ꝛc. Aus diesem Grunde f
eine kirchliche Kleidung, eine neue Form des Got
ein, schmückten die Altäre, brachten in ihren Got
Beichtstühle an, brannten beständig ein Licht in
hingen Crucifixe, Bilder der Mutter Gottes,

auf, und feierten den Gottesdienst mit dem größtmöglichen Pomp und Glanz. Meistens entlehnten sie alles dieses von der katholischen Kirche. Geht man in die Kirchen dieser Leute, so findet man mehr oder weniger den katholischen Cultus wieder. Unterm 24. November 1875 veröffentlichte ein Graf Poroleri, ein Protestant, einen Brief, worin mit Bezug hierauf gesagt wird: „Ich bin ganz erstaunt darüber, daß ich in der Mehrzahl der Kirchen in London, die ich besuchte, alle Ceremonien der papistischen Kirchen gesehen habe. Jede Bewegung, selbst die unbedeutendste, jeder Gebrauch, jeder Schmuck und jegliche Verzierung, welche wir auf dem Continent sehen, kann man dort in Kirchen, z. B. in St. Alban's, St. Michael, Shoreditch, St. Peter, London Docks, und ganz besonders in St. Paul's, Welworth wiederfinden. In der letzteren Kirche sind drei Communiontische aufgestellt, an denen drei ritualistische Geistliche, ganz gekleidet wie die Priester welche Messe lesen, jeder an einem Altar, zu der nämlichen Zeit, das Sakrament spenden, geradeso wie es in römisch-katholischen Kirchen geschieht." Es gibt nicht wenige Kirchen, in denen es einem mit den Verhältnissen unbekannten Katholiken schwer fallen dürfte, zu erkennen, daß er sich nicht in einer katholischen, sondern in einer anglikanischen Kirche befindet; es gibt sogar welche, in denen ein noch umfassenderes Ceremoniell in Praxis ist als in den katholischen Kirchen. Von dem Gebrauche des Ritus nennt man die Partei die ritualistische Partei, sie heißt auch die Neue hochkirchliche Partei; die Persönlichkeiten, Laien wie Geistlichen, die daran Theil nehmen, heißen Ritualisten und das ganze System Ritualismus. Der Ritualismus ist also wesentlich eine sacramentale Theorie, ein religiöses System, das sich um eine Lehre als um seinen Centralpunkt bewegt, die in sich wirklich wahr, dagegen geglaubt und bekannt wird, wo sie nicht am Platze ist. Der Ritualismus ist weiter nichts, als der Widersinn eines protestantischen Katholicismus.

Indem die Ritualisten alles dieses lehrten und thaten, stellten sie sich in direkten Gegensatz und Widerspruch mit den Principien, Lehren und der Liturgie der Religionsgesellschaft, der sie doch faktisch angehörten, mit dem Anglikanismus. Derselbe ist nun einmal nichts als Protestantismus. Wir könnten es Punkt für Punkt nachweisen, daß die Lehren und Gebräuche des Ritualismus im schroffsten Gegensatz mit dem ganzen System der anglikanischen Kirche stehen, daß der Ritualismus keine Existenzberechtigung in derselben hat. Wie Tag und Nacht unvereinbare Begriffe sind, so so sind auch Ritualismus und Anglikanismus unvereinbare Begriffe.

Bedenkt man dieses, so wird man es begreiflich finden, daß diejenigen Anglikaner, welche vom Katholicismus nichts wissen, welche Protestanten seyn und bleiben wollten und die wünschten, daß die anglikanische Kirche nicht katholisch werden, sondern protestantisch bleiben sollte, dieselbe gegen römische Angriffe aus ihrer eigenen Mitte vertheidigten und darum einen Vernichtungskampf gegen die anglo-katholische Partei unternahmen. Es war dieß um so mehr nothwendig, als die Zahl der Ritualisten verhältnißmäßig sehr bedeutend war, und weil, wenn die Zahl derselben gegenüber der ihrer Gegner in der Minorität blieb, sie den numerischen Mangel durch ihre sociale Stellung, durch ihre Bildung, durch ihren Eifer vollkommen ersetzten. Auf der einen Seite standen die Ritualisten, auf der anderen die Protestanten, die Low und Broad Churchmen[1]). Die letzteren hatten die meisten Vortheile; sie bildeten zunächst die größte Majorität der Anglikaner; die Bischöfe, mit wenigen Ausnahmen, standen auf

1) Der High Old Church Party hielt sich lange Zeit hindurch neutral; die Low Church Party suchte sie von der ihr mehr verwandten New High Church Party gänzlich zu trennen und zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen die letztere zu stimmen. Es gelang ihr dieß jedoch nicht; heute steht dieselbe auf Seiten der Ritualisten.

ihrer Seite; sie wurden von einer kirchlichen Parteipresse und, mit nur geringer Ausnahme, von der gesammten englischen Presse unterstützt. Dann war auch die bestehende Gesetzgebung ganz zu ihren Gunsten. Allein diese litt an dem einen Nachtheile, daß das gerichtliche Verfahren durch alle Instanzen hindurch zu schleppend war. Der Kampf wurde von ihrer Seite mit Erbitterung, aber mit wenigem Erfolge geführt. Der Ritualismus nahm zu, numerisch und qualitativ, trotzdem daß Viele ihre Reihen verließen und in die katholische Kirche eintraten, wo sie die volle Wahrheit und Gnade fanden. Die Zahl der ritualistischen Geistlichen wurde größer, die Zahl der Laien wuchs nicht minder, was daraus hervorgeht, daß Hunderte von Kirchen gebaut wurden, in denen der Gottesdienst in Gegenwart einer die Kirche füllenden Menge und unter Entfaltung eines glanzvollen Ritus gefeiert wurde. Es entstanden Bruderschaften, kirchliche Vereine, Frauen- und Mannsklöster. Die Reaktion in der protestantischen anglikanischen Kirche wurde stärker und mächtiger trotz des Hohnes, der Schmähungen und Verfolgungen, mit denen die Mitglieder derselben bedacht wurden. Die ritualistische „Church Review“ konnte daher am 20. Dezember 1875 in einem Artikel mit der Ueberschrift „Unsere Feinde“ mit Recht sagen: „Unsere Feinde haben mehrere gesetzliche Siege errungen; allein diese Siege hatten keine solche Tragweite, daß sie denselben irgend welchen wirklichen Nutzen gebracht haben. Die katholische (anglo-katholische) Sache fährt fort zu prosperiren und verliert nichts von ihrer expansiven Kraft. Der Uebergang von der alten Phase der hochkirchlichen Partei zu der neuen Phase, welcher den Einfluß dieser (neuen) hochkirchlichen Partei auf Orte ausdehnt, wohin sie früher niemals gedrungen war, ist durch's ganze Land hindurch in tausend verschiedenen Weisen wahrzunehmen.“

Obschon wir Katholiken den Ritualismus verurtheilen und den Gottesdienst der Ritualisten als eine Profanation

bezeichnen müssen, so muß es uns doch freudig berühren, wenn wir sehen, wie die katholische Wahrheit und der katholische Gottesdienst, selbst wenn das Wesentlichste desselben fehlt, ein religiös gesinntes Volk begeistern kann, so daß es alles Nachtheilige, was die Wuth der Gegner ihm bereiten kann, nicht achtet und, selbst verfolgt, noch Andere zu sich heranzieht. Das berechtigt uns zu der Hoffnung, daß die Zukunft England's der katholischen Kirche gehören wird, deren Macht sich durch tägliche Uebertritte, namentlich aus den Reihen der Ritualisten, verstärkt. Es will uns scheinen, als ob England aus dem Protestantismus zur katholischen Kirche durch Protestanten zurückgeführt, resp. zur schließlichen Rückkehr zu derselben vorbereitet werden soll.

Daß die ritualistische Partei trotz der Verfolgung und trotz der zahlreichen Verluste an die römische Kirche stark und mächtig geworden ist und daß sie sich auch stark und kräftig fühlte, davon zeigt auf's deutlichste der Umstand, daß eine große Anzahl ritualistischer Geistlichen es im Jahre 1872 wagten, von der Convocation des Klerus die Einführung der Beicht, die Seelenmessen, die Verehrung der seligsten Jungfrau, der Heiligen ꝛc. zu verlangen. Das schien aber dem anglikanischen Episcopat doch etwas gar zu stark. Angesichts des Wachsens und der Erstarkung des verhaßten Ritualismus, der sich an dem im Jahre 1869 auf Rath des Episcopates erlassenen Befehle seitens des Privy Council, die unerlaubten Cultusformen zu unterlassen, gar nicht gestört, sondern ihn ganz unbeachtet gelassen hatte, beschlossen die Bischöfe, kräftige Maßregeln zu treffen, um der bedenklichen Ausbreitung der „ritualistischen Seuche“ Einhalt zu gebieten und sie schließlich ganz zu unterdrücken. Hierzu schienen ihnen die politischen Verhältnisse in England ganz besonders günstig zu seyn. So lange das Ministerium Gladstone am Ruder war, hatten die Ritualisten in gewissem Sinne Oberwasser. Der damalige Premier war selbst ein Ritualist; er hatte das Disestablisshment der Staatskirche in Irland durch-

zuführen gewußt; ein gleiches Schicksal stand für die englische Nationalkirche in Aussicht. Hatten darauf hinzielende Anträge im Parlamente auch nicht die Majorität erlangt, so waren doch die Aussichten derer, welche dieselben befürworteten, günstiger geworden. Allein das Whig-Ministerium wurde gestürzt; die Tories folgten, da in Folge der nach Auflösung des Parlamentes nothwendig gewordenen Neuwahl die Conservativen die Majorität erlangt hatten. Disraeli folgte Gladstone als Premierminister und unter dem Rufe „Down with the Popery", den der Sprößling der orientalischen Race als Losung ausgab, nahm die Majorität die vom Erzbischof von Canterbury eingebrachte Bill, deren Spitze gegen den Romanismus in der anglikanischen Kirche, d. h. gegen die Ritualisten, gerichtet war, noch mit Verschärfung der einzelnen Paragraphen an. Der Public Worship Regulation Act gab das Signal zu einem maßlosen Wüthen gegen das anglikanische Papistenthum seitens der katholikenhassenden Parteien, welches seitens der Verfolgten mit einer Kühnheit und mit einer Verachtung jeglicher Autorität, kirchlicher wie staatlicher, beantwortet wurde, welche die Urheber jener Maßregel nicht erwartet hatten. In Folge davon ist es heute dahin gekommen, daß „die Frage sich darum dreht, ob die Kirche von England noch ferner in ihrer Lehre und in ihren Ceremonien die Principien, die sie in der Reformationszeit vertheidigt hat, repräsentiren soll oder ob die mittelalterlichen und römischen Verderbnisse, gegen welche die Reformatoren protestirten, in dieses Land wieder eingeführt werden sollen"[1]).

1) So Quarterly Review Nr. 287 (Juli, 1877) p. 244.

LXIII.

Der italienische Exminister Minghetti über die Trennung von Kirche und Staat.

II.

Von besonderem Interesse ist es, wie Minghetti die Nothwendigkeit einer absoluten Trennung von Kirche und Staat speciell für sein Vaterland Italien darzulegen sich bemüht. Seine Gründe sind folgende drei: 1) Die Bevölkerung Italiens, dem Anscheine nach katholisch, ist zum großen Theil dem Unglauben oder Indifferentismus anheimgefallen. Einem solchen moralischen Zustande entspricht nicht mehr Eintracht sondern nur Trennung von Kirche und Staat (S. 57). 2) Als einziges Mittel, eine Reform des religiösen Lebens anzubahnen, erscheint jene Trennung wegen der damit gegebenen Anregung und Beförderung der individuellen religiösen Thätigkeit. 3) „Alle Traditionen unserer Erhebung (risorgimento) leiten uns dorthin. Denn damit, daß wir die Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes und die Uebertragung der Hauptstadt nach Rom uns zum Ziele setzten, haben wir zugleich moralische Verpflichtungen eingegangen, denen wir nachkommen müssen“ (S. 64). Er meint die Realisirung des cavour'schen Gedankens: Freie Kirche im freien Staate, oder wie er selbst lieber sagt: die Trennung des Staates von der Kirche (S. 68).

Um gleich bei dem letzten Argument stehen zu bleiben: bedingte wirklich der italienische Einheitsstaat die Trennung von Staat und Kirche, so ist wohl auch ein Schluß von der

Legitimität und Güte jenes auf die Rechtmäßigkeit und Trefflichkeit dieser erlaubt. Nun ist aber das einige Italien nur mit schreiender Verletzung des bestbegründeten historischen und internationalen Rechtes zu Stande gekommen; es hat der Nation kaum andere Früchte getragen als die Conscription, unerschwingliche Steuern, ein Heer von Beamten und, wie jüngst ein liberaler Abgeordneter in der Kammer erklärte, den Primat der Verbrechen! Doch warum postulirt der italienische Einheitsstaat als nothwendiges Correlat die Trennung von Staat und Kirche? Der Verfasser belehrt uns, diese Trennung sei ein Aequivalent für den Besitz des Kirchenstaates, eine ausreichende Garantie der Freiheit der Kirche und besonders ihres Oberhauptes. Allein wir Katholiken, und mit uns viele klarsehende Protestanten, sind da anderer Ansicht. Wir haben die auf einer tausendjährigen Erfahrung gegründete Ueberzeugung, daß es für den Kirchenstaat überhaupt kein Aequivalent gibt, und zwar deßhalb nicht, weil es zwischen dem Papste als souveränem Herrscher mit unabhängigem Territorium und dem Papste als Unterthan irgend eines weltlichen Fürsten ein Drittes wirklich nicht gibt. Darf also der Papst, um frei und segensreich die universelle Kirche regieren zu können, letzteres nicht seyn, so muß er ersteres seyn. „Der Papst", so schrieb jüngst ein anderer liberaler Staatsmann Italiens[1]), „kann seine Stellung als Weltautorität und deren Wirksamkeit nur unter der Bedingung schützen, daß er der italienischen Regierung weder gehorcht, noch mit ihr verkettet ist. An dem Tage, wo man wüßte, er sei an jene gebunden, würde er aufhören das Vertrauen der Katholiken in den anderen Theilen Europa's und der Welt zu genießen. Sich aber der Gefahr aussetzen, jenes Vertrauen einzubüßen, wäre für ihn heute unmöglicher und gefährlicher denn je."

Aber ist denn in der That Italien in dem Glauben so zerrissen, wie M. uns belehren möchte? Daß zunächst alle

---

1) *Ruggero Bonghi, Pio IX. e il Papa* futuro, p. 118.

Anstrengungen des Protestantismus, in Italien festen Fuß zu fassen, sowohl im 16. Jahrhundert wie auch in neuester Zeit erfolglos gewesen sind, ist eine bekannte Thatsache[1]), die auch der Verfasser anerkennt. Er stellt auch nicht in Abrede, daß die große Masse der Landbevölkerung, sowie die Handwerksclassen der Städte katholisch sind. Nur sieht er in ihrem Katholicismus mehr Gewohnheit als lebendigen Glauben. Wir erlauben uns nun einfach die Competenz des Herrn Exminister in dieser Frage zu bestreiten. Denn wie will ein Mann, der aus seinem schalen Rationalismus kein Hehl macht, über die Intensität des Glaubens der Katholiken urtheilen? Uns hat vielmehr eigene Anschauung und das übereinstimmende Urtheil anderer gewiegten Beobachter[2]) überzeugt, daß wohl kaum in einem anderen Volke der Welt noch ein so kindlich lebendiger, starker Glaube lebt, wie gerade in dem italienischen. Hat nicht eben jetzt bei dem Tode Viktor Emanuels sogar die italienische Regierung für diese Thatsache Zeugniß abgelegt? Warum haben denn die persönlich ungläubigen Minister, als sie die heilige Wegzehrung zum Könige begleiteten, ehrfurchtsvoll das Knie gebeugt? Warum hat Crispi, der Minister des Innern, in der Todesnachricht, welche er in das Land hinaussandte, sorgsamst beigefügt, der König sei gestorben „gestärkt mit den Heilmitteln der Religion"? Warum anders als weil er wußte, man müsse mit der katholischen Ueberzeugung des italienischen Volkes rechnen? Das ist dem Verfasser wohl einzuräumen, daß in den mittlern und höhern Ständen namentlich in den großen Städten durch den Einfluß der Logen, einer zügellosen Presse, ungläubiger Hochschulen, besonders aber durch die kirchenfeindlichen Bestrebungen der Regierung selbst bereits ein

1) Vergl. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 633 f.

2) Man vergl. unter Andern: Rückerinnerungen an Italien von einem Katholiken (M. von Beaufort). Aachen 1843. I. Thl. S. 54 und 94. A. von Reumont, Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Freiburg 1877. p. XXX sq.

nicht geringer Bruchtheil der Kirche entfremdet oder gar mit Haß gegen sie erfüllt ist. Da aber die immense Mehrheit des italienischen Volkes an dem katholischen Glauben seiner Väter, der ja auch die Religion des Hauses Savoyen ist, treu festhält, so erscheint es auch noch heute den faktischen Verhältnissen entsprechend, wenn die in neuerer Zeit mit den verschiedenen italienischen Staaten abgeschlossenen Concordate die katholische Religion als Staatsreligion erklären, ohne jedoch anderen christlichen Confessionen die Ausübung ihres Cultus zu verwehren.

Freilich die jetzige italienische Regierung, statt mit diesen faktischen Verhältnissen zu rechnen, zieht es vor, die Kirche in jeder Weise zu mißhandeln und zu bedrücken und auf der andern Seite geflissentlich religiöse Spaltungen hervorzurufen, ja den erklärten Atheismus zu beschützen. So könnte denn eines Tages, wenn die heutige kirchenfeindliche Strömung einer gemäßigteren und besonneneren Platz gemacht haben wird (vielleicht erst, nachdem die blutige Revolution in der Halbinsel ihren verheerenden Umzug gehalten), mit Grund die Frage aufgeworfen werden, ob die Kirche nicht unter der Bedingung, daß sie selbst vollkommene Freiheit genieße, Cultusfreiheit in dem oben angedeuteten Sinne gestatten solle.

Ueber die Reform des kirchlichen Lebens in Italien, die nach M. der dritte Grund seyn soll, welcher die Trennung von Staat und Kirche empfehle, schließlich noch ein Wort. Zunächst nehmen wir Akt von dem günstigen Zeugniß, das M. der Moralität des italienischen Klerus auszustellen nicht umhin kann. Namentlich sagt er von dem Cardinalscollegium: „Das Consistorium der Cardinäle bietet uns das Bild eines fleckenlosen und frommen Lebens“ (S. 58). Welche Art Reform aber der aufgeklärte Staatsmann in die katholische Kirche hineintragen möchte, wird sich weiter unten zeigen. Hier bemerken wir nur dieses: Wenn schon der mit der Kirche verbundene Staat kein Recht hat, jene zu reformiren, so klingt es geradezu absurd, daß der von der Kirche getrennte Staat

sich noch um ihre Reform kümmern soll. Möge die italienische Regierung nur im eigenen Hause reformiren, an Arbeit fehlt's wahrlich nicht!

Im dritten Capitel entwickelt sodann Minghetti, wie die Trennung von Staat und Kirche praktisch durchzuführen sei. Und hier entpuppt er sich so recht als zünftigen Machiavellianer. Das Wort des berüchtigten Florentiner Sekretärs: „Colla verità non si governa", hat sich Herr M. gut gemerkt, und so meint er die Knechtung und Knebelung der Kirche, ruft aber Trennung des Staates von der Kirche; er verkündet Freiheit der Kirche, eine derartige Freiheit gewährt er, daß die Kirche, an allen Gliedern geschnürt, kaum noch Freiheit zum Athmen hat. Nach M. kommt nämlich dem Staate allein eine souveräne Gewalt, ein Imperium zu, d. h. das Recht Gesetze zu erlassen und deren Befolgung mit Gewalt zu erzwingen. Hingegen beschränke sich die Macht der Kirche auf Unterweisung, Ermahnung und Ausschließung. „Man kann daher nicht sagen", schließt er, „daß es zwei Gewalten gebe. Denn dieser Satz würde zugleich zwei nach Zeit und Ort coexistirende Staaten postuliren; und folglich den Conflikt zwischen beiden." Somit muß die Kirche, mag sie immerhin frei ihre inneren Angelegenheiten besonders Dogma und Moral ordnen, bezüglich der äußeren Ordnung „sich innerhalb der Schranken bewegen, welche der Staat zum Schutze der Rechte der Individuen wie des socialen Wohles ihr anweist" (S. 77 ff.).

Gerade so wie M. heute, haben vor beiläufig zweihundert Jahren der Protestant Samuel Pufendorf[1]) und nach ihm Just. H. Böhmer[2]) argumentirt. Ihnen wurde aber katholischerseits längst erwidert, nach der klaren Lehre der heiligen Schrift wie der Tradition habe Christus seine Kirche als äußerlich sichtbare, wahrhaft menschliche und zwar vollkommene Gesellschaft gestiftet. In seiner Kirche habe

1) De Habitu Religionis, §. 39 sq.

2) Jus parochiale, sect. I. c. 2. §. 20 sq.

der Gottmensch eine öffentliche Autorität eingesetzt, die mit souveräner Gewalt alle ihr durch die Taufe Untergebenen nach dem übernatürlichen Ziele hinlenke. Auf den schon von Pufendorf gemachten Einwand, zwei unabhängige Gewalten oder ein Staat im Staate sei ein Unding, wurde einfach bemerkt, dem sei so, wenn beide denselben Zweck mit denselben Mitteln verfolgten; jeder Conflikt aber sei, wenigstens dem Princip nach, ausgeschlossen, wenn wie hier die Zwecke einander untergeordnet und die Mittel verschieden seien. Diese Antwort war peremptorisch und kann auch Herrn M. gegenüber genügen. Mögen die Sekten sich immerhin der Staatsgewalt in die Arme werfen, die katholische Kirche kann und wird nie den Freiheitsbrief, den sie von ihrem göttlichen Stifter empfangen hat, aus der Hand geben.

Vernehmen wir nun aber die praktischen Schlußfolgerungen, welche der Verfasser aus dem aufgestellten Princip ableitet. Da nach Proklamirung der Trennung von Staat und Kirche alle Religionsparteien vor dem Gesetze gleich sind, so müssen zunächst alle Privilegien fallen, welche die katholische Kirche im Staate genoß. Weder die feierlichen Ordensgelübde, noch den priesterlichen Charakter darf der indifferente Staat anerkennen, wie er auch kein religiöses Vergehen mehr zu ahnden hat. Aber innerhalb der Sphäre, welche der Staat ihnen anweist, sollen die Religionsgesellschaften autonom seyn. Sie dürfen also ihre Vorsteher wählen, Statuten für sich entwerfen, ja falls ihre Bestrebungen mit dem socialen Wohle harmoniren, können ihnen Corporationsrechte ertheilt werden, so daß sie besitzen, erwerben und veräußern können. Doch wohl gemerkt, all dieses nur unter der allerhöchsten Inspektion des Staates (S. 83 f.). Deßhalb könne auch die katholische Kirche für den Staat nur als Partikular= und Nationalkirche in Betracht kommen, dieweil er ja nur über diese eine Oberaufsicht führen könne. Die Klöster solle man nicht ganz unterdrücken, allein das *Alter der Eintretenden* sowie die Garantie ihrer Freiheit,

die Verwaltung des Klostervermögens und Anderes müsse das Gesetz regeln. Die Schule brauche nicht Staatsmonopol zu seyn, aber der staatlichen Aufsicht solle sie unterstehen. Was endlich die Ausbildung und Erziehung des Klerus anlangt, so sind die hierüber erlassenen preußischen Mai-Gesetze ganz nach dem Geschmacke des Verfassers (S. 107 ff., 151 f.).

Auf diese Punkte im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Platz. Es hieße dieß auch Eulen nach Athen tragen, da auf den ersten Blick erhellt, daß die ganze Theorie Minghetti's nichts als eine Spielart der Doktrin von der Omnipotenz des Staates ist, und daß er mit seinen deutschen Collegen Friedberg, Bluntschli u. A., welche die Kirche lieber als Rad am Wagen des Staates ansehen, praktisch zu demselben Resultat gelangt. Nur bei einem doppelten Vorschlag Minghetti's, den er selbst für besonders originell und glücklich hält, wollen wir einen Augenblick verweilen, und zwar deßhalb, weil er bei allen radikalen Parteien Italiens Anklang findet.

Zur Bewerkstelligung einer Reform in der katholischen Kirche beantragt er nämlich erstens, an Stelle sämmtlicher kirchlicher Beneficien, die noch ein letzter Rest des Feudalstaates seien, Kirchenfabriken mit ausschließlicher Laienverwaltung und staatlicher Oberaufsicht zu setzen; zweitens den Klerus, vom Papste bis herab zum Landpfarrer, durch das Volk wählen zu lassen (S. 117 ff., 141 ff.). Zunächst hat die Bemerkung, die Beneficien seien noch ein Rest des Feudalstaates, offenbar den Zweck, die kirchlichen Beneficien, welche in Italien noch nach der Norm des kanonischen Gesetzbuches und des Concils von Trient bestehen, in den Augen der Leser gehässig zu machen. Doch mit dieser Bemerkung verräth der Verfasser keine besondere Geschichtskenntniß. Denn bekanntlich hatte die Kirche schon lange, ehe der Feudalstaat geboren war, sei dem 6. Jahrhundert nämlich, ihre Beneficien, die deren geistliche Inhaber unter der Hut des Bischofs resp. des Archidiakons selbstständig

verwalteten[1]). Nicht die kirchlichen Beneficien, sondern die illegitime Investitur hat der Feudalstaat in's Leben gerufen, und darum blieben jene, nachdem die Investitur längst überwunden und der Feudalstaat zertrümmert war. Also statt der kirchlichen Beneficien würden Kirchenfabriken mit Staatsüberwachung, nach dem Muster der von Napoleon I. im J. 1809 errichteten, dem Verfasser nicht übel gefallen — ihm, der mit rednerischem Pathos für Trennung von Kirche und Staat plaidirt! Da verschlägt es auch nichts, wenn man auf der einen Seite die Würde und Macht der Religion in der schwunghaftesten Weise preist, ja die Kirche als die Mutter der europäischen Civilisation feiert, und gleich nachher dieselbe Kirche für unfähig erklärt, ihr Vermögen selbstständig zu verwalten, und sie gleich Kindern, Verschwendern und Wahnsinnigen unter Curatel stellt.

Das genügt indessen unserm Verfasser noch nicht. „Es kann auch das Gesetz", schreibt er, „dem Eigenthume der kirchlichen Institute eine Grenze ziehen, wann nämlich ihr Reichthum zu dem Zwecke, dem sie dienen, in keinem Verhältniß mehr steht." Erließe der Staat ein solches Gesetz für Private, die Tausende und Millionen zwecklos aufhäufen oder noch zweckloser verausgaben, alle Welt würde sich über den unerhörten Eingriff in die persönliche Freiheit allarmiren. Und in seiner Anwendung auf die Kirche, die mit den milden Gaben der Gläubigen die Zierde des Hauses Gottes erhöht, ihren Dienern einen mäßigen Lebensunterhalt verschafft, die Noth und Armuth von Tausenden lindert: darin findet man keine Ungerechtigkeit! Ja es darf auch der von der Kirche getrennte Staat, wenn es ihm dünkt, eine kirchliche Stiftung erfülle nicht mehr ihren Zweck, „dieselbe motu proprio reformiren, beziehungsweise auch unterdrücken" (S. 127 fg.). Ein derartiges Axiom — Axiome braucht man bekanntlich nicht zu beweisen — im Munde des liberalen Exministers

---

1) Vergl. Schulte, System des Kirchenrechts S. 506 f.

begreifen wir zwar gar wohl. Enthält es ja die „rechtliche Basis" zu dem Gesetze sulla liquidazione dell' asse ecclesiastico vom J. 1867, dessen Abfassung der Verfasser bekanntlich nicht ferne stand. Allein wir begreifen auch, wenn die Socialisten diesen „Rechtsgrundsatz", der ein Hohn auf das best' erworbene Recht ist, weiter entwickeln, d. h. ihn auf den Staatssäckel und die Geldkisten der Capitalisten ausdehnen.

Ein noch wirksameres Mittel zur Reform des religiösen Lebens erblickt der Verfasser in der Wahl der kirchlichen Obern durch das Volk und in dessen Betheiligung an der Regierung der Kirche. Man höre: „Die Theilnahme der Gläubigen an der Regierung der Kirche war die ursprüngliche, wohlthätige Form aller Religionen; sie ist auch das unentbehrliche Mittel, deren Leben und Gedeihen zu sichern. Das repräsentative Princip hat sie gleich einem Gewürze vor Fäulniß bewahrt, und ohne dasselbe ist eine willig angenommene, erfolgreiche Reform unmöglich." Nun aber steht es fest, daß Christus seiner Kirche keine modern constitutionelle, sondern eine wahrhaft monarchische Verfassung gegeben hat, so daß alle kirchliche Gewalt nicht von unten, sondern von oben, von Christus dem unsichtbaren Haupte, und von dem römischen Papste als dem sichtbaren Haupte der Kirche, ausfließt. Darum beschränkte sich auch in den ersten Jahrhunderten die Theilnahme des Volkes bei der Wahl der kirchlichen Obern auf ein Zeugniß der Würdigkeit, das es dem zu Erwählenden ausstellte[1]). Der Liberalismus unserer Tage, der seinem innersten Wesen nach revolutionär ist, möchte wohl gar zu gern diese monarchische Verfassung der Kirche umstürzen und die kirchliche Hierarchie auflösen, weil er begreift, daß gerade sie das mächtigste Bollwerk gegen seine Ausbreitung ist.

1) Vergl. *Thomassin,* Vetus et nova disciplina eccl. t. II. P. II. l. 2. c. 25. *Moroni,* Dizionario di Erudizione stor.-eccl. Vol. Elezione. Civiltà catt. 1878. p. 43 sq. 257 sq.

Das vierte Capitel des minghetti'schen Buches beschäftigt sich mit den Einwendungen, die man gegen das System der Trennung von Kirche und Staat erhoben hat. Der Verfasser tritt hier mit seinen Gegnern Piola, Laurent, Friedberg, Sybel u. A. der Reihe nach in die Arena ein. Wir können diese ganze Debatte auf sich beruhen lassen. Im Ziele, die Kirche zur Sklavin des Staates zu machen, ist ja M. mit seinen Gegnern einig, nur über den dahin einzuschlagenden Weg streitet er sich mit ihnen herum. Mitunter freilich, das muß man gestehen, deckt der Verfasser die Blößen seiner Gegner trefflich auf, und legt wider Willen Zeugniß ab für die Richtigkeit des von den „Ultramontanen" vertretenen Standpunktes. Wir können uns nicht versagen, einige derartige Beispiele anzuführen. So widerlegt M. auf Seite 175 ff. in schlagender Weise Jene die noch im modernen Staate das ebenso unwirksame als gehässige Institut des staatlichen Placet für kirchliche Erlasse, Synoden u. s. w. beibehalten wollen. Sei überhaupt, sagt er, an Stelle des früheren Präventivsystems die Repression getreten, so müsse dieses auch der Kirche zu gute kommen. Wozu ferner besondere staatliche Gerichtshöfe zur Ahndung der Vergehen kirchlicher Personen, da die gewöhnlichen Tribunale und das gemeine Recht hierzu vollständig ausreichten (S. 177)?

Treffend wird auch der Behauptung Friedbergs, die Religionsdiener seien indirekte Staatsbeamten und empfingen vom Staate eine bürgerliche Mission, entgegengehalten, der Staat trete dadurch mit seinem sonstigen Verfahren in den offenbarsten Widerspruch. Denn „wenn man dem Priester eine bürgerliche Mission beilegt, so möge man dieses System auch consequent in allen seinen Theilen durchführen. Unbegreiflich nämlich sei es dann, weßhalb der Laienstand dem Klerus all' das weggenommen habe, was sich auf den Civilstand bezieht, weßhalb man die Kirchhöfe den Gemeinden zugesprochen und die Schließung der Ehe von der Religion ganz losgetrennt habe. Ist der Priester auch nur indirekter Staats-

beamter, wie nach unserer Gesetzgebung in gewissen Fällen der Sindakus, so kann Niemand besser als er jene Chargen versehen, welche die modernen Gesetzbücher ihm gerade abgesprochen haben" (S. 182).

Sein fünftes und letztes Capitel widmet M. einer Ausschau in die Zukunft. Er möchte nämlich zum voraus die Wirkungen bestimmen, welche die Trennung von Staat und Kirche, überall in Europa durchgeführt, voraussichtlich hervorbringen wird. Obschon sich nun der Herr Exminister in der Rolle eines Sehers überaus gefällt, so wollen wir doch den Leser mit der Prüfung seiner Orakel nicht lange aufhalten. Denn einmal calculirt er weit mehr im Lichte seiner abstrakten Theorie, als gestützt auf die objektiven Thatsachen der Vergangenheit und Gegenwart. Sodann aber fehlt einem Manne, der den Glauben an die christliche Offenbarung über Bord geworfen hat, der wahre Schlüssel der Zukunft, weil ihm das Centrum, um welches alle weltgeschichtlichen Ereignisse gravitiren, verhüllt ist. Geben wir also nur kurz sein Raisonnement wieder.

An eine Reaktion des Katholicismus in dem Sinne, daß die Gesellschaft im Großen und Ganzen wieder katholisch werde, glaubt der Verfasser nicht. Denn gegen den rationalistischen Strom, der bereits im 13. Jahrhundert entsprungen, von da an seinen Lauf unaufhaltsam durch die Welt angetreten habe, sei der Widerstand der katholischen Kirche immer schwächer und ohnmächtiger geworden. Somit dürfe man nicht erwarten, daß der Katholicismus in unsern Tagen die „providenzielle" rationalistische Tendenz überwinden werde. Aber auch „eine Versöhnung der katholischen Kirche mit der Wissenschaft und der modernen Gesellschaft" scheint dem Verfasser nicht wahrscheinlich. Nachdem nämlich Syllabus und Vatikanum über beide das Verdikt ausgesprochen, dürften entgegengesetzte Bestrebungen kaum Anklang finden. Noch weniger aber sei an eine allgemeine Ausbreitung des Protestantismus zu denken. Denn was dem Protestantismus im

16. Jahrhundert, der Periode seiner jugendlichen Kraft, unmöglich war, das werde ihm jetzt, wo er siech und todmüde darniederliege, gewiß nicht gelingen. Welches wird also Europa's religiöse Zukunft seyn, wenn Trennung von Staat und Kirche überall durchgeführt wird? M. gibt hierauf zur Antwort: Mit der staatlichen Gleichstellung aller Religionen, selbst jene philosophische Meinung nicht ausgeschlossen, die keine positive Offenbarung und überhaupt keinen religiösen Glauben festhält, würden allmählich die dogmatischen Gegensätze verschwinden, die Strahlen der Einen Wahrheit, die in allen religiösen Systemen zerstreut sich finden, würden sich harmonisch verbinden, eine geläuterte Religion und Moral werde erstehen und die Gesellschaft, von den Grundsätzen dieses reinern Christenthums durchdrungen, werde in ihr Eldorado einziehen (S. 221 ff., 231 ff., 261 ff. 270).

In der That schöne freimaurerische Träume! Darin wird zwar M. Recht haben, daß eine weitere Ausbreitung des Protestantismus nicht zu erwarten sei. Im Gegentheil wird dieser, von der Staatsgewalt einmal ganz losgelöst, hiermit seiner letzten Stütze beraubt seyn, und dann seiner gänzlichen Auflösung mit noch rapiderer Schnelligkeit als bisher entgegeneilen. Ein Blick auf den Zustand der protestantischen Sekten in Nordamerika genügt, um sich davon zu überzeugen. Auch wird gewiß die katholische Kirche sich nie und nimmer mit den „modernen Ideen" d. h. mit jener Aftercultur und ungläubigen Wissenschaft, welche das Christenthum mit Stumpf und Stil ausrotten möchten, versöhnen. Dagegen sind wir kühn und verwegen genug, an das Eintreten jener Eventualität zu glauben, über die Herr M. mit stolzer Verachtung hinweggegangen ist: an die Rückkehr der modernen Gesellschaft zur katholischen Kirche. Und wir dächten, wer vorurtheilsfrei die Zeichen der Zeit prüft, könne Momente genug finden, die ihn dieß mit Grund und Zuversicht annehmen lassen. Oder beweist nicht der *mächtige Aufschwung*, den das katholische Leben in den letzten

vierzig Jahren genommen, das lange segensreiche Pontifikat Pius IX., die wunderbare Einheit des Denkens und Handelns, welche jetzt in der ganzen Kirche hervortritt, der Gebets- und Opfergeist, der überall die herrlichsten Früchte zeitigt: beweist nicht alles dieß, daß gleichsam eine frische jugendliche Kraft den ganzen Leib der Kirche durchdringt, und diese lebensfähiger und rüstiger dasteht, als es seit Jahrhunderten der Fall war? Und bekundet nicht der Liberalismus selbst durch die grimmige Verfolgung, die er allerwärts gegen Kirche und Christenthum in Scene gesetzt hat, daß er fühlt, es gelte einen Kampf um Seyn oder Nichtseyn zu führen? M. glaubt zwar, „die rationalistische Tendenz" (vulgo Liberalismus) sei heutzutage so mächtig, sie gebiete über so reiche Mittel der Wissenschaft, Kunst und Industrie, der Diplomatie und Gewalt, daß sie im Kampfe mit der katholischen Kirche unmöglich erliegen könne (S. 225). Allein zwei Dinge hat der Verfasser hierbei außer Acht gelassen: Einmal, daß die Kirche schon ganz andere Gegner zu Boden gestreckt hat. Oder hat sie nicht das Heidenthum mit all' seiner Cultur, seiner Staatsweisheit und brutalen Gewalt überwunden und sich dienstbar gemacht? Sodann aber übersah Herr M., daß die Kirche im Streite mit dem Liberalismus zwei mächtige Bundesgenossen, ohne sie zu suchen, gefunden hat: den Materialismus und Socialismus. Diese legitimen, wenn auch verläugneten Kinder jener „rationalistischen Tendenz" werden schließlich die eigene Mutter aufzehren. Dann endlich, das hoffen wir voll Zuversicht, wird die zu besserer Einsicht gekommene moderne Welt ihre Zuflucht nehmen zu der unerschüttert dastehenden Anstalt der Ordnung, der Gerechtigkeit und wahren Cultur, zur katholischen Kirche.

LXIV.

Erinnerung an Pater Haßlacher

Priester der Gesellschaft Jesu.

Es war im Juli des Jahres 1876, als der gute berühmte Pater Haßlacher in Paris sanft im Herrn entschlief. Viele unter den verehrten Lesern dieser Blätter erinnern sich noch mit Vergnügen der schönen glänzenden Vorträge, die der nun in Gott ruhende Jesuit, dieser treue Sohn des hl. Ignatius, in den früheren Jahren gehalten hat. Wie herrlich waren seine Worte, wie warm sein Herz, wie seelenvoll der Vortrag! Wie oft haben mir wackere Männer gesagt: „den Vortrag des Paters Haßlacher mußte man hören, da konnte man nicht wegbleiben!“ Die Kirchen und Säle waren gedrängt voll, alles lauschte seinen Worten! Indem ich aber jetzt die Feder ansetze, die Erinnerung an den edlen Todten neu im Geiste aufzufrischen, muß ich gestehen:

> Wie ist doch für die Vorstellung das Wort
> Zu karg, zu schwach, und das, was wir gesehen,
> So groß, daß, wenig sagen, nicht genüget.
>
> (Dante, Parad. 32, 131.)

Die Wiege des Pater Haßlacher stand in Coblenz. Daselbst war sein Vater Advokat. Die Familie war reich mit Kindern gesegnet. Dem, welches am 14. August 1810 geboren wurde, gaben sie in der heil. Taufe den Namen Peter. Als Knabe war der kleine Peter die größte Zeit im Hause seiner Großmutter, in Ehrenbreitstein. Es ist dasselbe Haus, in dem jetzt das Hospital der Schwestern vom heil. Karl Borromäus sich befindet. Die erste wissenschaftliche Aus-

bildung erhielt er in seiner Vaterstadt Coblenz — dann widmete er sich dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaft. In den späteren Conferenz-Vorträgen haben an verschiedenen Orten Aerzte und Apotheker, die ihn hörten, geäußert: „Der redet wie der gewandteste unter uns Aerzten, da können wir noch lernen.“ Beim Beginne der Conferenzen in Dortmund (November 1861) erklärte er, daß er früher Medizin studirt habe, und ihm also die Naturwissenschaft kein fremderes Gebiet sei, wie Theologie und Philosophie. Nach Beendigung seiner Fachstudien ward unser junger Student in die damals grassirende Ueberstrenge gegen die germanisirenden Burschenschaften verwickelt und zur Festungsstrafe verurtheilt. Sieben lange Jahre saß der edle Haßlacher auf der Festung, anfangs in Berlin, dann zu Magdeburg.

Während er hier saß, tritt eine Episode ein, die ich nach mündlichen Mittheilungen von hochstehender Seite hier niederschreibe. Eines Tages kommt ein Hiobsbrief an den Festungsgefangenen Haßlacher in Magdeburg an. Der Inhalt ist: Die Mutter desselben liegt am Sterben. Haßlacher, von überaus großer Liebe zu seiner Mutter erfüllt, erbittet sich die Gnade aus: Statt auf der Festung Magdeburg auf der Festung Ehrenbreitstein die noch übrige Zeit seiner Haft absitzen zu dürfen; so hoffte er auf die Möglichkeit, die Mutter noch einmal sehen, oder doch in ihrer Nähe seyn zu können. In Magdeburg schwört er den Eid, sich ohne Verzug dem Festungscommandanten in Ehrenbreitstein stellen zu wollen. So konnte er ohne Escorte die Reise antreten. Haßlacher reiste ab. Als er aber am Heimathsorte ankam, ertönt der dumpfe Schall der Todtenglocke; sie, die Mutter, die er geliebt so heiß wie nur ein Kind lieben kann, ist in die Ewigkeit hinübergegangen. Gesehen hat er sie nicht mehr. Mit Absicht hat er die Straße gemieden, die am elterlichen Hause vorbeiführen mußte. Treu seinem Eide stellt er sich dem Commandanten der Festung Ehren-

breitstein: Tief gerührt von der Liebe und Treue des edlen Gefangenen, gestattet der Festungscommandant ihm jetzt die Lektüre. Die großen, inhaltreichen Bibliotheken von Coblenz mit ihren Bücherschätzen boten die beste Gelegenheit. Hier legte er den Grund zu seiner großen theologischen Wissenschaft. Noch Eins. Seine harmlos jugendliche Gesinnung, ohne alle staatsgefährliche Conspiration, an den burschenschaftlichen Formen hangend, erstarkte in den Leiden und Trübsalen zu einem Ernste, der ihn auszeichnete und auf jedes Gemüth den besten Eindruck machte. Die traurige Einsamkeit eines Gefangenen, das Gebundenseyn an die Wände eines Zimmers, ward ihm hier eingepflanzt und scheint ihm für sein ganzes Leben in succum et sanguinem — in Fleisch und Blut — übergegangen zu seyn. Neunzehn Jahre später hielt er in einer Pfarrei Conferenz, wo vor der Pfarrwohnung sich weithin ein herrschaftlich angelegter Garten ausbreitete. Der wissenschaftlich thätige Pfarrer lud den Herrn Pater zuweilen ein, einen kleinen Spaziergang durch den Garten zu machen, aber Pater Haßlacher war nicht von dem Zimmer zu trennen! Wie hier, so ging es meistens. Aus der Festung am 23. Februar 1840 erlöst, folgte er dem Rufe der göttlichen Vorsehung und trat am 12. März 1840 zu St. Acheul in Frankreich in den Orden der Gesellschaft Jesu. Von diesem Entschlusse wußte vorher niemand, keinem hatte er ein Wort davon gesagt, als nur Einem vertrauten Freunde. Von St. Acheul aus schrieb er diesem folgenden, für das Ringen und Kämpfen seines Geistes höchst charakteristischen Brief:

„Lieber Freund! Ich bin Dir nun eine kleine Rechenschaft schuldig, über das was seit unserem letzten Zusammenseyn mit mir vorgegangen ist, wovon jedoch die Hauptsache, nämlich was aus mir geworden ist, Dir nie ein Geheimniß war. Gewöhnlich liebt man seine Vergangenheit und spricht daher gern davon; ich aber hasse sie jetzt noch mehr, als ich sie sonst liebte, und kann nur davon sprechen, um die Zeit

zu bedauern, die ich in der Welt verloren habe. Sonntag den 23. Februar 1840 war der erste Tag meiner Freiheit, und Dienstag den 25. sah mich schon in Trier, auf dem Wege nach Metz, um die langersehnte, entscheidende Geistesübung zu machen. Entscheidend war sie nur äußerlich, denn ich war entschieden. Zwölf Tage blieb ich bei unseren Vätern in Metz, bis die Antwort des P. Provincial von Paris über mich eingegangen war, an den der Superior von Metz meinetwegen geschrieben hatte. Ich sollte nach Paris kommen, um dort meine weitere Bestimmung zu erfahren. In Paris hielt ich mich nur zwei Tage auf, und besah einen Theil der Stadt, nur um den guten Vätern den Willen zu thun: denn ich fühlte nur für Eines Sinn und Neigung — und so lange ich dieß nicht in Händen hatte, hatte ich keine Ruhe. Am 12. März kam ich endlich im Noviziate zu St. Acheul an. Alles was sich meinem Sinn darbot, war auf's höchste uneinladend. Die Einsamkeit, in der ich mich in meinem abgelegenen Zimmer befand, der Mangel aller Bequemlichkeiten, die ich zu Hause gewöhnt war, und die man bei Jesuiten nicht findet; die Rauhigkeit der Jahreszeit, die das elende Kaminfeuer nicht besonders milderte; die Kämpfe und Zweifel, mit denen der Geist der Welt mich zuweilen noch heimsuchte, die verführerischen Erinnerungen u. s. w., alles trug dazu bei, mir diese Zeit, die man die Zeit der ersten Prüfung nennt, und die für mich zehn Tage dauerte, zu einer wahren Marterzeit zu machen, die um so stärker war, da es mehr Seelen- als Körpermartern waren. Aber die Gnade Gottes hielt mich. Ich überstand auch dieß und am 22. März trat ich in das Noviziat ein. Doch ich kann mich nur kurz fassen, weil sonst mein Brief nicht fertig würde. Das Noviziat dauert zwei Jahre, und man kann die Gelübde auch nicht einen Tag früher ablegen. Da aber meine zwei Jahre zu einer unnützen Zeit endigten, nämlich im März, wo nirgendwo die Studien beginnen, so mußte ich dasselbe sechs Monate früher verlassen, um es im hiesigen Seminar zu beendigen ... (Hier folgt eine

Schilderung der Studien wie sie bei den Jesuiten gebräuchlich sind, und dann heißt es weiter): Diese Studien, verbunden mit allen übrigen Vortheilen meines Berufes, machen, daß ich mich nun ganz in meinem Elemente befinde, und ich keine Sorge und kein Bestreben mehr habe, als mich, was indessen leider sehr langsam geht, in der Tugend zu vervollkommnen, und der Gnade mit einem bereiten Willen entgegenzukommen, die der liebe Gott mir so bereitwillig anbietet. Du willst für mich beten, lieber Freund! O thu es, besonders wenn Du das heil. Meßopfer darbringst, wenn das göttliche Lamm sich würdigt, in Deine Hände herabzusteigen. — Ich war so glücklich, als ich es vernahm, und gewiß, die Verdienste, die ich durch diese Gnade erwerbe, gehören nicht mir, sondern Dir, der sie erfleht hat; wenn ich dadurch des Glückes theilhaftig würde, auch nur ein wenig zur Ehre Gottes beizutragen, so würde dieß uns gewiß beide gleich beglücken, da auch Du kein anderes Verlangen hast, als den Eifer für die Ehre Gottes ... Und dieß besonders jetzt, wo die Religion so sehr bedroht wird. Du kennst die Fabel des Reisenden mit dem Mantel, den der Sturm und die Sonne um die Wette ihm zu entreißen suchte. Aber je mehr der Sturm blies und sich abmühte, um zu seinem Zwecke zu kommen, desto fester hielt der Wanderer seinen Mantel um sich; als aber nachher die Sonne begann, einen sanften Strahl nach dem andern auf den Rücken des Wanderers zu senden, da begann derselbe ganz von selbst seinen Mantel abzulegen, ihn anfangs nur ein wenig lüftend, dann nach und nach mehr von den Schultern zu entfernen, bis er ihn endlich der brennenden Sonne als Beute zu den Füßen warf. Wie, wenn der Wanderer die Religion wäre? Jetzt mehr als je ist das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes nöthig — wie das Salz dem Fleische in der heißen Jahreszeit, in der es am meisten dem Verderben ausgesetzt ist. Wenn aber das Salz fade wird, womit soll man salzen? Wo ist unsere Zuflucht in dieser Noth, unser Stern in dieser Nacht? Es

ist die heil. Mutter Gottes. Die Predigten von der heil. Mutter Gottes, von ihrer Liebe und Verehrung, von ihrem reinsten Herzen, sind katholische Predigten, die das katholische Volk von den Protestanten, wie das Gold von dem Sande trennt; sie sind das Schiboleth, an dessen Aussprache man alle ihre Lehrer und ihre Anhänger kennt. Sprich von Tugend und Moral, so viel Du willst, Satan selbst wird Dein Zuhörer bleiben; fang aber an, das Lob der Reinigkeit Maria's zu preisen, sogleich wird er sich entfernen. Ein Philosoph kann wohl Philosophen, aber keine Heiligen machen; denn ein anderes ist die Aufgeblasenheit des Wissens, ein anderes die Selbstverläugnung des Thuns. Wenn es aber einem Prediger gelingt, die Andacht zu Maria in den Herzen seiner Zuhörer zu entzünden, so wird er bald die wohlthuende Hand dieser freigebigen Mutter in ihrem Leben und Wirken erkennen. Sie hat kein anderes Geschäft, als Barmherzigkeit und Gnade auszutheilen. Was ist also mildvoller als sich ihrem Scepter zu unterwerfen? Das arme unglückliche katholische Volk, von allen Seiten von den Feinden seines Heiles bedroht — warum es nicht mit allem Eifer des Wortes an den Schutz dieser Königin zu weisen? Das Volk kann unmöglich widerstehen, wenn wir ihm die mächtigen Beweggründe zur Liebe Maria's vortragen, Beweggründe von Seiten Gottes, mit dem sie so genau verbunden ist, von Seiten Maria's der liebenswürdigsten aller Creaturen, von Seiten des Menschen selbst, der hülfsbedürftig in ihr seine Mutter sieht; wenn wir ihnen das Beispiel aller Heiligen, und der Kirche selbst, im Gegensatze zu allen Irrlehrern vorstellen. Maria selbst segnet die Worte des Predigers, der mit demüthigem Herzen zu ihr ruft: Dignare me laudare te, virgo sacrata, da mihi virtutem contra hostes tuos. Thue dieß, lieber Freund, und Ströme der Gnade werden Dir zu Theil werden, und als ein Hirt, der wahrhaft für das Heil seiner Heerde besorgt ist, wirst Du das Wohlgefallen Gottes auf Dich ziehen; allein ich betrachte in Dir dabei nichts, als

den Freund, und denke mir, wir säßen so traulich als einst zusammen, oder wir befänden uns auf einem einsamen Spaziergange, und schütten einander unser Herz aus. Sollte es da einem nicht erlaubt seyn, dem andern von dem Lobe seiner geliebten Mutter zu sprechen, und ihn mit seinem ganzen Herzen auch zu ihrem Lobe anzuspornen?

In treuer Liebe verharrt Dein Haßlacher. S. J."

Der Sturm des Lebens war an seinem hohen Geiste vorübergegangen. Hier in den ehrwürdigen Mauern von St. Acheul mag schon mancher von den hohen Gedanken in ihm rege geworden seyn, deren Verwirklichung das Ziel seines thatenreichen Lebens war; wenigstens dürfen wir annehmen, daß die Ascese, das ganze Denken und Streben in einem Kloster die Keime zu der Charakterstärke in sein jugendliches Herz pflanzte, die später einen so großen Eindruck auf alle, die ihn hörten, machten. In den Worten des obigen Briefes: „Jetzt mehr denn je ist das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes nöthig, wie das Salz dem Fleische in der heißen Jahreszeit, in der es am meisten dem Verderben ausgesetzt ist", erhielten zum erstenmale Gefühle Sprache und Ausdruck, welche wohl längst in mancher edlen Brust ein unterdrücktes Daseyn gefristet hatten; hier treten zum erstenmale mit großer Entschiedenheit und mit unwiderstehlichem Drange die erhabenen Ideen und Grundsätze hervor, welche in ihrer Durchführung später so manches geknickte Leben erneuten und zum Bessern umgestalteten. Der Ton und die Sprache des Briefes ist gewinnend, wie später sein ganzes Auftreten ein gewinnendes und seine Rede die Herzen unwiderstehlich mit sich fortreißend war. Hier in St. Acheul sammelte er jene Geisteskraft, mit welcher er nachher auf die Gemüther von Mann und Greis, hoch und weniger Gebildeten eingewirkt hat, mit der er sie aus dem Taumel der Gottvergessenheit und Lasterhaftigkeit weckte, um ihnen die Wege der Buße und des Heiles im klarsten Lichte zu zeigen. Bereits am 1. September 1844 erhielt er die heilige Priesterweihe.

Seine überaus reichen Geistesgaben gestatteten es seinen Obern, ihm die wichtige und höchst schwierige Domkanzel in Straßburg zu übertragen. Fünf volle Jahre, von 1844—49 wirkte er als Dompriester in Straßburg. Jetzt trat Haßlacher auf einem anderen Arbeitsfelde auf. Der Revolutionstaumel in Deutschland war verraucht. Man ging daran die Wunden zu heilen, die erschütterten Grundpfeiler der Autorität von neuem zu festigen. Auch in Regierungskreisen fühlte man damals dieß Bedürfniß; man hatte sich handgreiflich überzeugt, daß mit den Altären auch die Throne stürzen; um letztere zu stützen, ließ man zu, daß erstere wieder aufgerichtet wurden.

Als eines der vielen Mittel zur Belebung des Glaubens und zur Wiederkehr der Ordnung, Zucht und des Gehorsams duldete man auch die Missionen der Jesuiten. Für die Missionen sollte der Gefangene von Ehrenbreitstein verwandt werden. Pater Haßlacher war einer der ersten, sagt sein Todtenzettel, der das große Feld der Missionen in Elsaß, Bayern, Rheinland und Westfalen bebaute, und in Wahrheit fand er auch in den folgenden dreizehn Jahren einen Wirkungskreis, den zu erträumen der Festungsgefangene von Magdeburg nicht gewagt. Auf Missionen, in Conferenzen, bei besonders festlichen Anlässen erschallte sein Wort in allen Gauen Deutschlands von der Spree bis zum Rhein! Pater Haßlacher war in der That einer der ersten Missionäre. Seine Genossen waren Pater Roh und P. Pottgeißer. Roh, Haßlacher und Pottgeißer bilden einen Ring deutscher Kanzel-Beredsamkeit, wie er ein zweitesmal so leicht nicht zu Tage tritt, collektiv genommen erst die volle runde Kraft auf das Gemüth des Volkes, in schneller Abwickelung des wohlgeordneten Stoffes, der unter diesen Umständen einen unwiderstehlichen Eindruck machen muß. Während Pater Roh in der Regel für die widerspenstigen, verkommenen, zweifelhaften Geister predigte, ist Haßlacher der Prediger der gläubigen Andacht, der süßen Anhänglichkeit an die heilige

Kirche. Roh schlägt die Schale der Verstockung und des Unglaubens von der verbildeten, frivol ausgezehrten Weltseele; Haßlacher zündet die Flamme des heiligen Lebens in den Bekehrten an, und besorgt dieselbe als eifriger Altardiener mit kindlicher Liebe und wundersamer Anschmiegsamkeit. Roh ist Donner und Blitz, Haßlacher milder Regen, der alle Keime süß erquickt; bei Haßlacher geht ein tief ernster Zug durch die sanfteste Rede, die eindringlich und spitz werden kann, wie die Stimme des Mannes am Mast des untergehenden Schiffes; er lächelt nur im Kreise seiner Freunde. Als Mensch lockt Haßlacher das Zutrauen aller Herzen, im Hause weckt er bei Allen das Vertrauen auf die unsichtbare Gnade des Herrn, er macht die Gemüther sicher, die Begierden ruhig und den Himmel klar. Er ist ein Schatz, wohin er kommt, auch stumm die schönste Predigt vom Kreuze des Erlösers. Die treffliche Charakteristik des Mannes wurde unter dem frischen Eindrucke niedergeschrieben, den er bei Gelegenheit einer seiner Missionen gemacht.

Am Sonntag den 27. Oktober 1857 begannen Pater Haßlacher, Roh u. s. w. die Mission im Dome zu Köln. Gerade in dem Augenblicke war der Kirche des heiligen Köln ein neuer Glanz verliehen! Siebenundzwanzig Tage früher, am 30. September im geheimen Consistorium war Köln's Erzbischof, Johannes von Geissel, zum Cardinal der heiligen römischen Kirche ernannt worden! „Cardinal — erster Würdenträger der Kirche — Jesuiten, diejenigen Männer welche Janitschaaren des Papstes, Herolde des Glaubens, Hammer des Unglaubens genannt werden. Der Erzbischof von Köln wird Cardinal — und diejenigen Männer die im 16. Jahrhundert die Stadt Köln und die Rheinprovinz und Westfalen vor dem Ueberhandgreifen des Protestantismus bewahrt, die damals in der glaubenslosen Zeit den Glauben erhalten haben, kommen nach Köln und halten Missionen. Es ist der Wink der göttlichen Vorsehung!" So schrieben unter dem 21. Oktober 1850 Kölnische Blätter. Im Dom und in St.

Severin begann sie zu gleicher Zeit. Im Dom, wo Haßlacher mit Roh und Pater Klinkowström die Predigten übernommen, galt es besonders, jener Versunkenheit in die irdischen Dinge, der dadurch erzeugten Lauheit und Halbheit in Sachen des Heiles, jener verderblichen Oberflächlichkeit in der Kenntnißnahme von der Heilslehre, genährt durch schales und leeres Raisonniren über dieselbe, ohne sich je um den Inhalt derselben bekümmert zu haben, endlich jenem Ansatz von herrschendem Unglauben, der eine gewisse gebildet seyn wollende Classe zerfressen hat, entgegenzutreten. Der Angriff galt also nicht so sehr dem Unglauben selbst, der praktisch selten ist und im Volke noch keinen Boden hat, als vielmehr der Halbheit im Glauben und den Ursachen, welche diese Schlaffheit erzeugen. Und auch dieser Angriff war nicht so sehr ein Zerstören der feindlichen Elemente, als vielmehr ein Aufbauen des Glaubens, ein positives Setzen desselben, und zwar mit einer solchen evangelischen Kraft, aus vollem begeisterten Herzen, unterstützt mit einem seltenen Aufwande von theoretischer und praktischer Wissenschaft, besonders der Kenntniß des menschlichen Herzens, seiner Verirrungen und seiner Bedürfnisse, mit einer solchen seltenen und eindringlichen Beredsamkeit, daß der Erfolg sicher war.

Wenn Pater Jos. Klinkowström die Geister mehr mit der positiven Christuslehre und dem begeisterten Flug seines überaus lebhaften Temperamentes ergriff, dann standen Pater Haßlacher, einer sanfteren ruhigen Natur, die den Jünger des Herrn mehr verrieth, andere Mittel zu Gebot, Herz und Sinn der Zuhörer zu fesseln. Ihm war aber vorzüglich die Gabe verliehen, dem psychologischen Gange des Herzens zu folgen, seine Zustände zu malen, sein Wohl und Wehe in beredte Worte zu fassen. Das praktische Leben war das Feld seiner Beobachtung, weßhalb er auch vorzüglich sich eignete, die Standespflicht zu behandeln, und das zerrüttete und zerfahrene Menschen- und Familienleben in seine rechte Bahn zu weisen. „Ihren weit verbreiteten Ruhm haben die Herren

Patres bewährt", schrieb man damals, „ja mehr geleistet, als man allgemein erwartet hatte. Trotz der seltenen vierzehntägigen Anstrengungen war bis zum Schlusse der Mission das heilige Feuer ihres erleuchteten Eifers nicht erloschen; es schien sich vielmehr gestärkt zu haben in so viel Arbeit, auch wenn hie und da die Körperkraft der Erholung noch so bedürftig erschien! Wahrlich, das waren Arbeiter im Weinberge des Herrn!"

Die erste Mission in Köln hatte noch eine besondere Wirkung gehabt. Sie hatte mit siegender Gewalt ein ganzes Heer von Vorurtheilen gegen Jesuiten-Missionen, selbst gegen einzelne katholische Gebräuche und Lehren niedergetreten. Das allgemeine Urtheil aller Stände lautete entschieden günstig für die Missionäre, und damit für die Missionen! Selbst diejenigen die, irregeführt durch die schlechte Presse oder durch eine falsche Erziehung, allen Orden ewigen Haß oder doch wenigstens ewige Abneigung geschworen zu haben schienen, ließen den Patres Gerechtigkeit widerfahren, und sahen die Jesuiten eben für das an, als was sie sich unverhüllt dargestellt haben. Was die schlechte Presse durch jahrelanges Wühlen gegen die Jesuiten glaubte ausgerichtet zu haben, das lag bei dem intelligenten Theile der Bevölkerung in der Rumpelkammer! Die erste Mission am Rhein war glänzend gelungen. Man äußerte damals den Wunsch, die Jesuiten, die aus entfernten Gegenden gekommen zu lehren, was der Christ thun und lassen soll, möchten in Köln ein Ordenshaus gründen! Haßlacher hatte nicht den geringsten Theil an diesem Erfolge.

Die freie Stadt Frankfurt lag im Missionsringe der Jesuiten-Predigten im Jahre 1852 noch unberührt auf dem Liebfrauen- und Römerberge am Main. Die Mission hatte bei der gemischten Bevölkerung der Stadt, worunter nur 12,000 Katholiken wohnten, selbst bei dem frömmsten und gläubigsten Mitgliede der Gemeinde ihre Bedenken, welche der Provincial Faller, ein ebenso redlicher als gebildeter

Mann, seinerseits vollkommen theilte. Endlich jedoch traten alle Rücksichten vor dem allgemeinen Wunsche zurück, die Missionäre wurden berufen. Jetzt war die Gelegenheit gegeben, die Wirklichkeit mit ihrem Conterfei in den Tagesblättern zu vergleichen.

Am 20. November 1852 erschienen Roh, Haßlacher und Pottgeißer. „Pater Haßlacher ist ein Mann von mittlerer Größe — lautet die Charakteristik, die damals ein Schriftsteller entwarf — schlank gebaut, mit feinen Zügen, stets freundlich und liebevoll, mit dem Eindruck der Schüchternheit bei fühlbar kränklichem Gesundheitszustande. Seine Rede fließt stets correkt, in unverwickelten Perioden, die seinem Vortrag eine ungemein fesselnde Klarheit und Lieblichkeit geben, weich wie ein jungfräulicher Hauch, aus einer Ueberzeugungstiefe, die jedem Zuhörer in's Herz dringt; und von besonderm Reize in allen kindlichen, elterlichen, häuslichen Alltagsverhältnissen. Von der Demuth und Gewissenhaftigkeit des Mannes kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß er zu Frankfurt vor seiner Predigt ‚über das fremde Gut' und dessen schuldige Achtung, von einem Rechtsgelehrten in der Stadt Savigny's berühmtes Buch über den Besitz lieh, und es seiner Predigt zu Grunde legte. Die Predigten in Frankfurt am Main waren vom ersten Augenblicke an ebenso stark von Katholiken als von Protestanten besucht, und diese zahlreiche Anwesenheit der verschiedenartigsten Zuhörer stellte abermals die ergreifende Wahrheit heraus, daß das Volk nie lau erscheint, wenn demselben in würdiger Form die uralten apostolischen Wahrheiten des Christenthums vorgeführt und an's Herz gelegt werden. Alles blieb wie angewurzelt auf seinem Platze, und die tiefste Stille war nur von leisen Seufzern unterbrochen, etwas ungemein Ergreifendes bei einer Masse von 6000 bis 8000 Menschen von Stadt und Land. Ihr Lied nach der Predigt wuchs daher zu einem Sturm der Freude, des Einklanges, der Seligkeit, daß selbst die gefühllosesten Herzen gerührt und erschüttert wurden. Es geschah öfter, daß sich

Katholiken und Protestanten nach der Predigt umarmten und in tiefer Ergriffenheit ausriefen: ‚Ja es ist wahr, davon bin ich jetzt vollkommen überzeugt.‘

„Die Jesuiten-Mission zu Frankfurt dauerte vierzehn Tage. Während derselben empfingen gegen **6000** Menschen die heiligen Sakramente, viel fremdes Gut wurde zurückgestellt und manche Seele, die schon lange der Kirche entfremdet war, wieder gewonnen. Die Mission fiel als nachhaltiger Gottessegen in die Gemeinde, welcher noch jetzt **1858** tausend Herzen tröstet und zum besser werden anspornt.

„Was zu dieser Gesammtwirkung, was zur Wirkung im Einzelnen, der Bekehrung der Seelen, Pater Haßlacher, mit der weichen Stimme wie Duft einer warmen Heilquelle, die aus dem Feuer seines Herzens hervorquoll, beigetragen, ist aufgezeichnet in jenem Buche, welches einst beim Gerichte für die Ewigkeit uns wird vorgehalten werden. Ernst, nicht sentimental und unserer Eigenliebe schmeichelnd, ist der Grundton, in dem in allen Missionen, die wir gehört, die Wahrheiten des Heiles uns verkündigt wurden. Eben in diesem Ernste und seinem Verständnisse liegt die wahre Quelle des Segens. Bei Haßlacher ging dieser tiefernste Zug durch die sanfteste Rede.“

Im Monat Juli des Jahres **1850** war in Wurzach in Oberschwaben eine Mission. Pater Haßlacher hielt dieselbe mit einem Ordensgenossen ab. Man hatte Jahrzehnte hindurch an dem Glauben des oberschwäbischen Volkes gehämmert und gemeißelt; es hatte nicht an Steinmetzen gefehlt, welche vom Morgen bis zum Abend unverdrossen gearbeitet hatten, um den alten Grund- und Eckstein zu untergraben. Zuletzt kam das Jahr **1848** und drohte den letzten Rest religiöser Gesinnungen zu verschlingen. Die Zeitungsblätter hatten in letzter Zeit vollauf zu thun ganze Musterkarten von Verbrechen aller Art aufzuzählen, und die Klagen über die gesunkenen sittlichen und religiösen Verhältnisse waren zu allgemein geworden. Sogar im Landtage kamen dieselben zur Sprache. Was Wunder, wenn man den Kopf schüttelte

und sagte: Werden die zwei Missionäre, dazu noch Jesuiten, auch Zulauf bekommen? Wird man sie auch hören wollen? Doch im Volke lebte noch religiöser Sinn; ein guter Fond war noch vorhanden; und die Missionäre verstanden es ihn zu erheben. Eine plötzliche Bewegung hatte das Volk ergriffen, und man sah ganze Schaaren dem abgelegenen Städtchen zuwandern, erst einzeln, dann zu Hunderten, dann zu Tausenden, und am letzten Tage war der Strom zu 20,000 Menschen angelaufen. Sie kamen heran von der Donau, von der Riß und Iller. Mit dem Volke hatte sich auch der Klerus zahlreich betheiligt. Während der Dauer waren jeden Tag zwanzig bis dreißig Priester gegenwärtig, um die Missionäre im Beichthören zu unterstützen. Der Fürst von Wurzach ließ ihnen das in der Nähe der Pfarrkirche befindliche ehemalige Liebfrauenkloster einräumen, wo sie gemeinschaftlich speisen und wohnen konnten. Friede, Versöhnung, Liebe zu Gott und den Menschen, Bezähmung der Leidenschaften waren die Grundgedanken aller Predigten, ohne sich um das politische Leben zu kümmern. Die Regierung konnte beruhigt seyn. Andere Confessionen wurden nicht einmal mit Namen genannt. Sehr viele Protestanten fanden sich sehr erbaut, am Schlusse der Reden näherten sich die Leute zu einander. — Pater Haßlacher hatte seine Zeit, seine Kräfte, ja seine Gesundheit zum Opfer gebracht; er mußte in Folge der Anstrengungen Wurzach krank verlassen. Hören wir zum Schlusse den Bericht eines schlichten Gesellen an seine Eltern in Augsburg: „Bei der Abschiedspredigt des Pater Haßlacher (Sonntag den 14. Juni) waren bei 20,000 Menschen versammelt, und ich glaube, nicht ein Auge blieb trocken. Wir mußten auf freiem Felde übernachten, denn die Menschenmenge war zu groß. Diese zwei Missionäre sind ausgezeichnete Männer, und opfern ihr ganzes Leben auf, um die Menschen wieder auf den rechten Weg zu bringen. Machen sie noch länger so fort, das heißt, strengen sie noch länger sich so an, so ist in ein paar Jahren keiner von ihnen mehr am Leben."

Am 15. August 1856 legte Pater Haßlacher in Paderborn die Profeßgelübde ab. Dort hatte er sein Tertiat vollendet. Vor und nach hatte sich sein Lungenleiden sehr verschlimmert. Es machte wiederholt, wie er einmal selbst schrieb, Attaque auf ihn. Schon in der Mission zu Neuß trat auf der Kanzel eine Lungenblutung ein. Die Krankheit hatte einen gefährlichen Charakter angenommen, und so sollte sie gerade die Veranlassung werden zu den berühmten Conferenzen, die von da P. Haßlacher in kleineren Sälen für die Männerwelt bis zu Ende des Jahres 1862 gab. Diese Conferenzen, religiös-wissenschaftliche Vorträge, waren nur für die Männerwelt; sie dauerten gewöhnlich zehn bis vierzehn Tage, und endigten mit der Generalbeicht und gemeinschaftlicher Communion. Lacordaire, Ravignan, Pater Felix waren es in Frankreich, die mit großem Geschick und noch größerem Erfolge dieses Gebiet der geistlichen Beredsamkeit betraten. In Deutschland schloß sich ihnen P. Haßlacher an, und der Anklang, den die Conferenz-Vorträge fanden, war überall ein mächtiger. In Köln hielt Pater Haßlacher dieselben vom 4. bis 28. März 1858 im dortigen Casino. Zu seinen Füßen saß unter den Zuhörern wiederholt der hochselige Cardinal Johannes von Geissel. Der Cardinal-Erzbischof celebrirte die heil. Messe, in der die General-Communion stattfand — die General-Communion von zwölfhundert Männern. Hören wir eine Schilderung.

„Die Conferenzen des hochwürdigen Pater Haßlacher. Es ist heute Palmsonntag, ein schöner Märztag, auf dem mit der Sonntagsruhe etwas wie Palmweihe liegt... Der Schreiber dieses kommt eben aus der Kirche, den Kopf voll Gedanken, das Herz voll Empfindungen, wie sie nicht alltäglich sind, wie sie vielleicht nur zum Palmsonntage passen, wenigstens zu dem heutigen. In der Kirche hat er einer Feier beigewohnt, die im Grunde gar nichts ungewöhnliches, wenigstens nicht für einen katholischen Christen bot. Keine sogenannte musikalische Messe, keine Aufführung fand statt,

die Kunst, nämlich was man heutzutage Kunst nennt, war bei dieser Feier gar nicht vertreten. Eine kurze schlichte Anrede, eine stille heil. Messe, celebrirt durch Se. Eminenz den hochw. Cardinal-Erzbischof, wozu die versammelte Gemeinde anfänglich nur die Lieder der allbekannten deutschen Singmesse sang, nur während der Passion sangen die Sänger des Gesellenvereines das Improperium von Bernabei lateinisch, und nach der Wandlung bis zum Schluß der Communion sonst bekannte vierstimmige Communionlieder. Die ganze Feier schloß das Te Deum und dauerte alles in allem zwei gute Stunden. Und doch griff die ganze Feier mit einer eigenthümlichen Gewalt an's Herz, daß man die Nachwirkung davon so bald weder aus dem Sinn, noch aus dem Gemüthe verlieren wird. Die ziemlich geräumige Minoriten-Kirche, in welcher die Feier stattfand, war, ein seltener Anblick, voll Männer — nur Männer, denn dießmal war das fromme Frauengeschlecht vollständig ausgeschlossen — und zwar Männer aus den höheren Classen, Beamte, Militärs, Kaufleute und Männer aus der guten Bürgerklasse. Sie alle, wie sie gegenwärtig waren, hatten mit noch vielen anderen Männern, die aber meistentheils so weit noch nicht zu gehen vermochten, seit mehreren Wochen allabendlich im großen Saale des hiesigen Casino's zu den Füßen des Jesuitenpaters Haßlacher gesessen und waren mit steigender Aufmerksamkeit seinen Vorträgen gefolgt, hatten dann aber auch seiner Einladung bereitwillig Gehör geleistet, heute zusammen die heil. Ostercommunion zu empfangen. Se. Eminenz der Cardinal, der zu öfterem den Vorträgen beigewohnt, hatte nämlich für die Zuhörer im Casinosaale gerne die Dispens ertheilt, bei dieser feierlichen Gelegenheit die Ostercommunion, die sonst jeder in seiner Pfarrkirche empfangen soll, zu feiern. An 1200 Männer nahten sich in frommer Ehrfurcht dem Tische des Herrn und besiegelten damit das öffentliche Bekenntniß ihres katholischen Glaubens. Das war ein Fest, eine Feier, eine Andacht, die mit fast wunderbarer Gewalt die Seele

ergriff. Doch, die Zeit wird besser, es wird heller, lichter in dieser Stadtwelt, denn die Männer werden wieder besser, ehren mehr als seit Langem ihre Religion und legen davon öffentliches Zeugniß ab. Dazu hat kein Zwang, keine Ueberredung, kein Schielen nach der Gunst dieser Welt oder hoher Vorgesetzten geführt, dazu hat nichts gezwungen, als die Macht der Wahrheit, für die der ehrliche Mann sein unverhohlenes Zeugniß ablegt. Diese heutige, ernste und doch rührende Feier war gewissermaßen die rasch gereifte Frucht jener Vorträge, die, wie gesagt, seit mehr als drei Wochen fast allabendlich im Casinosaale abgehalten wurden. Diese besondere Art von Vorträgen, wie sie nun bereits in fast allen rheinischen Städten durch den Pater Haßlacher sind gehalten worden, sind wieder ein Fingerzeig, wie die katholische Kirche unter allen Umständen den Bedürfnissen der Zeit entgegenzukommen weiß, wie sie den wirklichen socialen Zuständen Rechnung zu tragen versteht, weil sie für besondere Leiden und Gebrechen auch die entsprechenden Heilmittel zur Hand hat, wie zur Zeit sich der praktische Arzt findet, der die ewige göttliche Theorie geeignet handhabt und mit Erfolg anwendet... Ja diese Art Vorträge sind ein frischer Griff in's wirkliche Leben hinein, überaus zeitgemäß, so nothwendig, daß man sich fast billig verwundern sollte, wie man nicht schon lange auf dieß verfallen. Wenn mich nicht alles täuscht, dann werden sie mit der Zeit Bedürfniß, wenn sie es nicht schon jetzt wirklich sind. Belehrung! Gründliche Belehrung in ernsten wichtigen Dingen! So ruft der wahrheitsdurstige, von allerlei Zweifel und Einwürfen matt geplagte Menschengeist aus, und darum drängten sich die Männer, ich sage aus allen Ständen, zu den genannten Vorträgen, daß oft auch kein Stehplätzchen zu erhaschen war, und von den Bequemlichkeiten die Wenigsten etwas verspürten. Ich bin gar nicht gewillt, die Vorträge irgend einer Kritik zu unterwerfen, obschon ich selbst schon mehrere gehört habe, die meisterhaft waren; es ist schon unermeßlich viel darüber

in allen Kreisen geredet, für und wider disputirt worden, wie nicht anders zu erwarten war. Vielen gefiel bald das Eine nicht, Andere fanden willkommenen Anlaß am Andern zu kritisiren, obschon Niemand ohne Nutzen den Saal verlassen hat. Aber überfüllt war der Saal in der Regel, und zwar bis zum Ende, ein Beweis für das was wir auch jetzt sagen: Wir sagen nur, der Weg ist geebnet, das Heilmittel für gewisse Schäden ist gefunden — das lebendige Wort überragt doch jede Schrift. Die Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen, ist offenkundig, möge man Zeit und Gelegenheit im Auge behalten, damit dieß sehr ergiebige Feld weiter angebaut, bepflanzt und gepflegt werde. An reichen Früchten wird's nicht fehlen."

In München-Gladbach hielt Pater Haßlacher die religiösen Vorträge im Anfange des Jahres 1859. Man staunte daselbst namentlich über seine Kenntnisse der Schriften des heil. Augustinus. So kam es, daß ihm am Schlusse der Vorträge die Werke des heil. Augustinus, ed. Bened. 1679 bis 1700 in 11 Foliobänden, als Andenken mit künstlerisch ausgeführter Tabula gratulatoria überreicht wurden. Die Vorträge hielt er daselbst in jenem großen Saale, der heute als Synagoge dient. Die Zuneigung der Männerwelt hatte er sich bei Beendigung der Conferenzen im höchsten Maße erworben. — In Viersen kam es vor, daß bei der General-Communion der Pfarrer an der nördlichen Seite der Communionbank die heil. Communion austheilte, während P. Haßlacher sie an der Seite nach Süden spendete. Da drängte sich alles nach dieser Seite hin, alles wollte aus seiner Hand das „Dankessakrament" empfangen.

1858 hatten Haßlacher und Pottgeißer auch in Berlin ihre Vorträge gehalten. Im Auftrage vieler Protestanten wurde in Nro. 134 der belletr. liter. Beilage „Deutschland" der Artikel „Nochmals die Jesuiten in Berlin" eingesandt. „Wir haben", heißt es daselbst, „bereits in unserem ersten Schreiben ihr Wirken auf eine unparteiische Weise zu be-

sprechen gesucht, und halten es daher für unsere Pflicht, noch einmal die Sache anzuregen. Wir sprachen bereits in unserm vorigen Schreiben die gewisse Hoffnung aus: der Tempel, welchen die Patres hier errichteten, werde der würdigen Kuppel nicht ermangeln. Unsere Erwartung ist nicht getäuscht worden. ‚Wer bist du?‘ Noch tönt das Thema der letzten Rede in unseren Ohren . . . Wir müssen aufrichtig gestehen, daß uns die Auffassung des Taufgelübdes, als der Grundstein unseres ganzen Lebens, erst jetzt vollständig klar geworden ist, ebenso wie wir selten einen Gottesdienst verlassen haben mit so mächtiger Herzenserhebung, mit einem so überaus gekräftigten Bewußtseyn von der überschwenglichen Gnade Gottes. Und Jeder, den wir gesprochen, hat dasselbe gefühlt und weiß es Dank dem Manne, der ihm so klar die Größe seiner Würde, seiner Rechte und seiner Pflichten vor Augen geführt. Wir aber werden dieser seltenen Stunde stets eingedenk seyn und das ‚Rette Deine Seele‘ wird täglich vor unsern Augen schweben.“ So der Artikel im Auftrage vieler Protestanten eingesendet.

Nach so segensreicher Wirksamkeit in Deutschland wurde Pater Haßlacher von dem Provinzial der Jesuiten der französischen Ordensprovinz, der er durch seinen Eintritt in St. Acheul angehörte, zurückgerufen. Am 2. Januar 1863 reiste er nach Paris ab, kam zuerst in das Kloster rue de la Poste, aber schon am 16. Februar in das Kloster rue de Sèvres; diesem gehörte er bis zum 8. Oktober 1866 an. Im erstgenannten Hause war es für seine Gesundheit zu unruhig wegen des damit verbundenen großen Pensionates.

Während Pater Haßlacher dem Kloster in der rue de Sèvres angehörte, war er vom 3. Juli 1864 bis zum 17. Januar 1866 auf einem Schlosse bei Marseille, Château de la Baume, bei einer gräflichen Familie — Convertiten, die durch vieles Gebet (Novenen die sie gehalten) es vom Himmel erfleht hatten, daß ihr Wunsch, Pater Haßlacher möge sie von Paris dorthin begleiten, erfüllt würde, was

mit Rücksicht auf seine schwache Gesundheit auch gestattet wurde. Doch schien im Sommer dort die Luft nachtheilig für seine Gesundheit zu seyn; im Winter ging es besser. Längere Zeit hindurch war er dort sehr krank; in einem Briefe vom 27. Juni 1865 heißt es, daß er bereits drei Monate hindurch keine Messe mehr gelesen, kein Brevier mehr gebetet; doch wurde er wieder hergestellt, so daß er den übernommenen Gottesdienst wieder versehen konnte. Die übrige Zeit arbeitete er daran, seine Conferenzen druckfertig zu machen, was indeß nicht vollendet wurde.

Am 8. Oktober 1866 wurde P. Haßlacher Oberer des Klosters **rue Lafayette**; so kam er mitten unter die in Paris lebenden armen Deutschen, deren Seelsorge ihm oblag; er wurde im eigentlichen Sinne deren Pfarrer.

Als im deutsch-französischen Kriege 1870 sämmtliche Deutsche aus Paris ausgewiesen wurden, mußte auch P. Haßlacher die seit vier Jahren treu geübte Stellung aufgeben und mit noch drei anderen Patres aus Paris flüchten, am 1. September 1870. Gegen Mitte Oktober kam er nach Bonn und blieb dort bis zum 2. Juli 1871. In dem Jesuitenhause daselbst hatte er Morgens gegen 9—10 Uhr einen Vortrag an die Bewohner des Klosters zu halten; immer indessen meinte er, der Obere möge einen Würdigeren, denn er, dazu bestimmen.

Am 2. Juli 1871 zog es den treuen Arbeiter im Weinberge zurück zu den armen Deutschen in Paris; er kam wieder in seinem Hause **rue Lafayette** an, aber wie zerstört und zerschossen fand er dasselbe! Sein ganzes Zimmer, Bett, alle Möbel waren durch eine Bombe, die im Zimmer geplatzt war, zerstört. Nur eine Muttergottesstatue war unter allen Trümmern erhalten geblieben; das bereitete ihm viel Trost. Die erste Commission, die er in Paris machte, war, für dieselbe eine neue Glasglocke zu kaufen, wie er in einem Briefe erzählt.

Durch den Haß der Franzosen gegen die Deutschen ge-

zwungen, mußte er am 5. Oktober 1873 das Haus wiederum verlassen und er kam in gleicher Stellung nach Poitiers, Ecole saint Joseph, wo er bis Oktober 1874 verblieb. Durch einen sehr unglücklichen Fall wurde er in Poitiers lebensgefährlich krank, kam krank nach Paris in das Kloster rue de Sèvres zurück. Sein Zustand schien sich etwas gebessert zu haben, als ihn im November 1875 ein Unterleibsleiden auf's neue ergriff und seine Auflösung am 5. Juli 1876 herbeiführte. Seine langen und schweren Leiden trug er mit der größten Geduld; täglich empfing er auf dem Bette die heil. Communion; am Feste Peter und Paul dieses Jahres empfing er zuerst die heil. Communion als Viaticum, an diesem Tage wurde sein Bewußtseyn immer schwächer; die einzige Bitte war, seine Umgebung möge für ihn beten. Während seiner ganzen Krankheit war ein Buch über das Leiden Christi seine einzige Lektüre; darin las er, wenn es seine Leiden nur gestatteten. Auf seinen Wunsch hatte man ihm in den letzten Wochen ein anderes Krankenzimmer gegeben, ganz nahe bei der Hauskapelle, so daß er an allen heiligen Messen, die dort gelesen wurden, Theil nehmen konnte. Wann er bat, für ihn zu beten, fügte er hinzu: aber nicht um Gesundheit, das bleibe dem lieben Gott überlassen, nur Geduld erflehe man für mich!

In Gladbach hatte er bei der Schlußpredigt in der herrlichen Benediktiner-Münsterkirche die bedeutsamen Worte an die Männer der Stadt gerichtet: „Ich bitte, vergesset niemals zwei Dinge: lieben und leiden. Das Leiden für Gott erwähle ich für mich; erwählet ihr für euer ganzes Leben: Gott den Allerhöchsten zu lieben!“ Das Leiden, das sich der jetzt Vollendete gewählt, hat ihm Gott gegeben! Jetzt ist ihm wohl — den vielen irdischen Leiden ist er entrückt; jetzt wird er, so hoffen wir, das zweite üben, nämlich Gott lieben in alle Ewigkeit! Wir wünschen ihm den Segen, mit welchem Moses vor seinem Tode die Priester Israels segnete: „Benjamin, der Liebling des Herrn, wird sicher bei dem Herrn

wohnen; wie auf einem Ruhebett wird er Tag für Tag bleiben und ruhen in seinen Armen.“ 5. Mos. 33, 12.

Die meisten Leser dieser Zeilen haben den edlen Mann öffentlich reden und auftreten gesehen; im Vorstehenden ist auch die andere Seite des menschlichen Daseyns, das Privatleben uns vorgeführt; es steht vor uns klar und durchsichtig, erhellt vom hellen Lichte der Religion! Solche Resultate bringt die christliche Weisheit hervor! „Gerade dadurch“, heißt es so schön in einer Lebensskizze des großen Philosophen Karl Joseph Windischmann, „unterscheiden sich wahrhaft christliche Weise von den Weisen und Buch-Gelehrten dieser Welt, daß jene in die Ferne mit eitlem Glanze weniger blenden, dem sich Nähernden aber unerwartete Reichthümer der Einsicht, des wahren Geistes, des gottseligen Gemüthes darbieten, während die Berühmtheiten der Welt meistens nur von Ferne gesehen werden dürfen wie Theater-Dekorationen, in der Nähe hingegen als sehr kleine Menschen erscheinen!“

Hertkens,
Priester der Erzdiöcese Köln.

LXV.

Culturkampf und Beamtenthum.

Mit dem Kampfe des staatlichen Absolutismus wider die kirchliche Freiheit, für welchen die innerlich unwahre Bezeichnung „Culturkampf" Bürgerrecht erlangt hat, geht es nach allgemeinem Urtheil in jüngster Zeit mächtig bergab, nicht zwar in dem Sinne, daß bestimmte Aussicht auf eine baldige befriedigende Lösung vorhanden wäre, wohl aber insoweit, als die „Sattheit", von welcher der altconservative Abgeordnete von Meyer-Arnswalde zu Anfang dieses Jahres mit Bezug auf die kirchen-politischen Wirren sprach, immer mehr um sich greift und von einer Culturkampfs-Freudigkeit selbst in denjenigen Kreisen längst keine Spur mehr zu finden ist, welche in den ersten Stadien ihrem Wohlgefühle in dem Ausruf: „es ist eine Lust zu leben!" Luft machten. Insbesondere hat auch das Verständniß für die Schäden, welche der Conflikt vom rein staatlichen Gesichtspunkte verursacht, bedeutende Fortschritte gemacht. So bemerkte vor Kurzem selbst die „Kölnische Zeitung" in einer weitausholenden Studie über die Frage, wie der Culturkampf aufhören könne u. A.: „Es wäre thöricht, zu glauben, daß ein Zustand (wie ihn das Blatt zuvor geschildert) dem irdischen Gemeinwohl förderlich sei. Wer wollte verkennen, daß die religiös-politischen Gegensätze bis in die Familien hineingedrungen sind, in den Gemeinden, im Kreise, ja bis in den Landtag und Reichstag hinein alle gedeihliche Entwicklung verhindern?" Mit der Beendigung des Kirchen-Conflikts, meint das Blatt weiter, werde die Möglichkeit vernünftiger poli-

tischer Parteibildung einen guten Schritt vorwärts thun können. In den Gemeinden u. s. w. werde die sachliche Erwägung Eingang finden und eine der ärgsten Schädigungen unseres socialen Lebens aufhören.

Die katholische Publicistik hat über die mancherlei Erscheinungen, welche in dieser Richtung seit Beginn der Culturkampfs-Aera zu Tage getreten sind, stets gewissenhaft Buch geführt. Es drängen sich indeß — da die kirchen-politische Krise eben in alle Beziehungen des öffentlichen Lebens hineinspielt — immer neue Momente dem aufmerksamen Beobachter auf. Zu den bisher nicht ausreichend beachteten gehört namentlich der Einfluß des Culturkampfes auf das Beamtenthum und auf die Stellung der Beamten in den vorwiegend katholischen Bevölkerungskreisen.

Das neue, oder richtiger seit einem Decennium in Preußen wieder aufgenommene System, die Kirche der staatlichen Omnipotenz dienstbar zu machen, erforderte zu seiner Durchführung bezw. zu dem Versuch seiner Durchführung ein nicht geringes Maß von Rücksichtslosigkeit angesichts des geschlossenen Widerstandes, welchen die Katholiken demselben entgegensetzten. So scharf eine Gesetzgebung verurtheilt werden muß, welche diesen Widerstand hervorgerufen, so erscheint es andererseits vom staatlichen Standpunkte als eine naturgemäße Forderung, daß auch die katholischen Beamten der Ausführung der kirchen-politischen Gesetze und Verwaltungsmaßregeln sich nicht entziehen. Sache des Einzelnen ist es im konkreten Falle zu erwägen, ob und inwieweit die Mitwirkung mit der Gewissensüberzeugung sich vereinbaren läßt — ein sehr heikles und schwieriges Capitel. Thatsächlich haben eine Anzahl katholischer Beamten verschiedener Kategorien ihre Stellen quittirt; eine ungleich größere Zahl wurde von der Regierung im Verlauf des Confliktes beseitigt, bezw. den von Corporationen Gewählten oder Wiedergewählten die Bestätigung versagt, und zwar ging man dabei weit über die angedeutete Grenze hinaus.

Vermöge der traditionellen Handhabung der verfassungsmäßigen Parität werden in Preußen die höchsten Stufen der Beamtenhierarchie überhaupt nur sehr vereinzelt von Katholiken erklommen. Seit Kurzem gehört allerdings dem Ministerium nach langer Unterbrechung wieder ein Katholik an (der Minister des Handels), der indeß laut Mittheilungen öffentlicher Blätter das Bekenntniß so wenig hervorkehrt, daß er seine Nachkommenschaft protestantisch erziehen läßt. Mit der Auflösung der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums wurden die derselben angehörigen katholischen Räthe entweder quiescirt oder „neutralen“ Ressorts zugewiesen. Von den Oberpräsidenten ist nur derjenige von Westfalen katholischer Confession; es ist bekannt, daß derselbe an Eifer im Culturkampfe keinem seiner akatholischen Collegen nachsteht. Der (unseres Wissens) einzige katholische Regierungspräsident Graf Villers wurde von Coblenz nach dem Osten verpflanzt. Aus den sonstigen Versetzungen gleichen Charakters sind insbesondere die der Regierungsräthe von Mallinckrodt und von Heeremann in allgemeiner Erinnerung geblieben, weil dadurch diese beiden ausgezeichneten Männer sich veranlaßt sahen, aus dem Staatsdienste auszuscheiden und so der parlamentarischen Laufbahn gewonnen wurden.

Am gründlichsten wohl hat der Culturkampf unter den katholischen Landräthen aufgeräumt. Da der Landrath aus der Wahl der Kreistage hervorgeht, so war die Zahl der Katholiken von mehr oder minder entschiedener Färbung unter dieser Beamtenkategorie in den westlichen Provinzen eine sehr beträchtliche; heute sind dieselben zum großen Theil zur Disposition gestellt und zwar befinden sich unter den Gemaßregelten Persönlichkeiten, welche — wie der Landrath Jansen in Heinsberg — in den ersten Stadien des Conflikts der regierungsfreundlichen Fraktion der Freiconservativen im Abgeordnetenhause angehörten oder — wie Landrath von Eerde in Geldern — als Gegencandidat katholischer Notabilitäten bei den politischen Wahlen sich portiren ließen. Die Erfahrungen der katholischen Kreise hinsichtlich der Ausübung

des Bestätigungsrechtes von Seiten der Regierung hatten zur Folge, daß in manchen Fällen auf eine Wahl ganz verzichtet, in andern die commissarische Ernennung geradezu anheimgegeben wurde. So ist es geschehen, daß nach Removirung der bisherigen Vorstände in nahezu ausschließlich von Katholiken bewohnten Kreisen — z. B. Geilenkirchen, Heinsberg, Erkelenz, Düsseldorf (Land), Geldern, Cleve, Paderborn, Büren, Lippstadt, Ahaus, Steinfurt, Münster (Land) — der Posten, dessen Inhaber vorzugsweise vom Vertrauen der Bevölkerung getragen seyn soll, von Protestanten occupirt ist oder doch von solchen Katholiken, welche im öffentlichen Leben meist in den schärfsten Gegensatz zu ihren Confessionsgenossen treten.

In nicht minder greller Beleuchtung hat sich das System bei den der Bestätigung unterliegenden Wahlen für die Communalverwaltung gezeigt. Der memorabelste Fall ist der des Oberbürgermeisters Kaufmann zu Bonn, der nach langer tadelloser Amtsführung trotz einstimmiger Wiederwahl durch ein in weit überwiegender Mehrheit liberales bezw. regierungsfreundliches Stadtverordneten-Collegium Sybel'scher Observanz die Bestätigung versagt wurde, weil er zwar sich bereit erklärte die sogenannten Mai-Gesetze auszuführen, nicht aber in der Lage war die Versicherung abzugeben, daß er dieß „gern" thun werde. Unter den Nichtbestätigungen neuesten Datums erregte die des Bürgermeisters Wulff zu Arnsberg ein gewisses Aufsehen. Auch hier hatte die aus Katholiken und Protestanten, Conservativen und Liberalen zusammengesetzte Gemeindevertretung den in 35jähriger Dienstzeit um die Stadt hochverdienten Beamten einstimmig wiedergewählt und alle möglichen Schritte gethan, um die Bestätigung zu erlangen.

Es bedarf unter diesen Umständen keiner weiteren Ausführung, nach welchen Normen bei der Auswahl derjenigen Beamtenclassen verfahren wurde, wo die Ernennung pure der Regierung zusteht. Ein sehr deutlicher Fingerzeig in

dieser Beziehung ist die seiner Zeit von mehreren hundert Landbürgermeistern in Neuwied abgehaltene Versammlung, welche sich gegen eine Ausdehnung der preußischen Verwaltungsreform-Gesetze auf die Rheinprovinz erklärte, weil durch dieselben auch den ländlichen Gemeinden ein Wahlrecht bezüglich jener Kategorie von Beamten verliehen wird — eine Befugniß, deren Handhabung zweifelsohne der großen Mehrzahl der in Neuwied Versammelten verhängnißvoll geworden wäre.

Das schroffe Vorgehen der höhern Behörden fand selbstverständlich seinen Widerhall in den untern Regionen. Auch ohne jedesmalige besondere Weisung sah man den gesammten bureaukratischen Apparat aus den verschiedensten Anlässen gegen den „staatsfeindlichen Ultramontanismus“ sich in Thätigkeit setzen. Bei allen Wahlen wiederholte sich das Schauspiel, daß das unmittelbare und mittelbare Beamtenthum sozusagen geschlossen der breiten Masse der Bevölkerung gegenübertrat, gewissermaßen wie eine fremde, von gegentheiligen Strebungen und Interessen geleitete Colonie. Mit verhältnißmäßig geringen Abweichungen ließ sich die Abstimmung der Steuer-, Post-, Telegraphen-, Polizei- und Gefängniß-Beamten bei öffentlichen Wahlen im voraus bestimmen und als Faktor in die Wahrscheinlichkeitsrechnung der Parteien einstellen. Auch an direkter Beeinflussung fehlte es nicht. Der Abgeordnete Lingens hat in der Reichstags-Sitzung vom 3. April dieses Jahres bei Berathung der von Post- und Telegraphen-Beamten eingereichten Petitionen dieses Thema berührt. Als Mitglied des Wahlvorstandes bei der jüngsten in Aachen stattgehabten Gemeinderathswahl habe er die Wahrnehmung machen müssen, wie die Beamten aller Kategorien von ihren Chefs angeleitet oder angewiesen worden seien, für die Personen ihre Stimme abzugeben, die von dem Chef der Verwaltung empfohlen worden waren. Aus den Regierungsbezirken Düsseldorf und Oppeln sind Fälle zur öffentlichen Kenntniß gelangt, welche als eine förmliche Prämiirung regierungs-

freundlicher Wahlen sich charakterisiren: Volksschullehrern wurden mit Rücksicht auf ihre Abstimmung Gratifikationen zuerkannt oder doch ein bezüglicher Vorschlag der entscheidenden Instanz unterbreitet.

Welches Verhältniß bei so bewandter Sachlage zwischen dem Bürgerthum und dem Beamtenthum an zahlreichen Orten sich herausbilden mußte, liegt auf der Hand. Auch die Autorität der Stellung ging aus den politischen Kämpfen, welche dem Beamten in den katholischen Bezirken durchweg im Lager der Minorität ihre Stelle anweisen, nicht ohne Einbuße hervor. Ganz von selbst entwickelten sich aus diesem Antagonismus fortgesetzte Reibungen und Hemmungen sogar auf Gebieten, welche mit dem kirchen-politischen Conflikte in keinerlei Verbindung stehen, ein Zustand, dessen Bedenklichkeit für das Gemeinwohl kein besonnen Urtheilender sich verschließen wird.

Eine weitere der ernstesten Beachtung sich aufdrängende Erscheinung ist die mit dem Culturkampf und durch den Culturkampf in Beamtenkreisen hervorgetretene Verwilderung. Die nachfolgenden wieder die westlichen Provinzen wesentlich in Betracht ziehenden Erörterungen werden dem allgemeinen Ausdrucke seinen concreten Inhalt geben.

Alle Betrachtungen über dieses bisher nirgend eingehender besprochene Thema knüpfen am besten an die Enthüllungen des sensationellen Prozesses Konitzer an, welcher im Oktober vorigen Jahres vor der Zuchtpolizeikammer des Bonner Landgerichts in I. Instanz sich abgespielt hat. Konitzer war Agent des von dem frühern Bonner Professor, jetzigen Geheimen Oberregierungsrath und Direktor der Berliner Staatsarchive von Sybel in's Leben gerufenen und gegenwärtig noch vornehmlich von dem nationalliberalen Bonner Professorenthum geleiteten sogenannten „Deutschen Vereins", dem die besondere Aufgabe der Bekämpfung des „Ultramontanismus" im Rheinlande zugedacht war. Ein Erpressungsversuch brachte den genannten Agenten mit der Strafjustiz in Berührung und diesem Umstande verdankt das nicht ein-

geweihte Publikum die vielbesprochenen Aufklärungen über die Mittel und Wege, wie der „Deutsche Verein" sein Germanisirungwerk in den von ihm heimgesuchten urdeutschen Landestheilen betrieb. Der Agent Konitzer hatte — um mit den in zwei Instanzen adoptirten Erwägungsgründen des Bonner Landgerichts zu reden — vorzugsweise die Obliegenheit, für den „Deutschen Verein" die Rheinprovinz zu bereisen, Notizen über Landräthe, Bürgermeister und sonstige Beamte zu sammeln und für den deutschen Verein das Ausspioniren und Denunciren der Beamten bezüglich ihrer Gesinnung in der kirchlich-politischen Frage zu besorgen. Das gerichtliche Urtheil bezeichnete dieses Treiben als ein niedrige Gesinnung bekundendes, gefährliches und verwerfliches, und der die Anklage begründende Vertreter des öffentlichen Ministeriums gab seiner Entrüstung darüber in den Worten Ausdruck: „Der Beschuldigte habe den letzten Rest seines Ehrgefühls in's Grab gelegt, als er sich von dem ‚Deutschen Verein' als Spion in unserer Provinz anwerben ließ."

Die öffentliche Meinung — soweit sie nicht von den deutschvereinlichen Organen beeinflußt war — trat dem aus den Akten geschöpften Erkenntnisse des Bonner Gerichts bei und zahlreiche Männer von Stellung — der in der Sache fungirende Staatsprokurator sowie der Untersuchungsrichter an der Spitze — kehrten dem „Deutschen Verein" den Rücken. Konitzer wurde, weil er das auf seinen Geschäftsreisen gesammelte Material in Einem Falle hatte benutzen wollen, um von einem angeblich ultramontanen Bürgermeister zweihundert Thaler zu erpressen, zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, sein Gewährsmann der Steuerempfänger Hützer in Münstereifel (Vertrauensmann des „Deutschen Vereines") zu einmonatlichem Gefängniß wegen Verläumdung des des Ultramontanismus und verschiedener Verschuldungen im Amte verdächtigten Bürgermeisters. An die Enthüllungen der Bonner Gerichtsverhandlung reihten sich weitere an. Konitzer'sche Originalnotizen über eine ganze Reihe von Be-

amten, deren „Staatstreue" der Bonner Nebenregierung nicht reinlich und zweifelsohne erschienen war, gelangten in die Oeffentlichkeit, wohl nicht ohne Zuthun des Dr. Konitzer selbst, der von seinen früheren Patronen im Stich gelassen und nach Möglichkeit verleugnet, hartnäckig an deren Rockschöße sich klammerte und in einer besonderen Rechtfertigungsschrift den Beweis antrat, daß er sich streng innerhalb des Rahmens des ihm vom Vorstande des „Deutschen Vereins" gewordenen Auftrages gehalten habe.

Es ist für den Unbetheiligten schwer, aus der Auseinandersetzung des ehemaligen Agenten mit seinen Mandanten in einzelnen Punkten die objektive Wahrheit zu ermitteln; soviel jedoch ist außer allen Zweifel gestellt, daß ein bedeutender Prozentsatz der „Geschäftsführer", welche dem commis-voyageur des „Deutschen Vereins" bei der Anlage seiner Conduitenliste behülflich waren, aus Beamten der verschiedensten Kategorien bestand, darunter Schulinspektoren, Gymnasiallehrer, Volksschullehrer, Steuerempfänger und selbst Richter. Das von Konitzer gesammelte Material ist von dem Preßorgane des „Deutschen Vereins" — der „Deutschen Vereins-Correspondenz" — zu Angriffen auf Beamte mehrfach verwerthet worden und, wenn man den Angaben Konitzers in diesem Punkte Glauben schenken darf, so hat einer seiner Berichte durch den nunmehrigen „Ehrenpräsidenten" von Sybel sogar den Weg in das Ministerium des Innern unter dessen früherem Inhaber gefunden, zu dem (allerdings nicht erreichten) Zwecke, die Bestätigung des beigeordneten Bürgermeisters Sommer in Aachen zu hintertreiben. Daß der neue Minister des Innern im Gegensatze zu dem im Prozeß Konitzer erkennenden Gerichte die Thätigkeit des „Deutschen Vereins" als mit der levis notae macula nicht behaftet anzusehen scheint, dürfte die vor Kurzem erfolgte Bestätigung des israelitischen Kaufmannes L. Spier zum ersten Beigeordneten der (von 110 Juden und 3533 Christen bewohnten) Stadt Rees am Niederrhein ergeben. Vierzehn Stadtver-

ordnete hatten gegen die nach zweimaliger Nichtbestätigung des von dem Collegium gewählten katholischen Kaufmannes Reinders von der Regierung zu Düsseldorf vollzogene Ernennung des Genannten unter Berufung auf den Umstand Einsprache erhoben, daß derselbe von dem Sekretär des „Deutschen Vereins" zu Bonn auf die dem Dr. Konitzer übergebene Marschroute als einer der thätigsten und rührigsten Geschäftsführer dieses Vereins für Ertheilung von Nachrichten über die politische Zusammensetzung von Verwaltungsbehörden rc. gesetzt sei. In Uebereinstimmung mit dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz vermochte aber nach Inhalt eines Bescheides vom 21. April d. Js. der neue Minister des Innern hieraus einen Grund zur Rückgängigmachung jener Ernennung nicht zu entnehmen.

Wenn es fraglich erscheinen kann, ob die Haltung der höchsten Verwaltungsbehörden gegenüber dem „Deutschen Verein" auf die Erwägung zurückzuführen ist, daß sogenannte Staatsfreundlichkeit, insbesondere rücksichtsloser Culturkampfs-Eifer selbst über eine minder ehrenhafte Handlungsweise hinwegsehen lassen müsse, so ist jene Erwägung bei anderen in den kirchenpolitischen Conflikt hineinspielenden Vorkommnissen in der allerunzweideutigsten Weise als maßgebend hervorgetreten. Wir beschränken uns auf zwei durch gerichtliche Verhandlungen offenkundig gewordene Fälle aus der jüngsten Vergangenheit.

Die Gemeinde Marialinden im Kreise Mülheim a. Rhein gehört zu der leider in beständigem Wachsthum begriffenen Zahl derjenigen, in welchen der Conflikt zwischen Schule und Haus eine möglichst akute Gestalt angenommen hat. Die katholischen Eltern verfolgen mit höchstem Mißtrauen die Wirksamkeit des Volksschullehrers Schlicher, den sie in Eingaben an die vorgesetzten Behörden als einen „Religionsverächter" bezeichnen, ohne daß es ihnen bisher gelungen wäre, dessen Beseitigung zu bewirken, obwohl die wenig bemittelte Gemeinde bereit wäre, denselben mit vollem Gehalt

zu pensioniren. Vor Kurzem hatte ein Familienvater in dem genannten Orte darüber Beschwerde zu führen, daß sein Sohn von dem fraglichen Lehrer mißhandelt worden sei. Die k. Regierung zu Köln ertheilte nach Untersuchung der Sache dem Lehrer einen Verweis, die k. Oberprokuratur lehnte ihrerseits die Erhebung einer Klage gegen denselben ab und verwies den Vater auf die Anstellung der Civilklage. Der Beklagte führte bei der bezüglichen (Ende April stattgehabten) Verhandlung zu seiner Vertheidigung an, daß er dem Knaben nur vier Schläge mit einem Stöckchen applicirt habe, sowie daß die Leute in seiner Gegend „staatsfeindlich, bigott und ihm feindlich gesinnt" seien. Aus der Beweisaufnahme ging hervor, daß der Lehrer dem Knaben wegen einer Unart einen Schlag versetzt und ihn dann, weil derselbe nach der Rückkehr auf seinen Platz mit den Füßen gestampft, mit in seine Wohnstube genommen und dort mit einem Stock geschlagen hatte. Der als Sachverständiger vernommene Arzt gab sein Gutachten dahin ab, daß die Mißhandlung des Jungen eine „entsetzliche" gewesen sei; der Geschlagene habe 20 Striemen über den ganzen Rücken und die Arme gehabt und sei einige Stunden nach dem Vorfalle noch nicht im Stande gewesen, den Rücken soweit zu beugen, um seine Beinkleider anziehen zu können. Der Arzt, welcher sich höchst entrüstet über den Vorfall zeigte, legte ein Blatt Papier vor, auf welchem er die Striemen abgezeichnet hatte. Dagegen war der Vertreter des Beklagten in der Lage ein Zeugniß des — beiläufig bemerkt, in den Konitzer'schen Listen wegen „klerikaler Familie" als verdächtig notirten — Landrathes zu produciren, dahin gehend, daß der Beklagte „treu zu den Staatsgesetzen stehe" und bei den regierungsfeindlichen Elementen der betreffenden Bürgermeisterei einen um so schwereren Standpunkt habe, als er ganz allein dastehe; die Kinder würden von den Eltern förmlich aufgereizt, den Lehrer zu beleidigen, und verdiene dessen strenges Auftreten demgegenüber alle Anerkennung. Schließlich ersuchte das Zeugniß das Gericht um

möglichste Nachsicht. Der Anwalt des Klägers konnte nicht umhin, seinem Erstaunen darüber Ausdruck zu geben, daß ein hoher Beamter ein solches Attest ausgestellt habe, und das Gericht verurtheilte den Lehrer (der bereits wegen Mißhandlung bestraft ist) wegen der neuen Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes zu einer Geldbuße und Civilentschädigung an den Kläger.

In verschiedener Hinsicht charakteristischer noch ist der zweite Fall, welcher im Mai d. Jahres das Trierer Zuchtpolizeigericht und den durch die Maigesetze in's Leben gerufenen „königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten" beschäftigte. Dem früheren Küster Rohmer von St. Laurentius in Trier war zur Last gelegt, zu wiederholten Malen Geldbeträge zum Nachtheile der Pfarrkirche unterschlagen zu haben. Der Beschuldigte, welcher früherer nicht zur gerichtlichen Cognition gelangter Unterschlagungen geständig und seinerzeit als Freischärler in Baden in eine Zuchthausstrafe von 10 Jahren condemnirt worden war, wurde vom Zuchtpolizeigerichte zu Trier zu einem Jahre Gefängniß und zweijährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt. Unter den Vertheidigungsmitteln fand sich auch hier ein Führungsattest, ausgestellt von dem Trierer Polizei-Commissär Schneider, welches besagte: „In politischer Beziehung kann der rc. Rohmer nur als patriotisch bezeichnet und dabei hervorgehoben werden, daß er während der letzten Jahre bei dem Verfahren gegen den Pastor Classen und den Caplan Schneiders (beide Geistliche an St. Laurentius) wegen unerlaubter geistlicher Amtshandlungen der Polizeibehörde wesentliche Dienste geleistet hat." Gegen die vom Kirchenvorstande vollzogene Entfernung aus dem Küsteramte — der Pfarrer Classen ist schon vor längerer Zeit und nach langer Gefängnißhaft durch den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten für „abgesetzt" erklärt worden — hatte Rohmer zunächst bei der k. Regierung zu Trier Beschwerde geführt, (woraufhin ihm der Regierungspräsident v. Wolff seinen

Schutz versprochen), dann aber an den genannten Berliner Gerichtshof appellirt. Bei der bezüglichen Verhandlung wurde abermals jenes Attest über die „gute politische Führung" sowie ein entsprechendes „bestes Leumundszeugniß" von siebzig bis achtzig Gemeinde-Mitgliedern angezogen. Als den Anlaß zu der angefochtenen Kündigung bezeichnete der Provokant sein „staatsfreundliches" Verhalten mit Bezug auf die Kirchengesetze, eine Annahme, welche der Regierungspräsident von Wolff in einem amtlichen Schreiben bestätigen zu können erklärte. Der Gerichtshof vernichtete die Kündigungs-Verfügung, allerdings nur aus einem formalen Grunde, weil kein ordentliches Absetzungs-Verfahren gegen den Küster eingeleitet worden sei.

Der beregte Unfug, die politische beziehungsweise kirchenpolitische Gesinnung als entlastendes oder milderndes Moment bei strafrechtlichen Untersuchungen in's Feld zu führen, hat sich indeß häufiger noch und in gehässigerer Weise in entgegengesetzter Richtung breit gemacht. Sehr zahlreich haben Strafprozesse Leumundsberichte eifriger Bürgermeister an's Licht gebracht, in welchen den Beschuldigten die Note ertheilt war, daß sie zwar durchaus unbescholtene, hochangesehene Leute, aber — „durch und durch ultramontan", „ultramontane Agitatoren" oder „Anhänger der staatsfeindlichen ultramontanen Partei" seien. Derartige Wendungen fanden sich insbesondere in Attesten über maigesetzwidriger Amtshandlungen beschuldigte Geistliche und nicht selten in einer Fassung und in einem Zusammenhange vor, welche nur die Erklärung zulassen, daß es an Beamten nicht fehlt, die seit Beginn des sogenannten Culturkampfes den katholischen Klerus als eine Art corpus vile betrachten, dem gegenüber man aller Rücksichten amtlicher Schicklichkeit sich entschlagen dürfe.

Es kommen hier weiter in Betracht die nicht gerade mehr seltenen Vorgänge aus der Aera des kirchenpolitischen Confliktes, welche Voreingenommenheit, Mangel ruhiger Ueberlegung und selbst leidenschaftliche Willkürlichkeit von

Seiten der ausführenden Beamten dokumentiren. Das polizeiliche Vorgehen gegen die Gemeinde Marpingen nimmt in dieser Beziehung eine hervorragende Stelle ein. Die einzelnen Stadien dieses eigenthümlichen Feldzuges sind noch so frisch in dem Gedächtnisse aller Kreise, daß es eines zusammenfassenden Ueberblickes kaum bedarf. Wie man sich erinnert, verlangte der am 16. Januar dieses Jahres im preußischen Abgeordnetenhause verhandelte Antrag der Fraktion des Centrums in seinem dritten Theile, daß die Staatsregierung aufgefordert werde, die bei der Angelegenheit vorzugsweise betheiligten Beamten, insbesondere den Bürgermeister Woytt von St. Wendel zu rektificiren. Dieser Antrag gründete sich zunächst auf das Gesammtverhalten der vorzugsweise in Frage kommenden Beamten: des Regierungspräsidenten von Wolff in Trier, des stellvertretenden Landrathes, Kreissekretär Besser, und des vorgenannten Bürgermeisters; ganz speciell aber war Bezug genommen auf Aeußerungen der betreffenden Beamten selbst. Bezüglich der letzteren bemerkte der Antragsteller Abgeordneter Bachem unter Anderem: „Ich frage Sie, was soll man sagen von einem Regierungspräsidenten, der wie der Regierungspräsident von Wolff zu Trier — nach zeugeneidlichen Aussagen vor der Zuchtpolizeikammer zu Köln — auf die Frage des (die Militär-Exekution in Marpingen leitenden) Hauptmannes, ob er das Militär umlegen solle nach den gesetzlichen Bestimmungen oder nach militärischen Rücksichten, geantwortet hat: legen Sie nach militärischen Rücksichten um, und geben Sie dem Ortspfarrer Neureuter einmal 16 Mann in's Quartier, der hat einen schlechten Eindruck auf mich gemacht. Was würde demnach einem Manne passiren können, der das Unglück haben sollte, auf den Herrn Minister einen schlechten Eindruck zu machen; er müßte ungefähr gehenkt werden, wenn man sechzehn Mann Strafeinquartierung auf vierzehn Tage bekommt, weil man auf den Herrn Regierungspräsidenten von Wolff zu Trier *einen* schlechten Eindruck macht. Was den stellver-

tretenden Landrath Besser anlangt, so ist dieser in der Sache wenigstens sehr unbesonnen zu Werke gegangen. Er hat am 15. Juli 1876, drei Tage nach den Ereignissen im Walde die folgende amtliche Kundgebung drucken lassen: ‚Schon die Voruntersuchung hat ergeben, daß die Anstifter des Wunders nur darauf ausgingen, die leichtgläubige Bevölkerung zu betrügen.‘ Hr. Besser erklärt also dort als bereits erwiesen, was heute (16. Januar) nach 1½ Jahren durch die schärfste und mit dem größten Apparat geführte Untersuchung noch nicht erwiesen werden konnte. Zum mindesten ist er also mit großer Unbesonnenheit und Voreiligkeit zu Werke gegangen.“ In Betreff des Bürgermeisters Woytt berief sich der Redner auf zwei Urtheile des Zuchtpolizeigerichts zu Saarbrücken. Der Reichstags-Abgeordnete Prinz Radziwill hatte in einem von mehreren Tagesblättern wiedergegebenen Schreiben gegen den genannten Beamten den Vorwurf erhoben, daß derselbe aus Rachsucht (wegen der Weigerung des Gemeinderathes den Bürgermeistergehalt zu erhöhen) gegen die Gemeinde Marpingen mit äußerster Schroffheit vorgegangen sei. Auf die dieserhalb erhobene Verleumdungsklage erließ die Zuchtpolizeikammer ein (später in zweiter Instanz durchaus bestätigtes) Urtheil, in dessen Erwägungsgründen es folgendermaßen heißt: „In Erwägung zur Sache, daß der vom Beschuldigten bezüglich seiner Behauptungen angebotene Beweis der Wahrheit als in der Hauptsache erbracht anzusehen ist, daß insbesondere auf Grund der übereinstimmenden Aussagen sämmtlicher Zeugen als erwiesen anzusehen ist, daß der Bürgermeister Woytt bei Gelegenheit der Budgetberathung pro 1876 dem Gemeinderath von Marpingen gedroht hat: ‚Ihr Marpinger, ich werde Euch kriegen, ich werde Euch zum Wegebau heranholen, ich werde Euch das Einhalten des Schulhausbaues beim Landrathe einstreichen‘; daß ferner derselbe, als das Militär in Marpingen einrückte, dem Hauptmann gegenüber äußerte: ‚das ist eine allgemeine Räuberbande, kein Teufel geht bei‘; sowie zu den

selben Zeit: ‚ich habe schon lange gesucht, Euch in's Käulchen zu bringen, jetzt habe ich Euch, ich werde Euch treten, so gut ich kann, das ist recht für Euch, jetzt wird Euch die Kasse geputzt‘; daß in der Hauptsache also der Beweis als erbracht erscheint." (Wegen eines nicht erwiesenen unbedeutenden Punktes wurde Prinz Radziwill zu einer Geldbuße von 20 Mark verurtheilt.) Denselben Bürgermeister Woytt — in dessen angeführten Aeußerungen nach dem Ausdrucke des Abgeordneten Bachem „eine Rohheit der Gesinnung sich dokumentirt, die eine traurige Frucht der Verwilderung ist, welche in Folge des Culturkampfes besonders in Folge der Art und Weise, wie der ‚Deutsche Verein‘ die Beamten in der Rheinprovinz zu drillen und zu hetzen sucht, bei einem Theil des Beamtenthums leider sich eingenistet hat" — verurtheilte das Zuchtpolizeigericht zu Saarbrücken unter Annahme mildernder Umstände zu einer Geldstrafe von 50 Mark, weil er eine Frau, die von ihm einen Erlaubnißschein zur Betretung des gesperrten Marpinger Waldes erbat, thätlich mißhandelt hatte. Aus der Rede des stellvertretenden Ministers des Innern am 16. Januar erfuhr man, daß Woytt von der vorgesetzten Behörde einen Verweis erhalten habe; aus den öffentlichen Blättern hatte man aber etwa einen Monat früher schon erfahren, daß der bisherige commissarische Bürgermeister Woytt definitiv zum Bürgermeister von Alsweiler (zu welcher Gemeinde Marpingen gehört) ernannt worden sei.

Schließlich erübrigt noch ein Hinweis auf die in der Aera des „Culturkampfes" im Beamtenthum merkbar gewordene Abnahme der sittlichen Integrität. Bereits im vorigen Jahre wurde in diesen Blättern (in den Aufsätzen „zur Sittengeschichte der Gegenwart") darauf hingewiesen, in welch bedrohlichem Maße die Unterschlagungen zugenommen haben, und zwar solche von Personen, denen ihre amtliche Eigenschaft das öffentliche Vertrauen sicherte. Die in diese Kategorie gehörigen Vergehen und Verbrechen haben sich in der That seit den letzten Jahren in bisher unerhörter Weise

vermehrt. Aus gelegentlichen Notizen der Tagespresse, welche auf die Provinzen Rheinland und Westfalen sich beschränken und etwa den Zeitraum eines Jahres umfassen, stellen wir folgende Daten zusammen. Im März vorigen Jahres verschwand der Kreisschulinspektor Dr. Uphues zu Ahaus unter dem Verdacht Gelder unterschlagen und Quittungen gefälscht zu haben. Gleichfalls wegen Unterschlagung suchte Mitte März der Steuereinnehmer des Bezirks Werne, von Rappard, das Weite. Um dieselbe Zeit hatte sich vor den Assisen zu Cleve ein Steuerempfänger und dessen Gehülfe aus dem genannten Kreise wegen Unterschlagung und falscher Buchführung zu verantworten. Vom Clever Zuchtpolizeigericht wurde der frühere Bürgermeister von Sonsbeck wegen Unterschlagung verurtheilt. Im November brachten die Blätter einen Steckbrief gegen den Kreisgerichts-Sekretär Nengelken zu Neuwied wegen „bedeutender Cassendefekte". Gegen Ende vorigen Jahres brannte in Bochum der Rendant Schennen, zu Anfang dieses Jahres in Herne der Sparkassenrendant Sprick (letzterer mit 115,000 Mark) durch. Seit Februar wird der commissarische Amtmann Horn von Gütersloh wegen dringenden Verdachts der Unterschlagung von der Bielefelder Staatsanwaltschaft steckbrieflich verfolgt. Im März wurde der Sparkassen-Rendant und Communal-Empfänger Eickhoff in Dinslaken wegen qualificirter Unterschlagung und zwar in dreiundzwanzig Fällen, zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Zu Neuwied entdeckte man in der Stadtkasse ein Deficit von 13,000 Mark zu Lasten des Cassirers. Anfangs April endlich erfolgte die Verhaftung des oben mehrfach erwähnten Steuerempfängers Hützer in Münstereifel wegen eines Kassen-Defektes von über 38,000 Mark. Die Blätter erinnerten aus diesem Anlasse daran, daß aus demselben Gerichtsbezirk (Bonn) der Steuerempfänger von Siegburg wegen Unterschlagung steckbrieflich verfolgt werde und der Steuerempfänger zu Eitorf der Aburtheilung wegen eines großen Kassendefektes harre, sowie daß schon früher aus den benachbarten Kreisen die Steuerempfänger von Mülheim a. Rhein

und Deutz sich bedeutender Unterschlagungen amtlicher Gelder schuldig gemacht hatten.

Die vorerwähnten Beamten gehörten fast durchweg in die Kategorie der sogenannten Culturkämpfer, in ganz hervorragendem Maße der Rendant Eickhoff und der Steuerempfänger Hützer; bezüglich des Letzteren laufen außerdem Andeutungen durch die Presse, wonach die von dem eifrigen Agenten des „Deutschen Vereins" zur Schau getragene „Staats- und Regierungsfreundlichkeit" die Entdeckung seines verbrecherischen Treibens jedenfalls nicht gefördert habe.

Wir glauben im Vorstehenden einen nicht unwesentlichen Beitrag zu der neuerdings auch von „liberaler" Seite häufiger ventilirten Frage von dem Einflusse des kirchenpolitischen Conflikts auf das Gemeinwohl geliefert zu haben. Es wäre ein Leichtes, das wenig anmuthende Gesammtbild noch durch manche Einzelzüge zu vervollständigen. Daß mit diesen Ausführungen, welche gegen gewisse, inmitten einer katholischen Bevölkerung dem gegenwärtigen System „gern" dienende Beamtenkreise ihre Spitze kehren, Ausschreitungen aus der von dem „Culturkampf" so schwer getroffenen Bevölkerung heraus nicht gebilligt werden sollen, sei ausdrücklich betont; anderseits ist nicht zu verkennen, daß in dem sogenannten Culturkampfe selber und in der Art wie er vielfach geführt wird, oft eine Herausforderung, stets ein Anreiz zu solchen Ausschreitungen liegt. Der Punkt, auf den es ankommt, ist der Nachweis, in welchem Grade durch den kirchenpolitischen Conflikt das normale Verhältniß zwischen Bürgerthum und Beamtenthum eine Störung, und gleichzeitig die Qualität des letzteren eine Einbuße erlitten hat. Wir stehen da vor einem tiefgehenden Schaden, der selbst nach Beendigung der Krise, welche ihn hervorgerufen, lange noch nachfressen und Dezennien zu seiner Heilung erfordern wird.

K., im Mai 1878. J. B.

LXVI.

Zeitläufe.

An der Schwelle des orientalischen Congresses.

Den 12. Juni 1878.

Europa wird also doch wieder ein Lebenszeichen von sich geben und sich zur Verhandlung über die Krisis des Orients im Congreß versammeln. Wir täuschen uns keineswegs darüber, daß mit dieser Thatsache der Friede noch keineswegs endgültig gesichert ist. Aber es ist doch immerhin ein guter Anfang, auf den wir inzwischen mit Genugthuung hinblicken; denn gerade wir haben im Verlaufe aller dieser Verwicklungen, und nicht erst seit der orientalischen, nicht aufgehört, die todt gesagte europäische Gemeinsamkeit anzurufen zur Rettung der Völker vor den Griffen der Blut- und Eisenmänner.

Es ist das Verdienst Englands, wenn es jetzt wenigstens scheint, daß es wieder „ein Europa" geben soll. Ohne die entschlossene Auflehnung Englands gegen die separatistischen Abmachungen von San Stefano hätte ohne Zweifel selbst in der Weltfrage des Orients das Princip der nationalistischen Isolirung und Sonderpolitik einen vollständigen Triumph gefeiert. Das hat auch Fürst Bismarck nicht anders erwartet, wenn er die „Versumpfung" der türkischen Krisis in Aussicht stellte und die Russen bereits als beati possidentes glücklich pries. In der That würde Niemand die Ignatieff'schen Cirkel gestört haben, wenn es nicht England zu thun unternahm; der Separatismus hätte das internationale Recht endgültig in's Grab gelegt.

Vorerst hat sich nun das Wort, welches Czar Nikolaus

im Februar 1853 zum englischen Gesandten sprach, erfüllt: „Die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung — was Andere denken oder thun, ist im Grunde von wenig Wichtigkeit." Wir haben dieses Wort in den „Blättern" wiederholt citirt, und waren auch stets des Glaubens, daß Rußland das Möglichste thun werde, um sich mit England gütlich auseinanderzusetzen, sobald es den Ernst sehen würde; wie wir auch stets der Meinung waren, daß die brittische Macht, bei allem kühnen Selbstvertrauen, doch nicht leichthin zum Kriege schreiten werde, wenn er irgend zu vermeiden wäre.

Rußland wird nun, wie man mit ziemlicher Sicherheit annehmen darf, auf dem Congreß soweit Concessionen machen, als England sie mit Entschiedenheit verlangt. Aber keinen Schritt weiter; und was die anderen Interessenten, namentlich Oesterreich, erreichen wollen, das werden sie nur erreichen durch den Beistand Englands. Damit übernimmt die Regierung Ihrer brittischen Majestät eine schwere Aufgabe und eine ungeheure Verantwortung. Je nachdem die Aufgabe gelöst wird, kann in der Türkei eine definitive Neuordnung im friedlichen Einverständniß der Mächte grundgelegt, oder es kann zwar zu einer augenblicklichen Verständigung der Mächte kommen, wofür aber in wenigen Jahren die kriegerische Verwicklung um so unvermeidlicher wiederkehren wird. Die Folgen würden rascher und wuchtiger eintreten als die des diplomatischen Flickwerks von 1856.

England erscheint in der großen Frage des Orients nicht bloß als europäische, sondern mehr noch als asiatische Großmacht. Darum kann man sagen, daß seiner orientalischen Politik zwei sich gegenseitig widerstrebende Seelen innewohnen, und daß diese Politik sich dem entsprechend zweierlei Aufgaben stellt, die nach dem natürlichen Lauf der Dinge am Ende immer wieder untereinander sich ausschließen. Man könnte sagen, diese zwiespältige Natur der orientalischen Politik Englands habe in dem Kampfe der einheimischen Parteien ihren persönlichen Ausdruck gefunden, und Herr

Gladstone repräsentire die europäische Seite des englischen Interesses an der Türkei bis zum Vergessen der asiatischen Partie. Das officielle England hingegen will einerseits gleichfalls die Türkei europäisiren, andererseits aber doch die Hegemonie der islamitisch-osmanischen Raçe und die Sultans-Herrschaft erhalten.

In St. Petersburg kennt man diese Achillesferse der orientalischen Politik Englands ganz genau. Die feine Ironie, womit der russische Reichskanzler die große Depesche des Marquis Salisbury vom 1. April beantwortet hat, gibt davon Zeugniß. Der englische Minister unterwirft den Vertrag von San Stefano einer strengen Kritik, am Schlusse aber sagt er: bei der Constantinopler Conferenz habe die englische Regierung die Verwirklichung der Politik erzwecken wollen, „die Türkei unter osmanischer Regierung zu reformiren", womit das Reich erhalten werden sollte bis zu der Zeit, wo es im Stande seyn würde der schützenden Bürgschaften zu entbehren; und er fügt bei: klärlich hätte sich dieser Zweck nur dadurch erreichen lassen, „daß die verschiedenen Völkerstämme soweit mit ihrer Stellung zufrieden gemacht würden, daß ein Geist des Patriotismus in ihnen angefacht würde, und sie dazu bestimme das osmanische Reich als treue Unterthanen des Sultans zu vertheidigen." Durch den Krieg, fährt Salisbury fort, sei die Sachlage nun allerdings eine andere geworden. „Unter den veränderten Umständen der gegenwärtigen Zeit", so sagt er wörtlich, „läßt sich derselbe Zweck nicht im gleichen Maße durch dieselben Mittel erreichen. Große Veränderungen mögen und werden ohne Zweifel in den Verträgen nothwendig werden, durch welche das südöstliche Europa bisher beherrscht worden ist. Indessen bilden gute Regierung, gesicherter Friede und Freiheit für eine Bevölkerung, der diese Segnungen bisher fremd gewesen, noch immer die Zwecke, welche dieses Land (England) ernstlich zu sichern wünscht."

Diese Aussprüche der englischen Depesche ließ sich der russische Minister sofort bestens gefallen. Nur, meinte er, hätte der Lord auch sagen sollen, wie denn England seinen

Zweck in der Türkei erreichen wolle, zwar ohne die im Frieden von San Stefano aufgestellten Grundlagen, aber nicht ohne den Ansprüchen gerechter Weise Rechnung zu tragen, welche Rußland durch die von ihm allein getragenen Opfer erworben habe. „Der Marquis von Salisbury erkennt selbst die Möglichkeit und Nothwendigkeit großer Aenderungen an; unter diesen Umständen bleibt uns nur zu erfahren, wie nach der Auffassung Sr. Excellenz die Verträge und die von England und den anderen Mächten anerkannten Ansprüche mit den wohlwollenden Absichten vereinigt werden können, auf deren Verwirklichung die vereinigte Aktion Europa's stets gerichtet gewesen ist, namentlich auf die Sicherung von guter Regierung, von Friede und Freiheit für diejenigen Bevölkerungen, welche dieser Wohlthaten bisher entbehrt haben.“ Auf diese Fragen, schließt der russische Kanzler, gebe die Depesche des Marquis „keine einzige Antwort“; sie mache keinen praktischen Vorschlag und sage nur, was England nicht wolle, sage aber nicht, was es denn eigentlich wolle.

Sobald man der russischen Politik einmal „große Veränderungen“ in der Stellung des Türkenreichs concedirt, und zwar zum Zwecke der Erhaltung der osmanischen Herrschaft, so hat sie schon gewonnen Spiel. England will die Veränderungen, um das Reich unter einer guten Regierung zu befestigen. Rußland gibt vor, das gleiche Ziel zu verfolgen; aber Jedermann weiß, daß das nur Heuchelei ist, daß Rußland den gänzlichen Ruin der Türkei anstrebt, wenn auch allerdings nicht jetzt augenblicklich, sondern für gelegene Zeit. An der Newa weiß man, daß alle Bestrebungen Englands „die Türkei unter osmanischer Regierung zu reformiren“, ihren Zweck nicht erreichen, nämlich zu einer „guten Regierung“ nicht führen werden. Man weiß mit Einem Worte, daß „osmanische Regierung“ und „gute Regierung“ ein Widerspruch in adjecto ist. Veränderungen in diesem Sinne kann man sich daher immerhin gefallen lassen, sie sind eitel Wasser auf die russische Mühle. Ob es gerade die von San Stefano sind, ob sie mehr oder minder „groß“ seyn sollen, da-

raufhin kann Rußland keinen europäischen Krieg riskiren, wenn nur die Mächte nicht auf den Gedanken kommen, die Axt an die Wurzel zu legen und in der Türkei ein reinliches Ende zu machen.

Wirklich hat auch die Erwiderung des Fürsten Gortschakoff vom 9. April den Vertrag von San Stefano übereinmal sehr wohlfeil gegeben: es sei nur ein Vorvertrag; er deute nur im Princip an, wie die geographische Nothwendigkeit gewürdigt und zahlreiche Interessen versöhnt werden könnten; darum bewegten sich auch viele Artikel des Vertrags in unbestimmten Ausdrücken, wodurch späteren Vereinbarungen über als unerläßlich erachtete Aenderungen Raum gelassen sei. Also, man hat nur recht viel verlangt, um markten lassen zu können. Wie schlau!

Hienach erscheint denn auch die in London festgehaltene, an der Newa aber absichtlich hinausgezögerte Forderung, daß der Vertrag als Ganzes und nicht bloß zur Discussion der Details vor den Congreß kommen müsse, als ein Streit um des Kaisers Bart. Verständlich wäre uns diese formelle Frage überhaupt nur dann gewesen, wenn dem Congreß das Recht hätte gewahrt werden wollen, den Vertrag von San Stefano im Princip zu beseitigen und zurückzukehren zu dem Princip des Pariser Vertrags vom Jahre 1856: Integrität und Unabhängigkeit des türkischen Ländergebiets unter europäischer Garantie. Der Congreß brauchte dann nur zu thun, wozu vor 22 Jahren die Lage noch nicht reif war, nämlich im Namen Europa's an der Brücke zweier Welttheile zu Constantinopel eine „gute Regierung“ einzusetzen und mit vereinten Kräften zu handhaben. Festsetzungen im Detail wären dann zunächst gar nicht erfordert worden.

England hat seit dem russischen Wagstück von San Stefano mit großer Entschiedenheit das Vertragsrecht vertreten und, spät zwar, doch energisch gegen die unselige Lehre vom Zerreißen der Verträge protestirt, womit man es bis dahin in London selbst nur allzu leicht genommen hat. Vom euro-

päischen Vertragsrecht ist nun so viel gerettet, daß es Rußland nicht erlaubt ist, nach eigenem Belieben die Verträge von 1856 und 1871 zu annulliren, sondern die contrahirenden Mächte werden im Namen Europa's die Bestimmungen derselben aufheben oder verändern. Daß eine, wie immer auch durch Gebietsabtretung und Unabhängigkeits-Erklärung der Vasallen-Länder modificirte, Rückkehr zum Statusquo vor dem Kriege undenkbar sei, wird in London nicht verkannt und in Wien laut zugestanden. Vor Allem wird aber noch ein Anderes unmöglich seyn: daß nämlich Europa sich abermals wie im Jahre 1856 mit türkischen Versprechungen auf dem Papiere abspeisen lasse und sodann quasi re bene gesta über die orientalischen Dinge zur Tagesordnung übergehe.

Das war eben seit zwanzig Jahren der Vortheil Rußlands. Es hat die Gelegenheit reichlich ausgenützt, und den ausschließlichen Einfluß gedachte es sich nun in San Stefano vertragsmäßig zu sichern. Der Proceß würde abermals genau so verlaufen seyn wie seit 1856, sobald die wie immer neu organisirte Türkei unter „osmanischer Regierung" sich selber überlassen werden wollte. Aber wie wollen sich die Mächte in den Einfluß theilen und die Türkei sozusagen gemeinschaftlich regieren? Eine finanzielle Controlle über das Reich als bankerotten Allerwelts-Schuldner genügt nicht. Wie sollen aber dann die europäischen Mächte eine weiter gehende Controlle ausüben, um den Bevölkerungen eine „gute Regierung" zu garantiren? Ein Botschafter-Collegium in Constantinopel als türkische Oberregierung niederzusetzen, daran wird der Congreß doch wohl nicht denken? Das hieße buchstäblich Drachenzähne säen in- und außerhalb der Türkenländer. Oder wollte man den Sultan der wesentlichsten Regierungsrechte entkleiden, um dieselben autonomen Provinzialregierungen zu übertragen und ihn bloß noch als obersten Militär-Commandanten und diplomatischen Figuranten bestehen zu lassen? Das Eine wie das Andere wäre die sichere Quelle ewiger Beunruhigung und beginnender *Auflösung*. Der Congreß würde so zerstören, anstatt zu *consolidiren*.

Wer wird also im Congreß die Axt produciren, um sie an die Wurzel des Uebels zu legen und der russischen Politik mit ihren eigenen Waffen zu begegnen. England, fürchte ich, thut es nicht. Bei allen Wünschen für eine „gute Regierung" der Türkei, die schon das eigene Interesse ihm gebietet, hat England doch immer Scheu getragen der Pforten-Wirthschaft mit entschiedenem Ernst zu Leibe zu gehen. Man hat den excessiven und für einen unabhängigen Staat unerträglichen Forderungen der Constantinopler Conferenz zugestimmt; aber als es Ernst zu machen galt, da hat man gefürchtet das Ei zu zerbrechen. Rußland ist im Recht, der englischen Politik vorzuwerfen: England hätte der Pforte die Gebietsabtretungen, wie andere natürliche Folgen des Kriegs wohl ersparen können, wenn es sich damals Rußland angeschlossen hätte, als ihm zweimal, bei dem Berliner Memorandum und bei der Sendung des Grafen Sumarokoff nach Wien, der Vorschlag gemacht worden sei, auf die türkische Regierung einen gemeinschaftlichen Druck durch die Flotten auszuüben, um die Annahme des Programms der Constantinopler Conferenz zu erzwingen. England wollte eben nicht offen gegen die Pforte auftreten; das ist die asiatische Seite seiner Politik. Und so hat es die Türkei immer wieder zum vergeblichen Widerstand ermuthigt, bis sie nun in Grund und Boden ruinirt ist.

England wird aber auch auf dem Congreß überall für die wenigstens nominelle Oberhoheit des Sultanats eintreten, und im Uebrigen seine speciellen Interessen verfolgen. Die Dardanellen und das schwarze Meer, der Suezkanal und Aegypten bedürfen erneuerter Garantien für alle antirussischen Mächte. Um aber seinem speciellen Einfluß eine materielle Basis zu geben, wird England die griechische Karte ausspielen. Es ist dieß bereits ein öffentliches Geheimniß. Die Depesche Salisbury's nimmt es den Russen ganz besonders übel, daß sie im Vertrag von San Stefano die ausbedungenen Reformen auch für die griechischen Provinzen unter ihre Aufsicht stellen wollten, und überdieß das neue Bulgarien vom schwarzen

Meer bis zum Archipelagus ausgedehnt hätten, wodurch der slavischen Mehrheit die nach Nationalität, politischer Tendenz und religiösem Bekenntniß ihr fremde Masse der griechischen Bevölkerung preisgegeben würde. Will Rußland auf türkischem Boden einen „starken Slavenstaat" haben, so will England eben dort einen starken Griechenstaat hergestellt wissen. Aber wenn auch dieser Zweck erreicht ist, wenn über Epirus, Thessalien, Macedonien und Kreta nach dem Willen Englands verfügt wird, wenn überhaupt alle englischen Bedenken gegen die Abmachungen von San Stefano beseitigt sind: wird dann das türkische Reich gestärkt, die Stellung des Sultanats befestigt, eine „gute Regierung" in Constantinopel gesichert, Friede und Ruhe unter den verschiedenen Raçen verbürgt seyn? Das ist die Frage; und wir sind der Meinung: sicherlich von dem Allem nur das Gegentheil. Rußland könnte sich dabei in's Fäustchen lachen.

Der Friede in diesen Ländern ist schlechthin nur zu erhalten unter einer gleichmäßig und unparteiisch über allen ihren Raçen und Religionen stehenden Regierung. Das lehrte ja auch die Erfahrung von dem Moment an, wo der türkische Bann über ihnen durch Rußland gebrochen wurde. Die Rumänen befeinden die Slaven, die Bulgaren stehen gegen die Griechen und umgekehrt, die Serben beeifersüchtigen die Bulgaren, die muhamedanischen Slaven bekriegen die christlichen im Rodope-Gebirge; sie bilden zwei feindliche Lager in Bosnien und der Herzegowina; die Albanesen und die katholischen Schkipetaren stehen auf dem Sprunge gegen die Czernagorzen wie gegen die Griechen; die Wlachen am rechten Donauufer und die Nationalität der Armenier, die wie die Moslims verschiedenen Stammes überall eingesprengt sind, wollen gleichfalls nicht vergessen seyn — und da soll eine Nationalitäten-Politik den Frieden bringen! Man organisirt im Gegentheile den Bürgerkrieg an allen Ecken und Enden, wenn man das Völkergewimmel auf der Balkanhalbinsel nach napoleonischen Recepten behandeln will.

Nun denke man sich das Sultanat an der Spitze eines

solchen Zustandes! Von Europa, im Gegensatz zu dem Princip des Vertrags von 1856, zwar unschädlich, aber auch vollends ohnmächtig gestellt, durch Unglück und Verbrechen innerlich demoralisirt, durch unaufhörliche Verschwörungen unterminirt, von Prätendenten aus dem eigenen Hause wie aus dem Sultansgeschlecht der Seldschuken und überhaupt aus dem aufflammenden Fanatismus des Islam bedroht, das Staatsruder abwechselnd in den Händen schon gesättigter und annoch hungriger Raubgeier: denke man sich diese Regierung kurzgesagt so, wie sie in den Berichten aus Constantinopel Tag für Tag geschildert wird, und dann sage man, wäre eine solche Regierung anders denkbar, als daß die europäischen Mächte durcheinander hinter den Coulissen hervor die Regierung selber regierten und ebenso mit der Pforte wie unter sich den täglichen Rivalitäts-Krieg führten? Daß Rußland dabei alle Collegen ausstechen würde, das zeigt sich jetzt schon wieder. So würde die Krisis verewigt. Warum also nicht offen eine Regierung bestellen, die es wirklich vermöchte der Dinge Herr zu werden? Früher oder später muß es doch dazu kommen, wenn nicht auf dem Um- und Abweg einer „Theilung der Türkei“ erst noch das schwerste Unglück über Europa gebracht werden soll.

Der Grundgedanke, der unsere Beurtheilung der großen Frage des Orients seit drei Jahren geleitet hat, ist jüngst von einem auch von der „Allg. Zeitung“ sehr hoch gestellten Manne kurz und gut ausgesprochen worden: „Möge man es Leuten, welche die Verhältnisse des Orients einigermaßen kennen, glauben daß gerade im Orient der Besitz keine Macht, sondern Aufgaben erzeugt. Und stellen wir uns vor die Türkei und den Orient als Ganzes, so ist uns kein Zweifel, daß jeder Staat an diesem Orient zu Grunde gehen muß, wenn er glaubt, seine Macht mit dem Ländergebiet zu vergrößern, das er dort gewinnen mag. Ehe 25 Jahre vergehen, wird der Orient nicht den einzelnen Mächten, sondern Europa gehören, wie jetzt im Grunde die Donaumündungen, der Bosporus und eigentlich auch Aegypten, und in Constantinopel werden wir die Gemeinschaft des europäischen Lebens wieder finden, die wir in Paris nur im Stadium der Sehnsucht nach dem Bessern angestrebt haben und die Rußland in San Stefano und jetzt in Wien[1]) vergeblich dauernd zu vernichten bemüht war“[2]).

Wenn die Diplomatie den Gedanken noch nicht zu fassen vermag, so ist der Grund vielleicht zuerst bei England und in der Rücksicht auf den Islam zu suchen. Aber wenn wirklich

1) Der Verfasser meint die russische Anreizung zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina zum Zwecke der Annexion durch Oesterreich.

2) „Allg. Zeitung“ vom 17. April 1878.

gerechte Besorgnisse vor der nicht erst seit gestern vielbesprochenen „pan-islamitischen Union" bestünden, dann sollte man der Verschwörung eben nicht Zeit lassen sich auszubilden, während das vereinigte Europa das Sultanat langsam zu Tode martert. Das Chalifat hat in Arabien Raum, wenn das Sultanat mit glänzender Pension in Ruhestand versetzt ist.

Die Diplomatie ist freilich ihrer Natur nach nicht schöpferisch; sie schafft nicht die Umstände, sondern hinkt ihnen nach und sucht immer nur den Ausweg. Im Jahre 1856, wo die Politik der Separation der Raçen und das System der Autonomie der großen Krisis vielleicht noch vorgebeugt hätte, hat sie es bequemer gefunden, sich mit dem Projekt der „Fusion der Raçen" zu behelfen[1]). Jetzt aber, wo die Folgen zu Tage liegen, und nachdem inzwischen die Nationalitäten-Politik die Geister der Völker vergiftet hat, will man zum System der Autonomie greifen und dasselbe sofort auf die Spitze treiben. Wenn sich dann zeigt, daß es auch hiezu zu spät ist, so wird die Diplomatie wieder einen Schritt weiter gehen, und möglicher Weise, abermals von Rußland verführt, die Theilung der Türkei projektiren, nachdem die türkischen Dinge inzwischen wirklich unheilbar geworden seyn werden.

Am dringendsten wäre Oesterreich berufen, gegen diese unheilvolle Entwicklung energisch Stellung zu nehmen. Es ist unfraglich, daß die östlichen Lebensinteressen dieses Reichs nur auf Einem Wege gerettet werden können, und daß dieser Weg verfehlt wird, wenn Europa das Princip der Integrität und Unabhängigkeit der Türkei fallen läßt, anstatt es unter der allein möglichen Bedingung einer „guten Regierung" thatsächlich zu verwirklichen. Keine andere Macht hat die gleiche Stellung zu der großen Frage. Alle übrigen Mächte können ihre Sonderinteressen auch in anderer Weise bergen. Oesterreich allein hat eigentlich gar kein Sonderinteresse an der Türkei, sondern nur das allgemein europäische, ihren ungeschwächten und gedeihlichen Bestand. Das ist die Wahrheit an der Metternich'schen Orient-Politik gewesen; gefehlt war nur, wenn man das Interesse Oesterreichs immer noch unter der Herrschaft der osmanischen Raçe geborgen glaubte. Graf Andrassy muß seit Wochen harte Vorwürfe hören, daß er sich nicht deutlich ausspreche über die österreichische Interessensphäre gegenüber den russisch-türkischen Abmachungen vom 3. März. In der That ist man sich, trotz der vielen Worte des Grafen und seines ungarischen Collegen, noch immer nicht klar darüber geworden, welche

---

1) Die „Histor.-polit. Blätter" standen damals fast allein mit ihrer entschiedenen Opposition gegen diese Orient-Politik.

Veränderungen in und mit der Türkei Oesterreich ertragen zu können meint und welche nicht. Aber der Herr Graf ist auch schlimm daran. Wollte er offen die Wahrheit sagen, so müßte er erklären: jede Veränderung, die in und mit dem türkischen Reiche geschähe, es sei denn die Einsetzung einer Regierung in Constantinopel, welche das Reich zusammenzuhalten und seine Völker zu beruhigen vermöchte, widerstrebt dem Interesse und der Sicherheit Oesterreichs.

Anstatt dessen vernimmt man von den österreichischen Ministern nur Ausreden, Vertröstungen und Widersprüche, wie es nicht anders seyn kann, wenn sie nicht Farbe bekennen dürfen oder wollen. Sie unterscheiden sogar europäische und speciell österreichische Interessen, während doch gerade das österreichische Interesse allein es ist welches, Rußland abgerechnet, mit dem wohlverstandenen europäischen Interesse absolut zusammenfällt. Sie bezeichnen besondere Punkte, die eventuell sogar einen Kriegsfall für Oesterreich abgeben könnten. Hr. Tisza hat gesagt: solche Punkte seien nicht nur im westlichen sondern auch im östlichen Theile der Balkan-Halbinsel vorhanden. Graf Andrassy fügt auch noch die nördliche Grenze hinzu. Er bezeichnet insbesondere die von Rußland stipulirte Ausdehnung des neuen Bulgaren-Staats, die Montenegro's bis an's Meer, die Beschlagnahme Rumäniens für russische Militärzwecke, die projektirte Vice-regierung Rußlands am Balkan als intolerabel. Er protestirt nicht mehr gegen die Bildung selbstständiger Staaten auf der Halbinsel, er läßt hiefür sogar das Nationalitäten-Princip zu; aber er verlangt die möglichste Einengung dieser Stäätchen und daß sie dem russischen Einfluß verschlossen seyn sollen. Wenn nun aber auch das siegreiche Czarthum auf allen diesen Punkten vor Oesterreich und seinen „geschonten Kräften" zurückweichen würde, was wäre damit gewonnen? Der tödtliche Haß Rußlands würde neu aufflammen, Oesterreich wäre dessen Stichblatt wie bisher die Türkei, und die Südslaven der illyrischen Halbinsel würden in Oesterreich abermals ihren Erbfeind erblicken lernen, wie es sich bisher mit den Türken in den Haß derselben getheilt hat.

Allem Anscheine nach sind die Beziehungen zwischen Petersburg und Wien jetzt schon auf dem Gefrierpunkt angelangt. Als Ignatieff eigens nach Wien kam, um die Staats-Kanzlei dort auszuhorchen, sind ihm die österreichischen Reklamationen gegen den Vertrag von San Stefano mitgetheilt worden. Die lange verzögerte Antwort von der Newa lautete verneinend: diese Forderungen seien zu exorbitant, als daß man darauf eingehen könnte. Dagegen knüpfte Rußland mit England an; und noch am 30. Mai mußte Graf Andrassy

vor der ungarischen Delegation gestehen, daß er von dem Resultat der englisch-russischen Verhandlungen keine Kenntniß habe; dieselben seien in geheimster Weise zwischen den englisch-russischen Staatsmännern geführt worden. Fürst Bismarck ist indeß doch von Rußland auf dem Laufenden erhalten worden. Dem Grafen Andrassy dagegen blieb nur die „Impression" übrig, daß zwischen England und Rußland keine gegen das österreichische Interesse verstoßende Vereinbarung getroffen worden sei. Das glauben wir auch, daß sich England nur um sich selber gekümmert hat, und es den Oesterreichern überläßt, ihre eigenen Anliegen mit den eigenen Mitteln zu vertreten. Im Uebrigen haben wir die „Impression", daß Oesterreich abermals wie im Jahre 1854, aber in einer leider nicht mehr gutzumachenden Weise, zwischen zwei Stühlen niedergesessen ist.

Allerdings war die Halbheit jener von Buol-Bruck geleiteten Politik noch viel unverantwortlicher. Denn Oesterreich hatte damals noch eine Stellung, die durch Preußen und Rußland erst ruinirt werden mußte, ehe es der Schutzbefohlene des Drei-Kaiser-Bundes und der Betrogene von Reichstadt werden konnte[1]). Im englischen Parlament hat Lord Derby, der abgetretene Minister des Auswärtigen, für seine Politik hauptsächlich den Umstand geltend gemacht: daß auf eine Allianz mit Oesterreich nicht zu rechnen sei, weil man zu Wien in diesem Falle der Neutralität Deutschlands nicht sicher wäre. In Berlin verlautete zwar damals, der russische Heißhunger beginne auch dem Fürsten Bismarck bedenklich vorzukommen, und er würde Oesterreich in der zwölften Stunde noch freie Hand lassen. Aber in Wien war man wenigstens im Publikum anderer Meinung: „Er, Andrassy, kann nicht, er darf nicht, er wird am seidenen Bändchen geführt." Fein, aber verständlich drückt die oben citirte Autorität die Lage aus wie folgt: „Gewiß ist nur das Eine, daß Oesterreich darum an dem Congreß festhält, weil es sich gegenüber anderer Auffassung von der Vorstellung nicht frei fühlt, daß es mit einem selbstständigen Schritte die individuelle Interessensphäre nach einer Seite hin wachrufen könnte, auf welcher

1) Die Vorgänge von Reichsstadt sind noch Geheimniß; doch verlautet so viel, daß Oesterreich damals über ein „Bulgarien nur bis an den Balkan" beruhigt worden sei. Wir haben früher bereits auf die Depesche vom 14. Juni v. Js. hingewiesen, worin Rußland den Kabinetten ohneweiters erklärte, daß ihm ein so begrenztes Bulgarien, bei dem fortgesetzten Widerstand der Türkei, nicht mehr genügen könnte. Graf Andrassy mußte jetzt vor der Delegation gestehen, daß er die Erklärung gekannt, aber das österreichische Interesse nicht dagegen eingewendet habe. Man speculirte eben damals auf die Niederlage Rußlands.

es gerade nur eine europäische Großmachts-Auffassung zu erwarten berechtigt wäre."

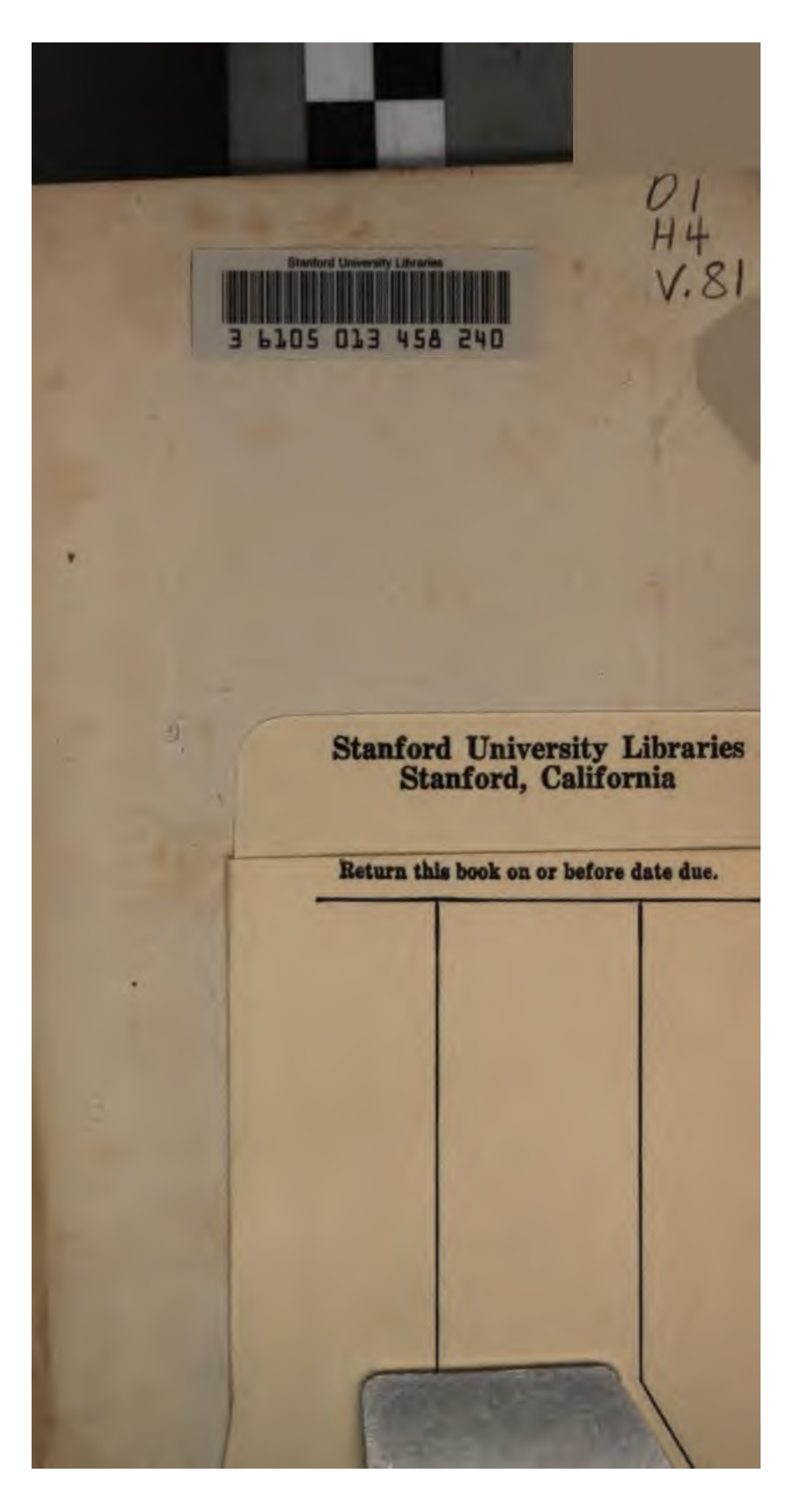
Man sieht, dieser Mann theilt die Meinung, daß es eigentlich an dem neuen deutschen Reich wäre, das europäische Gesammtinteresse an der Türkei geltend zu machen. Preußen hat Frankreich von der Stellung einer continentalen Vormacht herabgeworfen, es hat Oesterreich weit zurückgedrängt in der Reihe der großen Mächte; damit hat es aber auch Pflichten übernommen für Europa. Es hat keine asiatischen Rücksichten zu nehmen wie England, und es war doch wohl die Stimme des Gewissens, wenn Fürst Bismarck das Reich verpflichtet erklärte, für die „vitalen Interessen" Oesterreichs im Orient einzutreten. Diese Interessen, wie die keines anderen Staates, sind identisch mit dem europäischen Gesammt-Interesse, und sie können nur gewahrt werden, wenn der Congreß den letzten und definitiven Schritt thut zur Reconstruirung der Türkei.

Soll die stete Einmischung Rußlands in die Gesetzgebung und Verwaltung derselben definitiv beseitigt seyn, so muß Europa die Controlle und Verantwortlichkeit übernehmen, und mit gesichertem Erfolg kann dieß nur geschehen, wenn ein europäischer Vollmachtträger an die Stelle des Sultanats mit seinen Harems, Eunuchen und dem Gewürm der Camarilla tritt und über allen Raçen des Reichs eine gleichmäßig unparteiische Stellung einnimmt. Und wäre denn nicht bloß ein kleiner Schritt von dem, was der Congreß thun muß, bis zu dem, was er thun sollte? Denn das Sultanat unter Curatel stellen: das muß er.

Das neue deutsche Reich aber wird auf dem Congreß allerdings zu beweisen haben, daß es nicht bloß die größte Macht in Europa, sondern auch eine Großmacht ist[1]). Eine solche kann nicht sagen: „Eigentlich lassen mich die Dinge im Orient ziemlich gleichgültig, da ich direkt dort nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren habe." So könnte nur eine Nation sprechen, die nichts weiter wäre als ein Militärlager in der Mitte des Welttheils.

---

1) Allg. Zeitung a. a. O.



Stanford University Libraries
3 6105 013 458 240
01
H4
V.81
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.